UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

LXVII. JAHRGANG, CXXX. BAND
DER NEUEN SERIE XXX. BAND

12994b
22/11/13.

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1913

PB
3
A5
Bd 130

Inhalts-Verzeichnis des CXXX. Bandes

der neuen Serie XXX. Bandes

Abhandlungen

Seite

Henry Sweet. Von H. C. Wyld und A. Brandl 1

Eine mittelniederländische Bearbeitung altfranzösischer Minnefragen. Von Walther Suchier 12

Aufführung von Jesuitendramen in Indien. Von Th. Zachariae 32

Lautverwachsung und Lautabtrennung im Schweizerdeutschen. Von Ferdinand Vetter 249

Zwei mittelenglische Prosaromane: The sege of Thebes und The sege of Troy. Von Friedrich Brie 40

Die Hirtendichtung des Feliciano de Silva und Shakespeares Wintermärchen. Von Joseph de Perott 53

Die 'Merry Muses of Caledonia' und Burns' 'Court of Equity'. (Schluß.) Von Hans Hecht 57

La correspondance inédite de Harriet Martineau et de Henry Crabb Robinson. Von Jean-Marie Carré 73

Zwei mittelenglische Prosaromane: The Sege of Thebes und The Sege of Troy. (Schluß.) Von Friedrich Brie 269

Lydgatiana. Von H. N. MacCracken 286

Prolegomena zu einer Studie über die romanischen Krankheitsnamen. Von Hermann Urtel 81

Zum Tristan-Roman. (Schluß.) Von E. Brugger 117

La chronologie du séjour de Voltaire en Angleterre et les *Lettres philosophiques*. Von Fernand Baldensperger 137

Das Rousseauproblem und seine neuesten Lösungen. Von Paul Sakmann 205

Volkstümliche französische Lieder aus Arienbüchern und Chansonssammlungen des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts. Von Theodor Gerold 312

Zur provenzalischen Bibliographie. Von Kurt Lewent 324

Über italienisch *così*. Von Leo Spitzer 335

Die Entstehung des romantischen Trimeters. Von Hanns Heiss 356

Kleinere Mitteilungen

Zu Goethe in England. (Herbert Smith) 154

Zum Beowulf (Grendelsage). (Walter Benary) 154

Ags. *Berechtwine* in Alt-Irland. (Kuno Meyer) 155

Über einige Quellen zu Ælfrics 'Homiliae catholicae'. (Bernhard Fehr) 378

Dialektologische Exkursion des Romanischen Seminars in Basel. (S. Merian) 156

Bruchstück einer neuen Handschrift der 'Fait des Romains'. (J. Pirson) 381

Molière et Montausier. (Ph. Aug. Becker) 384

Peut-être. (Alfred Schulze) 385

Das Sirventes *Honratz es hom per despendre* (*B. Gr.* 212,38). (Zu *Archiv* CXXIX, S. 169.) (Leo Spitzer und Adolf Kolsen) 388

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 161

Verzeichnis der Mitglieder der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Januar 1913 172

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Seite

Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in vierzig Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Generalregister versehen von Karl Alt in Verbindung mit Emil Ermatinger, S. Kaliseher, Wilhelm Niemeyer, Rudolf Pechel, Robert Riemann, Eduard Scheidemantel und Christian Waas. Teil 11—13, 23—24, 25—26, 32, 33—35. 36—38. (W. Nickel) 407

K. Berger, s. Otto Güntter.

E. Brandenburg, s. Otto Güntter.

Rudolf Buchmann, Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens. Beiträge zu einer Motiv- und Stilparallele. (Erich Bleich) 420

Georg Dinges, Untersuchungen zum Donaueschinger Passionsspiel. (Hans Legband) . 392

Th. Engert, s. Otto Güntter.

Emil Ermatinger, s. Karl Alt.

Die schöne Seele. Bekenntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Katharina von Klettenberg. Hg. von Heinrich Funck. (Reinhold Steig) 409

Schillers sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in 20 Bänden. Unter Mitwirkung von K. Berger, E. Brandenburg, Th. Engert, A. Köster, A. Leitzmann, F. Muncker hg. von Otto Güntter und Georg Witkowski. (Robert Petsch) . . 410

Hugo Herchenbach, Das Präsens historicum im Mittelhochdeutschen. (August Gebhardt) 178

Ernst Jenny und Virgile Rossel, Geschichte der schweizerischen Literatur. 2 Bände. (Reinhold Steig) 399

S. Kaliseher, s. Karl Alt.

A. Köster, s. Otto Güntter.

Schillers Werke. Vollständige Ausgabe in 15 Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu hg., mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Arthur Kutscher. (Robert Petsch) 410

A. Leitzmann, s. Otto Güntter.

Marta Marti, 'Gottes Zukunft' von Heinrich von Neustadt. Quellenforschungen. (August Gebhardt) 391

F. Muncker, s. Otto Güntter.

Wilhelm Niemeyer, s. Karl Alt.

Rudolf Pechel, s. Karl Alt.

Robert Riemann, s. Karl Alt.

Edmund Rieß, Wilhelm Heinses Romantechnik. (Robert Riemann) 401

Willy Rosalewsky, Schillers Ästhetik im Verhältnis zur Kantischen. (Robert Petsch) . 410

Virgile Rossel, s. Ernst Jenny.

Ludwig Sadée, Schiller als Realist. Eine literarisch-psychologische Studie. (Hans Lindau) 418

Eduard Scheidemantel, s. Karl Alt.

Schillers sämtliche Werke in 16 Bänden ('Horen-Ausgabe'). Bd. I—IX (bis 1793). (Robert Petsch) 410

Fr. Seiler, Der Gegenwartswert der Hamburgischen Dramaturgie. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Erich Bleich) 404

Des Minnesangs Frühling. Mit Bezeichnung der Abweichungen von Lachmann und Haupt und unter Beifügung ihrer Anmerkungen neu bearbeitet von Friedrich Vogt. (W. Nickel) 390

Christian Waas, s. Karl Alt.

Herman Felix Wirth, Der Untergang des niederländischen Volkslicdes. (Heinrich Lohre) 178

Georg Witkowski, s. Otto Güntter.

Gustav Grau, Quellen und Verwandtschaften der älteren germanischen Darstellungen des jüngsten Gerichts. (Hans Hecht) 424

Paul Hoffmann, Das grammatische Genus in Laȝamons Brut. (J. Mařik) 432

O. Jespersen, Growth and structure of the English language, 2nd ed. revised. (J. Mařik) 433

Seite

Alexander Müller, Mittelengli che geistliche und weltliche Lyrik des 13. Jahrhunderts (mit Ausschluß der politischen) nach Motiven und Formen. (Otto Zippel) 182
Karl Neßler, Geschichte der Ballade Chevy Chase. (Heinrich Lohre) 180
Carl Richter, Chronologische Studien zur angelsächsischen Literatur auf Grund sprachlich-metrischer Kriterien. (Hans Hecht) 430

Luther Herbert Alexander, Participial substantives of the *-ata*-type in the Romance languages with special reference to French. (Elise Richter) 134
G. Bielefeldt, Methodische Wortkunde der französischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Grammatik, Phraseologie, Synonymik und Etymologie. Eine Grundlage für das Studium der französischen Sprache, ein Korrektiv für den französischen Hilfsunterricht. (Eugène Pariselle) 451
Pompejanische Wandinschriften und Verwandtes, ausgewählt von Ernst Diehl. (Wilhelm Heraeus) 133
Niccolò Machiavelli. Die Handschriften, Ausgaben und Übersetzungen seiner Werke im 16. und 17. Jahrhundert. Eine kritisch-bibliographische Untersuchung von Adolph Gerber. Erster Teil: Die Handschriften. (Oskar Hecker) 199
Ludwig Geyer, Der französische Aufsatz. Ein Wegweiser für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen der neueren Sprachen. (Th. Zeiger) 449
Henri Ghéon, Nos Directions (Réalisme et poésie. Notes sur le drame poétique. Du classicisme. Sur le vers libre). (Kurt Glaser) 448
Kurt Glaser, Le sens péjoratif du suffixe *-ard* en français. (W. Schumann) 454
Ernest Gossart, La révolution des Pays-Bas au seizième siècle dans l'ancien théâtre espagnol. (A. Ludwig) 203
Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich. Eine Auswahl von Otto und Erna Grautoff. (Gustav Noll) 192
J. Haas, Grundlagen der französischen Syntax. (Leo Spitzer) 451
J. Loth, Contributions à l'étude des romans de la Table Ronde. (Kuno Meyer) . . . 445
F. K. Mann, Mémoire inédit adressé à Monseigneur le duc d'Orléans par Charles de Secondat, Baron de Montesquieu. (Leo Jordan) 118
Ph. Martinon, Les Strophes. Etude historique et critique sur les formes de la poésie lyrique en France depuis la Renaissance. (Ph. Aug. Becker) 187
Das altfranzösische Eustachiusleben (L'Estoire d'Eustachius) der Pariser Handschrift Nat.-Bibl. fr. 1374 zum ersten Male mit Einleitung, den lateinischen Texten der 'Acta Sanctorum' und der 'Bibliotheca Casinensis', Anmerkungen und Glossar hg. von Andreas C. Ott. (Angelo Monteverdi) 136
Dr. Rudolf Rübel, Über den Gebrauch von *debere* und den Ausdruck der Notwendigkeit im Romanischen. (Elise Richter) 184
Martin Rühlemann, Etymologie des Wortes *harlequin* und verwandter Wörter. (Otto Driesen) 455
Hugo Schuchardt, Geschichtlich verwandt oder elementar verwandt? (Richard M. Meyer) 183
Wilhelm Weigand, Stendhal und Balzac. Essays. (Hanns Heiss) 446

Verzeichnis der von Mitte Dezember 1912 bis Ende Mai 1913 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Seite

The bulletin of the Bibliographical Society of America. IV, 1, 2. (Hans Daffis) . . . 229
A. Gercke und E. Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. Bd. III. Griechische und römische Geschichte. Griechische und römische Staatsaltertümer. (Richard M. Meyer) 229
Eduard Hermann, Griechische Forschungen. I. Die Nebensätze in den griechischen Dialektinschriften im Vergleich mit den Nebensätzen in der griechischen Literatur und die Gebildetensprache im Griechischen und Deutschen 230

Seite

Vox. Internationales Zentralblatt für experimentelle Phonetik. Gegründet mit Unterstützung der hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung und hg. von H. Gutzmann und Dr. Panconcelli-Calzia. 1. Heft. (H. M.) 457

P. Passy, Petite phonétique comparée des principales langues européennes. Deuxième édition revue et complétée 457

Deutsch

F. Söhns, Wort und Sinn. Begriffswandlungen in der deutschen Sprache. (W. Nickel) 233

Erich Petzet und Otto Glauning, Deutsche Schrifttafeln des 9. bis 16. Jahrhunderts aus Handschriften der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München. II. Abteilung: Mittelhochdeutsche Schriftdenkmäler des 11. bis 14. Jahrhunderts. (Robert Petsch) . 233

Israel Weinberg, Zu Notkers Anlautsgesetz. (August Gebhardt) 234

Der Wiener Oswald. Hg. von Georg Baesecke 234

Sigmund Grolimund, Volkslieder aus dem Kanton Solothurn. (Heinrich Lohre) . . 235

Hans Benzmann, Die soziale Ballade in Deutschland. Typen, Stilarten und Geschichte der sozialen Ballade. (Hans Daffis) 235

K. Zagajewski, Albrecht von Hallers Dichtersprache. (W. Nickel) 236

Wolfram Suchier, Gottscheds Korrespondenten. Alphabetisches Absender-Register zur Gottschedschen Briefsammlung in der Universitäts-Bibliothek Leipzig. (C. A. v. Bloedau) 236

Robert Petsch, Deutsche Dramaturgie von Lessing bis Hebbel. (Hans Daffis) 237

Hans Knudsen, Heinrich Beck, ein Schauspieler aus der Blütezeit des Mannheimer Theaters im 18. Jahrhundert. (Hans Daffis) 237

R. Petsch, Lessings Faustdichtung. Mit erläuternden Beigaben herausgegeben. (Erich Bleich) 238

Wilhelm Todt, Lessing in England 1767—1850. (Georg Herzfeld) 239

Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. 3. Teil: Die lyrischen Dichtungen. (Hans Daffis) 239

Erich v. d. Hagen, Goethe als Herausgeber von 'Kunst und Altertum' und seine Mitarbeiter. (Richard M. Meyer) 239

Faust, der Tragödie erster Teil, synoptisch hg. und eingeleitet von Hans Lebede . . . 240

Arndts Werke. Auswahl in 12 Teilen, hg. mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von A. Leffson und W. Steffens 240

Walther Brecht, Heinse und der ästhetische Immoralismus. Zur Geschichte der italienischen Renaissance in Deutschland. (Hermann Bräuning-Oktavio) 241

Erich von Schrenck, Richard Wagner als Dichter 241

Artur Farinelli, Paul Heyse. (Hans Daffis) 242

K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation, Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung, im Auftrage der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften hg. Zweiter Band: Briefwechsel des Cola di Rienzo, hg. von K. Burdach und P. Piur. Dritter Teil: Kritischer Text, Lesarten und Anmerkungen. Vierter Teil, Anhang: Urkundliche Quellen zur Geschichte Rienzos; Oraculum angelicum Cyrilli nebst dem Kommentar des Pseudojoachim. (H. M.) 457

K. Bohnenberger, Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außenorten 458

Englisch

Beowulf nebst den kleineren Denkmälern der Heldensage. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen hg. von F. Holthausen. II. Teil: Einleitung, Glossar und Anmerkungen. 3. verb. Aufl. 244

Old English riddles. Edited by A. J. Wyatt 244

W. H. Schofield, Chivalry in English literature. Chaucer, Malory, Spenser and Shakespeare 244

Bangs Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas 245

Käthe Eckleben, Die tragische Ironie bei Shakespeare 245

The works of Shakespeare. The winter's tale. Edited by F. W. Moorman 245

Philip Massinger. Edited by L. A. Sherman 246

Seite
K. A. Beutler, Über Byrons 'Hebrew melodies' 246
Edgar Allan Poe, Le poesie. Tradotto da Federico Olivero 246
F. Sefton Delmer, A key to spoken English. For the use of schools and private students 247
Max Bellows, Schreibtischwörterbuch der deutschen und englischen Sprache. Korrekturbogen durchgesehen von Clarence Sherwood und Wilhelm Johann Eggers . . . 247
English poems with biographical notices. On the basis of a selection by Ludwig Herrig edited by Max Förster 247
John Kirkpatrick, Handbook of idiomatik English as now written and spoken . . . 248

Romanisch

Testi romanzi per uso delle scuole a cura di E. Monaci. N° 29: L'*Assedio di Zamora* nella *Primera Crónica general de España*. Estratti e Glossario a cura di M. Pelaez 459
Sammlung mittellateinischer Texte, hg. von A. Hilka. N° 5: Historia septem sapientum, II. Johannis de Alta Silva Dolopathos sive De rege et septem sapientibus, nach den festländischen Handschriften kritisch hg. von A. Hilka 459
Scritti varii di erudizione e di critica in onore di Rodolfo Renier 460
Manualetti elementari di filologia romanza, raccolti da E. Monaci. N° 2: A. Camilli, Il sistema Ascoliano di grafia fonetica 461
E. Diehl, Lateinische altchristliche Inschriften, mit einem Anhang jüdischer Inschriften, ausgewählt und erklärt. 2. Auflage 462

Französisch

Revue du dix-huitième siècle, publiée par la Société du XVIIIe siècle 462
Annales de la Société J.-J. Rousseau. Tome huitième, 1912 463
Chrestomathie de l'ancien français (VIIIe—XVe siècles) accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire par K. Bartsch. Onzième édition entièrement revue et corrigée par L. Wiese 463
J. Schmidt, Le jugement d'Amours. Textausgabe mit Anmerkungen und vollständigem Glossar 463
Aucassin et Nicolette. Texte critique accompagnée de paradigmes et d'un lexique par H. Suchier. Huitième édition 463
Li dis dou vrai aniel. Die Parabel von dem echten Ringe, französische Dichtung des 13. Jahrhunderts, aus einer Pariser Handschrift zum ersten Male hg. von Adolf Tobler. Dritte Auflage 463
Marie de France. Six lais d'amour modernisées en regard de l'original avec une notice historique sur l'auteur et ses ouvrages par Ph. Lebesgue 464
Kristian von Troyes, Yvain (Der Löwenritter). Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung, erklärenden Anmerkungen und vollständigem Glossar hg. von W. Foerster. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage 464
Œuvres complètes de Stendhal publiées sous la direction d'Edouard Champion, Tome I et II 464
K. Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur im Anschluß an die Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache. Zweite Auflage . . 465
C. Gutersohn, Die Balduin-Episode des altfranzösischen Ogier-Epos. Verhältnis der Handschriften untereinander und Charakteristik der einzelnen Handschriften und Bearbeitungen 466
A. Wiedenhofen, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der französischen Farce . . . 466
G. Lanson, Manuel bibliographique de la littérature française moderne (1500—1900). IV: Révolution et dix-neuvième siècle 466
La Revue critique des idées et des livres. Tome XX; N° 118 466
Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française, tome quatrième: Sémantique 466
Schwan-Behrens, Grammaire de l'ancien français. Traduction française par O. Bloch. Première et deuxième parties: Phonétique et morphologie; deuxième édition d'après la neuvième édition allemande. — Troisième partie: Matériaux pour servir d'introduction à l'étude des dialects de l'ancien français, publiés par D. Behrens 467

Seite

H. Urtel, Autour du rhume 467

L. Clédat, Dictionnaire étymologique de la langue française. Deuxième édition revue, corrigée 467

Provenzalisch

C. Appel, Provenzalische Chrestomathie mit Abriß der Formenlehre und Glossar. Vierte verbesserte Auflage 468

Poésies de Uc de Saint-Circ, publiées avec une introduction, une traduction et des notes par A. Jeanroy et J.-J. Salverda de Grave 468

Les classiques français du moyen âge publiés sous la direction de M. Roques: Les Chansons de Guillaume IX, duc d'Aquitaine (1071—1127) éditées par A. Jeanroy . 469

Italienisch

A. Monteverdi, Gli esempi dello *Specchio di vera penitenza* 470

G. Gröber, Über die Quellen von Boccaccios Dekameron. Mit einem Porträt G. Gröbers und einer Einleitung von F. Ed. Schneegans 470

A. Jeanroy, Carducci et la Renaissance italienne. Etude sur les sources du quatrième discours *Dello svolgimento della letteratura nazionale* 470

C. Salvioni, Relazione sull'andamento dell'opera del Vocabolario nell'anno 1912 . . . 470

Spanisch

Las burlas veras, comedia famosa de Lope de Vega Carpio, edited with an introduction and notes by S. L. Millard Rosenberg 471

R. Lehmann-Nitsche, Folklore argentino. I: Advinanzas rioplatenses coleccionadas y publicadas 471

Henry Sweet.

On the thirtieth day of April last, Henry Sweet died in Oxford, at the age of 67. A few days later, he was buried in the quiet country cemetery of Wolvercote, a few miles out of Oxford.

As we stood round the open grave, amid the gentle, refreshing rain of an English spring, just as the coffin was being lowered into

Henry Sweet.

the ground, a cuckoo in the neighbouring woods, green as perhaps only English woods can be in early May, suddenly sang out softly, but clearly. The sweet and plaintive notes seemed a fitting funeral song for the great and simple-hearted man who had just been laid in his 'narrow cell'. The words from the O. E. poem which he loved, and edited, must have flashed through the minds of more than one who was present: —

Swylce geac monad geomran reorde
singed sumeres weard, sorge beodeð
biter in breosthord.

The passing away of a scholar of the importance of Henry Sweet makes a blank in the world of learning which nothing can fill. We look round in vain in England, whether among his contemporaries, or among younger men who are rising into some sort of prominence, for one to take his place, either immediately, or in the future. With his departure a great vital intellectual force is removed from our midst, and so far as English and wider linguistic studies in this country are concerned, we feel that the sun is gone, and only twilight remains, and the flickering of paler stars.

From the purely human point of view it is the same thing. Those who knew Sweet well, and loved him, and they are not few, know how strange it is to think he is no longer there, how wide a gap his absence makes. For just as he filled a splendid place in learning and thought, so also in the hearts and lives of his intimates, his strong, and remarkable personality bulked large. In feeling, as in pure intellect, Sweet was like a great elemental force. As I look back upon my friendship with him, and try to call up the man as I knew him, his figure emerges vivid, from a crowd of vague and fussy persons, who, compared with him, are like the shadows of shades, a figure massive, serene, and radiant with the light of intelligence and goodness.

No one could meet Sweet for the first time without being impressed by the freshness and originality of his mind. It was clear that he was no ordinary man. He was not one of those who in a mixed company hold forth, as in a lecture-room, upon a subject, concerning which many of those present may know nothing, and for which they care less. He had absolutely nothing of the pedant about him. He did not lay down the law, even upon subjects on which his opinion might be decisive, as though his was the last word on the point. He liked to discuss, and speculate, and to hear other people's views. His mind was ever open to new ideas, and fresh points of view, no matter how humble the source might be. He had this unfailing mark of a great man, that he cared more to get at the Truth, than to prove himself right. Thus, latterly, he rarely entered into controversy, and if he was attacked, was more interested in his opponent's new contribution, if indeed he made one, than he was in resenting the vulgarity with which the attack was sometimes made.

In conversation, Sweet was often at his best with perfect strangers. As there were few topics which did not interest him, he delighted in hearing men talk if they really knew something at first hand, or had thought for themselves in any direction. He had not the unfortunate limitations of interest which often dehumanise scholars, and cut them off from everything outside the range

of their own immediate studies. He would enter keenly into a description of fox-hunting, into plans for planting an orchard, into the technique of a game of skill. He possessed to a very high degree the saving virtues of imagination and humour. Thus he was able to understand that pursuits and interests very remote from his own might deserve respect. He could also perceive drollery and comicality in persons and situations, in which duller men found only a very dismal seriousness. Nothing about Sweet was so characteristic as his quaint and unexpected turns of humour. Although he did not latterly much frequent general society, he made several excursions a few years before his death, into the social life, just then fairly exuberant, of the young University of Liverpool — upon which he conferred the distinction of acting as Examiner in the English Language, — and also to Dublin, which he visited in company with his friend Kuno Meyer. Into the spirit of the groups of people with whom he came in contact in these cities, he entered with great zest and enjoyment, and showed, what his intimate friends knew already, that in a merry company, he could hold his own with the best in gaiety, good humour, and wit. The late York Powell, a great friend of Sweet's, and a man who liked to talk freely among persons he could trust, once said of another friend, that he was a man to whom you could say what you wanted, without having to explain what you meant every moment, because he always understood. This is an excellently true description of Sweet as a human being, and that is the reason why he was so eminently satisfactory as a companion. Whether the conversation ran upon scientific problems, or upon the more trivial, but none the less vital interests of everyday life, one always gained something from Sweet — illumination, and sympathetic understanding at all times.

Thanks to these qualities of mind, Sweet's personal influence both upon Englishmen, and foreign scholars has been very considerable — far wider probably than many people in Oxford itself realised. While many of his books and shorter writings have become classics, appealed to, and quoted wherever the study of English, and of general linguistic problems is pursued, the number of students in many countries who, in one way or another, were directly his pupils, is very large, and the names of those who are indirectly so must be legion. The impetus which by his teaching and writings he gave to English and phonetic studies in his own country is a lasting force. By his exact editions of O. E. texts, his practical and workmanlike Readers, Primers and Grammars, and his wonderfully complete and reliable, yet concise 'Anglo-Saxon Dictionary' he not only made important contributions to knowledge, but placed the study of English for beginners upon a sound

basis. In all the English Universities, there are now 'Schools of English', and it is not too much to say, that but for Sweet's labours they could not exist. From this point of view, he might have said in the words of Blake,

> I will not cease from mental strife
> Nor shall my sword rest in my hand,
> Till I have built Jerusalem
> In England's green and pleasant land.

Even if it were not a impertinence to the readers of this journal, it would be superfluous to enumerate Sweet's writings, for they are well known, and besides, the names of most, though not of all the most important are to be found in the list given by Mr. Savory in his excellent article in the last number of *Neuere Sprachen,* and a list which is practically complete down to 1901 is to be found in a sketch of Sweet by the present writer in the now defunct *Modern Language Quarterly* for July in that year. It is hoped that an ampler record of Sweet's life and work may appear before long in a more permanent form, and it must suffice here to indicate in a general way, the nature of his chief contributions to learning.

There may be classed under the following heads:

1. Editions of O. E. texts.
2. Phonetics.
3. The General History of English.
4. Works for beginners.
5. Theory of the evolution of language and general linguistic problems.

It is quite unnecessary to say anything here as to the importance of such editions as those of the Cura Pastoralis, Orosius, and the Oldest English Texts, and reference has already been made to the value of the collection of books for learners. It may be added that these books are really original works, since they are not based, as are some other Primers, and Readers which could be mentioned, upon similar books by other people, but have on the contrary, themselves served as models for several inferior works of the same type. The texts were in many cases taken straight from the MSS. and the grammatical introductions are marvellously clear and concise. The Anglo-Saxon Reader will long hold the place which it now occupies, on account of the admirable selection of texts, the accuracy of the grammatical introduction, and the practical nature of the glossary.

As a phonetician, Sweet was known wherever language is studied, not only to the leading exponents of this science in every country, but also to a host of students who, interested chiefly in the practical study of languages, were often unaware of his dis-

tinction in other fields of learning. It is not often that a scholar who is a profound scientific philologist is also a leader in the study of practical Phonetics, and many professional phoneticians take but little interest in the evolution of language. It would probably be difficult to name many scholars besides Sweet, Sievers, Storm, Jespersen and Victor who have made important contributions to the pure science of language, and also to the sister science of Phonetics. At an early age Sweet made the acquaintance of Melville Bell, the founder of the Organic Method of classifying the sounds of speech, and having mastered the system as it then existed, became convinced that here was a real scientific basis for the study of the external part of language. Gifted with an excellent ear, and infinite powers of patient observation, Sweet proceeded to study the pronunciation of various forms of English, as well as that of a considerable number of living foreign tongues, with a minuteness and accuracy which had never hitherto been devoted to the subject. Having thus obtained an extraordinarily wide knowledge and command of speech sounds, he was able to illustrate and enrich the Organic Method in a way that its author could not do. He was also able to state the principles of the method in a far more scientific and convincing manner, and to correct Bell's shortcomings and defects.

Sweet's studies of English pronunciation, and of that of North Welsh, Danish, Swedish, Portuguese and Russian are of lasting value, not only for their intrinsic merits, but as models for all future investigators. His account of Welsh pronunciation and the Grammar of the spoken language, is perhaps the most trustworthy and practical guide which exists, to this difficult language. Sweet's description of these languages, as well as of several others, discussed in the Handbook of Phonetics, are not mere parrot reproductions, or phonographic records, they are the work of a man with a genuine linguistic genius, who knew thoroughly, and spoke fluently, the languages he describes — he had lived amongst the various peoples, and assimilated their habits of thought, and modes of expression.

This practical and living study of speech-sounds, Sweet continued all his life. He was for ever increasing his knowledge of languages, and as he invariably began a language by a practical study of it with a native speaker, this meant a perpetual increase of his command of sounds. His mind as well as his vocal organs were always at work upon phonetic problems. Thus, in the second edition of his Primer of Phonetics (1902) he was able to state as the result of his latest observations, that the thirty-six vowel sounds, enumerated in the first edition, must now be increased to seventy-two. All the *Front* vowels, twelve in number, may be

pronounced in 'in'-position, that is with the tongue very much retracted; the same applies to the *Mixed* or *Flat* vowels, twelve in number, while the *Back* vowels, also twelve in number, may be uttered with the tongue very much advanced. Sweet had of course already recognised that Back, and Front vowels could be respectively 'advanced', and 'retracted'; he now maintained that if the advancing, or retraction went beyond a certain point, both the position of the organs, and the sound which resulted, were so different from the normal position and sound, that a new category must be made for them. As regards the 'shifted' forms of the *Back*, and *Front*, vowels, there can be no doubt that Sweet made a great discovery, and a far-reaching contribution to the science.

The work which Sweet produced in Phonetics, and the investigation of living tongues, in editing texts, in writing elementary and advanced Primers and Readers, in compiling his A.-S. Dictionary, in the discussion of minute points in the history of English, in devising a system of shorthand, and his studies in O. E. palaeography, would more than have exhausted the time and energies of any ordinary clever and laborious man, and by themselves would constitute a fine life's work. But alongside of these activities, his busy brain, which until the last year of his life seemed never to grow tired, was for ever ranging over the wider problems of the evolution of human speech. While still a young man, in the various 'Reports' compiled for the Philological Society, and in his discourses as President of that body, Sweet had shown a thorough knowledge of the work that was being done on the Continent, in the domain of investigations concerning the Idg. Mother Tongue; he was following closely, throughout the late seventies, and the eighties, the progress of Comparative Philology, which received a new impetus at that period; he was keeping in touch with the development of knowledge concerning the history of the West Germanic and Scandinavian languages; he was himself leading in the field of English. The 'Reports' alluded to, were not mere mechanical enumerations of the titles of books and monographs. They were critical digests, which showed that Sweet had a thorough mastery of principles and facts. With the methods and fundamental principles of the New School of Grammarians, Sweet was in thorough sympathy. These methods were the result of a new, and more living conception of the nature of speech, a more vivid realisation of its life. The view of language as something which has no existence apart from the living human beings who speak it, Sweet had already reached for himself from the nature of his investigation of living spoken languages. His essentially logical and scientific mind had already grasped the necessity of applying a rigid method, which assumed the invariability, under similar conditions, of the laws of

sound change. He saw the importance of Analogy in the evolution of language. As early as 1876, all this had been clearly set forth in the notable paper entitled *Words, Logic and Grammar*. To Sweet, throughout his life, the practical study of the living language, was always a necessary preparation for the study of the earlier stages, and of its general history. His habits of thought and work were a perpetual embodiment of the 'new principles'. As his practical command and knowledge of tongues grew, it was natural that so powerful and original a mind should busy itself with the problem of the possible affinities of languages which are usually held to belong to widely separated, and perfectly distinct families of speech. In his later years he was dreaming of, and feeling his way towards a wider Comparative Philology, which should be based upon a comparison of the reconstructed forms of the 'Ursprachen' from which Idg. Finno-Ugric, and other great families were severally sprung. Some of his speculations on this subject are embodied in his *History of Language* and in a short article on *Linguistic Affinity* which appeared in the Liverpool *Otia Merseiana* of 1900—1901. A typical paragraph may be quoted from the latter. 'In applying the results of comparative Aryan Grammar to other families of languages, it is evident that we must keep before us two main aims: (1) to carry out the methods we have learnt as consistently as possible without regard to traditional prejudices or unproved assumptions; and (2) to be ready to widen or modify our methods with the scope of their application.' I wish I were able to state what was Sweet's attitude to the recent work of Möller and Pedersen, who have raised anew, and as it seems upon unimpeachable lines, the question of the primitive affinity of Idg. and Semitic. Unfortunately, I had got rather out of touch with him at that time.

The last few years of Sweet's life were occupied, apart from his teaching, in which he was greatly interested, with a work of considerable magnitude which unhappily he never lived to finish, to which he attached the greatest importance. I am not empowered to say more about this, at present, but what he left may some day be given to the world.

In his old age, Sweet read widely, fiction, and poetry, in many modern European languages, and it gave him the greatest delight. His appreciation of literature, as such, was keen, and his judgement penetrating. His remarks upon what he read were always original, fresh, and illuminating. His own style, while making no pretence to great eloquence, was yet thoroughly competent, pointed, exact, and idiomatic. He was a master of concise and clear statement.

Sweet had by nature, great capacities for happiness. He was warm-hearted, affectionate, sympathetic. He ought to have been

sorrounded by a host of friends. The most strongly-marked features in his character were probably his truthfulness, simplicity, and courage. He had what Swinburne finely calls 'a hatred of hateful men', and to him, any one who seemed cowardly, treacherous and untruthful, was hateful. If he once believed that he had detected any of these qualities in a man, he turned his back on him for ever, and never willingly spoke to him again. Doubtless he was sometimes mistaken in his man, and he was perhaps occasionally too hasty in his judgements of people. When once he had made up his mind about a man's character, nothing could shake him in his opinion. His pure and simple nature loathed and despised any deviation from absolute truthfulness to such an extent, that contact with one who seemed to him to lack perfect candour made him miserable, and he shrank from such an one as from some frightful infection. While no man was ever more alive to, and grateful for kindness, and genuine friendliness, even from humble people, no man surely was ever more sensitive, and more easily wounded by maliciousness, callousness, and brutality, even when these were veiled by a soft voice and sleek manners. Unfortunately the world is full of malice and cruelty. The man of the world protects himself by indifference, real or assumed, and does not allow his heart to be easily broken.

Sweet was not a man of the world; he remained always a child at heart, for all his power of intellect, and he suffered as a child suffers, from an unkindness which it cannot understand, which repels and dismays it. But that is all over now, he has passed 'to where beyond these voices there is peace'.

'Him of hreðre gewat
sawol secean soðfæstra dom.'

Liverpool. H. C. Wyld.

Meinen guten, hilfreichen Freund Sweet möchte ich nicht hinübergehen lassen, ohne ihm gleichfalls ein dankbares Wort nachzurufen.

Ich machte seine Bekanntschaft 1879 mit Hilfe einer Visitenkarte, die ich mir von Prof. Zupitza erbat. Einsilbig, scheu, mehr grunzend als sprechend saß er am Kamin, und beim Abschied nahm ich mir vor, den verdienstreichen Gelehrten nicht so bald wieder zu stören. Aber nach einigen Wochen sagte Furnivall zu mir: 'Warum gehen Sie nicht nochmals zu Sweet? Er erwartet Sie.' Was vorgefallen war, erfuhr ich erst lange später. Furnivall hatte sich gegen Sweet über meine schlechte Aussprache des Englischen ausgelassen und es bedauert, daß ich deshalb als Anglist

keine Aussichten hätte. Tatsächlich wußte ich nach allem Unterricht in den Englischen Seminaren von Wien und Berlin — natürlich noch ohne Phonetik — weder Engländer zu verstehen, noch mich verständlich zu machen. Schicken Sie ihn zu mir, sagte Sweet zu Furnivall; obwohl er schon 24jährig ist, hoffe ich ihm doch mit meiner phonetischen Methode noch ordentliches Sprechen beizubringen. So ging ich wieder zu ihm, wurde gleich in seine Lautumschrift eingeführt und dann für jeden folgenden Dienstagabend neun Uhr eingeladen. Jedesmal gab es zuerst Zungengymnastik, dann Theorie der Phonetik, dann Verlesung und Umschrift längerer Stellen in *broad romic*, bis halb elf Uhr, einen ganzen Winter hindurch. Namentlich verriet mir Sweet das Geheimnis, daß der Engländer jeden Tonvokal in einsilbigem Wort, wenn nicht ein stimmloser Konsonant folgt, langsam spricht, also *rī, rūde, rīnd*, im Gegensatz zu *write, hint, river*. Nach ein paar Monaten fand Furnivall bereits, daß er mich verstehen könne, was mir Sweet erfreut mitteilte. Wie drückte ich meinem Wohltäter die Hand!

Um halb elf Uhr nachts gab es Zigaretten, ein Glas Ungarwein und freies Gespräch. Da tat Sweet gern seine Sammlungen über mittelenglische Grammatik auf oder sprach von den sprachphilosophischen Fragen, die er vor kurzem in 'Words, logic and grammar' behandelt hatte — lange vor Pauls 'Prinzipien' —, oder redete auch über die Gedichte, die wir vorher phonetisch umgeschrieben hatten. Er führte mich in Wordsworth ein, dessen Namen ich vor dem Betreten englischen Bodens nie gehört hatte, lehrte mich die Lyrik Shelleys bewundern und verriet überhaupt eine gründliche Kenntnis der einschlägigen Literatur, von der lange später auch sein gedruckter Vortrag über 'Shelley's nature poetry' zeugte. Diese Zigarettenabende unter vier Augen auf Hampstead Heath Brow, wo er damals wohnte, waren mir wertvoller, als viele Vorlesungen auf Universitäten hätten sein können. Je kecker man fragte, desto mehr kam aus ihm heraus, kritisch, klar, kühl und manchmal auch kaustisch. Und je mehr Wissenschaft man von ihm nahm, desto wärmer blitzte es seitwärts in seinen blinzelnden Augen, und desto häufiger quoll etwas wie Zärtlichkeit aus seiner knapp zugeknöpften Brust. *Next Tuesday again*, pflegte er um Mitternacht zu sagen, wenn er mich im Mondschein noch einige Schritte begleitet hatte. *Come to me, for a week or two*, pflegte er vor dem Auszug in die Sommerfrische zu sagen, so oft ich in England war, und so durfte ich bald auf den *Moors* des Nordens, bald auf den *Downs* des Südens geistig reiche Tage mit ihm verleben. Ja im August 1884 kam er mir mit zwei Angelruten über halb Europa bis nach Tirol nach, um mir das Fischen mit künstlichen Fliegen beizubringen. In Gesellschaft konnte er stundenlang

wortlos in einem Lehnstuhl liegen, das Gesicht in eine Ecke gekehrt, um die Aussprache der redeseligeren Leutchen zu belauschen; aber bei gemeinsamer Arbeit ging ihm das Herz auf, in einer oft rührenden Weise.

Wie war Sweet zur Philologie gekommen? Er selbst schob es auf den Einfluß des Arztes und Phonetikers M. A. Bell, dessen 'Visible speech' 1867, als Sweet 22 Jahre zählte, erschien und eine ganze Gruppe von englischen Linguisten hervorrief. Mit Bells *sound notation* war er so vertraut, daß er sie vielfach für den Privatgebrauch benutzte. Durch solche Gewohnheit, zwischen wirklichem Sprachlaut und traditionellem Schriftbild zu sondern, kam er zu jener lebendigen Auffassung grammatischer Dinge, die seinen charakteristischen Leistungen auf dem Gebiete der altenglischen Dialektforschung und Syntax zugrunde liegt. In die historische Grammatik drang er zuerst in Heidelberg ein, wo er kurze Zeit bei Holzmann hörte, und besonders durch autodidaktisches Studium von Grimm. Von Haus aus war er so weit unabhängig gestellt, daß er zunächst keine Professur anzustreben brauchte. Gleichgestimmte, anregende Umgebung fand er in der *Philological Society*, vor der er sich zuerst in Vorträgen erschloß. Dann gewann ihn Furnivall für die *Early English Text Society* als Herausgeber der Handschriften aus Alfreds Kanzlei — dadurch erst wurde eine sichere Basis für die Erkenntnis der ags. Dialekte geschaffen, wie sie fehlte, solange man alles Augenmerk auf die früher entstandene, aber fast nur in späterer Umschrift erhaltene Poesie der Angeln heftete. Systematisch hat er dann die Entwicklung von Wortreihen — nicht gleich von Lautgesetzen — durch das Mittelenglische herab verfolgt in der ersten Auflage der 'History of English sounds' (1874) und landete mit dem 'Handbook of phonetics' (1877) bei der Umgangssprache der Gegenwart. Er hatte keine Eile mit Bücherschreiben, war nicht so sehr auf Darstellung als auf geistige Durchdringung gerichtet, hatte jedoch den nationalen Ehrgeiz, daß sein England in der Aufhellung des eigenen Altertums nicht hinter den *inevitable Germans* — das Wort sollte ein Kompliment sein — zurückbleiben dürfe, und suchte daher für solche Studien zunächst durch den 'Ags. reader' (1876) Liebhaber zu gewinnen. So war er, als ich ihn kennen lernte, gerade daran, das Gesamtgebiet der englischen Sprachkunde zu umspannen und dafür Schule zu machen.

Da trat ein Ereignis ein, das den in sich gekehrten, tiefgründenden Mann im Innersten verwundete, so daß er zeitlebens daran blutete. Oxford begründete eine Professur für Englisch mit einem Gehalt von £ 900. Das war eine einzige Gelegenheit für Sweet, Jungengland zu seinen Studien heranzuführen; auch wäre ihm das Einkommen wichtig gewesen, um einen eigenen Haushalt

zu begründen. Mit dem Selbstgefühl, das er haben durfte, bewarb er sich um die Stelle lediglich unter Einsendung einer Liste seiner Schriften und eines Zeugnisses von einem alten Erzieher über seinen Charakter, verschmähte also das in England übliche Sammeln und Drucken von Empfehlungsbriefen. Er fiel durch, und ein viel jüngerer Gelehrter bekam die Stelle, teilweise durch Unterstützung von Furnivall und Zupitza, die von Sweets Bewerbung und heißem Wunsch nicht rechtzeitig unterrichtet wurden. 'Solches Glück wäre für einen Menschen, wie ich bin, viel zu groß gewesen', schrieb er mir bitter. Mit den vorgenannten Freunden kam es zu einem erregten Bruch. *This strange country*, sagte er fortan über sein Vaterland. Um sich und die Frau, die er dennoch nahm, zu erhalten, schrieb er eine Reihe Lehrbücher für die *Clarendon Press*. Lange hinterdrein gewährte ihm Oxford *a readership in phonetics* mit ein paar hundert Pfund im Jahr; auch zog man ihn zu Ferienkursen heran. Das Temperament, mit dem er fortan manchen Oxforder Kollegen behandelte, war das Gegenteil von seinem Namen. Diese Dinge werden eines Tages aus seinem Briefwechsel sehr deutlich ans Licht treten; in Deutschland wenigstens sollen sie daher gleich ins richtige Licht gerückt werden.

In einer Hinsicht war die Enttäuschung für Sweet ein Glück: er behielt die Zeit und Ruhe, um im Laufe der achtziger Jahre seine anglistischen Gedanken in großen Büchern herauszubringen, in der zweiten, auf Lautgesetze gerichteten Auflage der 'History of English sounds', in der 'New English grammar' u. a. Dann erklärte er jedoch, im Englischen wisse man jetzt alles, da sei nichts mehr interessant. Er trieb Arabisch, um zu beobachten, wie sich gewisse Aufgaben des syntaktischen Ausdrucks ganz anders lösen lassen, als es im Germanischen geschieht. Er arbeitete an einer künstlichen Sprache, die von den Kategorien des menschlichen Denkens ausgehen sollte, ungefähr wie es Leibniz geplant hatte. Er las und schrieb Novellen, wofür er bereits in den selbsterfundenen Texten seiner phonetischen Unterrichtsbücher ein interessantes Talent verraten hatte. Sein Hinscheiden war wie das einer Sonne nach halber Dämmerung. Möge sein Nachlaß treue Herausgeber finden!

Berlin. A. Brandl.

Eine mittelniederländische Bearbeitung altfranzösischer Minnefragen.

Die Texte, die hier veröffentlicht werden, sind Sammlungen von Fragen und Antworten, die die Minne betreffen.[1] Sie sind in folgenden drei Handschriften erhalten:

1) H Handschrift 75 H 57 der Königlichen Bibliothek im Haag, aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sie enthält unseren Text auf Bl. 48—52, mitten zwischen anderen die Minne betreffenden Versen. Die ganze Handschrift ist abgedruckt von Eelco Verwijs, 'Van vrouwen ende van minne, middelnederlandsche gedichten uit de XIVde en XVde eeuw, Groningen 1871 (Bibliotheek van middelnederlandsche letterkunde, onder redactie van H. E. Moltzer, vierde en vijfde aflevering)'; das uns interessierende Stück steht daselbst auf S. 43—47 und umfaßt die Nummern 22—40. In der Einleitung ist die Handschrift eingehend beschrieben; wegen der Minnefragen vgl. dort S. XVI bis XVII.[2]

2) B Handschrift II 144 der Kgl. Bibliothek in Brüssel, aus dem 16. Jahrhundert (wohl zweite Hälfte). Die Handschrift enthält zwei verschiedene Sammlungen von Minnefragen: eine längere (B_1, aus 39 Nummern bestehend) auf Bl. 40r bis 42v und eine kürzere (B_2, 7 Nummern) auf Bl. 7r bis v.[3] Die Texte sind abgedruckt, aber nur teilweise und nicht besonders zuverlässig, von R. Priebsch in der 'Zeitschrift für deutsche Philologie', Bd. XXXVIII, 1906, S. 331—333; ebenda (S. 301—333 und 436 bis 467, sowie XXXIX, 156—179) ist eine sehr ausführliche Beschreibung der Handschrift zu finden.

3) W Handschrift 2940* der Wiener Hofbibliothek, aus dem 15. Jahrhundert, Bl. 29r bis v. — Während die Sprache der Handschriften H und B mittelniederländisch ist, bietet Hs. W die Minnefragen in einer mittelniederdeutschen Fassung.[4]

Bei diesen Minnefragen handelt es sich nicht um ein originales Erzeugnis der mittelniederländischen Literatur, sondern

---

[1] Einen kurzen Hinweis auf diese mittelniederländischen Fassungen von Minnefragen und ihren Ursprung habe ich bereits in der 'Zeitschr. f. rom. Philologie', Bd. XXXVI, 1912, S. 225—226 gegeben.

[2] Auch die Nummern 1—5 und 48—56 (vgl. Verwijs S. 37—39 und 48—51) bieten Minnefragen und Antworten, doch gehe ich nicht darauf ein, da sie mit den Texten, die uns hier beschäftigen sollen, nichts Näheres zu tun zu haben scheinen.

[3] Dies zweite Stück ist überschrieben: *Dit syn etzelicke vraegen.*

[4] Der Text zeigt an verschiedenen Stellen Korrekturen, die aber von zweiter Hand herzurühren scheinen (vgl. unten die Varianten).

wir haben die Bearbeitung einer altfranzösischen Vorlage vor uns. Über die Minnefragen in der altfranzösischen Literatur ist zusammenfassend, aber leider nicht abschließend, gehandelt in dem Buche von A. Klein, 'Die altfranzösischen Minnefragen. Erster Teil: Ausgabe der Texte und Geschichte der Gattung'. Marburg a. L., 1911 (Marburger Beiträge zur romanischen Philologie, Heft 1); einige Nachträge dazu habe ich in der 'Zeitschrift für romanische Philologie', Bd. XXXVI, 1912, S. 221 bis 228 geliefert. Klein hat 14 verschiedene Texte abgedruckt, von denen einige in ihrem Fragenbestand wesentlich übereinstimmen, während andere wieder mehrere ursprünglich geschiedene Sammlungen verbunden überliefern; sie sind teils in Prosa, teils in Versen abgefaßt. Bei den Prosafragen kann man auf Grund der Kleinschen Untersuchungen etwa drei verschiedene Sammlungen unterscheiden (1. die Texte A B C E G; 2. D; 3. F),[1] doch ist zu bemerken, daß, wenn diese Texte auch im allgemeinen nichts miteinander zu tun haben, sich doch fast zwischen allen auch einige Berührungen finden, indem einzelne Fragen (wohl infolge sekundärer Entlehnung) mitunter mehreren Texten gemeinsam sind. Die in Versen abgefaßte Sammlung führt den besonderen Titel *Le chastel d'amours*; hier wird zunächst das Schloß der Minne in Frage und Antwort allegorisch gedeutet, andere Minnefragen schließen sich an. Zu dieser Redaktion gehören von Kleins Texten die mit den Sigeln H I K L M N O P Q bezeichneten,[2] die aber im einzelnen ziemlich stark auseinandergehen.

Was nun die eingangs zusammengestellten mittelniederländischen Texte betrifft, so ist der Bestand an Fragen und Antworten in diesen drei bzw. vier Fassungen durchaus nicht der gleiche. Wieweit sich der Inhalt der drei Handschriften deckt, das ergibt sich am einfachsten aus der folgenden Übersichtstafel, die so angelegt ist, daß die sich entsprechenden Fragen der verschiedenen Texte auf einer Zeile stehen. Ich habe zu diesem Zweck die Fragen und Antworten in jedem der Texte durchnumeriert; nur bei H habe ich die Zählung von Verwijs beibehalten. Hinsichtlich der Anordnung folge ich im wesentlichen der Fassung B_1, die die umfassendste ist; doch habe ich einige nachweisliche Umstellungen verbessert. Außer unseren vier Texten habe ich noch unter der Rubrik O die Entsprechungen der französischen Quelle aufgenommen, und überdies in einer ersten Spalte eine

[1] Wegen der Bedeutung dieser Sigel und der damit bezeichneten Handschriften oder Drucke muß ich auf Kleins Zusammenstellung S. 9—18 verweisen.

[2] Vgl. die vorstehende Anmerkung 1.

'kritische' Durchnumerierung des überlieferten mittelniederländischen Fragenbestandes gegeben; Näheres weiter unten.

Nr.	O	B_1	B_2	H	W	Nr.	O	B_1	B_2	H	W
I 1	P 5	1	—	22	—	II 1	—	18	—	—	1
2	K 12	—	—	23	—	2	—	19	—	—	2
3	M 15	—	—	24	—	3	—	20	—	—	3
4	H 13	2	—	25	—	4	—	21	—	—	4
5	—	3	—	26	—	5	—	22	—	—	5
6	I 17	4	—	31	—	6	H 9	23	—	—	6
7	O 35	5	—	27	—	7	H 11	24	—	—	7
8	K 15	6	—	29	—	8	—	25	2	—	8
9	K 17	7	—	28	—	9	—	26	—	—	9
10	F II 4	8	—	30	—	10	—	27	—	—	10
11	M 10	9	—	32	—	11	—	28	—	—	11
12	M 11	10	3	34	—	12	P 5	29	4	—	14
13	Q I 9	11	1	33	—	13	K 12	30	—	—	12
14	Q II 12	12	—	—	—	14	—	31	—	—	13
15	L 1	13	—	35	—	15	—	32	—	—	15,16
16	H 6	17	—	36	—	16	—	33	—	—	—
17	H 8	—	—	37	—	17	—	34	5	—	17
18	H 9	14	—	38	—	18	H 13	35	—	—	21
19	Q II 7	15	—	39	—	19	—	36	6	—	22
20	H 11	16	—	40	—	20	—	37	—	—	23
						21	M 10	—	—	—	18
						22	Q I 9	38	—	—	19
						23	M 11	—	—	—	20
						24	—	39	7	—	24
						25	F I 10	—	—	—	25

Wie diese Zusammenstellung lehrt, bietet B_1 die umfangreichste Sammlung (39 verschiedene Nummern); in H ist nur deren Anfang erhalten (19 Nummern), in W nur der Schluß (25 Nummern), während B_2 nur eine kleine Auswahl (7 Nummern) gibt. Bei dieser Sachlage erhebt sich die Frage, ob es sich bei diesen mittelniederländischen Minnefragen wirklich um einen einheitlichen Text handelt (so wie er sich in B_1 präsentiert), oder ob es ursprünglich zwei verschiedene Sammlungen waren (einerseits der Bestand von H, anderseits der von W), die dann in B_1 zufällig äußerlich verschmolzen wären.[1] Mir scheint das letztere so gut wie sicher zu sein. Für diese Auffassung spricht einmal die Tatsache, daß in Teil I (dem Bestand von H) sämt-

[1] B_2, das aus beiden Beständen einzelne Fragen enthält, ist offenbar ein Auszug aus einer B_1 nahestehenden, ebenso umfassenden Sammlung.

liche Nummern[1] aus dem Französischen stammen, während in Teil II (dem Bestand von W) nur die kleinere Hälfte der Fragen französisch zu belegen ist. Ferner stehen H und W den französischen Texten zeitlich ziemlich nahe, während die Hs. B bedeutend jünger ist. Weiter wird auch aus inneren Gründen der Gedanke nahegelegt, daß mit Nr. B_1 18 ein neuer Text beginnt: es werden in dieser und den folgenden Nummern recht allgemeine Themen berührt, die besonders als Ausgangspunkt recht geeignet erscheinen, und auch die Anrede (*geselle*), die in B_1 18 auftritt, läßt auf einen neuen Anfang schließen. Noch größere Beweiskraft kommt aber einem anderen Punkte zu, nämlich dem Auftreten zahlreicher Dubletten in B_1. Eine ganze Reihe von Nummern aus Teil I begegnet in etwas abweichender Fassung wieder in Teil II; das wäre bei einem von vornherein einheitlichen Texte kaum zu verstehen, während es mit der Annahme einer Verbindung zweier ursprünglich verschiedener Texte viel besser vereinbar ist. Ich habe also in dem unten folgenden Abdruck die beiden Bestandteile von B_1 unbedenklich als Text I und II gegeneinander abgesetzt.

Zu der Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen wäre zu bemerken, daß B_1 und B_2 stets zusammengehen, sowohl gegenüber H als gegenüber W; doch scheint B_2 nicht unmittelbar auf B_1 zu beruhen, da es in Nr. I 13 einen Fehler von B_1 vermeidet (B_1 V. 68 *meyste* — B_2 *minste*, ebenso H). — Außerdem bedürfen noch der Prüfung die etwaigen Beziehungen zwischen Text I und II, die sich in den schon erwähnten Dubletten zu dokumentieren scheinen. Ich gebe zunächst eine Zusammenstellung dieser Parallelen.[2] Es entsprechen sich folgende Nummern:

(Text I: 1, 2, 4, 5. 11, 12, 13, 18, 20.
(Text II: 12, 13, 18, 15, 21, 23, 22, 6, 7.

Zur Erklärung dieser Berührungen gäbe es verschiedene Wege, doch können die wenigsten ernsthaft in Betracht kommen. Zunächst muß die Möglichkeit, Text I und II könnten auf eine gemeinsame oder auf zwei verschiedene, aber unter sich verwandte altfranzösische Vorlagen zurückgehen, als ausgeschlossen gelten, mit Rücksicht darauf, daß fünf der genannten Parallelen (die Nrn. 2. 4. 11. 13. 18 von Text I) in beiden

[1] Mit einer einzigen Ausnahme, der Nr. 5.

[2] Nicht mit in Betracht gezogen habe ich die Ähnlichkeit zwischen den Nrn. I 8 und II 25; auch hier sind zwar inhaltliche Berührungen vorhanden, aber da ziemlich genau entsprechende doppelte Fassungen bereits im Altfranzösischen begegnen, setzt man diese beiden mittelniederländischen Fragen besser nicht in direkte Beziehungen zueinander.

Fassungen die gleichen Reime und weitgehende wörtliche Übereinstimmungen zeigen. Ferner ist auch die Annahme einer direkten Abhängigkeit eines der beiden Texte vom anderen abzulehnen, indem sowohl Text I (z. B. in Nr. I 12) wie Text II (z. B. in Nr. II 13) gelegentlich besser zur französischen Vorlage stimmt, so daß also jeder von beiden einzelne Fehler des anderen vermeidet. Es bliebe somit nur die Erklärung, durch eine beiden Texten gemeinsame niederländische Vorstufe übrig, und es wäre noch festzustellen, wie sich diese anzusetzende Vorlage zu den erhaltenen Fassungen verhält. Leider zeigen diese in ihrem Wortlaut kaum solche Übereinstimmungen, die da zu bindenden Schlüssen berechtigten; nur an folgenden Stellen scheinen gemeinsame Fehler vorzuliegen:

I 11 = II 21. *Welcke* (*Wat* W) *is dat meiste profijt* B_1 9 W 18 — *Welc is die dine, dair meest profijt ... af comt* H 32 *(Dont puet greigneur pronffit venir).*

I 18 = II 6. *der myunen raeckt* B_1 14, *dye mynne ontslut* B_1 23 W 6 — *Onsluyt die poorten* H 38 *(puet la porte deffremer).*

Demnach würden also Text I in der Fassung B_1 und Text II auf einer gemeinsamen Vorlage beruhen, mit anderen Worten: Text II geht auf eine ältere Stufe von Text I zurück. Sehr beweiskräftig sind allerdings, wie ich selbst zugebe, die beiden mitgeteilten Stellen nicht; aber daß Text I gegenüber Text II ursprünglicher ist, ergibt sich auch daraus, daß jener, besonders in seinem Bestande, viel besser zu dem französischen Original stimmt. Der Zusammenhang zwischen den beiden mittelniederländischen Fassungen wäre demnach in folgender Weise zu denken: Text II, der ja seinem Kern nach ganz anderen Ursprungs zu sein scheint, insofern von seinen 25 Nummern im ganzen nur 9 französisch nachweisbar sind, hat eine verlorene (und in mancher Hinsicht bessere) Fassung von Text I als Nebenquelle benutzt und daraus mindestens die oben S. 15 zusammengestellten fünf Nummern (I 2, 4, 11, 13, 18) entlehnt. Bei den übrigen vier Nummern (II 7, 12, 15, 23), die in Text I und II nur sehr wenig Berührungen aufweisen, ist nicht so sicher zu erweisen, daß die entsprechenden Nummern von Text I die Quelle bildeten;[1] und bei der noch übrigen Nummer nachweislich französischen Ursprungs in Text II (Nr. 25), die in Text I überhaupt nicht belegt ist, muß es sogar als sehr zweifelhaft erscheinen, ob sie ebenfalls aus jener verlorenen Fassung stammen

[1] Möglich ist es natürlich; man vergleiche z. B. die großen Unterschiede der Nr. I 20 in den Fassungen B_1 und H, an deren ursprünglicher Identität man aber doch kaum wird zweifeln dürfen.

kann, oder ob sie nicht vielmehr anderer Herkunft ist, d. h. in irgendwelcher direkteren Beziehung zu den altfranzösischen Texten steht.

Wegen der Unsicherheit, die also doch über die Beziehungen im einzelnen bestehen bleibt, ist der Versuch, die Text I und II gemeinsame Vorlage zu rekonstruieren, nicht wohl ausführbar. Auch die Herstellung der Grundtexte der beiden Teile I und II ist nicht angängig, da sich immer je zwei Fassungen (B_1 und H, oder B_1 und W), die in sehr vielen Einzelheiten auseinandergehen, gegenüberstehen. Die Heranziehung der französischen Vorlagen hilft nicht viel, da sich der Wortlaut der deutschen Texte oft sehr weit von dem der französischen entfernt. Immerhin beweist aber das Vorhandensein einer Frage in französischer Fassung natürlich die Echtheit einer entsprechenden deutschen, auch wenn diese nur in einer einzigen Handschrift überliefert ist; z. B. dürfen die Nrn. H 23, 24, 37 und B_1 12 unbedingt als ursprünglich angesprochen werden. Ebenso ist an einigen Punkten, wo B_1 und H in der Anordnung auseinandergehen, durch die französischen Texte eine Kontrolle ermöglicht. So wird in Text I die Richtigkeit der Reihenfolge B_1 5, 6, 7 (gegenüber H 27, 29, 28) erwiesen durch die französische Parallele K 14, 15, 17, und ebenso die Reihenfolge B_1 9, 10, 11 (gegenüber H 32, 34, 33)[1] gestützt durch die französische Parallele M 10, 11, 12, während anderseits die Folge H 35, 36, 37 (gegenüber B_1 13, 17, —) durch die französische Parallele Q II 1, 2, 3 bestätigt wird.[2] In Text II wird die Reihenfolge B_1 29, 30, 31 nur durch einen Teil der französischen Texte (H 14, 16; M 16, 18) gehalten, indem auch die abweichende Anordnung in W (14, 12, 13) in einer französischen Fassung (L 15, 14) eine Parallele hat.[3]

Über das Verhältnis der mittelniederländischen Texte zu den altfranzösischen Minnefragen wäre im einzelnen folgendes zu sagen. Wie schon bemerkt, steht Text I in viel engerem Zusammenhang mit den altfranzösischen Fassungen als Text II: seine sämtlichen Nummern (mit der einzigen Ausnahme I 5) sind französisch nachweisbar. Allerdings ist keine französische Sammlung bekannt, die sämtliche im Niederländischen auftretenden Fragen vereinigt böte. Daher läßt sich auch wohl kaum entscheiden, ob der niederländische Text die einfache Übertragung

[1] Sehr auffällig ist, daß W 18, 20, 19 die gleiche Umstellung wie H zeigt.

[2] Welches die richtige Stellung der Nr. I 6 ist (B_1 4 gegen H 31), ist nicht zu entscheiden.

[3] Daß die Nr. II 22 (B_1 38 gegen W 19) ihre Stelle irgendwo hinter II 18 hat, dafür spricht die Anordnung der entsprechenden Parallelen von Text I (4, 13); vgl. die Tabelle S. 15.

einer genau entsprechenden französischen Sammlung ist, oder ob die Kompilation erst durch den niederländischen Übersetzer auf Grund mehrerer altfranzösischer Vorlagen vorgenommen wurde; die erstere Möglichkeit ist aber wohl wahrscheinlicher. Was nun die bei der Quellenfrage in Betracht kommenden französischen Texte betrifft, so stammt die weit überwiegende Mehrzahl der ins Niederländische gedrungenen Fragen aus der schon oben (S. 13) kurz erwähnten Versredaktion, dem *Chastel d'amours*. Besondere Beziehungen zu einer bestimmten der neun bekannten Fassungen dieses Textes (vgl. S. 14) sind kaum nachzuweisen;[1] doch möchte ich erwähnen, daß die Nr. 6 von Text I sich französisch nur in Hs. I findet, die Nrn. 7—9 desselben Textes nur in K O P. Nur eine einzige niederländische Nummer ist in keiner Fassung des *Chastel d'amours* zu belegen, Nr. I 10; sie hat ihre französische Entsprechung in dem zu einer ganz anderen Gruppe von Texten gehörigen Druck F.

Von Text II stehen, wie schon festgestellt, neun Nummern in engem Zusammenhang mit Fragen von Text I (vgl. die Zusammenstellung der Parallelen oben S. 14) und haben offenbar den gleichen Ursprung wie diese.[2] Außer ihnen ist nur noch eine Nummer in Text II vorhanden, die aus dem Französischen zu stammen scheint: II 25;[3] allerdings ist die Übereinstimmung nicht sehr genau, in Text I ist sie nicht überliefert. Die übrigen 15 der 25 Nummern von Text II sind altfranzösisch nicht nachweisbar.

Über die vom Übersetzer bei seiner Arbeit befolgte Praxis ist wenig Sicheres zu ermitteln. Im allgemeinen scheint die niederländische Fassung dem Worlaut der französischen Vorlage nicht sehr genau zu folgen; auch verdient noch Erwähnung, daß vier

---

[1] Bei der Auswahl der in der Übersichtstafel auf S. 14 (Rubrik O) eingetragenen altfranzösischen Parallelen habe ich solche altfranzösische Nummern herausgesucht, die der niederländischen Übersetzung gut entsprechen, dabei aber doch auch einen einigermaßen korrekten Wortlaut bieten. Diese altfranzösischen Stücke, die aus acht verschiedenen Fassungen zu entnehmen waren, habe ich unten unter den niederländischen Texten abgedruckt.

[2] Auffällig ist, daß drei dieser Nummern von Text II (nämlich 12, 13, 18) durch die Zahl ihrer Verse auf andere französische Vorlagen hinzuweisen scheinen als die für die entsprechenden Nummern von Text I (1, 2, 4) in Betracht kommenden; während bei diesen letzteren (sowohl altfranzösisch wie niederländisch) die Fragen drei oder mehr Verse umfassen, haben die Fragen in II 12, 13, 18 nur zwei Verse, und das Gleiche ist der Fall bei den inhaltlich entsprechenden französischen Nummern L 15, Q I 4, L 13. Ich möchte aber glauben, daß hier nur eine sekundäre Übereinstimmung vorliegt, auf die nichts weiter zu geben ist.

[3] Der Nr. F I 10 bei Klein entsprechend. Erwähnt sei hier, daß die niederländische Nr. II 15 einige Ähnlichkeit mit einer anderen Nummer desselben französischen Textes zeigt (F I 38), doch sind die Unterschiede so groß, daß ich nicht wage, einen Zusammenhang anzunehmen.

Nummern, die altfranzösisch nur in Prosa belegt sind, niederländisch ebenfalls in Verse gebracht sind.[1]

Was die metrische Form betrifft, so verwenden die niederländischen Texte durchaus den vierhebigen Vers.[2] Meist umfaßt die Frage zwei solcher Verse, die miteinander reimen, so durchaus in Text II und in der zweiten Hälfte von Text I (Nr. 11 bis 20). Die Fragen der ersten Hälfte von Text I sind länger und haben von drei oder vier bis zu zwölf Versen, die dann paarweise gereimt sind. Die Antwort ist fast stets in Prosa gegeben; auszunehmen ist nur die Antwort der Nr. I 20 in der (wohl ursprünglicheren) Fassung B_1 und die wohl entstellte der Nr. I 2 (nur in H überliefert). Die Form der französischen Minnefragen ist ganz ähnlich, und diese dürften auch in metrischer Hinsicht als Vorbild der niederländischen Texte anzusehen sein. Das *Chastel d'amours* verwendet den paarweise gereimten Achtsilbler, meist zwei Verse zu einer Frage, seltener drei oder vier; die Antwort ist fast stets in Prosa. Daß nebenher auch einige französische Prosafragen als Vorlagen gereimter niederländischer Nummern in Betracht kommen, war schon oben konstatiert worden.

Schließlich noch einige Bemerkungen zu den einzelnen niederländischen Texten selbst.

Die Fassung H bietet, wie schon früher erwähnt, nur Text I; dabei fehlt ihr noch die Nr. 14. Von der großen Mehrzahl der vorhandenen Nummern ist nur die Frage erhalten, während die Antworten fehlen; auszunehmen sind nur die Nrn. 1, 2 (Antwort vielleicht nicht ursprünglich), 9, 19, 20. Verschiedene Nummern sind umgestellt (vgl. oben S. 17).

Handschrift B enthält Text I und II in unmittelbarer Aufeinanderfolge (B_1), außerdem noch einen kurzen Auszug von sieben Nummern (B_2), aus beiden Texten genommen. Die Fassung B_1 weist verschiedene Lücken auf, es fehlen die Nummern I 2, 3, 17 und II 21, 23, 25. Eine Umstellung (B_1 17) ist oben S. 17 erwähnt. Eine weitere kleine Störung des ursprünglichen Zustandes bildet die Vertauschung der Antworten der beiden Nummern I 18 und 19, die mittels der französischen Vorlage und teilweise auch der Fassung H leicht zu erkennen und zu verbessern ist. In formaler Hinsicht wäre noch zu bemerken, daß

[1] Es sind die Nrn. I 7—10, die sich vor den anderen schon durch ihren viel größeren Umfang auszeichnen; ebenso wäre noch die Nr. II 25 hier zu nennen, eventuell auch II 15 (vgl. S. 18 Anm. 3).

[2] Allerdings ist die ursprüngliche Versform oft entstellt, indem die Verse in der überlieferten Gestalt häufig zu kurz (z. B. B_1 12, H 28, 36, B_1 51, 91, 93, 94, 100, 123, W 58, 61, 64), nur selten zu lang erscheinen (z. B. B_1 34, W 23).

die Reime verschiedentlich gestört sind (vgl. V. 1, 2; 65, 66; 77, 78; 108, 109; 138, 139; 147, 148), und daß die Sprache gelegentlich hochdeutschen Einfluß verrät.

Die Handschrift W schließlich überliefert nur Text II, mit Ausnahme der Nr. 16. Dafür begegnet Nr. 15 in doppelter Abfassung (W 15, 16). Wegen einiger Umstellungen vgl. oben S. 17. Die Sprache der Fassung W ist nicht niederländisch (wie in B_1, B_2, H), sondern niederdeutsch, außerdem mit starken hochdeutschen Beimischungen. Einige Reime sind gestört dadurch, daß das Wort *minne* fast überall, nicht nur im Versinnern, sondern auch am Versende durch *leffte* ersetzt worden ist (vgl. V. 58, 59; 64, 65).

Zu dem sich gleich nachher anschließenden Textabdruck bemerke ich noch folgendes. Ich habe nicht danach gestrebt, um jeden Preis einen glatt lesbaren Text zu rekonstruieren; dazu sind die überlieferten Fassungen zu oft und zu stark verderbt. Ich habe mich vielmehr darauf beschränkt, die vorhandenen Texte ohne wesentliche Änderungen mitzuteilen und nur in Kleinigkeiten (besonders bei Versehen des Schreibers) zu bessern. Unklare Stellen der einen Fassung werden, wenn sie überhaupt zu emendieren sind, sehr oft schon durch die Lesart der danebenstehenden anderen Fassung verständlich gemacht; in besonderen Fällen habe ich auch anmerkungsweise eine Emendation versucht.

Der Text von H ist wiedergegeben auf Grund des Verwijsschen Abdrucks (vgl. oben S. 12), allerdings habe ich dabei einige von dem Herausgeber vorgenommene ziemlich überflüssige Emendationen wieder beseitigt und den Wortlaut der Handschrift meist wiederhergestellt. — Der Text von B_1 beruht auf einer Abschrift der Handschrift, die ich selbst genommen habe; den an vielen Stellen fehlerhaften Abdruck einzelner Stücke bei Priebsch (vgl. oben S. 12) habe ich nicht benutzt. Von den wenigen Nummern von B_2 gebe ich die Varianten bei den entsprechenden Nummern von B_1. — Auch die Handschrift W habe ich selbst abgeschrieben.

Die Worttrennung der Handschriften B_1 und W habe ich im Prinzip nicht angetastet und nur, was mir als Schreibfehler erschien, daran verbessert. Die schwierige Regelung von *y* und *ij* habe ich in B nach paläographischen Gesichtspunkten durchzuführen gesucht.

Was die unter den Texten mitgeteilten altfranzösischen Parallelen betrifft, so habe ich hinter dem Text jeder Nummer in eckigen Klammern die französische Fassung bezeichnet, deren Wortlaut ich mich bei der betr. Nummer gerade angeschlossen habe. Im einzelnen habe ich mir dabei verschiedentlich still-

schweigende Emendationen auf Grund einer anderen Fassung erlaubt, was ja darum unbedenklich ist, weil sämtliche Texte bei Klein (vgl. oben S. 13) in extenso gedruckt sind und der originale Wortlaut also ohne weiteres feststellbar ist.

Zum Schluß sage ich noch Herrn Privatdozent Dr. W. von Unwerth in Marburg und Herrn Dr. Joh. Loehmer in Göttingen meinen Dank für mancherlei Hilfe, die sie mir bei der Bearbeitung der Texte geleistet haben.

Text I.

1

B$_1$

1) [*Bl. 40r*] Myure dye hoger myanen plegen,
wilck ist dinck datmen segt,
dat profist geft allgoit
ende eerst aeff geit inder noit?
Schoen sprecken.

II

22) Minres die hogher minne pliet,
Velc is die dinc diemen siet
Ende die eerst faelgiert ter noet?
Dats een scoene spreken.

2

23) Velc is dat teyken openbair,
Dairmen best bi wairt gewair,
Wair dat minne is sonder baraet?
Sijn ghetrouwe ende sonder quaet.

3

24) Wye es moeder ende voester mede
Vander minnen telker stede,
Soe si meer es in hair wesen,
Soe si onreyne es in desen?

4

2) Hoe maech weten yelken jonfrouwe,
off hoeris hoer lieff getruwe

25) Hoe mach best weten elke jonefrouwe,
Of te hair hair lief is getrouwe,
Ende of hi doir hair is ghepijnt

6) yefken.

4) Dats is. 15) dair.

1. Aux fins amans qui ayment hault
quelle chose est qui plus leur vault
et au besoing plus tost leur fault?
Beau parler. [P 5]

2. Quels est li signes par dehors
qui plus monstre l'amour du cors,
et s'est li signes si appers
que il ne puet estre couvers?
Ch'est muer collour. [K 12]

3. Qu'est en amours mere et nourrice,
quant plus est noble, plus est nyce?
Esperance. [M 15]

4. Par quel essay et par quel touche
puet mieulx sage dame esprover
se cilz qui la prie d'amer
l'ayme de cuer ou de la bouche?
Fayre dangier. [H 13, Q II 14]

B_1	H
van rechter dats schynt,	Van minnen, soe dat hem scijnt,
ende off hy vruntschap heft tot oer?	Ende of hi pine doghet om hair?
Bericht my hir up dats voer.	Nu berecht my hier of twair.
Dats by truwen.	
5	
3) Segt my, wer is dyeman	26) Te welker tijt soe es die man
meer verfrouwet, berichtmy dan,	Meest amoreus, berecht mi dan,
als hij biddet om dye mynne,	Soe als hi bid om die minne,
off als hyse heft van gewyn?	Soe als hi loen van ghewinne?
Als hy biddet.	
6	
4) Welick heddi liefste van desen dyngen,	31) Welc haddi liefste van desen dinghen,
Eyn korte genoechte dye bald vergynge,	Een cort solaes dat saen sarnaringhe,
dan van uwen lieven langen hoep,	Soe van uwen lieve soe vasten hoep,
daer geyn genucht uut en dropt?	Dair gheen solaes uut en croep?
Eyn corte genucht.	
7	
5) [*Bl. 40v*] Oft alsoe weer, dat u dye schone	27) Oft soe wair, dat u die scoene
geven wolde dat te loen	Gheven wilde te loen
by oer te liggen eyne nacht,	Bi hair liggende enen nacht,
sonder enych overhelsen kacht,	Sonder te doen enighe cracht,
ende kussen moecht ghy genoech	Mer helsen, cussen mochti ghenuch
sonder enich ander ongevoech,	Ende spreken al u ghevouch,
wer dede sy meer doer u,	Weder si dede meer doir u,
off ghy doer oer, bericht my nu.	Soe ghi doir hair, bericht mi nu.
Ich meer dor oer.	
8	
6) Off ghy gemynt het eyn jonfrou	29) Of ghi gherne hadde ene jonefrouwe
reynlick ende mit goyder truw,	Noyaler met gueder trouwe,

19) lie uē. 29) oer] v. 16) scuyt. 26) een. 31) mocht si.

6. Lequel averiés vous plus chier:
jouyr d'amours et tost finer,
ou espoir a tousjours durer?
Bon espoir. [J 17, P 25]

7. Une dame mande querir son amy pour coucher avecques elle par tel convenant qu'il ne la fera que baiser et acoler tant seulement, et il y vient: lequel fait plus l'ung pour l'autre?
Response: Il fait plus pour elle. [O 35]

8. Vous avés une amie hors du païs, lequel ameriés vous miex, quant vous l'i iriés veïr: k'elle fust morte u k'elle cüst folijet a .i. seul homme, de coi celle fust repentans?
Qu'elle cüst meffait. [K 15]

B_1	H
ende sy myt yemans eyns misdede,	Ende sijt mit enen man eens misdede,
ende oer dan beruden alle jaer der steden,	Ende hair berouwede, als wair te spade,
weer sy u liever doit	Weder wair si u liever doot,
off in berouwenisse herde groit?	Soe in berouwe vele groot?
In berouwenisse.	

9

7) Off ghy hadt in uwen synne	28) Of ghi een oprechte minne
leff gedaen up rechte mynne	Ghedaen hadt in uwen sinne
ende ghy wael wist all open baer	Ende ghi wel wist al openbair,
dat ghy hoer nimmer meer soe naer	Dattet nymmermeer hair soe nair
en moecht comen, dat ghy et aen vont	En quaem, dat ghi daer ane wont
enich troist tot eyniger stont,	Enighe solaes tot enigher stont,
woldi dan yet, dat u geselle goit	Wildi dat u gesellen guet
hed tot hoer alsulcken stoet,	Te hair hadden selken spoet,
dat sy hem dede in oeren synn	Dat si daden in haren sinne,
ende van oer troege loen der mynne?	Ende van hair hadde loen der minne?
Neyn, ic nyet.	Neen ic.

10

8) [*Bl. 41r*] Seg my dye waer heit nu ter ure,	30) Segt mi dier nu ter ure,
off u lieff, dye schone figure,	Echte of u lief, die scone creature,
tot wen ghy droecht mynne,	Te wien dat ghi draghe minne,
een ander dede in oeren synne,	Enen anderen had in haren sinne,
wer solt ghy liever gedoegen,	Wele soudi best moghen ghedoghen,
dat ghy seget mit uwen ogen,	Of ghi saghet met uwen oghen,
dat hy uutten huse gyneck,	Dat hi uten huse ghinghe,

35) lie uer. 41) mīmer.

37) sit. 45) Ende quaemt.
51) *Diese Antwort steht in der Hs. verschentlich im ersten Vers der folgenden Nr. H 29 (= V. 35) zwischen den Worten* gherne *und* hadde.
55) Ende enen.

---

9. Se vous aviés dame u demisele et vous sentiés que ja n'i deüssés merchi trouver, vaurriez vous que vos compains en goïst?
Nenil. [K 17]

10. La Damoiselle. Sire chevalier, je vous demande, se vous amiez dame ou damoiselle, et un autre aussy l'amast pareillement, lequel ameriez vous le mieulx: ou que veïssiez l'autre issir de la chambre d'elle, quant vous y entreriez, ou qu'il y entrast, quant vous en ysteriez?
Le Chevalier. Damoiselle, que l'autre en yssist et que je y entraisse; car se je lui veoie entrer et j'en ississe, jamais n'avroye joye en mon cuer, tant que a elle parlé avroie. [F II 4]

B_1	H
dair u lieff weer sonderlinge,	Dair u lief in wair sonderlinghe,
ende ghy dan ginget dar ynne,	Ende dat ghire ginghet yn,
off het ghy liever in uwen synne,	Of haddi liever in uwen sin,
dat hy dar ynne bleve ende ghy dar uut?	Dat hiere in ghine ende ghi dair uut?
Bericht mi dit all averluit.	Berecht mi dit overluyt.
Ick dar inne ende hy dar uut.	

11

9) Welcke is dat meiste profijt,	32) Welc is die dinc, dair meest profijt
dat dye mynne geft tot alre tyt?	Van minnen af comt talre tijt?
Wael helen.	

12

10) Wilck is dye meiste fruntelick heit,	34) Welc is van minnen meest hovesched
daer dye mynste baet aen ligget?	Van minster baten, segd mi mede.
Eyns kussen.	

B_2 3 *liest wie* B_1 10, *mit folgenden Varianten:* 65) Welick, 66) ligt. 67) eyn.

13

11) Wat ist meyste dinck van mynnen,	33) Welc is die minste dinc van minnen,
dattet hert meyste verblijt van bynnen?	Die meest conforteert therte binnen?
Fruntelic aen sien.	

B_2 1 *zeigt folgende Varianten:* 68) Welick is dat mynste dynck, 69) dattet meiste dat herte sterckt, 70) Dat eyn fruntelick.

14

12) Wat duet dye mynre lange syn aen dye mynne, segget my den syn.	
Hoes heit.	

60) a uerluit. 69) bynē.

---

11. Dont puet greigneur prouffit venir
en vie d'amours maintenir?
En bien celer. [M 10, Q I 6]

12. Qu'est en amours grant courtoisie
mains prouffitable et plus prisie?
Ung baiser. [M 11]

13. Qu'est le moindre don qu'amours face,
qui plus conforte et plus solace?
Un doulz regart. [Q I 9]

14. Qu'esse qu'amours oste des siens, et s'est la chose honneur et biens?
C'est contenance. [Q II 12]

15

B_1	H
13) Nu segget my ende doyt my bekennen dat fundament van recht mynnen. Getru heit.	35) Vanden castelen dat fundament Der minnen duet mi bekent.

16

17) Warmede is men van mynnen meiste best verseckert ende ongefreest? Be gestedicheit.	36) Welc is die minne, dairmen bi meest Verzekert is ende onghewreest?

17

	37) Welc sijn die pilen die minne sciet? Berechts my ende en laets niet.

18

14) [*Bl. 41v*] Welick is der sloetel, darmen mede der mynnen raeckt tot elicken stede? Loen der mynnen.	38) Welc sijn die slotelen, dairmen mede Onsluyt die poorten in elker stede?

19

15) Noemt der mynnen bede my, dar men up rust ende froliek sy. Bidden ende versoecken.	39) Noemt dat bedde vanden casteel, Dairmen op rust mit ruweel. Loen der minnen.

20

16) Wye syn dye vander mynnen vynden loen ende troist gewynnen? Dat syn dye hem halden in reynicheit ende volstaen in trouwlicheit.	40) Wie sijn vachters dez casteels Vol yoyen ende vol ryveels? Die hem houde segelijc.

73) Verzeker. 75) een.

---

15. Du chastel d'amours, vous demant,
dites le premier fondement.
Amer loyaument. [L 1]

16. Or me nommés le maistre mur,
qui plus le fait fort et seür.
Celer sagement. [H 6]

17. Dites moy, qui sont li crenel,
les saietes et ly quarrel?
Regart atraiant. [H 8, L 3]

18. Je vous demanz, quelle est la clef
qui puet la porte deffremer?
Prier continuellement. [H 9]

19. Qui est la chambre ou est le lit
et toute joye et tout deduit?
C'est joyssance entiere. [Q H 7]

20. Anprés les gardes me nommés
par qui le chastel est gardez.
Vivre loyaument,
tenir netement, ... *usw.*
[H 11]

Text II.

1

B$_1$

18) Segget my, geselle, den rechten syn,
wat is volkomen mynne?

Dats twee van eynen syn.

W

1) [*Bl. 29r*] Saget myr, gheselle, den rechten syn,
Wor her kompt vullekamen mynne?

Tzwe van eynen synne.

2

19) Want comt gerechte mynne
den mynres inden synn?

Van natur licker maneren.

2) Wan kompt de rechte mynne
Dem reynen leffhebber in den syn?
Van ghelicher naturen.

3

20) Comt sy anders nirgens by
dan by naturen? Berichtesmy!

Ja, bi behagen.

3) Kompt se anders nergen by
Dan van ghelicher naturen? Berichtet my!
Ja, by behagen.

4

21) Is dar nyet noch eyn saeck
dye dye mynne maeckt?
Ja, schoende, hoescheit ende duegden.

4) Is dar nycht noch eyne sake
De die leve make?
Ja, hovescheit, schoenheit unde doget.

5

22) Welcke is dye rechte mynne saen
Van desen dryen sonder waen?
Gestedicheit.

5) Wilche is de vastere leve saen
Van dessen dren sunder waen?
Stedicheit.

6

23) Wilcke is der sloetel, dar men mede
dye mynne ontslut tot elcker stede?
Hoescheit.

6) Willich is der slotel, dar men mede
Die leffte entslut to aller stede?

Hovescheit.

7

24) Wats der wechter der mynnen, raet,
dye die mynne beschirmt vor noet?
Schemelheit.

7) Wat is der rechten lefften hoet,

De die leffte beschermet vor noet?
Schemelheit.

---

102) myne.
106) elcke^r (= elcken).

2) *Über dem Worte* mynne *steht* leue. 4) *Das* e *von* mynne *ist durchgestrichen.* 13) is] syn *(korrigiert, woraus?). Zwischen* de *und* vastere *ist* ī *hincinkorrigiert;* saen *ist korrigiert in* stan.

8

B_1

25) [*Bl. 42r*] Wat doet dye mynne vaste staen,
dye duck wyle anders sold vergaen?
Reynicheit.

B_2 2 *liest genau wie* B_1 25 *mit folgenden Abweichungen:* 111) deyt — vast. 112) dat — solde.

W

8) Wat deit de leffte vaste staen,
De anders dick unde mennich woreff solde vargaen?
Reynicheit.

9

26) Segt my, wat is der mynnen dranck.
dye die mynne hilt in bedwanck?
Verlangen.

9) Saget myr, wat is der lefften dranck,
De die leffte helt in dwanck?
Vorlangen.

10

27) Wat is dye spyse dar si by left,
als si den dranck gedroncken heft?
Hoepen.

10) Wat is de spise dar de leffte by levet,
Alse den dranck ghedruncken hevet?
Hoeffen.

11

28) Segt my, wat is der mynnen leitt,
daer si altyt mit is gekleyt?
Arbeit.

11) Saget myr, wat is der lefften leit,
Dar se alletyt myt is bekleit?
Arbeit.

12

29) Wat is dye meiste liste,
dye dye mynne in noeden eerst mist?
Wael vertalen.

B_2 4 *liest genau ebenso, nur* 124) dye die — erst myst.

14) Wat is in dem leffhebber de meiste lyst,
Alse de leffte in noden is?
Wol entleggen myt worden.

13

30) War by wortmen eerst gewaer
sonder baraet der mynnen claer?
Bi verroeten verlesen.

12) Wor wert men erst by ghewair
Sunder berait die leffte klair?
De ere varwe vor luyst.

14

31) Wye weitmen off si rechte staet.
dye rechte liefde sonder quaet?
Bi voel pijnen ende suchten.

13) [*Bl. 29c*] Wo wet men oefft sie vaste staet,
De rechte leffte sunder alle quaet?
By wilen dencken unde suchten.

34) dem.

15

B_1

32) Wer ys dye mynne meer, segt men dit,
alsmen vercrycht, off alsmen bit?
Alsmen bit.

W

15) Offt is de leffte mer, sage myr dat,
As men kryget, offt as men baydt?
As men baydt.
16) Off syn de leffhebber mer beladen
Alse krygen, offt alse baden?
As se baden.

16

33) Wanner machmen vrouwen bynden,
als sie soecken, off alssi vynden?
Als sy vynden.

17

34) Segt my, wat is der mynnen best
ten eersten, dat vergeit int lest?
Vrolick heit.

B_2 5 *zeigt folgende Varianten:* 138) Seget — beste. 140) dats en trolick herte.

17) Sage myr, wat is in der leffte best
Tzo dem ersten, dat vorgijt nycht lest?
Vryheit.

18

35) Wye maech weten elicke jonfrou,
off oer vrunt oeck is getruw?
By frunt lick berispen.

21) Wo mach best weten eyn junckfrouwe,
Off er leff sy rechte van hertzen truwe?
In fruntlich beryspen.

19

36) Segt my, wat doyt dye mynne vergaen,
dye duck wyle solde blyven staen?
Der nyder clapp.

B_2 6 *zeigt folgende Abweichungen:* 145) solde. 146) Dats clap der nijder.

22) Saget myr, wat deit de leffte vorgaen,
De anders dicke bleve staen?
Der nyder klaffent.

20

37) [*Bl. 42v*] Wat is dat dynck dat dye mynre
mennigen beroeft der synne?
Waen hoep.

23) Wat is dat dorch de leffte
Mennigen mynsken nymt den syn?
Mishopen.

138) beist. 139) int] iñ.

44) bâydt. 47) *Das* a *von* baden *korrigiert in* ei; *ebenso in V.* 48 — alse] alße. 52) eyñ. 54) begryspen. 58) *Über* leffte *ist geschrieben* myñ.

21

B_1	W
	18) Wat is dat meiste profyt In der lefften tzo aller tzyt? Helen sunder vorramen.

22

B_1	W
150 38) Wilck is dat meiste dynck van mynnen, dat hert meiste stricht van bynnen? Vruntlick aen sien.	19) Wat is dat beste von lefften, Dat best sterket hertz unde synne? 65 Vruntlich tzo syn.

23

B_1	W
	20) Wat is in lefften dat kleyner bait, Dar men groess ghenochte unde beger tzo hait? Kussen unde ummebefaen.

24

B_1	W
39) Nu segt my doch, ich bidde u bloit, welck is der mynnen doit? 155 Verkalden.	24) Saget myr duch, ich bidde uch bloit, 70 Wat is der lefften meyste noit? Schouwen fruntlich.

B_2 7 *zeigt folgende Varianten:* 153) Seget mi doch ick. 154) wat. 155) dits verkalden.

25

B_1	W
	25) Offt hedde gy lever, dat iuw frunt storve, Offt dat gy van em untruwe varworven? Dat myn frunt starve. 75

25. La Damoiselle. Sire chevalier, je vous demande, se vous amiez une damoiselle laquelle demourast en aucune loingtaine contree, et vous alaissiez en par dela, lequel ameriez vous mieulx: ou que vous la trouveissiez mariee a aucun, ou qu'elle fust de ce monde trespassee?
Le Chevalier. Trop mieulx l'ameroie trouver trespassee de ce monde. Car ... *usw.* [F I 10]

Anmerkungen.

Zu Text I.

1) II 2. *Velc (= welc)*: die Schreibung von *v* statt *w* kommt in unserer Handschrift noch mehrfach vor (in unserem Text noch in V. 5 *Velc* und V. 81 *vachters*); der umgekehrte Fall (*w* statt *v*) ist ebenfalls zu belegen: V. 45 *wont* und V. 73 *onghewreest*.

B_1 3. *profist*, statt des gewöhnlichen *profijt*, ist wohl französische Schreibweise.

2) H 8. Die Antwort ist wohl ursprünglich, nicht nur deshalb, weil sie dem Französischen gar nicht entspricht, sondern auch, weil sie in Versform erscheint und mit dem letzten Verse der Frage reimt.

3) H 11. Verwijs scheint *meer* für den Komparativ 'mehr' gehalten zu haben und hat darum wohl im folgenden Verse *onreyne* in *onreyner* korrigiert; vielleicht ist *meer* aber eher als *mare, maer, mere* 'vornehm' anzusehen, das dann dem *noble* des französischen Textes gut entsprechen würde.

4) B_1 8. Der Vers ist offenbar entstellt; vielleicht ist zu lesen *van rechter mynnen.*

B_1 10. *dats voer* verstehe ich nicht.

5) H 22. Verwijs korrigiert *hi* in *hire*, was allerdings sprachlich korrekter ist, doch ist diese Korrektur wohl nicht unbedingt nötig.

6) H 24. *sarnaringhe* ist sinnlos und bereits von Verwijs in *verginghe* gebessert worden, mit Recht, wie B_1 18 lehrt.

7) B_1 25. Die zweite Hälfte des Verses ist sinnlos entstellt.

8) B_1 34. Auch hier ist die zweite Vershälfte völlig entstellt.

9) B_1 42. *et* ist hier wohl = *yet* 'etwa' (vgl. V. 44).

B_1 45. *stoet*] lies *spoet* (vgl. H 48).

H 47—49. Statt *gesellen* und *hadden* ist (mit B_1) der Singular *geselle* und *hadde* zu lesen; *si daden* ist ebenfalls entstellt und wird von Verwijs in *sine dade* emendiert.

10) H 52. Verwijs korrigiert *dier* in *dit*, doch ist mir fraglich, ob mit Recht.

H 53. Wegen des hier vorliegenden unverständlichen *echte* vgl. E. Verwijs en J. Verdam, 'Middelnederlandsch woordenboek', Bd. II, 's-Gravenhage 1889, Sp. 512, wo gerade unsere Stelle behandelt ist.

13) B_1 68. *meyste*] lies *mynste* (vgl. die Variante von B_2 und H 68).

14) B_1 72. Der französische Text scheint mißverstanden zu sein, indem *amours*, statt als Subjekt, als Objekt aufgefaßt worden ist.

15) B_1 75. *van recht mynnen* wäre zu halten, wenn man *mynnen* als substantivierten Infinitiv auffaßte; vielleicht ist aber *recht* in *rechter* zu bessern.

H 71. *Der minnen* hängt ab von *castelen*, nicht von *fundament* (vgl. den französischen Text).

16) H 72. Man könnte geneigt sein, nach dem Muster des Französischen *minne* in *muur* zu emendieren; da aber auch B_1 an der gleichen Stelle *mynnen* hat, liegt wohl näher, anzunehmen, daß der Niederländer französisch *mur* in *amour* verlesen hat.

18) B_1 82. Die richtige Antwort zu dieser Frage bietet V. 85; V. 82 ist die Antwort von Nr. 19 (vgl. H 80).

19) H 79. Wegen des hier vorliegenden ganz unverständlichen *ruweel* vgl. Verwijs-Verdam, Bd. VI, 1907, Sp. 1741 (zu unserer Stelle).

20) B_1 89. *volstaen* bedeutet hier etwa 'beharren'.

Zu Text II.

2) B_1 95. *mancre* (statt *maniere*) vermag ich nicht weiter zu belegen.

4) B_1 100. *dye mynne* ist natürlich Objekt, nicht Subjekt.

5) B_1 103. Mit *desen dryen* scheint auf die Fragen 2—4 verwiesen zu werden; doch paßt die Antwort nicht dazu.

8) W 23. *woreff* ist offenbar das ndd. *werve* 'mal'; eine Form mit *o* (*worve*) ist belegt bei K. Schiller und A. Lübben, 'Mittelniederdeutsches Wörterbuch', Bd. V, Bremen 1880, S. 692a.

12) B_1 124 und W 35. In beiden Fassungen scheint eine mißverständliche Auffassung der französischen Worte vorzuliegen; vgl. die französische Parallele zu Nr. 1 von Text I.

13) B_1 128. Die Antwort ist offenbar entstellt; vielleicht ist zu lesen: *Bi verroeten ende varwe verlesen.* — W 39. *ere* ist ohne Beziehungswort und geht wohl auf eine Frau.

14) B_1 131. *voel* als Nebenform zu *veel* vermag ich zwar gerade nicht mittelniederländisch, wohl aber mittelniederdeutsch zu belegen; vgl. Schiller-Lübben Bd. V, S. 298a. — W 42. *By wilen* ist wohl gleich 'zuweilen'.

15) W 44. Die Form *baydt* kann unmöglich dem *bit* von B_1 133 entsprechen und ist wohl überhaupt keine Form von *bidden;* offenbar ist darin zu sehen *beidt,* die 3. Pers. Sing. Präs. von *beiden* (*beyden*) 'warten'. Vgl. auch die Variante unter dem Text. — W 47. Die hier vorliegende Form *baden* dürfte dementsprechend als *beiden,* 3. Pers. Plur., aufzufassen sein, worauf ja auch die in der Handschrift vorgenommene Korrektur (vgl. die Variante) schließen läßt.

17) W 50. *nycht* ist wohl entstellt aus *int* (vgl. B_1 139).

20) B_1 147. Statt *mynre* ist offenbar *mynne* zu lesen, sowohl mit Rücksicht auf den Reim, als auch wegen der Lesart von W; doch sind wohl noch weitere Emendationen nötig. Auch in W ist mir der Sinn der Frage keineswegs klar.

21) W 63. Was *vorramen* (eig. 'festsetzen, bestimmen') hier bedeuten soll, verstehe ich nicht; die französische Parallele (vgl. Nr. 11 von Text I) hat nichts Entsprechendes. Vielleicht ist zu emendieren *vorraden* (= 'verraten').

22) B_1 150. Statt *meiste* ist *mynste* zu lesen; vgl. II 68 und Nr. 1 von B_2 (Variante zu B_1 69). — Auch *beste* in W 64 wäre entsprechend zu korrigieren.

B_1 151. Statt *stricht* ist wohl *sterckt* zu lesen; vgl. W 65 und Nr. 1 von B_2 (Variante zu B_1 69).

Göttingen. Walther Suchier.

Aufführung von Jesuitendramen in Indien.

Bei dem Interesse, das man jetzt dem Drama der Jesuiten[1] entgegenbringt, wird es nicht überflüssig sein, auf eine leicht zu übersehende Notiz über die Aufführung eines Jesuitendramas in Pondicherry im Jahre 1705 hinzuweisen, die der Venezianer Niccolao Manucci[2] gegeben hat. Manucci schreibt in seiner *Storia do Mogor* (in der englischen Übersetzung von William Irvine, Bd. IV, London 1908, S. 211):

The Jesuits at Pondicherry do not give over the performance of their extravagant comedies, one of which they produced the other day. In it they represented a knight of good family who had married a rich and noble lady. By gambling and other dissipation he came in a few years to the end of his wealth, and fell into extreme poverty. Oppressed by his needs, and finding no one would lend him any money, he had recourse to the Devil. Satan lent him the money on condition that, should he not find the wherewithal to satisfy the debt, he must make over his wife in payment.

The term fixed having passed, the Devil appeared to demand his money; but the knight, having nothing from which to pay the debt, contended for a long time with his creditor. Finally he agreed to produce his wife at a place appointed by the Devil. In order not to break his word the husband enticed his wife away from the house on a pretext of taking a walk in some gardens. On the way they passed close to a church, when the wife craved leave from her husband to enter and offer a prayer to Our Lady the Virgin Mary, for whom she felt great veneration.

Whilst the woman was at the foot of the altar engaged in prayer, it came to pass that the Virgin descended from the altar and said to her: "Stop where you are, for your husband is taking you away deceitfully. I will take your place." The Virgin issued from the church, joined the knight, and they continued the journey. Upon arriving at the place fixed upon, the knight said to the Devil: "Here is my wife in place of the cash." The Devil approached to seize the woman, but received a great shock of terror, and with a backward leap cried: "This is not thy wife as thou promised me; it is the Virgin Mary, whom I am impotent to lay hands on." The knight assured him it was his wife; but meanwhile the Virgin had disappeared.

The character was played by a blackman dressed in woman's clothes.[3] The Devil's and the knight's parts were taken by two white men, who

[1] Zum Drama der Jesuiten vergleiche man die Literatur, die Willi Harring in seiner Schrift: *Andreas Gryphius und das Drama der Jesuiten*, Halle 1907, S. XV ff. zusammengestellt hat; sonst namentlich auch A. Baumgartner, *Geschichte der Weltliteratur*[3] IV 629—43; Bernhard Duhr, *Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge* I 325—56.

[2] Über den Autor und sein Werk vergleiche *Journal of the Royal Asiatic Society* 1903, 723—33; 1907, 716—22.

[3] 'Neque vero quo loco dramata exhibentur, aditus mulieribus: neque ullus muliebris habitus, aut si forte necesse sit, non nisi decorus et gravis introducatur in scenam,' heißt es in der *Ratio Studiorum*. S. Zeidler in Litzmanns *Theatergeschichtlichen Forschungen* IV 28.

now commenced to shoe-beat each other,[1] and thus the play came to an end. This play was acted by the Jesuits in the month of July, 1705, in the presence of all the officials of the settlement, as also of the Malabari population, [2] to a noisy accompaniment of drums and trumpets and the discharge of fireworks.

Da sich der gelehrte Übersetzer von Manuccis *Storia* mit keinem Worte über den Stoff geäufsert hat, der in dem vorstehenden Drama behandelt ist, so sei hier folgendes bemerkt. Die Jesuiten entnahmen den Stoff zu ihrer 'Komödie' einer wohlbekannten, neuerdings von Gottfried Keller in seinen 'Sieben Legenden' bearbeiteten Marienlegende, die ich nach dem Vorgang von Ad. Mussafia mit dem Titel 'Frau dem Teufel versprochen' bezeichnen will. Lateinische Fassungen der Legende: Jacobus a Voragine,[3] *Legenda aurea* 119, 3, p. 513 ed. Graesse; Caesarius Heisterbacensis,[4] *Liber miraculorum* III 76; *Altdeutsche Blätter* II 79, Nr. 14 (vgl. *Catalogue of Romances in the department of Mss. in the British Museum* III 395); Thomas Wright, *Selection of latin stories* Nr. 29 (ins Deutsche übersetzt von A. Wesselski, *Mönchslatein*, Leipzig 1909, S. 132 ff.; vgl. S. 238). Vgl. noch Mussafia, *Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden* III 26. 31. 44; *Catalogue of Romances* II 661, III 575. Altdeutsche Gedichte, die die Legende behandeln, in Lafsbergs *Liedersaal* Nr. CLXXXI (Der Ritter und Maria) und in Pfeiffers *Marienlegenden* S. 137 ff. (Der Ritter und sein Weib) = von der Hagen, *Gesamtabenteuer* III 480 ff. (Maria und die Hausfrau). Ein französisches Gedicht 'Le dit du povre chevalier' in A. Jubinals *Nouveau recueil de contes, dits, etc.* I 138—44. Englische metrische Versionen der Legende verzeichnet im *Catalogue of Romances* II 735. 737. 738. 740, III 334

[1] Mit einem 'shoe-beating' endigte auch die Aufführung eines Passionsspiels in Santa Cruz bei Manila im Jahre 1703, nach dem Bericht von Manucci, *Storia do Mogor* IV 213. Ähnliches soll bei der Aufführung eines ungenannten Jesuitendramas in Baden in der Schweiz vorgekommen sein; s. Vulpius, *Curiositäten* VII (1818), S. 276.

[2] Malabari population, d. h. die einheimische, tamulische Bevölkerung.

[3] Die bei Jacobus vorliegende Fassung der Legende scheint die älteste zu sein, die auf uns gekommen ist. Woher sie Jacobus entlehnt hat, ist nicht bekannt. Mussafia schreibt in seinen *Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden* II 67: 'Bemerkenswert ist, dafs manche der in der *Legenda aurea* enthaltenen Legenden, und zwar gerade solche, welche in vulgären Fassungen vorkommen, wie z. B. 'Frau mit der Kerze', 'Frau dem Teufel versprochen', in den bisher untersuchten grofsen Sammlungen, welche meist in Handschriften des 12. Jahrhunderts enthalten sind, nicht vorkommen.'

[4] Über das Vorkommen der Legende 'Frau dem Teufel versprochen' im *Liber miraculorum* des Caesarius von Heisterbach vgl. A. Poncelet, *Analecta Bollandiana* XXI (1902), S. 17 Anmerkung.

und in G. F. Warners *Einleitung zu Jean Miélot, Miracles de Nostre Dame* (Roxburghe Club, 1885) S. IX.

Welche Quelle die Jesuiten ihrem Drama zugrunde legten, mufs dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich ist es ja, dafs sie aus der *Legenda aurea* schöpften.[1] Indessen bestehen zwischen dem Drama und der Fassung in der *Legenda aurea* gewisse, wenn auch nur geringe, Verschiedenheiten. So heifst es z. B. im Drama, dafs der Ritter nur in dem Falle seine Gattin dem Teufel ausliefern soll, wenn er nach Ablauf der bestimmten Frist das geliehene Geld nicht zurückerstatten kann. In der *Legenda aurea* verspricht der Ritter ohne weitere Einschränkung, dem Teufel die Gattin zuzuführen. Dies tut er denn auch 'appropinquante die statuta'; im Drama tritt erst noch einmal der Teufel auf, um sein Geld zurückzuverlangen: der Ritter streitet sich lange mit seinem Gläubiger herum, bis er sich endlich bereit erklärt, des Teufels Verlangen zu erfüllen. — Es ergibt sich, dafs die Jesuiten entweder den Text der Legende umgestaltet oder einen anderen, vorläufig unbekannten Text benutzt haben müssen.

Es erhebt sich weiter die Frage, ob die Marienlegende 'Frau dem Teufel versprochen' als Drama von den Jesuiten nicht nur in Indien, sondern auch anderwärts, in Europa, aufgeführt worden ist. Ich vermag diese Frage nicht zu beantworten. Die zahlreichen Dramentitel, die von Bahlmann, Prohasel, Weller und anderen veröffentlicht worden sind, habe ich vergebens durchgemustert. Aber darauf mufs hingewiesen werden, dafs die Jesuiten nicht die ersten und einzigen waren, die die Legende zu einem Drama gestalteten. In Drucken des 16. Jahrhunderts ist ein Mirakelspiel erhalten geblieben, das ebenso wie das von Manucci analysierte Jesuitendrama auf die alte Legende 'Frau dem Teufel versprochen' zurückgeht: das 'Mystère du chevalier qui donna sa femme au diable a dix personnaiges'. Den Text findet man z. B. bei Fournier, *Le théâtre Français avant la renaissance* p. 175—91, eine Besprechung des Dramas bei L. Petit de Julleville, *Les Mystères* II 335—40. Siehe auch Creizenach, *Geschichte des neueren Dramas*[2] I (Halle 1911), S. 151. Wesentliche Unterschiede zwischen der Legende und dem französischen Drama bestehen nicht. Mit einer Ausnahme. Im Drama soll der Ritter nicht nur, wie in der Legende, nach einer bestimmten Frist seine Frau dem Teufel ausliefern: er soll auch die Dreieinigkeit und die Jungfrau Maria verleugnen. Der Ritter

[1] Es kann nur eine lateinische Fassung der Legende in Frage kommen, und unter den lateinischen Fassungen kaum eine andere als die, die in der *Legenda aurea* vorliegt. Mit dieser stimmen übrigens alle anderen lateinischen Fassungen, die ich habe einsehen können, entweder wörtlich oder doch dem Sinne nach überein.

erklärt sich zu allem bereit; nur die heilige Jungfrau will er nicht verleugnen. In der Legende ist davon nicht die Rede. Der Dichter des Dramas hat diesen Zusatz, wie schon Julleville hervorgehoben hat, nicht selbst erfunden. Der Zusatz stammt ohne Zweifel aus einer anderen wohlbekannten Legende, die wir z. B. bei Jacques de Vitry[1] lesen (*Exempla* Nr. 296; ein Mann hat im Würfelspiel all sein Hab und Gut verloren; ein reicher Jude will ihm unter der Bedingung helfen, dafs er Christus, seine Mutter und die Heiligen verleugnet; darauf der Mann: *Deum et sanctos negare possem, sed piissimam ejus matrem nullo modo negarem*). —

Der Bericht Manuccis über die Aufführung in Pondicherry ist deshalb von besonderem Interesse für uns, weil er den Inhalt des aufgeführten Stückes so genau angegeben hat. Es dürfte schwerfallen, einen ähnlichen Bericht in der Literatur aufzufinden. Dennoch halte ich es für nützlich, hier anzufügen, was mir sonst über theatralische und ähnliche Aufführungen der Jesuiten in Indien bekanntgeworden ist. Auf Vollständigkeit erheben meine Mitteilungen keinen Anspruch.

Pietro della Valle erzählt in seiner *Reisebeschreibung* (Brief vom 4. November 1624), wie das Fest der Heiligsprechung[2] des Franciscus Xaverius zu Anfang des Jahres 1624 in Goa mit grofsem Pomp gefeiert wurde. Dabei wurde auf einer grofsen Schaubühne, die man auf dem Platze vor der Kirche aufgerichtet hatte, das Leben des heiligen Xaverius dargestellt.[3] Die Aufführung des Stückes begann mit dem ersten Akte am 12. Februar im Beisein des Vizekönigs, des ganzen Adels und der Bewohner der Stadt. Von der Tragödie selbst, die von mehr als 300 Personen[4] dargestellt wurde, will Della Valle nichts Näheres sagen,

[1] Weitere Literatur bei Crane zu Vitry S. 264. Siehe auch *Histoire littéraire de la France* 23, 835 (Zusatz zu S. 122); Mussafia in den *Sitzungsberichten der Wiener Akademie*, phil.-hist. Klasse 113, S. 982, Nr. 1; S. 984, Nr. 39.

[2] Die Nachricht von der Heiligsprechung des Fr. Xaverius erhielt Della Valle in Goa am 11. Mai 1623, wie er selbst in einem früheren Briefe mitteilt.

[3] Xaverdramen wurden auch in Europa nicht selten aufgeführt. So verzeichnet P. Bahlmann, *Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz* S. 93 ein Drama 'S. Xaverius apud Sinas moriens' (5 Akte; 1734 in Köln aufgeführt). Siehe sonst Zeidler im *Programm von Oberhollabrunn 1888* S. 30. 42; Duhr, *Geschichte der Jesuiten* 1, 341; Probasel in der *Festschrift zur Feier des 300jährigen Bestehens des k. kathol. Gymnasiums zu Glatz* S. 42. 63. Xaverdramen wurden von den Jesuiten Nikolaus Avancinus und Franz Neumayr verfafst; s. Bahlmann a. a. O. S. 5. 8.

[4] An der grofsen Zahl der Mitwirkenden nehme man keinen Anstofs. Fast scheint es, als hätte G. Havers, der Verfasser der englischen Übersetzung des Della Valle vom Jahre 1664 das 'trecento persone' des ita-

da er den gedruckten Bericht darüber bei sich habe ('perchè ne tengo appresso di me la relazione stampata'). Ist unter dieser relazione stampata eine Perioche oder Synopse zu verstehen? Es ist bekannt, dafs in Europa bei den Aufführungen gedruckte Programme, Synopsen oder Periochen genannt, an die Zuschauer verteilt wurden, auf denen der Titel des Stückes, die Fabel (argumentum) und der Gang der Handlung, oft auch die Darsteller mit ihren Rollen, die Komponisten des musikalischen Teils und die Ordner der Tänze verzeichnet waren.[1]

Della Valle erzählt weiter, dafs die Aufführung wegen einer Unpäfslichkeit des Vizekönigs am 13. Februar nicht fortgesetzt werden konnte. An den drei folgenden Tagen aber wurde die ganze Tragödie, 'welche nicht allein defs S. Francisci Xaverii Lebenslauff, sondern auch sein Absterben, die Versetzung seines Leibs nach Goa, und seiner Seelen in den Himmel, und endlich seine Canonisation vorstellete', gespielt. An jedem Tage wurden zwei Akte gegeben;[2] die ganze Komödie bestand somit aus sechs Akten.

In dem grofsen Kollegium der Jesuiten in Goa sah Johann Albrecht von Mandelslo bei seinem Besuche daselbst feine Aufzüge und Ballette 'durch wohl abgerichtete Knaben, welche sie von den Morischen[3] und Heyden zum Christlichen Glauben gebracht hatten' (Mandelslos *Morgenländische Reisebeschreibung*, Buch 2, Kap. 3). 'Die Inventiones der Ballette (die Mandelslo ausführlich beschreibt) waren alle sehr gut.' Dafs in dem Kollegium zu Goa häufig Spiele und Komödien aufgeführt wurden, erwähnt z. B. auch François Pyrard (*Voyage* II 6, p. 58. Paris 1679).

Über die Aufführung eines Dramas 'Der Triumph Davids über Goliath' durch den P. Bouchet in Aour berichtet der P. Martin in einem Briefe folgendes:[4]

Comme les Indiens sont fort amateurs de la poésie, le Pere Bouchet avoit fait représenter en vers le triomphe de David sur Goliath;

---

lienischen Originals für einen Druckfehler gehalten; denn er übersetzt: 'thirty persons'.

[1] Vgl. z. B. P. Bahlmann, *Das Drama der Jesuiten: Euphorion* II (1895), S. 285 ff.

[2] Die prunkhafte Aufführung eines Estherdramas in München im Jahre 1577 nahm drei Tage in Anspruch, und beim Spiele selbst beteiligten sich an 300 Personen. Siehe Duhr, *Geschichte der Jesuiten* 1, 345 (wo weitere Literaturangaben).

[3] Von den Morischen d. h. von den Mohammedanern.

[4] *Lettres édifiantes et curieuses* XI (Paris 1781) 151. Joseph Bertrand, *La mission du Maduré* IV 159. Über die Aufführung und über die Folgen, die sie für Bouchet hatte, vgl. Maximilian Müllbauer, *Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien* S. 238 f. Über den Jesuitenmissionar P. Bouchet (1655—1732) habe ich gehandelt in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 1906, S. 130 ff.

c'étoit une allégorie continuée de la victoire que JESUS-CHRIST a remportée dans sa Résurrection sur les puissances de l'enfer. Tout y étoit instructif et touchant.

Man vergleiche Dramentitel wie 'Triumphus Dei hominis de Luciferi fastu in Davide funda sternente Goliathum adumbratus' (aufgeführt in Düsseldorf 1736). Ein Drama 'David de Golia victor' verfafste der Jesuit Nic. Avancinus.[1]

Die Aufführung eines Josaphatdramas[2] schildert der Pater Balthazar da Costa[3] in einem Briefe aus Tanjore vom Jahre 1653, abgedruckt bei Joseph Bertrand, *La mission du Madure* III 1—41. Der Missionar P. Emmanuel Alvarez war erkrankt und mufste auf den Befehl seiner Oberen der Ruhe pflegen:

'Inspiré par son goût pour la décoration', berichtet nun Da Costa (bei Bertrand III 10), 'il sut mettre à profit ce repos forcé; il improvisa un charmant théâtre, choisit quelques néophytes qui annonçaient d'heureuses dispositions, les exerça soigneusement à la déclamation et à l'action théâtrale dans le genre des Indiens; puis, le soir du jour de Pâques, il donna au public, en forme de tragédie, la représentation de la vie du saint roi Josaphat dont j'ai parlé plus haut. On y accourut de tous les environs, de Tirouchirapally et de Tanjaour.[4] Les nombreux pandels[5] qu'on avait eu soin de préparer pour les étrangers ne pouvant contenir qu'une faible partie des curieux, tous les autres campèrent sous les arbres tout le temps que dura la tragédie. Elle dut son succès prodigieux à l'éclat et à la délicatesse des décorations non moins qu'au talent des acteurs, mais surtout au goût, ou, pour mieux dire, à l'espèce de fureur qu'ont les Indiens pour ces sortes de représentations. Nos néophytes ne se possédaient plus de joie; les païens étaient ébahis: "As-tu vu, se disaient-ils entre eux, le grand roi Josaphat? Non, le Nayaken[6] lui-même, dans ses plus beaux jours de gloire, n'a jamais déployé une pompe et une majesté pareilles".'

Das 'Leben des heiligen Josaphat', das P. Alvarez zur Aufführung brachte, war nicht von diesem selbst gedichtet. Der Verfasser war, wie Da Costa an einer anderen Stelle seines

[1] Bahlmann, *Jesuitendramen der niederrhein. Ordensprovinz* S. 6. 33. Siehe auch Duhr, *Geschichte der Jesuiten* I, 342; Prohasel a. a. O. S. 57.

[2] Vgl. dazu Müllbauer, *Geschichte der katholischen Missionen* S. 220. Über die Aufführung eines Josaphatdramas in München vgl. Ernst Kuhn, *Barlaam und Josaphat*, München 1893, S. 87; Duhr, *Geschichte der Jesuiten* I, 344. Ein Josaphatdrama verfafste Jakob Bidermann S. J., ein anderes Jakob Masen S. J. (aufgeführt in Münster 1647). Über Aufführungen von Josaphatdramen in Wien und Jülich vgl. Duhr I, 332; Bahlmann, *Jesuitendramen* S. 54. 73. 198 f.

[3] Der Missionar Balthazar da Costa ist bekannt als Verfasser einer Tamilgrammatik (gedruckt 1680); siehe G. A. Grierson, *Linguistic Survey of India* IV 302. 304.

[4] D. h. Trichinopoly und Tanjore, Städte im Lande der Tamulen (Präsidentschaft Madras).

[5] *Pandel* (ein tamulisches Wort), Zelt, Pavillon; 'Espece de salle couverte de nattes soutenues par des pillers de bois' (*Lettres édifiantes* XI 308. Paris 1781).

[6] *Nayaken* 'Fürst'; vom Sanskritworte *nāyaka* 'Führer, Anführer'.

Briefes mitteilt (bei Bertrand III 9), ein einheimischer Christ; einer von jenen 'Katechisten', die in den Briefen der Jesuiten oft erwähnt werden, und die man, wie es scheint, mit Vorliebe aus den vornehmeren Kasten auswählte.[1] Drei von diesen Katechisten macht Da Costa a. a. O. namhaft. Der erste heifst Hilaire, ein ausgezeichneter Dichter; von dem dritten wird gesagt: 'Le troisième, nommé Aroulanda (Jean), est aussi un poète célèbre par plusieurs ouvrages remarquables. Il a composé la vie de sainte Marguerite, et la vie du saint roi Josaphat, en vers élégants, et sous la forme de poème ou de tragédie indienne.' Die Sprache, worin Aroulandas Dichtungen abgefafst waren, war, wie sich von selbst versteht, seine Muttersprache, d. h. das Tamil oder Tamulische.[2]

Aroulandas 'Leben des heiligen Josaphat' kann nur insofern als ein Jesuitendrama bezeichnet werden, als es sicherlich unter dem Einflufs und unter der Mitwirkung der Jesuitenmissionare entstanden war. Dasselbe hat von einem anderen Drama zu gelten, von dem 'Martyrium der heiligen Agnes',[3] das im Jahre 1725 in Ariancoupan, einem drei (englische) Meilen südlich von Pondicherry gelegenen Dorfe, aufgeführt wurde. Unter den Zuschauern befand sich der Missionar P. Ducros, der erst vor kurzem in Ariancoupan eingetroffen war und daher von der Sprache des Dramas, d. h. vom Tamil, nur eine geringe Kenntnis besafs, so dafs er einen Dolmetscher zu Hilfe nehmen mufste. Immerhin ist der Bericht, den er in einem Briefe vom 17. Oktober 1725 über die Aufführung gegeben hat, in mehr als einer Beziehung von Interesse. Ich teile ihn daher vollständig mit. Ducros schreibt:[4]

La veille de la fête qui termine toujours la neuvaine, la jeunesse Malabare[5] a représenté cette année-ci, dans une Tragédie, le Martyre de sainte Agnès. On a dans ces climats une fureur extrême pour le théatre. Les bons Poëtes sont en grande vénération chez ces peuples qui nont rien de barbare. La poësie jouit dans l'Inde de la faveur des Grands. Ils accordent à ses nourrissons le palanquin, distinction très-honorable.

Le Théatre dressé dans une plaine près de notre Eglise, étoit vaste. Je n'y allai d'abord que dans le dessein de n'y rester qu'un moment. Mais les acteurs sçurent m'attacher je ne sçais comment; et j'y demeurai jusqu'à la fin de la piéce avec mon Interprête. Sûrement je n'y vis

[1] Siehe Müllbauer, *Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien* S. 202. 257.

[2] Auch für den 'Triumph Davids über Goliath' werden wir anzunehmen haben, dafs er im Tamil abgefafst war; selbst unter der Voraussetzung, dafs nicht ein Katechist, sondern Bouchet selbst das Stück gedichtet hatte; denn Bouchet war ein vorzüglicher Kenner des Tamil.

[3] Ein provenzalisches Legendendrama, dessen Heldin die heilige Agnes ist, analysiert bei Creizenach, *Geschichte des neueren Dramas*[2] I 153.

[4] *Lettres édifiantes et curieuses* XIII (1781) 337—39.

[5] 'La jeunesse Malabare' d. h. die tamulische Jugend.

pas nos Regles ni d'Horace, ni de Boileau, mises en oeuvre; mais je fus agréablement surpris d'y remarquer des actes distingués, et variés par des intermedes, des scenes bien liées, de l'invention dans les machines, beaucoup d'art dans la conduite de la piece, du goût, et de la bienséance dans les habillemens, de la justesse dans les danses, et une Musique fort harmonieuse, quoiqu'un peu bisarre. Les acteurs faisoient paroître une grande liberté, et beaucoup de dignité dans leur déclamation. Aussi avoient-ils été tirés d'une caste supérieure. Leur mémoire fut fidelle, il n'y avoit point là de souffleurs. Ce qui m'édifia le plus, c'est que la piéce commença par une profession authentique du Christianisme; et que dans toute la suite les dérisions, et les invectives les plus sanglantes contre les divinités du pays, ne furent point épargnées. On en use de la sorte dans les tragédies Chrétiennes, qu'on oppose ici aux tragédies profanes des Idolâtres: et elles sont pour cette raison un excellent moyen de conversion.

L'auditoire étoit au moins de vingt mille ames qui écoutoient dans un silence profond. On a mis au jour le théatre François, le théatre Anglois, le théatre Italien, le théatre Espagnol. Je ne désespere pas que quelqu'un n'y mette aussi le théatre Indien. Le caractere qui distingue le plus ce dernier, c'est l'action vive et perpétuelle qui y regne, et le soin qu'on y a d'éviter dans les rôles les longueurs non entre-coupées.

Halle a. S. Th. Zachariae.

Zwei mittelenglische Prosaromane: The Sege of Thebes und The Sege of Troy.

(1422 bis ca. 1450.)

Die Spuren, die sich für das Vorhandensein eines englischen Prosaromans im Mittelalter bis jetzt haben feststellen lassen, sind noch immer so gering, daß jedes neu auftauchende Werk, mag sein ästhetischer Wert noch so unbedeutend sein, ein literarhistorisches Interesse beanspruchen darf. Soweit wir nach dem bisher bekannten Material schließen können, das etwa zehn Werke vor Einführung der Buchdruckerkunst umfaßt, handelt es sich bei diesen ersten englischen Prosaromanen stets um die Übersetzung eines französischen Vorbildes. Nur in einem einzigen Falle, der etwa 50 Jahre nach Einführung der Buchdruckerkunst liegt, beim *William of Palerne,* ist es bisher gelungen, den Nachweis zu führen, daß die Prosa, wie wir das in Frankreich und Deutschland zur gleichen Zeit so häufig finden, aus einem Versroman umgeschrieben wurde.[1]

Ein sehr merkwürdiger Fall liegt nun in den beiden bisher unbekannten Prosaromanen vor, deren Text hier zum erstenmal wiedergegeben wird, der *Sege of Thebes* und der *Sege of Troy,* die sich beide unmittelbar hintereinander von ein und derselben Hand geschrieben in einer Handschrift der Bodleiana (MS. Rawl. D 82) finden. In diesem sorgfältig, wenn auch enggeschriebenen Foliomanuskript aus der Mitte des 15. Jahrhunderts[2] nimmt die erste Erzählung fol. 1—10^b, die zweite fol. 11—24^b ein. Durch den poetischen Stil und die beständige Ausschmückung des Inhalts erweisen sich beide auf den ersten Blick als Erzeugnis ein und desselben Autors. Unser Interesse beanspruchen sie indessen in erster Linie durch ihren Stoff: treten uns doch hier die beiden berühmten Sagenkreise des Mittelalters, Theben und Troja, zum erstenmal in englischer Prosa entgegen.

Fragen wir uns nach der Herkunft dieser beiden Romane, so nennt die *Siege of Thebes* als ihren Gewährsmann Boas (Boccaccio), die *Siege of Troy* Dares und Guydo (Guido de Colonna). Aber das sind, wie wir sehen werden, nur Autoritäten, die aus zweiter Hand zitiert werden. In Wahrheit sind beide Erzählungen nur Auszüge oder Bearbeitungen zweier bekannter Kunstepen

[1] Vgl. F. Brie, 'Zwei frühneuenglische Prosaromane', *Archiv für neuere Sprachen* CXVIII (1907), S. 318 ff.

[2] Papier; 28—29 Zeilen die Seite; auf die beiden Prosaerzählungen folgen 'Court of Venus' und 'Tales of old Gower'.

von Lydgate, die um 1450 großes Ansehen und entsprechende Verbreitung besaßen, der *Sege of Thebes* (1420—1422) und dem *Troy Book* (1412—20). Dieser Umstand verleiht beiden Erzählungen ein weit größeres Interesse als den anderen Prosaromanen der Zeit, die lediglich wortgetreue Übersetzungen aus dem Französischen sind. Es ist wohl der erste Fall in der Geschichte der englischen Literatur, daß die Dichtung eines bekannten Autors von anderer Hand zu einem Prosawerk umgestaltet wird. Was die Abfassungszeit der beiden Erzählungen betrifft, so läßt sich nur sagen, daß sie zwischen dem Jahre 1422 und ca. 1450, dem Zeitpunkt ihrer Niederschrift, liegen muß. Damit gehören beide in dieselbe Zeit wie die Prosaromane von 'Alexander', 'Ponthus und Sidonia' und 'Merlin'.

Daß die Prosaerzählung von der Belagerung von Theben (PST) nur ein mit unwesentlichen Zutaten versehener Auszug aus Lydgates *Siege of Thebes* ist und nicht etwa, ähnlich wie Lydgates Dichtung, auf eine französische Prosaversion des *Roman de Thèbes* zurückgeht,[1] läßt sich aus vielerlei Anzeichen erschließen. Nur PST beruft sich wie Lydgate, und zwar an genau denselben Stellen wie dieser, auf Boccaccio (Genealogiae Deorum) als Autorität. Nur PST und Lydgate kennen die Episode von Theseus' Ankunft mit Hippolita und Emilia, die Lydgate nach seinen eigenen Worten Chaucers *Knight's Tale* in den Canterbury Tales entlehnte. Ein genauer Vergleich der englischen Prosa und Lydgates mit den französischen Versionen zeigt endlich auch noch, daß bei Abweichungen die ersteren gegen die letzteren stehen. Um all das zu belegen, will ich einige Stichproben von PST, Lydgate und den mir zu Gebote stehenden französischen Prosaversionen synoptisch gegenüberstellen. Die letzteren sind dabei vertreten einmal durch die *Histoire de Thebes*, die sich in einer Ende des 15. Jahrhunderts gedruckten französischen Version der bekannten Weltgeschichte des Orosius eingefügt findet (= O),[2] dann durch drei Mss. des Britischen Museums, die ebenfalls im Rahmen der alten Geschichte die Erzählung der Belagerung von Theben bringen, MS. Royal D I (Anfang 14. Jahrh.: Theben fol. 1—21[b]), MS. Royal 16 G VII[3]

[1] Über diese Prosaversionen vgl. Constans, 'Légende d'Oedipe', Paris 1881; E. Köppel, 'Lydgate's Story of Thebes'. Eine Quellenuntersuchung, München 1884; P. Meyer, 'Les premiers compilations françaises d'histoire ancienne' in *Romania* XIV (1885); 'Roman de Thèbes', hg. v. Constans, Paris 1890, Bd. II; 'Lydgate's Siege of Thebes', hg. v. Axel Erdmann, EETS. ES. 108 (1911).

[2] Im Britischen Museum undatierter Druck, nach Angabe des Katalogs Paris bei A. Verard 1509 erschienen.

[3] Von Paul Meyer a. a. O. S. 50 und von Constans in der Einleitung zum Roman de Thèbes fälschlich als Royal 16 G VIII zitiert.

(Ende 14. Jahrh.;[1] Theben fol. 54—68) und MS. Add. 19,669 (Anfang 14. Jahrh.; Theben fol. 58—74). Alle drei Mss. vertreten den Text der sogenannten ersten Redaktion der *Histoire ancienne jusqu'à César*.[2]

Die erste Stichprobe gibt den Anfang der Geschichte von Theben wieder. Nur PST und Lydgate geben die Namen Josua, Amphioun und Boccaccio, was sich daraus erklärt, daß Lydgate außer seiner französischen Vorlage an dieser Stelle die Genealogiae Deorum heranzog.[3]

PST:

IN the tyme of the full worthi *Josue*, as the story reherceth by the writing of the noble clerke *Boas*, that King *Alphioũ* founded and first bigan the famous Cite of *Thebes*, of whom descended lynyally King *Layus*, And hat to wife *Jocasta* ...

Lydgate (hg. v. A. Erdmann)

v. 186—189:

Of worthy *Thebes* / the myghty Royal toun,
Bylt and begonne / of olde antiquitè,
Vpon the tyme / of worthy *Josuè*,
Be dyligence / of Kyng Amphioun, ...

v. 199:

As writ myn auctour / and *bochas* both two

v. 212:

But, as *Bochas* / list to specifie

v. 332—334:

Conveying doun / þe stok of *Amphyoun*
Cereously [Curiously] be lyneal discent.

v. 336—340:

How *layus* be processe / gan succede
To bere the Croune / in this myghty Lond,
holdyng the Sceptre of *thebës* in his hond,
Manly and wys / durynge al his liff.
And *Jocasta* / called was his wyff ...

O (fol. 69b):

Cy commence lhystoire de thebes. Pour auoir euidente congnoissance des miseres du monde. Nous deuons noter q̃ *thebes* fut vne fort belle cite de laq̃lle vng nõme *layus* fut roy et auoit espouse vne belle dame nõmee *iocaste* ...

MS. Royal 20 D I, fol. 1:

Uns roys estoit adonc en *thebes* riches et puissans *laius* estoit appelles et auoit feme de son lignage qui *iocasta* [fu] appellee.

MS. Royal 16 G VII, fol. 54b:

Uns roys estoit adoneques a *thebes* riches et puissans *Layus* fu appelles. Il auoit fẽme belle et de son lignaigé qui *iocaste* fu appellee.

MS. Add. 19,669 fol. 58:

Ci coumence de thebes.
Uns rois estoit adonc en *thebes* riches & puissanz *laius* fu apelez. il auoit fame bele de son linaige qui *iocaste* fu apelee.

Bei der Aufzählung der griechischen Fürsten, die Adrastus zu Hilfe kommen, geben die französischen Versionen lediglich eine Aufzählung der Namen, während PST und Lydgate an die meisten Namen längere Lobpreisungen anknüpfen. Auch stimmen

[1] Nach den Korrekturbogen des neuen Katalogs der Royal MSS.
[2] Vgl. die Einleitung von Constans, Roman de Thèbes II, S. CXXIII ff.
[3] Vgl. Koeppel a. a. O. S. 22 ff.

die Formen der Eigennamen bei ihnen aufs auffallendste gegenüber den französischen Texten überein:

PST:

First there come to him *Protholome,* which was son to þe King of *Archades* with ful grete power of right worthi men and of werre, A full prudent man at all tymes proued. There come also þe King of *Sylmetheus* a fulle worthi and a famous man as clerkes writeth with full grete and myghti power at his retenue. There was also þe King *Ypamedon* a passing man proued in Knigthode, leding an houge and myzty power wᵗ him at his retenue. There was also þe worthi King *Cappaneus,* þat often tyme had ben proued a worthi werreour. There was also þe worþi King *Mebeagar,* whos name of Knighthode is nowe ful wyde, bringing with him a ful grete ooste in his retenue. There come also þe worthi famous King *Cauor* with ful moche multitude at his gouernaunce; Thider come also þe mighty King *Ladres* and þe King *Purreus* that weren right victorious and of grete might, having at their gouernaunce a ful grete ooste and many a worthi werreour. There was also *Palamcon* a ful grete renowned werreour with an houge multitude of peple in his retenue.

Lydgate v. 2598—2625:

Thider cam first / *protonolopë,*
The wich was, be recorde of wryting,
of *Archada* / sonë to the Kyng.
And ful prudent found in werre and pees
Ther came also / the Kyng *Cylmythenës.*
And as I fynde / ful famous of renoun
Thyder cam ek / the Kyng *ypomedoun.*
And passing all / of Knyghthode and of name,
And excellyng / by worthynesse of fame,
The noble Kyng / callyd *Campaneus,*
Kam ek to *Argë* / the story telleth vs,
Prouëd ful wel / and haddë ryden ferre.

O (fol. 84b):

LEs princes qui vindrẽt au secours de *Adrascus* roy *dargos* furẽt ceulx qui icy dessoulz sõt nõmez Cestassauoir le filz du roy *darchadie* nõme *Parthonopeus.* Le prĩce de *michenes* & ses alliez Le roy *ymodon.* Le roy *capparneus.* Le roy *decretes* auecques plusieurs autres notables chevaliers du pais vaillans hommes et de grant renommee entre lesquelz furent troys de puissante vertu nommez *Pirrus, Tritolomus* et *Palamon.*

MS. Royal 20 D I fol. 13:

la uint *part[?]onopeus* qui fu fils le roi *darchade* a toute gñt chrie & tout cil de *micene* & li rois *ipomedon* & li roys *capaneus* & li roys *meleager* & li roys de *crete* & li rois *lagenour* & li rois *laordes* et *pirus* & *tritolemus* & *palemon* & encore pluisour autre. a tout gñt chrie sasemblerent desous *argos.*

MS. Royal 16 G VII fol. 62:

La vint *pthonolopeus* qui fu filz le roy *darcade.* Et cil *demichenes* & le roy *ypomedon.* & li roys *capanc'* et li roys *melager* & li roys de *cr[?]cte* & li roys *degenor.* & li roys *laertes.* Et *pirus* et *tortolomus* & *palemon* et tuit cil et encore pluseurs autres a toutez gñs chl'ries sassambl'ent dessous *argez.*

MS. Add. 19,669 fol. 67b:

La uint *parthonopieux* qui fu filz le roi *darchade* a toute graunt ch'rie . & uint de *micenes* & li rois *ipoc[?]emon* & li rois *capaneus* & li rois *melager* & li rois de *et[?]cte* & li rois *agenor* & li rois *laertes* & *pirrus* & *tortolem'* & *palemon* tuit cil & encor plusor autre a toute granz cheualeries sasamblerent desoz *argos.*

And thider kam the Kyng *Mellcager*,
Kyng *Genor* ek / that helde his Royal sete,
Myn Autour seiþ / in the lond of *Crete*;
Kyng *Laëris* and the Kyng *Pyrrus*,
And ek the Kyng / called *Tortolanus*.
And renomed in many regyoun
Ther cam the Kyng / ynamed *palemoun*,
Oft assayed / and found a manly Knyght,
That with hym broght / in steel yarmed bright,
Ful many worthy / out of his cuntrè.

Noch überzeugender endlich wirkt die Übereinstimmung von PST und Lydgate an jener Stelle, wo Theseus mit Hippolita und Emilia den unglücklichen Frauen begegnet. Für diese Partie, die Lydgate fast wörtlich aus Chaucer übernahm, findet sich naturgemäß nichts Entsprechendes in der französischen Version. Sie geben nicht einmal den Namen Theseus, sondern sprechen lediglich von dem 'Duc d'Athenes':

PST:

vnto þe tyme þat of fortune, þe worthi Duke *Teseus* of *Athenes* repayring home oute of þe Ile of *Femyne* fro his worthi conquest, bringing with him his newe wife *Ypolita* þe quene w̄ hir faire suster *Emely*, holding his iournay to *Thebes* with ful grete chevalry ful like a conqueroure. Al þes ladies seing him come, went al togidre ayenst him, falling al on Knees bifore him ...

Lydgate v. 4501—4519:

And as my mayster *Chaucer* list endite,
Al clad in blak / with her wymples white,
With gret honour / and duë reuerence,
In the temple / of the goddesse Clemence
They abood the space / of fourtënnyght
Tyl *Theseus* / the noble worthy Knyght,
Duk of *Athenys* / with his Chyvalrye
Repeyrëd hom / out of *Femynye*,
And with hym ladde / ful feir vpon to sene,

O (fol. 94):

Come le roy *Adrascus* apperceut venir le duc d'*athenes*.

En celluy tēps q les fēmes grecques estoient venues pour la douleur de le's maris & qelles estoient aux tētes du roy *adrascus* / il y auoit vng duc a *athenes* q alloit mener guerre a vng autre qui le hayoit & passoit par vng chemin le long dune mōtaigne au pres de *thebes* / & ainsi que li roy adrascus estoit hors de ses tētes & regardoit de toutes pars entour luy / il apperceut la compaignide ceulx qui passoient ...

MS. Royal 20 D I (fol. 20):

La nuit trespassa et qūt ce uint a la matinee. Li roys *adrastus* regarde' uers le montēgne si pch[?]ut chrs & serganz ue a gūt cōpēgnie.

MS. Royal 16 G VII fol. 66b:

La nuit trespassa & qūt uint a la matince. Li roy *adrastus* resgarda entour la montaigne si appeut chl'rs et s'i[?]ans venir a gūs compaignies.

MS. Add. 19,669 fol. 73:

La nuiz trespassa et quant ceuint alamatince & li rois *adrastus* regarda

Thorgh his manhood / *ypolita* the quene,
And her suster / callyd *Emelye.*
and whan thies womman / gonnë first espye
This worthy Duk / as he cam rydynge,
Kyng *Adrastus,* / hem alle conveyinge,
The wommen brouht vnto his presence,
which hym bysought / to ȝive hem audience.
And all attonys swownyng in the place,
Ful humblely / preiden hym of grace
To rewe on hem / her harmys to redresse.

selonc lamontaigne si percut [— ?] chrs & seri[?]anz uenir a grant ɔpaignies.

Erwähnt sei auch noch, daß bisweilen die Prosa fast wörtlich mit ihrem Gewährsmann Lydgate übereinstimmt:

PST:	*Lydgate* (v. 332 ff.):
of whom *descended lynyally* King Layus.	Conveying doun þe stok of Amphyoun Cereously [curiously] be *lyneal discent.*
	(v. 461:)
purposing fully	*Fully in purpoos.*
	(v. 4530:)
taking theym vp in his armes euerychone.	*And in his Armys he hem all vp hente.*

Viel auffallender als die Abhängigkeit der PST von Lydgates 'Sege of Thebes' ist die Abhängigkeit der *Sege of Troy* (PST) von Lydgates 'Troy Book', da es sich darum handelte, aus einem Riesenepos von beinahe 30 000 Versen, also dem sechsfachen Umfang der *Siege of Thebes,* einen kurzen Prosaauszug herzustellen. Daß PST wirklich aus Lydgate und nicht etwa direkt aus Guido de Colonnas Historia Troiana oder einer Bearbeitung dieses Werkes geflossen ist, läßt sich an einer ganzen Reihe von Umständen feststellen. Einmal geht nirgends PST mit Guydo gegen Lydgate zusammen, während umgekehrt Lydgate sehr häufig mit Guydo gegen PST geht; weiter haben PST und Lydgate eine Menge von Zügen gemeinsam, die sich bei Guydo nicht finden; endlich zitieren PST und Lydgate an denselben Stellen Guydo als Quelle, d. h. PST schreibt den Verweis auf Guydo von Lydgate ab.

Ein paar Beispiele mögen den ersten Fall illustrieren:

PST:	*Lydgate* Buch I, v. 2998:
a litul ymage of *golde.*	a riche ymage of silver.
	Guido:
	ymaginem quanda *argenteam.*

PST:

a stone called *Acheues.*

Lydgate Buch I, v. 3032:

þe whiche stoon wyse clerkis calle *Achates.*

Guido:

hunc lapidem sapientes *achatem* appellant.

PST:

Medea übergibt Jason die Phiole vor dem Stein und der Zauberschrift.

Lydgate und *Guido:*

Die Phiole nach dem Stein und der Zauberschrift.

Ein Beispiel für den zweiten und dritten Fall:

PST:

To which ther came ful many a *crafty masoun, Carpenter, smyth,* and al oþer þat longeth to suche occupacioun, that hadden ful redy Knowlache and Konnyng as wel in *gemetry* as in oþer sotel insight of werkes, where they toke her markes and mesures of lengthe and compasse of the Cite ... For as *Guydo* seith hit was *III daies iourney* abought the wallis which wallis were reysed of *IIIIXX cubites of hezt.*

Lydgate Buch II, v. 490—498:

He made seke in euery regioun
For swiche werkemen as were corious,
Of wyt inventyf, of castyng merveilous;
Or swyche as coude crafte of *gemetryc,*
Or wer sotyle in her fantasye;
And for eueryche þat was good devysour,
Masoñ, hewer, or *crafty* quareour;
For euery wriȝt and passyng *carpenter,*
Þat may be founde, owþer fer or nere ...

v. 561—564:

But I dar wel of trouþe affermyn here,
In al þis world ne was þer neuer pere
Vn-to þis cite, and write it for a soþe,
As in his boke my mayster *Guydo* doth.

v. 570—580:

Þe lenthe was, schortly to conclude,
Thre dayfes] Iourne, lyche þe latitude,

Guido:

Hinc est quod quesitis vndique *fabris* & *peritis in edificandis artibus et marmoreis celaturis lapidariis* & *doctissimis architectis omnis generis* marmora natiuis diuersimode insignita coloribus mirabiliter coegit instruere & sic amotis ruderibus & a ruinosis loco purgatis in quo constitit prima Troia mirabilis longitudinis & latitudinis sub dei Neptuni ciuitatem erexit: quam eodem nomine Troiam videlicet censuit appellari. Fuit autem huius secunde Troie ambitus *longitudinis trium dieum* & latidudinis coequalis. ... A terre igitur superficie vsque ad summum eius superedificata sunt menia in mirabili compositione murorum circumquaque cubitorum *altitudine ducentorum.*

Pat neuer I herd make mencioun
Of swiche another of fundacioun,
So huge in compas nor of swiche larges,
Nor to counte so passyng of fayrnes,
So edyfied or lusty to þe syȝt.
And, as I rede, þe walles wern on hiȝte
Two hundrid cubites, al of marbil gray,
Maskowed with-oute for sautis and assay.

Im folgenden gebe ich den Text in unveränderter Fassung.[1] Nur die Abkürzungen sind aufgelöst und durch kursiven Druck kenntlich gemacht. In den Fußnoten habe ich in einzelnen Fällen auf die entsprechende Stelle bei Lydgate verwiesen.

Here bigynneth þe Sege of Thebes.

JN the tyme of the full worthi Josue,[2] as the story *reherceth* by þe writing of þe noble clerke Boas, that King Alphio*un* founded and first bigan the famous Cite of Thebes, of whom descended lynyally King Layus, And had to wife Jocasta, and leueden togidre longe withoute issue. — Layus ful hevy, and alwey pensif in hert, thenking ever on his reme and dignite to fal into strange hondes, made ful grete rightes and sacrafices to his goddis for to sende him issue, whos praiers was admitted and herd in suche wise, that Jocasta hadde conceyued[3] a son, which afterward was called Edippes, a yeust whos berth, the seid Layus, lete do send thorgh eu*ery* party of his reme, for the moost famost and wisest clerk*es* þat might be founde, for to devyne and calke of þat childe, þat, Jocasta hadde so conceyued. The which in suche wise so labored, serching oute eu*ery* constellacio*un* and influens of þe heuenes, fo*un*de bi iuste inspexio*un*, þat hit shuld be a son, And in þe tyme of his begeting, þe heuenes weren eu*eryche* so contrarius to oþer, and of suche nature, þat þei fonde redely, hit shuld sle þe fader; þe which infortunat destony þei oponli declared vnto þe king, as þei ouȝt to do of right. Of which, þe king right hevy and sory in hert, yaf in charge and co*mm*aundement to Jocasta his wife, that assone, as hit were borne,[4] þat hit were don to deth. — Jocasta þat in no wise list not to disobey þe co*mm*aundement of hir lorde, not with stonding that hit was right greuous to sle hir owne childe; Assone as hit was borne, made calle a servaunt of heris, charging him to bere hit ferre into þe fforest, and þere to sle it; Which was anone redy to obey þe co*mm*aundement of the quene; toke and bare þe childe and sey hit so faire and wel shapen, hadde pite in hert to sle hit and to late hit ben deuoured with best*es* and wormes, but he made [fol. 1b] two holis þorgh his fete, and so hinge him vppon a gagg of a tre a life, and so returned home. In which fforest, that day, were knyȝt*es* of king Pollibon on honting, and herd crying of a childe & come ny, and fonde where hit hing on a tre, whereof they hadde grete pite, And anone, toke it downe fro þe tre, and brought hit to king Pollibon, which anone, with glad hert and chere, receyued it. And in all hast sent for norses and leches to hele his fete, p*ur*posing fulli,[5] þat sith hit come by þe sonde of

[1] Für die Abschrift bin ich Herrn Dr. Fritz Jung aus Pforzheim zu Dank verpflichtet.

[2] Lydgate v. 188. [3] L. v. 357. [4] L. v. 404. [5] L. v. 461.

god, and he none issue of his body, for to make it his heyre. But euer as hit grewe *in* age hit grewe ful of wicked and cursed condicions, so þat no man with him myȝt dele ne accord. — Fortuned vppon a day, þat one of his felawes, that he debated with repreued and seid. Whi art þou so wicked and cursed, thou trouest that þou art þe king*es* son, And þou art so, ne noȝt of his kynrede; thou were founde in þe forest as a thing forsake and cast a wey, honging by þe fete on a tre. The childe þenking gretly vppon his wordes, wox full hevy and sory in hert, and come to þe king, rehercing what his felawe had seid; beseeching þe king to tel him, whe̊þer he were his son or no. The king told and declared to him, how þat he was founde; whereof þe childe was gretly disamayed and asstonyed, And went sode*n*ly into þe temple,[1] and made ful deuoute prayers and grete sac*ra*fices to þe goddis, to þat entent, to haue knowlache and relaciou*n* of whens that he come; whos p*rai*ers was herd, and had answhere & verry knowlage, þat he come of þe verry blode of Thebes, whe̊þer in ful grete hast and yre, he toke þe wey, And at a Castel beside called Pilotes,[2] lay þe king, making a turney, and a grete feste whe̊þer þis Edyppes toke his wey in ful grete rage and oute of mesure alight a downe, and tyed his horse at þe gate bynding þe porter to open þe gate in hast; And for cause, hit was not [fol. 2] opened at þe first worde, with his swerde he smote þe porter, And slewe him. The king stonding in a windowe, seing this case, come sodenly rennyng to þe gate, rehercyng this Edippes, whi he didde þat offense within his Castell. — Edippes holding his swerde drawen in his honde, withoute eny more, smote þe king his fader, and þere slowe him, taking his horse al sodenly, and rode fast on his wey, onespied of eny man, holding his io*ur*nay toward Thebes, where, in his wey vppon a montayne as he rode, he met with an horrible beest a monstre, called a Spinx,[3] And was so cruel a beest, that he had ny destroied þe contre aswel of man as of beest; the which beest, þere, of manhode, slowe And brought þe hede with him to Thebes. — Of which manfull dede, þe Cite and contre abought merveiled gretly, that hit might be in þe power of man to do so mervelouse a dede, And weren so glad and ioyful thereof, þat þey helden him as a conqueroure. And within short tyme there aftre, for as moche as þe king was dede, and þe londe stonding withoute hede or gou*ern*o*ur*; the lord*es* of þe londe and Cite hadden a grete counsell And by hole assent, maden a trety with þe quene Jocasta, for to take þis worthi knyȝt to husbond, And seiden with one voice, þat he was þe moste worthi able man for to gouerne þe londe, and for to be theire protecto*ur* and shelde; To whom she answered and seid. That for asmoch as ye, that ben lordis, and gouerno*ur*s in þis londe, if ye se in youre wisdomes that hit may be to þe moost p*r*ofite, avayle, & worshipp of this londe, if ye se in yo*ur* wisdomes þat hit be best, I woll enclyne and obey to yo*ur* desire. The day of spousell anone were sette and done, þe sollempnite of þe coronaciou*n* also; After c*er*ten dayes ended, þe lord*es* token hir leve, And eu*er*yche dep*ar*ted to his co*n*tre. This worthi Edippes and Jocasta his wife and moder leueden togidre in lust*es* and liking*es* by yeris, so þat þey hadden to issue [fol. 2b] ij sones and ij doughter*es*, And not with stonding¬ that þey weren in*n*ocent, and noȝt knowing¬ of theire myscheues leving, yit was he punyshed and brought ful lowe, or that he deied. Whereby A man may se, that suche an erro*ur* and syn knowen, onght to be gretely eschued. Of which ij sones, þat one hight Ethiocle, And that oþer Pollymytes. Of the ij doughteres, that one hight Antigon, and that oþer Ismyne; ffortuned vppon a nyȝt, this mighty king sitting by his moder and wife barefote, going to his bedde, she biholding vppon his fete, aspied þe carectes and olde woundes in theym, ful sodenly

[1] L. v. 534. [2] L. v. 561. [3] L. v. 624.

fill into a grete pensifnesse and sighing. The king espying hir countynaunce asked of hir, whi she was of suche chere, she atte þe last, yaf answhere in this wise, and seid, Truly ser I had a son by king Layus, that was honged by þe fete in a fforest, vnto þe tyme that he was dede, by commaundement and charge of his ffader þe king. Wherefor the woundes in your fete putteth me nowe in remembraunce, þe which, causeth me nowe to be þe more hevy. The king conceyving well hir wordes, And anone by verri evidence, he knewe well that hit was him self; whereof, he, al sodenly, fell into a grete affray of him self; sytting into so greuous thought, that anone Jocasta merveyled what hit myȝt be, praying him for to tel hir his grete pensifnes, To whom, he anone answhered and seid. Truly, hit was my self, þat so was founde honging in þe fforest. Of which infortunat chaunce, they fil bothe into grete hevynesse and sorowe, which myschef, was anone knowe þorgh þe Cite and londe. — The king falling alwey more and more in dispaire, vnto þe tyme, that as my Auctor writeth for sorowe, he wept oute bothe his eighen, And euer of al peple, his sones, had him most in dispite, putting him onder fote so, þat he died in grete myschef; After whos dethe, the seid ij breþeren maden ful grete strif for þe londe and reme. — Ethiocles seying [fol. 3] alwey, that by cause, he was þe elder broþer, he wold haue al the londe with domynaciouⁿ and regne as king. Pollymytes seid ayen that þough it were so, þat he were elder, yit shuld he not haue all, and he right noȝt. — The lordes of þe londe and Cite, seyng þe grete variaunce & discorde bitwen þeym, considering þe grete myschef that myȝt fall, maden grete ordenaunce, and ful diligent laboure, to put þeym in accorde and rest. Whereto þey condecenden as ye shal here. For asmoche as þey were hole bretheren of ffader and moder, and neuer list to obey oþer; þat one shall occupie þe crowne and dignite with hole possessiouⁿ one yere, And þat oþer in þe same wise anoþer yere. And so while þe one occupieth, þat oþer for to voyde þe londe, So þat none shuld regne vppon oþer. And for as moche as Ethiocles was þe elder he shuld regne þe first yere. The which accorde bothe condecended and was in þe moost strengest wise regestred and enrolled with þe surest bondes and oþes vppon þeire goddis þat myght be done. Ethiocles assigned and set in his estate ful rially; The oþer taking his horse and armour, and rode vppon his Auenture oute of þe londe. — Fortuned so as he rode in a strange londe, þe nyȝt come, where he no thing knewe þe contrey and in grete tempest of weder abought mydnyȝt atteyned to þe Cite of Arge; where that tyme, king Adrastus lay. And hit was so late, and þe tempest so grete, þat he myȝt no herborgh gete, but he fonde a porche[1] And þerein light down and leyd beside him his spere and shelde, And so, þere, toke his rest as for þe tyme. Of Aventure bifell þe same tyme þere come riding to þe same porche, one þe worthiest on lyve, whos name was called Tydeus, And was son vnto þe king of Calydoyne, And was exiled, by cause he slogh his broþer [fol. 3b] onware of him with an Arowe at a huntyng stonding in a trister; And as he come to þe porche for to haue had succour for þe grete wheder, Pollymet sodenly stept vp, And drewe oute his swerde, as he þat was full cursed and coragious, and asked, who was so hardy for to disloge him of his herborgh which he had take. Tedeus answhered ayen in ful gentil and sobre wise,[2] seying, I am not in purpos for to dislogge you, but ser as me semeth, this porche is large ynogh, for to ese us bothe as for þe tyme if hit like you. Pollymet as he þat was of berth and blode contagious and contrarious, seid playnely, but if þou voide, I shal sle þe. — Tedeus answhered ayen and seid. Truly ser for asmoche as þis porche is large ynogh for vs bothe, if ye list not þat I shal haue part with you, hit shall be tryed betwen vs two

[1] L. v. 1252. [2] L. v. 1312.

with sharp speres, which shal haue þe hole, for in gode feithe, I þenk not to stonde withoute in grete tempest, and ye alone within, where there is rome ynogh for vs bothe. Pollymet with ful yrous corage graunted anone to þat tryall. Theire horse sadeled and brideled, lopen into the sadeles with speris in honde, and ron togidre with ful manly hertes, that here speres al to brekke. Drawing oute theire swerdes and leyden togidir so strongly, þat þorgh þe noyse, þe worthi king Adrastus lying in his bed within his palis, sodenly awoke of his slepe, And called vppon hem þat were of his chambre, charging hem to wite in hast what was al þat noyse that he herd in þe strete, his seruauntes ran oute in al hast, finding thes ij knyȝtes fighting togidre with ful grete ire, and fers corage. Whereof þe seid seruauntes had fulle grete mervaille, returnyng to the king & tolden, þat þey seyn two men fighting togidre as hit were in bataile assigned. The king anone lete calle his peple abought him withoute eny tarying And went into þe strete where he fonde hem fighting [fol. 4] togidre in ful mortall wise, whom þe king anone charged for to cese, Axing theym, who yaf hem leve for to fight so togider withoute Juge,[1] and lete take anone þeire wepones fro þeym. Tedeus fulle knyghtly withoute eny more delay, light fro his horse, obeying þe kingges commaundement, And Pollymet also in like wise. The king asked of þeym of wens þei were, and of what lynage[2] twey come of. Tedeus answhering first and seid, þat he was son vnto king Calydon, And shuld be his eyre, And declared vnto him þe cause of his exile, and of his metyng þere that tyme with Pollymet. Pollymet told þat he was of Thebes, son to Jocasta þe quene, but of his ffader spak he no thing. The king anone by his wordes, knewe þe grownde of his berthe, and made þeym right gode chere and ladden þeym into his palis, where he made theym ful accorded conveying, þeym to chambres, where þei were in þe best wise demened; And þe king held hem þere still with him, and hadden all þe chere and disport þat myȝt be don. Fortuned vppon a day þe king remembring him wel vppon þeire berth, and blode riall, purposed fully for to mary his ij douȝters to þeym two, which doughteres shulden be heires of his londe. — The king walking on a day in his disport, called to him þes ij knygtes, seying to hem in þis wise Truly seres, I am right sory to se yow in þis disese, þenking on your noble and worthi blode, wherefor y am in ful purpose if hit plese you for to gif you my ij doughteres to wifes, þe which after my decese, shulle enherite al my reme, with al my oþer possessions and richesse. Thes ij knightes right glad in hert of þat worthi profre, þonked þe king in þeire best wise. The day of spousell sette with grete sollempnite and array full rially was done; Tedeus wedded þe elder called Deyphille, and Pollymet þe yonger called Argyve. — Thes two knightes by alliaunce, loued so truly togidre [fol. 4b] alwey during theire lyves, þat þere was neuer truer love founde bitwixt two breþeren. But ye shull white, that worde & knowlage of this worthi and stronge mariage, was sone sprong and ran, into many a strange londe, so þat hit come to þe eris of his broþer Ethiocles, which þereof, was right sory in hert, stonding þe more in doute of þat mighti alliaunce, lest Pollymet at his next commyng for to receyve his dignite of Thebes, wold by strength exclude and disherite him for euermore. Wherefor he toke fully to purpose, & conclude within him self, that while he stode in ful myȝt & power and possessed within þe myȝti Cite, for to kepe it with strengthe And to holde oute his broþer for euer. Not withstonding, þe grete suertees and oþes made bifor tyme, afore al his lordes in playn parlement. Where vppon, he in al hast, sent for all his lordes, where he oponly declared to þeym his ful entent and wyl, saying to hem in þis wise. —

[1] L. v. 1282. [2] L. v. 1400.

Sirres ye knowe wel þat al þe while þe rewle and gouernaunce of þis reme stonde in þis wise transitory, and euery yere to change newe, there may neuer be tranquyllyte vnite ne rest in þe reme amonge you. Wherefor in eschuyng of al myscheues and perelles þat myȝt folowe, I am fully purposed and avised to occupie and contynue in my domnacioun And to holde oute and exclude for euer my broþer, And to kepe that he shal neuer regne vppon you. To which purpose grete party of his lordes assented and accorded. And in affermyng of þe kinges enteut, seiden playnely, þat þere as þe soueraynte shulde regne in suche wise by course vppon hem, hit shulde within short tyme pele and destroy hem. For eyþer soueravne for his tyme wold for his owne lucre and avayle take what that he myȝt. Oþer party of þe seid lordes answhering in this wise, seiden playnely. The hiest thing partaynyng to a king-| [fol. 5] were alwey preserue and kepe his feith and trouth above all oþer þinges, considering þe strong bondes and oþes made in so hie places of recorde to his broþer breking; of which shulde turne to grete displesaunce to oure goddis. Whereby grete vengeaunce myght folowe vnto you and your reme. Wherefor, oure ful consel is and avise that ye kepe and afferme þe bondes and covenauntes made vnto youre broþer. — The seid Ethiocles hering and wel conceyving þe ententes of his lordes, toke fulli to purpos to withholde al þat he might gete according to his purpos, And al, þat held þe contrary opyneoun, were anone exiled and banshed oute of his reme; which in short tyme after, he founde most cruel ayenst him. Ethiocles þenking also, þat if his broþer come for to clayme or to chalange eny dignite þere, þat he wold sle him, so þat he might hold it still in pesable possessioun. — Within short tyme after þe terme of Ethiocles was termyned and ended as fore that yere. Pollymet enformyng Adrastus and Tedeus holy his cause, right, and title, which he had to þe crowne of Thebes, as for þe next yere, Praying þe seid king of counsell & succour in þat mater, whether he shuld go him self to Thebes for to receyve crowne and septre, or ellis to sende his messenger to haue redy knowlage of þe entent and wil of his broþer Ethiocles. To which, Adrastus yaf ful counsell, þat he shuld not go him self ne put him in aventure, but þat he shuld send thider his broþer Tedeus, for þe ful knowlage of his entent. Tedeus with ful good hert and will toke þe iournay vppon him, to þat entent, that þei þe better might procede to þeire purpos. Tedeus arraied in the best wise, rode forthe on his iournay to Thebes, where he fonde Ethiocles, holding ful proudely his estate; To whom Tedeus spak in þis wise. — Right worthi Lorde, as yit regning in youre see, [fol. 5b] your worthi broþer Pollymet bade, that ye shuld haue in remembraunce þe grete and strong bondes, suerteis, oþes, and couenauntes, made by a vice of al þe lordes of Thebes, with your consent, which is of so hie recorde, that hit may in no wise be repeled. Considering þat the tyme is come, that ye of right most nedis resigne bothe crowne & septre with al þe hole possessioun and dignite to your said broþer as for þis next yere. Remembring also, that by þe same suertees and statutes, ye may not bothe, be in Thebes at onys. Wherefor he wold that ye voide þis reme, as for this yere; So þat he may come, his crowne and septre of Thebes for to receyve as þe poyntement is, ffor he hath truly leved in exile, during his terme; Ethiocles hering this message, was sore chaufed in his corrupt blode, axing him, howe he durst be so hardy for to entre into his reme withoute his licence or protexioun with eny suche message. Tedeus answhering ayen and seid. Myn Auctorite is of him, þat of riȝt hath moost power, ffor your power is ceded as ye wel knowe; Ethiocles having grete dispite at his wordes, yaf in commaundement to his seruauntes for to put him into strong prisoun, And anone he made his othe, that he shuld dye in ensaumple of all oþer to be ware of eny suche mesage; And

also in his entent to put his broþer in þe more drede, þat he shuld not dare clayme ne chalange eny title there. Tedeus seing þe peple abought to ley hondes vppon him, ful manly drewe oute his swerd, and made þeym to voide his wey, And goeth streite to þe gate of þe palis where his mighty horse stode sadeled and brideled, where vppon he lept and rode forth his wey; Ethiocles sore meved that he was so gon fro him, charged al his meyne fast to ride aftre him, And to sle him, or he passed his londe. His seruauntes were sone redy and on horse, toke nere pathes, And so at a streite encowntred him [fol. 6] where he might not eskape vnder þe montayne, where Edyppes slewe þe Spinx. Tedeus seing þat he myȝt in no wise passe that streyte light fro his horse, And there ful manfully faught with hem so longe, þat he slogh hem euery chone, saue one, which he preserued a life, for to make relacioun to Ethiocles, howe his felawes weren slayne. But Tedeus is gone on his iournay sore wounded touard Arge, where he fonde Adrastus and Pollymet, which were right sory for his woundes and hurtes. Tedeus there making ful report of þe answhere and purpose taken ayenst him by Ethiocles. This mighti king Adrastus, having redy knowlage of þe grete wronge and dispite don to Tedeus, And also of þe grete wronge purposed ayenst þe title and right, þat Pollymet onght to haue in Thebes, take fully to purpos to ben avenged in þe vttemost wise if fortune wold assent, and that in al hast possible, sending oute his sompnes into euery partie of his reme, for to make al his lordes fore to appere bifore him vppon assigned. Which ful redy, kept hir day of apparence, where Adrastus, by avice of his said lordes, toke þere purpos fore to ride to Tebes with all þe might and power that he might reyse, fore to depose Ethiocles of his dignite, or ellis for to ley sege thereto vnto þe tyme hit were destroied for euer. Where vppon he sent oute his messengers to euery coost to make his retenue, þe which was don within short tyme And as Boas writeth, þe moost worthiest retenue that euer was made bifor that day; In þe which, þere were of estates as ye shall here right ferre geten in diuerse regiones. First there come to him Protholome,[1] which was son to þe king of Archades with ful grete power of right worthi men and of werre, A full prudent man at al tymes proued. There come also þe king of Sylmetheus a fulle worthi and a famous man as clerkes writeth with full grete and myghti power at his retenue. There was also þe king Ypamedon [fol. 6b] a passing man proued in knyȝthode, leding an houge and myȝty power with him at his retenue. There was also þe worthi king Cappaneus, þat often tyme had ben proued a worthi werreour. There was also þe worþi king Mebeagar, whos name of knighthode is nowe ful wyde, bringing with him a ful grete ooste in his retenue. There come also þe worthi famous king Cauor with ful moche multitude at his gouernaunce; Thider come also þe mighty king Ladres and þe king Purreus that weren right victorious and of grete might, hawing at theire gouernaunce a ful grete ooste and many a worthi werreour. There was also Palameon a ful grete renowned werreour with an houge multitude of peple in his retenue, And also þe worthi knight Tedeus sending into Calidoyne, where of he was right heire,[2] where, al þe worthiest of þat reme, were fayne to come at his desire; In which retenue, was ful many a worthi lorde & werreour that I write not of; And as I fynde writen, thider come many of þe lordes of Thebes to Pollymet, þe which were preued right worthy and ful cruell ayenst Ethiocles, by cause he exiled þeym for þeyre record of trouthe, And ful violently proued her malis vppon him. (Schluß folgt.)

Freiburg i. B. Friedrich Brie.

[1] L. v. 2598. [2] L. v. 2625.

Die Hirtendichtung des Feliciano de Silva und Shakespeares Wintermärchen.

Schon Southey[1] hat darauf aufmerksam gemacht, daß in dem 'Amadis de Grecia' betitelten Ritterromane des obengenannten spanischen Verfassers die Quelle der Schäferei im Wintermärchen zu suchen sei. Man hat diesen Gedanken auch schon öfters verfolgt, aber dabei merkwürdigerweise bloß den französischen Amadis benutzt. Ich besitze das spanische Original in der Sevillaner Ausgabe von 1542 und will das darin enthaltene Pastoral skizzieren. Was die in Lisuarte de Grecia enthaltene Vorgeschichte betrifft, so bin ich leider auf die italienische Übersetzung (Venezia 1573) angewiesen.

Lisuarte und Perion machen einen Besuch bei den Prinzessinnen Onoloria und Gricileria, Töchtern des Kaisers von Trapezunt, und verheiraten sich mit ihnen heimlich, wobei jedes Liebespaar als Zeugen für das andere dient (Lisuarte, cap. 68). Nun geht der Kaiser auf die Jagd in Begleitung von Lisuarte und Perion, wobei sie einen Bären[2] mit ihren Lanzen verwunden. Sie verfolgen das Tier und töten es, hören aber *un doloroso lamento da una parte della falda della montagna che il mar batteua.* Als die Ritter zu Hilfe eilen, werden sie von einem den toten Vater beweinenden Mädchen in die Falle gelockt und gefangen genommen (Lis. cap. 69—71). Da die Prinzessinnen sich darüber sehr betrübt zeigen, so sendet sie ihre Mutter ins Sankt-Sophien-Kloster in der Hoffnung, daß sie dort Trost finden werden. Dort gebiert Onoloria einen Knaben und übergibt ihn ihrer Zofe Garinda mit dem Bescheid, ihn bei einer in der Seestadt Filiria wohnenden Amme unterzubringen. Das Kind sah aber so schwach aus, daß das Dienstmädchen es unterwegs auf den Namen Amadis de Grecia taufte. Als sie dabei ein Geräusch hörte, ließ sie das Kind liegen und lief fort. Der Knabe wurde von Seeräubern entführt, die sich über den schönen Prinzen *inuoltato in si ricchi panni* nicht genug wundern konnten. Als Garinda zurückkam und ihn nicht mehr fand, glaubte sie, er sei von wilden Tieren zerrissen worden, meldete aber ihrer Herrin, sie habe ihn der Amme übergeben (Lis. cap. 72). Nach dem vermeintlichen Verlust ihres Gatten und Kindes fand sich also Onoloria ungefähr in derselben Lage wie der König Leontes im Wintermärchen.

Nach Verlauf von mehreren Jahren wurde die Prinzessin Onoloria wieder schwanger, und als die kleine Silvia zur Welt kam, ließ man sie mit Hilfe eines Seiles in die Arme eines Knappen nieder, dessen Frau sie säugen solite. Als aber die Eheleute das Kind loswickelten und eine mit Edelsteinen besetzte und durch Versehen beigepackte Haarnadel[3] (prendedero) der Prinzessin[1] erblickten, so wurde ihnen wirr im Kopfe, und sie beschlossen, mit dem Säuglinge durchzubrennen. Sie schifften sich wirklich als Kaufmannsfamilie nach Alexandrien ein (Amadis de Grecia II cap. 32).

[1] Dunlop-Liebrecht p. 160.

[2] Vgl. den Bären im Wintermärchen. Im Mucedorus wird eine andere Bärenjagd (Amadis de Grecia I cap. 3) benutzt.

[3] Nicht *carcan de pierreries*, wie der französische Übersetzer es will.

In Alexandrien angelangt, verkaufte der neugebackene Kaufmann die Haarnadel und frachtete ein Fahrzeug nach Venedig, erlitt aber Schiffbruch und kam bettelarm nach Hause zurück. Glücklicherweise blieb ihm noch eine Schäferhütte in Tirel nicht weit von Alexandrien übrig, wo er sich nun niederließ und sich mit karger Not durch Arbeit seiner Hände ernährte.

Die kleine Silvia mußte schon im Alter von sechs Jahren Schafe hüten, wuchs aber dabei zu solcher Schönheit heran, daß die reichsten Bauern der Gegend um sie warben. Die Pflegeeltern wagten nicht, sie unter ein niedriges Dach zu bringen. Schließlich, um sich die Freier vom Halse zu schaffen, gab das Mädchen vor, sie habe ihre Keuschheit der Göttin Minerva geweiht. Ihren Spinnrocken in der Hand, hütete sie die Herde ihrer Eltern von etwa fünfzig Schafen. Als sie ihre Eltern über ihre niedrige Lage weinen sah, tröstete sie sie mit den Worten: die Götter senden ja solche Prüfungen bloß denjenigen, die sie lieben. So erreichte sie glücklich ihr dreizehntes Lebensjahr; da sah ihr ein reicher Bauernsohn namens Darinel so tief in die Augen, daß ihm die Lust zu allem andern verging. Einmal fand er auch die Gelegenheit, sich zu erklären, erhielt aber einen so scharfen Verweis, daß er sich voll Verzweiflung in das Babylonische Gebirge zurückzog (Amadis de Grecia II cap. 130).

Nun müssen wir wie Shakespeare die Zeit zu Hilfe rufen und uns nicht etwa Amadis von Griechenland, sondern seinen Sohn Florisel de Niquea zu einem bildhübschen Jüngling von zwölf Jahren herangewachsen denken. Als der junge Prinz und sein Vetter Garinter sich im Gebirge mit der Jagd belustigten, hörten sie auf einmal die Stimme und die Flöte Darinels, der Silvias Schönheit besang und sich über ihre Härte beklagte. Als die Prinzen den Bauernsohn darüber befragten, erzählte er ihnen so viele Wunderdinge über die schöne Schäferin, daß sie gleich beschlossen, nach Tirel zu reisen, um das Wunder zu besehen. Sie führten auch ihren Vorsatz ohne Wissen ihres Hofmeisters aus. Der arme Hofmeister dachte, sie seien von wilden Tieren zerrissen worden. Die Prinzen setzten sich eines Morgens an eine Quelle und warteten, bis die Schäferin nahen würde. Sie kam wirklich herbei, um ihre Toilette zu machen, zum großen Ergötzen der Prinzen, die ihr aus dem Verstecke zusahen. Nun wagte sich Don Florisel heran und frug die Schäferin, ob nicht etwa der Gott Jupiter hier in der Nähe hause, wie man es aus der Schönheit, die er vor sich sehe, schließen könne. 'Der Herr kann kaum eine geeignete Antwort von einem in Armut und Einsamkeit erzogenen Mädchen erwarten,' erwiderte Silvia. Als aber auch Garinter vortrat, kam es zu Streit. Die Prinzen griffen zu ihren Hirschfängern und hätten sich viel Schaden angetan, wenn es dem schönen Mädchen nicht gelungen wäre, sie auseinanderzubringen. 'Wozu wollen die Herren einander töten, da die Sache doch von meinem Willen und nicht von euren Wünschen abhängt? Mein Stand ist ja zu gering, als daß ich mein Herz mit euren Herzen in Einklang brächte.' Und die Prinzen gingen traurig, jeder seinen eigenen Weg, nach Alexandrien zurück (Amadis de Grecia II cap. 131).

Nun sah Don Florisel ein, daß es bloß einen einzigen Ausweg für ihn gab, nämlich sich zu dem Stande der geliebten Schäferin zu erniedrigen. Er ließ sich wirklich in einem Dorfe namens Alderina nieder, kaufte Schafe und fing an, sie zu weiden. Dann erklärte er der geliebten Schäferin, daß er ihretwillen in den Schäferstand getreten sei. Silvia sagte ihm aber rundweg, daß er durch das Weiden der Herde (ganado) keineswegs ihren Willen gewonnen (ganado) habe. Und als er ihr noch dazu die Geschichte des be-

[1] Auch im Wintermärchen findet sich Queen *Hermione's jewel* bei dem Kinde.

zauberten Prinzen Anastarax erzählte, war alles verloren. Die Schäferin verliebte sich in den bezauberten Prinzen vom Hörensagen! Inzwischen kehrte auch Darinel zurück, und sie fingen alle drei an, zu lustwandeln, wobei Florisel für Silvia eine Girlande von wilden Blumen sammelte. So gingen drei Jahre vorbei. Die schöne Schäferin hielt an ihrer Liebe für den bezauberten Prinzen mit solcher Zähigkeit fest, daß es ihr schließlich gelang, den Prinzen sowohl wie den Bauernlümmel zu überreden, mit ihr einen Gang nach dem Zauberturm zu unternehmen, um den bezauberten Prinzen zu erlösen (Amadis de Grecia II cap. 132, 133).

Zum Schlusse schreibe ich eine Stelle aus der Antwerpener Ausgabe von 1572 des französischen Amadis (Liv. VII chap. XXII) ab, weil sie eine gewisse Ähnlichkeit mit einer bekannten Stelle im Sturm aufzuweisen scheint:

... si se trouuerent ilz trop mieux entre les buissons et bruyeres, que parmy l'impetuosité et tempeste, etc.

Die entsprechende Stelle im Sturm I, 1 lautet wie folgt:

Gonz. Now would I giue a thousand furlongs of Sea, for an Acre of barren ground: Long heath, Browne firrs, any thing; ...

Da es übrigens bei Feliciano de Silva an Standbildern,[1] die ins Leben gerufen werden, nicht fehlt, so scheint es mir ganz natürlich, die Verbindung dieses Motivs mit dem Pastoralmotiv sowohl im Wintermärchen von Shakespeare wie in El Mármol de Felisardo von Lope de Vega dem Einflusse der vielgelesenen Werke von Feliciano de Silva zuzuschreiben. Der von Shakespeare angenommene Name des Prinzen, die Bärenjagd, der geniale Spitzbube,[2] das ins Leben gerufene Standbild fehlen alle insgesamt bei Robert Greene, dem man also den Spanier zugesellen muß, wenn man das Wintermärchen erklären will.

Ich schreibe noch zwei Stellen aus Florisel de Niquea ab, die Shakespeare möglicherweise benutzt hat. Als die Prinzessin Diana, Tochter der Königin Sidonia, sich verheiratete und das Land verließ, sehnte sich der Schurke nach ihr:

... que con la ida de Diana a me quedado mucha soledad[3] en esta tierra ... (Florisel de Niquea IV 1 cap. 3).

Man denkt dabei unwillkürlich an den Narren im König Lear I 4:

Since my young Ladies going into France Sir, the Foole hath much pined away.

[1] Biẽ se tournera le Marbre en chair humaine ... (Amadis, Livre VI, Anvers 1572 chap. 50).

[2] Vgl. Englische Studien XLI 332.

[3] Dies schöne spanische Wort wird heutzutage im Sinne des portugiesischen *saudade* nicht mehr gebraucht. Bloß in den andalusischen Liedern lebt es noch fort.

In demselben Roman versucht der Prinz Rogel, seinen Freund, den König von Susiana, zu bekehren, und offenbart ihm die Grundsätze der christlichen Religion, worauf der König erwidert:

O valame Dios y que Academia me habeis enseñado, de donde todas las centellas Platonicas y Aristotelicas de derecho natural y moral se estendieron en el arte del virtuoso vivir, salidos del infinito fuego de virtud que Christo aquí encendió. (Florisel de Niquea IV 1 cap. 83.)

Vgl. 'Verlorene Liebesmüh' am Schluß des dritten Aktes:

From womens eyes this doctrine I deriue,
They sparcle still the right promethean fire,
They are the Bookes, the Arts, the Academes,
That shew, containe, and nourish all the world.

Worcester, Mass. U. S. A. Joseph de Perott.

Die 'Merry Muses of Caledonia' und Burns' 'Court of Equity'.

(Schluß.)

II.

Im folgenden gebe ich ein Verzeichnis der in den MMC. enthaltenen Stücke, alphabetisch nach der ersten Zeile angeordnet. Die rechtsstehende Zahl bezeichnet die Seitenzahl in der Ausgabe von Vindex. Bei der Besprechung der einzelnen Gedichte bediene ich mich häufiger der folgenden Abkürzungen:

AE. = *Poetical Works of Robert Burns*, ed. G. A. Aitken. 3 vols. London, 1893 (*Aldine Edition*).

CE. = *The Poetry of Robert Burns*, edd. Henley and Henderson, 4 vols. Edinburgh, 1896—97 (*Centenary Edition*).

Ch.W. = *Life and Works of R. B. by* Dr. R. Chambers *revised* by William Wallace. 4 vols. Edinburgh and London, 1896—97.

Dick = James C. Dick, *The Songs of R. B.* London etc., 1903.

Farmer = John S. Farmer, *Merry Songs and Ballads* etc., 1897, s. *Archiv* Bd. CXXIX, S. 366.

Glen = John Glen, *Early Scottish Melodies*. Edinburgh, 1900.

Herd's Mss. = *Songs from David Herd's Manuscripts*, ed. Hans Hecht. Edinburgh, 1904.

1. Altho' my back be at the wa' 99
2. Amang our young lasses there's Muirland Meg . . 44
3. As honest Jakob on a night . . . . . 46—47
4. As I cam' down by Annan side 50
5. As I came down yon water side 84
6. As I came o'er the Cairney mount 64
7. As I looked o'er yon castle wa' . . . . . 103—104
8. Blythe, blythe, blythe was she 83
9. Callum cam to Campbell's court 96
10. Can ye play me Duncan Gray 112
11. Come cow me minnie, come cow me 121
12. Come rede me, dame, come tell me, dame 55
13. Coming o'er the Hills o' Coupar 59
14. Comin' thro' the rye, my jo 61
15. Duncan Macleerie and Janet his wife 74
16. Ellibanks and Ellibraes . . . . . 57—58
17. Gat ye me, O gat ye me 85
18. Green grow the rashes, O . . . . . 52—53
19. Gudwife, when your gudeman's frae hame 42
20. Had I the wyte, had I the wyte 56
21. He till't and she till't 117
22. How can I keep my maidenhead 80
23. I am a bard of no regard 114
24. I'll lay thee o'er the lee-rig 98
25. I'll tell you a tale of a wife 49
26. In Embro' town they've made a law 100
27. I once was a maid, though I cannot tell when . . . 108

28. I rede you beware o' the ripples, young man . . 35
29. It fell about the blythe New Year 95
30. It fell on a day, in the flow'ry month o' May . . . 67
31. Jenny Macraw was a bird o' the game 107
32. Jenny sits up in the laft 60
33. John Anderson my jo, John . . . . . 71—72
34. Madgie cam to my bedstock 118
35. My auntie Jean held to the shore 41
36. My Jockey is a bonny lad . . . . . 97—98
37. My mither sent me to the well 105
38. My wife's a wanton wee thing 117
39. Near Tweedmouth town there liv'd three maids . . 119
40. O can ye labour lea, young man 86
41. O Errock stane, may never maid . . . . . 40—41
42. O gie the lass her fairing, lad 89
43. O gin I had her 109
44. O, ken ye na our lass, Bess 94
45. O leeze me on his curly pow 81
46. O saw ye my Maggy . . . . . 76—77
47. O wha my baby clouts will buy 106
48. O wha'll mow me now, my jo 70
49. O will ye speak at our town 73
50. O, yon, yon, yon, lassie 66
51. Our bride flat and our bride flang 69
52. Our gudewife's sae modest 41
53. Put butter in my Donald's brose 43
54. Roseberry to his Lady says 65
55. Tail todle, tail todle 111
56. The bonnie lass o' Liviston 36
57. The Cooper o' Cuddy cam' here awa' 93
58. The Logan burn, the Logan braes 101
59. The moudiwark has done me ill 82
60. The night her silent sable wore . . . . . 88—89
61. The night it was a haly night 51
62. The ploughman he's a bonny lad . . . . . 78—79
63. There cam' a cadger out o' Fife 94
64. There liv'd a lady in Lauderdale 37
65. There lived a wife in Whistle Cockpen 48
66. There was a jolly gauger, an' a gaugin' he did ride . 54
67. There was a lass, and a bonie lass 110
68. There was a lass, they ca'd her Meg 75
69. There was a wedding o'er in Fife . . . . . 101—102
70. They took me to the Holy Band 77
71. Twa neighbour wives sat in the sun 87
72. Waes me that e'er I made your bed 110
73. Wha is that at my bower door? 120
74. Wap and rowe, wap and rowe 51
75. When maukin bucks, at early f-ks . . . . . 68—69
76. When princes and prelates . . . . . 90—92
77. Where will we get a coat to Johnie Scott 113
78. Whilst others to thy bosom rise . . . . . 62—63
79. Ye Coopers and Hoopers attend to my ditty 105
80. Ye hae lien wrang, lassie 45
81. Ye jovial boys, who love the joys . . . . . 33—34
82. Yestre'en I had a pint o' wine . . . . . 38—39
83. Yestre'en I wed a lady fair 107

Von den in der vorliegenden Liste angeführten Gedichten haben die folgenden zweifellos Burns selbst zum Verfasser: *1.* s. CE. III, 177, 431; AE. I, 239.[1] Beide Sammlungen geben nur die erste von zwei in den MMC. enthaltenen Strophen. Von Abweichungen im Wortlaute bemerke ich: Z. 7 Till] Though MMC. — Z. 9 But, tho' my back be at the wa'] But let them say whate'er they like MMC. Strophe 2 abgedruckt bei Farmer V, 245. — *3.* Überschrift: *The Patriarch.* Melodie: *The Auld Cripple Dow.* Abfassungszeit: November 1786.[2] Vgl. Scott Douglas IV, 163. Abgedruckt bei Farmer I, 257—258. — *11.* Melodie: *My mither's aye glowrin o'er me* (hierzu Glen, S. 30—31). Abfassungszeit: Oktober 1793. Abgedruckt bei Farmer V, 217—218. — *23.* CE. II, 15—16: Lied des fahrenden Sängers aus den *Jolly Beggars.* — *26.* Überschrift: *Act Sederunt of the Court of Session.* Melodie: *O'er the Muir amang the Heather* (hierzu Glen 165—166, Dick 501. Abfassungszeit: Oktober 1793. Abgedruckt bei Farmer V, 215. Hierauf bezieht sich der *Archiv* CXXIX, S. 371 erwähnte Brief an Cleghorn, dem dieses Lied und No. 11 beilagen. — *27.* CE. II, 4—5: Lied der Soldatendirne aus den *Jolly Beggars.* — *47.* CE. III, 70. 354; AE. I, 238. — *73.* CE. III, 102—103, 375—378 mit ausführlicher Behandlung der Vorstufen; AE. I, 47—48. — *75.* Überschrift: *The Summer Morn.* Melodie (nach MMC.): *Push about the Jorum* (hierzu Dick, S. 452). Abfassungszeit?, mitgeteilt in einem Brief an George Thomson, Januar 1795, bei Chambers-Wallace IV, 185—188, dort auch Str. 2 mit der gefälligen Variante *heart* statt *a—e* in Z. 8; desgleichen AE. III, 43; das Ganze abgedruckt bei Farmer IV, 266—267. — *76.* Überschrift: *Poor Bodies do Naething but Mow.* Melodie: *The Campbells are Coming* (hierzu Dick, S. 489). Abfassungszeit: Dezember 1792. Vgl. die Briefe an Robert Graham vom 5. Januar 1793, Chambers-Wallace III, 386, und an G. Thomson, Juli 1794. Einzelne Strophen abgedruckt in AE. III, 105—106 und Ch.W. IV, 130, an beiden Stellen mit Hinweis auf die MMC. — *81.* Überschrift: *The Fornicator.* Melodie: *Clout the Cauldron* (hierzu Glen S. 53, Dick S. 447). Abfassungszeit: 1784. In AE. I, 59—60 gereinigter Abdruck nach Scott Douglas' *Kilmarnock Edition* II, 120. Farmer V, 229—230. — *82.* CE. IV, 25—26, 92—93; AE. II, 319—320.

Bei einer weiteren Gruppe bestehen zunächst unlösbare Zweifel sowohl hinsichtlich der Urheberschaft wie der Abfassungszeit in

[1] Ich zitiere im allgemeinen nur diese beiden Ausgaben, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die betreffenden Stücke ausschließlich dort zu finden sind.

[2] Die Datierungen beruhen auf den von Vindex mitgeteilten Dokumenten.

dem Maße, daß es gewagt erscheint, ein Urteil darüber abzugeben, ob die betreffenden Gedichte v o r oder z u Burns' Zeit entstanden sind, ob sie von ihm selbst herrühren, oder ob er vielleicht nur einzelne Strophen und Wendungen hinzugefügt hat. Hierzu gehören die Nummern: *35.* AE. I, 20—21, wo auf einen Brief Burns' vom 4. Mai 1788 (Ch.W. II, 338) an seinen Oheim mütterlicherseits, Samuel Brown in Kirkoswald, hingewiesen wird, in dem er für sein Haus in Ellisland *three or four stones of feathers* bestellt. Es geht selbstverständlich nicht an, aus dieser Tatsache auf seine Verfasserschaft zu schließen, die ihn, im Hinblick auf den Inhalt des Scherzgedichtes, wohl kaum dem Herzen des Oheims nähergebracht haben würde. Die Zeilen lauten in den MMC., etwas abweichend von AE., so:

My Auntie Jean.

Tune — *'John Anderson, my jo.*

My auntie Jean held to the shore,
As Ailsa boats cam' back;
And she has coft a feather bed
For twenty and a plack;
And in it she wan fifty mark,
Before a towmond sped;
O! what a noble bargain
Was auntie Jeanie's bed.

48. Str. 1, 2, 5, 6 mit geringen Änderungen in AE. III, 75—76, unter Hinweis auf die MMC. als Textquelle, wo sich zwei weitere Strophen und ein sicher alter Chorus finden. Str. 6 wiederholt eine von Burns öfter ausgesprochene ritterliche Anschauung:

But devil tak' the lousy loon,
Denies the bairn he got,
Or leaves the merry lass he lo'ed,
To wear a ragged coat.

Ein Beweis für seine Verfasserschaft läßt sich aus der ihm geläufigen Tendenz nicht ableiten. Vollständiger Text bei Farmer II, 262—263. — *61.* Notiz V i n d e x': *Anonymus, but quite in Burns's style.* Abgedruckt bei Farmer V, 216. — *66.* s. CE. II, 297: Parodie auf Jakobs V. (?) *Jolly Beggar.* — *80.* AE. III, 75, wörtlicher Abdruck aus den MMC. — *39* und *78* dürften englischen Ursprungs sein. Näheres weiß ich über die sehr wenig beachtenswerten Texte nicht auszusagen. Sie stehen bei Farmer V, 249—250 und 231—233. — Während die Texte der ersten Gruppe in einer ungekürzten Ausgabe der Dichtungen Burns' nicht fehlen dürften, liegt einstweilen kein zwingender Grund vor, die der zweiten in sie aufzunehmen.

Den ganzen übrigen Inhalt der MMC. kann man wohl mit Sicherheit als vor-burnsisch bezeichnen. Es handelt sich dabei entweder um in sich abgeschlossene Lieder größeren Umfangs

oder um einzelne Strophen und Liederreste, um Erinnerungen an Texte, die in vollständigen Fassungen nicht mehr erhalten sind. Um so größer ist der Wert dieser Fragmente für die Volksliederforschung. Ähnliches kennen wir insbesondere aus den handschriftlichen Sammlungen David Herd's und aus der zweiten Ausgabe seiner *Ancient and Modern Scottish Songs, Heroic Ballads*, etc. (1776). Auch John Leyden in seiner Ausgabe des *Complaynt of Scotland*, 1801, und aus späterer Zeit der weitbelesene C. K. Sharpe in seinem *Ballad Book*, 1823, haben in richtiger Einschätzung ihrer Wichtigkeit Bruchstücke dieser Art veröffentlicht und so für einen noch zu erwartenden Historiker des englisch-schottischen Volksliedes nicht zu übersehendes Material bereitgestellt. Dem Alter ihrer Aufzeichnung nach stehen nun die von Burns gesammelten Stücke an zweiter Stelle, unmittelbar hinter denen Herd's. Bei ihrer literargeschichtlichen Verwertung ist aber stets zu bedenken, daß bei der Persönlichkeit des Sammlers Burns der Verdacht einer Umformung, Glättung und Abrundung des Übernommenen beträchtlich größer ist als bei Herd, selbst dann, wenn die betreffenden Texte von Burns nicht zur Veröffentlichung durch den Druck bestimmt waren. Ein Unterschied besteht demgemäß auch in der Tendenz der beiden Sammler. Er wird empfunden in dem verschiedenen Eindruck, den die Texte bei Herd und in den MMC. hervorrufen: bei diesen herrscht in der überwiegenden Anzahl der Fälle der Charakter des Abgeschlossenen vor, die Bruchstellen scheinen abgeschliffen, die Lücken überbrückt zu sein; jene dürften die Hand des dichterisch jedenfalls nur bescheiden veranlagten David Herd etwa in dem Zustande verlassen haben, in dem sie hineingelangt sind. In dem einen Falle stehen wir dem auf Neubelebung bedachten, begeisterten Künstler, in dem anderen dem gewissenhaften Konservator literarischer Altertümer gegenüber. Der Vergleich läßt sich an einigen Beispielen leicht bewerkstelligen, in denen wir dasselbe Lied in den MMC. und bei Herd besitzen:

MMC. No.:	Herd's Mss. S.:	Herd's *Songs*[2]	
5	115	—	Abweichungen unerheblich.
8	—	II, 18—19	= *Tea-Table Miscellany*[12] (1760), S. 423—424. In MMC. vielleicht die ursprüngliche Fassung, s. CE. III, 326.
10	208—209	—	Siehe CE. III, 321—322. — Varianten dürften Burns zuzuschreiben sein.
20	117 (Fragment von 8 Zeilen)	—	CE. III, 410—411. — Die Fassung in den MMC. (3 Strophen zu je 8 Zeilen) wohl von Burns gedichtet.

MMC. No.:	Herd's Mss. S.:	Herd's *Songs*[2]	
24	100—101	—	CE. III, 497—498. — Auch hier liegt kein Beweis dafür vor, daß MMC. tatsächlich einen älteren Text aufweisen als Herd.
38	111 (Fragment von 8 Zeilen)	II, 230 dgl.	Erste vollständige Fassung im dritten Bande von Johnsons *Mus. Museum* III, No. 217, identisch mit MMC.
45	140—141	II, 215	Siehe unten.
58	104	II, 230	Abweichungen unerheblich.

Ein Text — No. 45 —, neben den ich die Fassung aus Herds *Songs*[2] II, 215 zum Vergleich stelle, diene zur Veranschaulichung des Gesagten und zugleich als charakteristisches Beispiel für die in den MMC. enthaltenen Gedichte:

Dainty Davie

[Text der Herd-Mss.][1]

[Chorus:]

O leeze me on your curly pow,
Dainty Davie, dainty Davie,
Leeze me on your curly pow,
Mine ain dainty Davie.

1.

It was in and through the window broads
And all the tirliewirlies o'd:
The sweetest kiss that e'er I got
Was from my dainty Davie
O leeze me on your curly pow etc.

2.

It was down amang my daddy's pease,
And underneath the cherry-trees:
O there he kist me as he pleas'd,
For he was mine ain dear Davie.
O leeze me on your curly pow etc.

Dainty Davie

[Text der MMC., nach Vindex]

O leeze me on his curly pow,
Bonie Davie, dainty Davie;
Leeze me on his curly pow,
He was my dainty Davie.

1.

Being pursued by the dragoons,
Within my bed he was led down,
And weel I wat he was worth his room,
My ain dear dainty Davie.
Leeze me, etc.

2.

My minnie laid him at my back,
I trow he laid na lang at that,
But turn'd, and in a verra crack
Produc'd a dainty Davie.

3.

Then in the field among the pease,
Behin' the house o' Cherrytrees,
Again he wan atweesh my thies,
And creesh'd them weel wi' gravy.
Leeze me, etc.

[1] Zur Sacherklärung s. meine Ausgabe der Herd-Mss. S. 140—141 und 297, ferner Dick, *Songs of Burns* S. 474 und *Notes on Scottish Song* S. 86. Burns bemerkt in dem durchschossenen Exemplar des *Mus. Museum* nur das Folgende: *The original verses of Dainty Davie and the anecdote which gave rise to them, are still extant, and were their delicacy equal to their wit and humour, they would merit a place in any collection.* So viel konnte Burns im Hinblick auf Herd[2] II, 215 mitteilen. Die erweiterte Notiz (s. z. B. Ch.W. IV, 411—412) erschien zuerst in Cromeks *Reliques*, 1808.

3.

When he was chas'd by a dragoon,
Into my bed he was led down,
I thought him wordy o' his room,
And he's ay my dainty Davie.
O leeze me on your curly pow etc.

4.

But had I goud, or had I land,
I[1] should be a' at his command;
I'll n'er forget what he pat i' my hand,
It was sic a dainty Davie.
Leeze me, etc.

Herds erste Strophe fehlt in den MMC. Die dritte erscheint zu zwei Strophen erweitert, die aus Gründen der Steigerung und Entwicklung der Episode an den Anfang des Gedichtes traten. Das Reimwort *gravy* statt des bei Herd regelmäßig wiederkehrenden *Davy* kann als Zeichen für die Unursprünglichkeit der Strophe aufgefaßt werden. Bemerkenswert ist auch das Bestreben, die bei Herd schwer erkennbare Anspielung auf den Eigennamen *Cherry-tree* — ebenfalls in Strophe 3 — deutlicher hervortreten zu lassen. Str. 4 mit den kraftvoll einsetzenden Zeilen 1 und 2 fehlt bei Herd. Der Vergleich legt somit fraglos den Schluß nahe, daß die Fassung des *Dainty Davie* der MMC. nicht unabhängig neben der Herd's steht, sondern mit bewußt künstlerischen Absichten aus ihr abgeleitet wurde. Daß der Bearbeiter Burns selbst war, unterliegt wohl keinem Zweifel. Damit wird unsere Vermutung unterstützt, daß auch in d e n Fällen, in denen wir nicht in der Lage sind, andere Fassungen neben die der MMC. zu stellen, der Kern des betreffenden Liedes zwar alt sein mag, daß aber sehr häufig, im Interesse erhöhter künstlerischer Wirkung, Eingriffe von seiten des Dichters stattgefunden haben dürften. Dies zur Einschätzung des literarhistorischen Wertes der in den MMC. vereinigten Gedichte.

Daß sie zum Teil als Quellen oder Vorstufen für allgemein bekannte Burnssche Lieder dienten, ist von den Herausgebern der CE. einleuchtend dargetan worden. Der Vergleich mit den späteren, gereinigten Fassungen beleuchtet aufs willkommenste die Arbeitsweise des Dichters nach einer bestimmten Richtung hin. Wir müssen schon von diesem Gesichtspunkte aus das Erscheinen des Neudrucks der MMC. mit Interesse begrüßen, denn die CE. bot im allgemeinen nur Proben und konnte nach Lage der Verhältnisse auch wohl nicht mehr bieten. Folgende Stücke kommen als Burns-Quellen in Betracht:

6 zu Burns'	*As I came o'er the Cairney mount*	CE.	III, 171, 427.
14 „ „	*Comin thro' the rye*	„	III, 151—152, 411—413.
17 „ „	*The lass o' Ecclefechan*[2]	„	III, 156, 415—416.
18 „ „	*Green grow the rashes, O*[3]	„	I, 251—252, 414—416.

[1] sic! — Ich vermute hier einen Druckfehler für It.

[2] Beide Fassungen fast gleichlautend.

[3] Siehe auch Herd's Mss. S. 118—119 und 289—290. Auch dieser Text, der von dem der MMC. abweicht, war Burns bekannt.

28	zu Burns'	*The bonie moor-hen*	CE. IV, 20—21, 89—90.
33	„ „	*John Anderson my jo*	„ III, 63, 349—350.
37	„ „	*Whistle o'er the lave o't*[1] (*Jolly Beggars*)	„ II, 303 und „ III, 58, 346.
40	„ „	*O, can ye labour lea*	„ III, 138—139, 397—398.
53	„ „	For a' that, an' a' that (*Jolly Beggars*)	„ II, 304 und „ III, 271—273, 489—491.
57	„ „	*The cooper o' Cuddy*[2]	„ III, 157—158, 416.
62	„ „	*The ploughman*[3]	„ III, 24—25, 322—323.
68	„ „	*Duncan Davison*	„ III, 19—20, 319.
79	„ „	*Bonie Dundee*	„ III, 302.

Die Durchführung des Vergleiches zwischen Quelle und Bearbeitung würde an dieser Stelle zu weit führen. Ebensowenig kann hier untersucht werden, ob und inwiefern die noch nicht besprochenen Stücke schon den Einfluß Burnsscher Kunst verraten. Bemerkt sei nur noch, daß sich No. 36, *My Jockey was a bonny lad,* in dem Nachdruck der dritten Ausgabe von Herds *Songs*, Edinburgh, Lawrie and Symington,[4] 1791 (II, 325) wiederfindet, und daß endlich No. 60, *The night her silent sable wore,* mit geringen Abweichungen auch im *Tea-Table Miscellany*[12] S. 123—124, gezeichnet Z = *old Song* und in zahlreichen Liederbüchern nach Ramsay, so in Johnson's *Musical Museum* I, No. 83, enthalten ist.[5]

Zusammenfassend läßt sich demnach über den Inhalt der MMC. folgendes aussagen: er besteht zum geringeren Teil aus Burnsschen Originaldichtungen, zum größeren aus Liedern oder Liederfragmenten unbekannter Verfasser. Die Stoffe sind derbobszönen und humoristischen Charakters, der Stil ist vorherrschend volkstümlich. Die grobe Unverhohlenheit des Ausdrucks steht zu der schlecht drapierten Lüsternheit gangbarer Lieder der Singspiel- und Varietébühne in befriedigendem Gegensatz. Die nicht nachweislich von Burns herrührenden Texte finden sich meist nur in den MMC., waren wohl schon zu der Zeit, als sie von Burns gesammelt wurden, literarische Seltenheiten und entziehen sich aus diesem Grunde zunächst einwandfreier Beurteilung. Wo ein Vergleich mit Ähnlichem, z. B. in Herd's Sammlungen, möglich ist, zeigt es sich, daß Veränderungen mit dem Überlieferten vorgenommen wurden, die mit einem hohen Grad von Gewißheit Burns zugeschrieben werden dürfen. Es liegt somit die Vermutung nahe, daß auch diejenigen Stücke, bei denen ein Vergleich undurchführ-

[1] Die Strophen der MMC. stammen aus Herds *Songs*[1] 316—317 oder [2] II, 208. [2] Beide Fassungen fast gleichlautend.

[3] Siehe auch Herds *Songs*[1] I, 317—318 und [2] II, 144—145: *'a milder version'* CE. III, 322.

[4] Siehe Herd's Mss. S. 68.

[5] Verfasser: Thomas D'Urfey (1653—1723); siehe Chambers-Patrick, *Cyclopædia of English Literature* I, S. 732 u. 782.

bar ist, nicht ganz in ihrer ursprünglichen Form erscheinen, sondern bereits Ansätze der Bearbeitung durch Burns aufweisen. Bei einer kleineren Gruppe ist dann die Umwandlung weiter fortgeschritten und hat zu den gereinigten und veredelten Fassungen des *Musical Museum* geführt. Die Texte der MMC. sind demnach für die Volksliedforschung wohl zu verwerten, wenn auch mit einiger Vorsicht. Ihre hauptsächliche Bedeutung gewinnen sie erst im Hinblick der Entwicklungsmöglichkeiten, die Burns an ihnen wahrgenommen oder in sie hineingelegt hat.

III.

Der Herausgeber der MMC. hat die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne den Kern seiner Ausgabe um einige Zusätze zu bereichern, die er teils handschriftlichen Aufzeichnungen, teils frühen Nachdrucken der MMC. entnommen hat. Im Hinblick auf die abfällige Kritik, die er an diesen Nachdrucken mit Recht geübt hat, erscheint dieses Verfahren nicht ganz folgerichtig, zumal da es nichts sonderlich Bemerkenswertes zutage gefördert hat. Berechtigt aber ist es in einem Falle: auf S. 127—135 des vorliegenden Bandes erhalten wir einen neuen Abdruck des unter dem Titel *The Court of Equity* mehr oder weniger bekannten, umfangreichen Gedichtes vom Frühjahr 1786, also aus Burns' stärkster, inspiriertester Schaffensperiode stammend, dem bisher sein Recht auf Öffentlichkeit noch nicht gebührend zugestanden worden ist, selbstverständlich auch nicht durch Vindex' schwer zugängliche und teure Veröffentlichung. Die Prüderie englischer Herausgeber hat es aus den offiziellen Burns-Ausgaben ferngehalten oder ihm nur in sinnentstellender Verstümmelung unwillig Platz gewährt. Mitunter mangelt es nicht an Ausdrücken des Bedauerns, einem Werke von solcher Bedeutung den Einlaß verwehren zu müssen, doch die hohe Pflicht gegenüber dem sittsamen Leser erfordere eine so strenge Maßnahme. Der Stand der Dinge ist nun der, daß das Gedicht in der *Centenary Edition* überhaupt nicht erwähnt wird; bei Chambers-Wallace I, 249 heißt es — nach dem Abdruck der *'Jolly Beggars'* und *Adam Armour's Prayer!* —: *This would have been the proper place to introduce a poem known as 'The Court of Equity'* etc. *It is full of humanity and tenderness, but it is too 'broad' for publication.* Ganz ähnlich hatte sich in den früheren Auflagen desselben Werkes der ausgezeichnete Chambers selbst geäußert: das Spöttisch-Ernste (*the mock-serious*) sei niemals zu größerer Vortrefflichkeit gebracht worden wie in diesem Gedichte, *but, unfortunately* etc. Ebenso Scott Douglas in der *Edinburgh Edition* I, 166. George A. Aitken, der sonst nicht engherzige

Herausgeber der *Aldine Edition,* begnügt sich, trotzdem er von den MMC. etwas weiß, mit dem Abdruck einer ad usum delphini jämmerlich zugerichteten, mit den fatalen Sternenreihen durchzogenen Fassung, s. Bd. I, S. 151—154. Daß bei dem Versagen der berufenen Vertreter Burns' auf Erden die obskurere Presse sich des Gedichtes als willkommener Beute bald bemächtigte, bedarf kaum der Erwähnung. Eine genaue Bibliographie zu geben, wird kaum möglich sein. Es findet sich unter dem Titel *Libel Summons* in den späteren Ausgaben der *Merry Muses* (so in meinem Exemplar von 1827, S. 122—126). Ein Separatdruck ohne Ortsbezeichnung, Jahreszahl und irgendwelche andere Angaben, nach dem Äußeren zu urteilen etwa aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammend, liegt mir gleichfalls vor. Hier trägt es die Überschrift: *The Fornicator's Court, By Robert Burns.* Farmer druckt es als *The Court of Equity* im IV. Bande der *Merry Songs and Ballads* ab, S. 281—287, wie er behauptet *from an autograph copy in the British Museum.* In der Tat scheint er einen flüchtigen Blick in eine gleich zu erwähnende Egerton-Hs. geworfen zu haben, von Genauigkeit kann aber keine Rede sein. Sein Text ist ebenso unbrauchbar wie die anderen genannten, die Vindex mit dem Prädikat *either garbled or incomplete* abtut.

Doch ist Vindex selbst bei der Herstellung seines Textes nicht glücklich gewesen. Er schreibt: *Judging from the MS. copies which have been preserved, it does not appear that a final corrected copy was ever executed by the poet ... A version is preserved in the British Museum among the Egerton manuscripts; and in the same collection are to be found a fragment of the same version, and a curtailed version known as the 'Additional MS.' Besides these, Mr. Scott Douglas evidently had access to another version, MS. copies of which he distributed amongst his friends when engaged on his magnum opus, the Edinburgh Edition of the works of the poet. Concerning the origin of that version we have no information. In the transcript given here, we found upon Scott Douglas's version, and indicate the differences and variation of the text as established by comparison* (a. a. O. S. 127—128). Abgesehen von den tatsächlichen Unrichtigkeiten, die diese Angaben enthalten, ist es selbstverständlich methodisch mehr als bedenklich, einen Text als Grundlage zu wählen, von dem der Herausgeber zugeben muß, daß sich seine Herkunft über Scott Douglas hinaus nicht verfolgen lasse. Wie wenn Scott Douglas selbst kontaminiert und verändert hätte, was an und für sich durchaus nicht unwahrscheinlich ist? Hier kann es sich nur darum handeln, endlich einmal alle Zwischenstufen außer acht zu lassen und den Text der uns glücklicherweise erhaltenen Hss. unverfälscht und ungeschwächt zum Abdruck zu bringen. Das soll nun geschehen

unter Ausschaltung sämtlicher gedruckter Fassungen, auch der Scott Douglas', zu deren Authentizität ich, vielleicht mit Unrecht, kein großes Zutrauen habe. —

Wir besitzen von dem fraglichen Gedichte drei voneinander abweichende Niederschriften in Burns' Hand, die sich sämtlich im Britischen Museum befinden, nämlich:

A. Ms. Egerton 1656, fol. 8a—10a: ausführliche Fassung.
B. Ebenda, fol. 11a—b: Fragment derselben, 57 Zeilen.
C. MS. Additional 22307, sogen. Hastie-Collection, fol. 176a—177b: kürzere Fassung.

Ich drucke hier zunächst A mit den Lesarten von B. Orthographie und Interpunktion sind die des Ms. Gesperrt Gedrucktes wurde von Burns durch stärkere und größere Schrift bei den betreffenden Wörtern hervorgehoben. Sacherklärungen gebe ich in besonderer Rubrik unter den Lesarten.

[8a] In Truth and Honor's name, amen. —
Know all men by these presents plain.

This twalt o' May at M.... ne given;
The year 'tween eighty five an' seven;
We, Fornicators by profession,
As per extractum from each Session;
And by our Brethren constituted,
A Court of Equity deputed:
With special authoris'd direction,
To take beneath our strict protection,
The stays-unlacing, quondam maiden,
With growing life and anguish laden;
Who by the Scoundrel is deny'd
Who led her thoughtless steps aside. —
The knave who takes a private stroke
Beneath his sanctimonious cloke:
All who in any way or manner
Distain the Fornicator's honor,
We take cognisance there anent
The proper Judges competent.

First, Poet B—, he takes the Chair,
Allow'd by all, his title's fair;
And past nem. con. without dissension,
He has a duplicate pretension. —

1 Amen — // *nach Z. 2 eine Zeile Zwischenraum* AB // 13 Who] That B // 17 *nach* All *ist* those *gestrichen* A. // *nach Z.* 14 *folgt in* B: The wretch who can refuse assistance / To those whom he has given existence // Z. 16: his] the B // *nach Z.* 16: The Coof wha staw's on clishmaclavers / When lasses hafflins offer favors B.

3 *Abkürzung zu ergänzen* Mauchline. 24 Burns' Tochter Elizabeth (Paton) war im November 1784 geboren. Es folgten im September 1786 die vorehelichen Zwillinge Jean Armour's. Im Hinblick auf das bevorstehende Ereignis konnte Burns wohl schon von einer 'duplicate pretension' sprechen.

The second, Sm—th, our worthy F i s c a l,
To cowe each pertinacous rascal;
In this, as every other state,
His merit is conspicuous great;
R—nd the third, our trusty C l e r k,
Our Minutes regular to mark,
And sit dispenser of the law,
In absence of the former twa. —
[8b] The fourth, our M e s s e n g e r a t a r m s,
When failing all the milder terms,
Hunt—r, a hearty willing Brother,
Weel skill'd in dead an' living leather. —

Without preamble less or more said,
We, b o d y p o l i t i c aforesaid,
With legal, due w h e r e a s, and w h e r e f o r e,
We are oppointed here to care for
The int'rests of our Constituents,
And punish contraveening truants;
To keep a proper regulation
Within the lists of F o r n i c a t i o n.

W h e r e a s, Our F i s c a l, by petition,
Informs us there is strong suspicion
Y o u, Coachman D o w, and Clockie B r o w n,
Baith residenters in this town,
In other words, you, Jock and Sandie
Hae been at wark at H o u g h m a g a n d i e;
And now when it is come to light,
The matter ye deny outright. —

You C l o c k i e B r o w n, there's witness borne,
And affidavit made and sworne,
That ye hae rais'd a hurlie-burlie
In Maggy Mitchel's tirlie-whurlie. —

29 R.ch—nd // 32 former *neben gestrichenem* tither A. 35 H—nt—r, a willing, hearty Brother // 40 *in* B *zunächst vergessen, dann eingefügt.* // 42 contravening. // 43 And keep. // 51—52 And now the matter's come to light, / Your part in't, ye deny outright. — *Soweit* Ms. B. 56 Maggy *gestrichen und von anderer Hand* Jeany *darübergeschrieben wie in Ms.* C; *ebenso* Z. 66.

---

25 J a m e s S m i t h, geb. 1765, Tuchhändler in Mauchline, später nach Jamaika ausgewandert und dort gestorben. Siehe die Epistel an ihn CE. I, 59—67. — 29 J o h n R i c h m o n d, geb. 1765, Schreiber bei Burns' Gönner H a m i l t o n in Mauchline, seit 1785 auf einem Anwaltsbureau in Edinburgh tätig, später selbst Anwalt in Mauchline; gest. 1846. Siehe Ch.W. I, 307, Anm. — 35 W i l l i a m H u n t e r. Burns am Rande von Ms. C zu der Stelle: a Tanner. Es ist weiter nichts über ihn bekannt. — 47 Burns am Rande von Ms. C. zu D o w: A coachman; zu B r o w n: A clockmaker. — S a n d y D o w (oder Dove) war der Sohn des Wirts der 'Whitefoord Arms' und fuhr — nach V i n d e x — die Postkutsche zwischen Mauchline und Kilmarnock. — J o h n B r o w n soll nach einem neuen Fund der Held der Zeilen *On a Wag in Mauchline* CE. II, 268, 451 sein. Siehe J. Taylor G i b b, *Mauchline, Town and District.* Glasgow, 1911, S. 39. Mehr ist über die 'Angeklagten' nicht überliefert. — 56 Weder über Jeany (oder Maggy) Mitchel noch über Maggy Bor(e)lan (Z. 76) liegen erwähnenswerte Nachrichten vor.

An' farther still, ye cruel Vandal,
A tale might e'en in Hell be scandal,
Ye've made repeated wicked tryals
With druggs an' draps in doctor's phials,
Mix'd, as ye thought, wi' fell infusion,
Your ain begotten wean to poosion.
An' yet ye are sae scant o' grace,
Ye daur set up your brazen face,
An' offer for to tak your aith,
Ye never lifted Maggie's claith. —
[9b] But tho by Heaven an' Hell ye swear,
Laird Wilson's sclates can witness bear,
Ae e'enin of a M—ne fair.
That Maggie's masts, they saw them bare,
For ye had furl'd up her sails,
An' was at play at heads an' tails. —

You Coachman Dow are here indicted
To have, as publickly ye're wyted,
Been clandestinely upward-whirlan
The petticoats o' Maggie Borlan;
An' gied her canister a rattle,
That months to come it wiuna settle. —
An' yet ye offer your protest,
Ye never herry't Maggies nest;
Tho' it's weel-kend that, at her gyvle,
Ye hae gien mony a kytch an' kyvle. —

Then Brown & Dow, above-design'd,
For clags and clauses there subjoin'd,
We, Court aforesaid, cite & summon,
That on the fourth o' June in comin,
The hour o' Cause, in our Courtha'
At Whiteford's arms, ye answer Law!

But, as reluctantly we punish,
An' rather, mildly would admonish:
Since Better Punishment prevented,
Than Obstinacy sair repented. —

Then, for that ancient Secret's sake,
You have the honor to partake;
An' for that noble Badge you wear,
You, Sandie Dow, our Brother dear,
We give you as a Man an' Mason,
This private, sober, friendly lesson. —

[9a] Your crime, a manly deed we view it,
As man alone can only do it;
But, in denial persevering,
Is to a Scoundrel's name adhering.

67 Fol. 9 ist falsch eingeheftet: b vor a. 91 Since *neben gestrichenem* Far.

88 Whiteford Arms: John Doves Wirtshaus in der Cowgate, Mauchline; beschrieben und abgebildet in Gibbs *Mauchline* S. 29—30. 93 Über Burns als begeisterten Freimaurer vgl. Ch. W. I, 128 ff. und 462 ff., ferner Marshall. *A Winter with R. Burns.* Edinburgh, 1846.

The best o' men hae been surpris'd;
The best o' woman been advis'd:
Nay, cleverest Lads hae haen a trick o't.
An' bonniest Lasses taen a lick o't. —
Then Brother Dow, if you're asham'd
In such a Quorum to be nam'd,
Your conduct much is to be blam'd. —
See, ev'n himsel — there's godly Bryan.
The auld whatreck he has been tryin;
When such as he put to their han',
What man or character need stan'?
Then Brother dear, lift up your brow,
And, like yoursel, the truth avow;
Erect a dauntless face upon it,
An' say, 'I am the man has done it;
'I Sandie Dow gat Meg wi' wean,
'An's fit to do as much again.'
Ne'er mind their solemn rev'rend faces,
Had they — in proper times an' places,
But seen & fun' — I muckle dread it,
They just would done as you & we did. —
To tell the truth's a manly lesson,
An' doubly proper in a Mason. —

You Monsieur Brown, as it is proven,
Meg Mitchel's wame by you was hoven;
Without you by a quick repentence
Acknowledge Meg's an' your acquaintance,
Depend on't, this shall be your sentence. —
Our beadles to the Cross shall take you,
And there shall mither naked make you;
[10a] Some canie grip near by your middle,
They shall it bind as tight's a fiddle;
The raep they round the pump shall tak
An' tye your hans behint your back;
Wi' just an ell o' string allow'd
To jink an' hide you frae the croud.
There ye shall stan', a legal seizure,
Induring Maggie Mitchel's pleasure;
So be, her pleasure dinna pass
Seven turnings of a half-hour glass:
Nor shall it in her pleasure be
To louse you out in less than three. —

126 as it is proven *über getilgtem* it's full.

110 godly Bryan: nach Gibb, *Mauchline* S. 41, identisch mit James Bryen, Farmer in Wilton, der auf dem Kirchhof von Mauchline begraben liegt. Nach ihm scheint Auld Whitrick (Z. 111: whatreck) sein Spitzname gewesen zu sein, was dieses hier sonst schwer deutbare Wort am besten erklärt. — Burns' Brief an Richmond, vom 9. Juli 1786, der bei Ch.W. leider verstümmelt abgedruckt ist (I, 368), soll nach Vindex S. 129 folgende Stelle enthalten haben: *Godly Bryan was in the* Inquisition *ycsterday, and half the countryside as witnesses against him. He still stands out steady and denying; but proof was led yesternight of circumstances highly süspicious, almost* de facto: *one of the girls made oath that she upon a time rashly entered the house (to speak in your cant) 'in the hour of cause'.*

This, our futurum esse D e c r e e t,
We mean it not to keep a secret;
But in O u r S u m m o n s here insert it,
And whoso dares, may controvert it. —

This, mark'd before the date and place is;
Subsignum est per B— the Preses. —
L. S. B.
This Summons & the Signet mark
Extractum est per R—d, Clerk. —
R . . . . . d.
At M—ne twenty fifth of May,
About the twalt' hour o' the day,
You two in propria personae
Before design'd Sandie & Johnie,
This S u m m o n s legally have got,
As vide witness underwrote;
Within the house of John D—, Vinter,
Nunc facio hoc— Gullelmus Hun—r.

152 Die Unterschrift in Burns' Hand. — 153 Es sind also zwischen Sitzung und Zustellung zwei Wochen verflossen, falls der Unterschied zwischen den Daten hier und in Z. 3 nicht auf einem Versehen beruht.

Die Version des Ms. C unterscheidet sich von der Egerton-Version vor allem durch größere Kürze. Den 160 Versen der hier abgedruckten Fassung stehen dort nur 110 gegenüber. Eine Lücke setzt nach Vers 88 ein und reicht bis 148, so daß in C die große, pathetische Freimaurerstelle mit den Ermahnungen an Sandy Dow und die übermütig-witzige Strafandrohung an Clockie Brown fehlen, also gerade die Teile, die dem Ganzen Größe und Aufschwung verleihen. Es läßt sich aber vielleicht aus den Zeilen 145—147 schließen, daß die kürzere Fassung die ursprüngliche war. Auf der anderen Seite ist auf einige Zusätze in C hinzuweisen, so nach Z. 6:

In way and manner here narrated,
Pro bono Amor congregated;

statt Z. 15 und 16 hat C:

He who disowns the ruin'd Fair-one,
And for her wants and woes does care none;
The wretch that can refuse subsistence
To those whom he has given existence;[1] (4)
He who when at a lass's by-job,
Defrauds her wi' a fr—g or dry— b—b:
The coof that stands on clishmaclavers.
When women haflins offer favors: — (8)
All who etc. etc.

Nach Z. 56:

And blooster'd at her regulator,
Till a' her wheels gang clitter-clatter. —

[1] *Hiernach ausgestrichen die Worte:* The selfish, d—nn'd, dry bobbing —. *Beachte die Übereinstimmung von Zeilen* 3, 4, 7, 8 *mit den Lesarten von* B.

Von abweichenden Lesarten in C erwähne ich: 11 stays-outbursting. 13 Scoundrel] rascal. 14 Who] That 25 Next, Merchant Smith. 43 To keep] Keeping. 51 when facts are. 53 First, you, John Brown. 55 rais'd] bred. 56 'Bout Jeany Mitchel's. 59 That ye hae made repeated trials. 64 set up] to lift. 67 But tho' ye (*hiernach* wickedly *gestrichen*) should yourself manswear. 73 Next, Sandy Dow, you're here indicted. 75 upward whirlin. 76 Borelan. 83 before design'd. 150 Sigillum est. 153—154 At Mauchline, idem date of June, / Tween six & seven, the afternoon. 156 Before] Within.

Das Gedicht trägt in C die Überschrift Libel Summons. Außerdem ist die Datierung in C eine andere als in AB: Z. 3: This fourth o' June statt twalt o' May und twenty fifth of May A 153. Der vierte Juni wird dagegen in A 86 als Tag der Gerichtssitzung in Aussicht genommen. Die Beschuldigten haben also, wie es scheint, der ersten Aufforderung nicht Folge geleistet und dadurch die Wiederholung der Zustellung hervorgerufen, die nunmehr die Verhandlung festsetzt auf the fifth of July comin, wie es jetzt in C statt Z. 86 in A heißt. Es wird wohl auch dann nichts daraus geworden sein, denn vier Tage später, am neunten Juli 1786, während in Kilmarnock jene Auswahl seiner Gedichte durch die Presse ging, die seinem Namen Unsterblichkeit erringen sollte, war aus dem Sittenrichter Burns ein Angeklagter geworden, gezwungen, in Sack und Asche als reuiger Sünder um seines Fehltritts mit Jean Armour willen vor der Gemeinde zu erscheinen. Wir haben auf den Brief, in dem er das Ereignis seinem 'Mitrichter' und Fiscal John Richmond mitteilte, bereits Bezug genommen (s. die Anm. zu Z. 110): *I am going to put on sackcloth and ashes this day. I am indulged so far as to appear in my own seat.* Peccavi, pater, miserere mei. *My book will be ready in a fortnight. If you have any subscribers, return them by Connel. The Lord stand with the righteous; amen, amen.*

Basel. Hans Hecht.

La correspondance inédite de Harriet Martineau et de Henry Crabb Robinson.

Les années les plus intéressantes de la vie de Harriet Martineau sont peut-être celles qui s'écoulent sans évènements dans la solitude de Tynemouth (1840—1845). La vie active, la prédication antiesclavagiste, le voyage en Amérique, tout cela paraît déjà loin. Ramenée brisée de Venise, abattue par une maladie déclarée incurable, l'auteur de 'Deerbrook' fait, avec une résignation touchante et presque continue, son voyage autour de sa chambre. Son beau livre 'Life in the sick-room' (1843) et son 'autobiographie' disent toute la richesse de cette vie profonde et subtile d'infirme. Les 'Lettres sur le mesmérisme' (1845) racontent en revanche sa guérison soudaine, inespérée et constituent une apologie documentée et vibrante du magnétisme animal. Mais ce sont là des travaux composés, écrits pour le public. Et les lettres que Harriet Martineau écrit, à cette époque, à son ami Henry Crabb Robinson nous font pénétrer davantage dans son intimité. En feuilletant ces longues missives dans les albums de la *Dr. Williams's Library*, on a l'impression d'entrer chez la malade, on croit l'entendre causer, sans hâte et sans fin, l'œil fixé sur la mer, de toutes les choses d'ici-bas. Comme elle le dit elle-même, sa correspondance est une véritable conversation 'not like talk, but talk, a flowing out of the moment'.[1]

Je n'ai pas l'intention de publier intégralement ces lettres: ce serait manquer à la mémoire de celle qui y proclame 'the principle of inviolability of private correspondence'.[2] Mais je crois permis de noter quelques-unes de ses appréciations littéraires et de compléter, par des extraits, certains passages de son autobiographie.

H. C. Robinson semble être entré en relations avec Harriet Martineau en 1837.[3] Il se trouve à Rydal Mount, chez Wordsworth, au début de l'année 1841, et c'est alors qu'il lit le nouveau livre de la romancière: 'The Hour and the Man'.[4] Il est lui-même un antiesclavagiste convaincu — n'est ce pas sur ce terrain brûlant qu'il rompit avec Carlyle?[5] — Et il ne peut que saluer avec sympathie l'histoire de Toussaint Louverture.

[1] *Lettre MS à H. C. R.* 27 Avril 1843. [2] *id.*

[3] *Diary, Rem. & Corr.* ed. 1872, II, 202. Lettre à Wordsworth.

[4] Commencé le 2 Mai 1840, imprimé en Novembre. Cf. *Autobiography* ed. 1877, II, 157.

[5] *Revue Germanique*, Janvier 1912, Notes et documents (J. M. Carré), p. 49.

Voici, à ce propos, la fin d'une lettre que lui envoie Harriet Martineau, le 8 Janvier 1841:

Though I have been closely confined for a year and a half, I really hardly feel it, so animating is the fine sea-view my window commands. I never before watched the sea in late autumn and winter, and therefore never knew half its charms. Mr. Reid has given me a fine stand-telescope, which opens such a world to me that I forget that I am a prisoner. Was it not the best possible gift? I am not better, nor likely to be, as far as we know. But then I am in no hurry and no anxiety. My mother has given up waiting for my getting better and has settled herself with her children at Liverpool. The last of my cares is thus extinguished, and there is no further hurry. My strongest natural taste is for solitude & quiet (I think I see you stare as you did when I told you I was not an Utilitarian) and the gratification of this taste, for the first time in my life, fully compensates to me for the (so-called) evil which is its cause.

I see by your note that you can feel with me about Toussaint[1] — can imagine the support and uninterrnitting pleasure that the contemplation of his character must have been to me during these latter months. You will be glad to hear that the book is eminently successful, as far as can be judged by the sympathy testified on every hand. Only one thing annoys us (Julia[2] and myself) that people will suppose Toussaint himself to be the fictitious part of the book: whereas I solemnly believe him to have been what I have represented; and the sayings which are called the finest in the book are his own. I entreat you to say this where opportunity offers. It is of great consequence that the truth should be known: and I am uneasy at having the credit of originating what a dead hero thought and said. A Haytian gentleman now in London is busy translating the work, for publication in Hayti. We hope he will give us a historical chapter on his country which will add to the value of the book.

May not one send respects to one's benefactors, without leave? I would fain offer mine to Mr. Wordsworth. For twenty-two years I have owed him more than I can ever estimate. When I was a little girl and every body about me was raving about Byron, I used to keep a few chosen ones listening by the hour together to my recitation from the 'Excursion', and others of his great sayings. I could almost venture to say that I knew the 'Excursion' as well as he did himself, before I was twenty. What are differences of views in the presence of such sympathies? I regard them little.

Good night now, my dear Sir. Believe me ever yours truly
H. Martineau.

Le ton de toutes les lettres n'est pourtant pas toujours aussi pacifié. Harriet qui vient à peine de publier un roman avec succès, ne peut s'empêcher parfois de s'incliner sous la violence du mal, de désespérer de la vie, de voir se fermer la carrière de son esprit, de se dire finie. Il y a là un renoncement, un sentiment de fatigue et d'inutilité qu'on ne peut plus trouver dans son autobiographie, écrite à une époque où l'existence même a démenti ces craintes.

[1] Cf. *Autobiography*, id. II, 157.

[2] Julia Smith, une amie commune, sœur de Sam. Smith et plus tard résidant à Dresde (1844).

... We must not form any expectation of my resting my comfort on doing good deeds. I feel the presumption of saying, short of old age, that one's work is done; but I at present feel as it mine was. I have brought my authorship to a close; and I can hardly imagine a situation of fewer opportunities of serving others than mine is, and is likely to remain ...
(Janvier 1842.)

Le 29 Octobre de la même année, Harriet analyse pour Robinson — un an avant de songer à écrire ses essais: 'Life in the sick-room' — mainte impression suggestive qu'elle reprendra et développera dans son livre. Elle porte aussi sur Lady Byron un jugement qui fait pressentir les pages qu'elle lui consacrera plus tard dans ses 'Biographical sketches'.[1]

My long silence has not been from want of thinking of you, or of gratitude for your very welcome letter. I have written to nobody (except my mother) for some weeks past, having been engrossed (as to strength, not regard) by a rapid and constant succession of visitors, whose society has been so valuable to me that I put away all employments that could lessen my ability to enjoy it. I am a bad correspondent in summer time. My winter (that is my season of silence and solitude) began on Thursday 7th, the last of my friends having left me. Now, for about 7 months (If I live) my days will pass in the deepest repose that can be had in this world by any but hermits. I shall see scarcely a face, but those of my doctor and maid, till June; while enough of the social spirit will live in me to make me a punctual and eager correspondent. If you like to take this as a hint that your letters will be exceedingly welcome, pray do. I must tell you, however, that this loneliness is altogether a matter of choice. I have at last persuaded my friends to indulge me in it. I spent the first 5 months of this year so; and my maid always has her remark to make and her wonder to express at the improvement in my looks and spirits when I have been silent and solitary for a few weeks. My deafness places me out of the common rule, I believe, and also my illness. One's suffering is really of so little consequence when nobody knows of it, — one's own 'smoke' (as Carlyle calls it) is so easily consumable when it dims nobody's sunshine but one's own, that the whole matter of illness becomes very light. I habe been greatly surprised, within a few months, to find myself becoming more vividly sensible of the richness of the harvest of life (under any circumstance) than I ever was in my few days of health — surprised because almost my whole life has been a series of troubles and griefs, and it is strange that this lesson has been left to be learned now. What I particularly mean is that an inexpressibly clear distinction is made by my present experience between what is indestructible in our life and what transitory.[2] Young people are told, rightly enough, in entering upon life, of the absolutely fleeting nature of sensual pleasures, while the sting of guilt is ineradicable: but the converse of this is not produced for the consolation of the sick, in anything like the degree the truth would warrant. I really long to relieve myself of some of the intensity of this con-

[1] *Biographical sketches*, 1868, Lady Noel Byron p. 320. H. C. Robinson qui devint l'ami du pasteur F. W. Robertson, n'entra en relations directes avec Lady Byron que dix ans plus tard (1853). Cf. *Diary, Rem.* etc., II, 341.

[2] Cette pensée, développée à l'aide du même exemple, sera le sujet du premier essai, écrit l'année suivante dans 'The Life in the sick-room': The transient and the permanent in the sick-room. Cf. éd. 1844, p. 4.

viction by imparting it. I find my enjoyment of even the best pleasures often spoiled at the time, by bodily uneasiness. Day after day is uneasy. But at the end of weeks, months, and years, all the pain is gone — annihilated — its very existence is only recalled by memory — while memory itself can not recall its nature — sensation being incapable of revival: the pain then is good only to be forgotten, while every thing that is agreeable remains and is indestructible. Everey sunset, every bouquet of flowers (however long withered) every good thought, in books, conversation or meditation, every kind act of any neighbour — every step of progress that society has made, every thing that is independent of sensation, in short remains, for evermore. What a harvest is there! and it is one which no turbulence or gloom of the seasons of our life can check or blight. One particular night, in the spring, I was in too much pain to keep still, and wandered into my sitting room — just from not knowing what to do with myself. I looked behind the thick stuff window curtain and found the sun was rising. I was in too much pain to enjoy the scene at the time, but a hundred times since. I have felt the keenest pleasure in the images gained at that moment, the gush of light through, the diamond-strewn sea, the green ridges and shady hollows of the down, the springing of the larks which abounded there, and even Mrs. Turnbull's[1] brisk walk down to her pig-stye, looking complacently on her cabbages by the way. Here is the gain of one minute and I could tell of far richer gains of other minutes. It is true, the same principle acts the other way — in the malaise and feebleness of illness, all one's misdeeds rise up — every foolish thing one has ever said, every wrong thing one has ever done. This is the real trial of illness — and a very bitter one, but it is not without its good in driving one out of one's self for interests and subjects of meditation as well as in other and perhaps holier ways. But I am filling my paper with what my head and heart are full of, without considering how very common it may be to you 'a student of the heart of man' as you are. Yet to none but such a student assuredly should I have said a word of the matter ...

... You asked me about Lady Byron, when you were here. I now know much more about her, Mrs. Jameson having spent a week with me. Lady Byron means to come next year if we are both living. If you should be coming this way, at that time, you may possibly make her acquaintance. All I hear goes to raise my opinion of her, and there is now in her an expansion of heart towards myself, which I can hardly account for after the small progress we made in our few interviews, but which naturally and inevitably wins upon me. I dare say I said to you, as I have said to every body who has questioned me about her, that in my opinion she had done one act which was weak and which displaced her from the most dignified position she could other-wise have held — of not letting the world at all into her affairs. That act was sanctioning Campbell in publishing in the 'New Monthly Magazine',[2] a letter revised by herself, professing to explain her position with Lord B., but really explaining nothing. She never did this. It was all a ... lie of poor Campbell who, I really believe, says many things he does not intend or remember. She never saw the letter before its publication, never gave him any authority[3]: and the consequence of his act was that he has never seen her since. Neither I or any other critic of the proceeding could have imagined how the matter really stood: but I am anxious that it should be explained.

[1] La voisine. Sur l'utilisation de cette pittoresque observation. Cf. 'Life in the sick-room', éd. 1844, p. 6.

[2] 1836. [3] Cf. *Biographical sketches,* loc. cit.

Some of her friends have begged her to expose the truth in print: but she smiles and says: 'No, where there is so much injurious mistake, this much more does not matter — so as to move me to speak.' If you were here, I would tell you many things of her too long to write, which must interest you. What there is morbid about her, her excessive shyness, her apparent dryness, her shrinking from intellectual subjects, when not immediately connected with moral — may all be ascribed to her having lived for years in an atmosphere of i r o n y, after having been reared (an only child) in the sunshine of sincerity and sympathy. From the chill of that pestilent fog she has not fully recovered: and for this, who will not reverently pity, instead of blaming her? In exact proportion to her heart's warmth must have been the chill. Nothing can be more sublime that the temper with which she regards h i m — the involuntary forgiveness (except in regard to the 'Fare thee well' which was too much), the intense pity the yearning hope. It melts one's very soul to hear of these things from one (and there are but three such) who knows her heart to any depth. I rejoice to hear how bright and gay she still is, when her health admits of her enjoying anything.

D i c k e n's book is on the way to me.[1] Meantime I have seen large portions of it in the papers, and rejoice to find how fare more moderate his tone is therein than in his speeches, and conversations and letters. It is absurd enough to pretend to an impression before having read the book: but I have an impression that it is human, good tempered, faithful, as far as it goes, but superficial, rather affected and fine in parts, likely to occupy the whole world for a month or two, and then be absolutely forgotten in the superior merit of his fictions. Is this a good guess? ...

... I am not quite so well as when you were here, but really (odd as it may seem) cheered by the best informed of my visitors being now as fully convinced as myself of the hopelessness of the case — as regards recovery. This saves me from unfounded congratulations and hopes which I know to be baseless. Herein lies the comfort ...

Le 27 Avril 1843, Harriet Martineau semble avoir de nouveau perdu, pour un moment, cette résignation et cet optimisme relatif. Elle est évidemment reprise par une crise de désespoir, elle avoue à Robinson sa grande fatigue, son besoin de solitude, même de néant et 'son absolue incapacité d'écrire'.

... My weariness of life, my longing to be non-existent is indescribable. The oppression of life grows heavier, almost from day to day, and more unrelieved, but the sufferings from nervous horrors and from bodily sickness are less than they were[2] ...

Et pourtant la guérison n'est plus si lointaine. Les amis de Robinson, M[r] et Mme Basil Montagu conseillent à Harriet d'avoir recours au magnétisme et ils lui citent, en Mai 1844, la cure merveilleuse opérée par le jeune Henry Atkinson, celui qui devait être le cher et dévoué collaborateur des 'Lois de la nature sociale de

[1] *American Notes for general circulation*, 2 vols., Oct. 1842.

[2] A propos de la publication prochaine de la *Life in the sick-room*, Harriet Martineau écrit à Robinson le 27 Novembre 1843, 'never was there a volume more true in every line ... Whether it affects my fame, I do not care'.

l'homme'.[1] Les premières passes magnétiques lui sont faites en Juin par Mr Spencer Hall, et voici, en partie, la lettre qu'elle envoie à Robinson en Octobre. Ces quelques lignes complètent surtout le second chapitre des 'Lettres sur le mesmérisme' où Harriet étudie le cas de la 'girl Jane'.[2]

Tynemouth, October 6th 1844.

... I have walked about 2 miles in one day. — spreading the exercise over some hours, and basking on the rocks between times. No effect of this wonderful influence is more astonishing to me than its life giving power. I have no weakness on resuming a naturel mode of life. I am not overpowered by the wide sky after 4½ years of bed and sofa. In nerve and activity it was well at once! There is no doubt of the disease having much given way; — so much that there seems no reason why it should not go on.

But all this is to me as nothing compared with the new revelation since Monday last. Mesmerism is true to the full extent. I mean, human beings have, under certain conditions, a power of prevision and insight, alternating with ordinary states of the mind. When our evidence is complete, I mean to throw the whole weight of my character intellectual & moral, into my testimony to this truth.[3] I have seen many awful things in life, more than most see in the whole compass of their years: but never did I dream of witnessing, in this life, anything so awful as that I have seen and heard this last week. A simple truthful girl — my landlady's niece — (mesmerized for head and eyes) turns out a somnambule.[3] She is utterly unconcious of this; and no one here knows it but my kind mesmerist, myself and my brother Greenhow.[4] She declares she shall soon tell us how to put me into the sleep (which we have never yet accomplished) and that my cure will be complete, she believes, though 'it will be some little time yet'. She 'tries to see' precisely what my disease is (not yet clear to anybody)[5] and expects soon to tell us all about it ... Now farewell[6] ... H. Martineau.

C'est alors que Harriet Martineau publie dans l'*Athenaeum* ses 'Lettres sur le mesmérisme'. Mais elle ne se contente pas d'écrire, de porter témoignage, elle veut agir, guérir, faire du bien, elle est reprise par sa fièvre philantropique. Et maintenant qu'elle quitte Tynemouth et se bâtit un joli refuge à Clappersgate (Westmoreland): The Knoll, voici ce qu'elle écrit le 24 Juin 1845, à Robinson ...

[1] Harriet Martineau, détachée de toute préoccupation théologique, publia avec Atkinson en 1851 ces *Letters on the laws of man's social nature and development.*

[2] *Letters on Mesmerism,* 2e éd. 1845, p. 22, et *Autobiography* II, 154.

[3] 'The girl Jane'.

[4] T. M. Greenhow, beau-frère de Harriet et médecin à Newcastle, auteur du pamphlet: *The medical report of the case of Miss Harriet Martineau* (1845). Après la guérison et les expériences de magnétisme, la famille de Harriet Martineau lui en voulut et la délaissa pendant un certain temps.

[5] Une tumeur interne. Cf. *Autobiography,* id. II, p. 151.

[6] Sur la perspicacité de la jeune somnambule. Cf. *Letters on Mesmerism,* 2e éd. 1845, p. 22? 'it soon became evident that one of her strongest powers was the discernment of disease, its condition and remedies' (Octobre 1844).

My chief gratification, however, has been in witnessing and spreading the blessings of Mesmerism. I have enjoyed the spectacle of complete success, wherever I have been and my own power is pretty considerable, and of a very agreeable kind. Few sensations can exceed in delight that of finding one self able to remove pain and infuse health by means so gentle and agreeable and this delight is now permitted to me. I have also witnessed the complete cure of cases perfectly 'hopeless' the retrieval of opium takers, the suspension of all pain in those dying of torturing diseases — in short, the banishment of pain and the infusion of health, wherever this beautiful natural remedy is tried. Whenever we meet, I shall be able to tell you some curious facts of the ulterior experiences which I have witnessed and felt. It does not do to publish yet such things as I could now tell; but of my own state of modified extase you shall not only hear, if you wish it, but shall see the evidence in the notes (taken in short hand) of what I said in that state.

Harriet Martineau reprend dès lors sa vie active d'autrefois. Elle fait en 1846, le grand voyage de Palestine. Et si, dans le domaine des idées, elle s'éloigne progressivement de la philosophie religieuse, elle garde très vivaces ses anciennes admirations. Emerson et Wordsworth.[1] En chacun d'eux elle aime la belle personnalité, l'homme. Voici, à ce sujet, une lettre curieuse dont Robinson avait déjà cité un passage à son frère en 1848.[2]

June 8th 1848.

My dear friend,

I was well pleased to see your handwriting again and much amused by your confession about Emerson.[3] He is a man so *sui generis* that I do not wonder at his not being apprehended till he is seen. His influence is of a curious sort. There is a vague nobleness and thorough sweetness about him which move people to their very depths, without their being able to explain why. The logicians have an incessant triumph over him, but their triumph is of no avail. He conquers minds, as well as hearts, wherever he goes; and without convincing anybody's reason of any one thing, exalts their reason and makes their minds worth more than they ever were before. I, for one, feel it no small blessing to behold and converse with a man — in such a time as ours — who is imperturbably noble and serene and humane to the uttermost degree, without the slightest bustle or meddling. I never read a page of his books or talk with him for half an hour, without finding myself raised, to my highest point. How beautiful that same irony of his is! so usually impersonal and always useful and inoffensive! Thank you for his programme. It makes one's mouth water but I like to think what so many of you are enjoying.

The Wordsworth are very well indeed. I need not tell you that the account in the papers of Mr. Wordsworth's imbecility is utter nonsense. I dare say Mr. Quillinan has told you that the abominable statement

[1] Elle avait emprunté à Emerson un certain nombre d'épigraphes pour sa *Life in the sick-room*. Les Wordsworth admirèrent vivement le livre lorsqu'il parut anonymement et l'attribuèrent sans hésitation à Harriet Martineau. Cf. H. R. Robinson *Diary, Rem. & Corr.* II, 250. A partir de 1845, Harriet fréquenta souvent Wordsworth à Rydal Mount.

[2] Cf. H. C. Robinson *id.* II, 292.

[3] Robinson avait assisté aux conférences d'Emerson à Exeter Hall.

was made by a trumpery intruder who went one day — where Mr. W. was in one of his silent moods. I saw him twice last Sunday, when he was very cheerful and amiable. Both were pleased to see my friend Mr. Ewart, after reading of his doings in the desert in my book. Mr. E. (who left me this morning) went to the mount with me on Sunday; and we found Mr. W. bringing up from the church three stranger ladies, to see his garden. How delighted they must have been! and I was pleased. It is the best way of his (unconsciously) putting a stop to the reports of his imbecility, which, according to Mr. Quillinan, have spread very widely. Mr. W. seemed comfortable, and I was glad to see that the amiable Miss Southey is staying with them ...

Lorsque Wordsworth meurt en 1850, c'est Harriet Martineau qui, la première, apprend la triste nouvelle à Henry Crabb Robinson, l'hôte fréquent de Rydal Mount et le compagnon du Voyage en Italie.[1]

Yesterday it was thought and feared that he might linger for some days, suffering sadly from long lying in one posture. He sank much during the night and died at noon to-day.

Dans la suite, les lettres de Harriet Martineau se font plus rares. C'est l'époque du positivisme croissant, de la collaboration étroite avec Atkinson. James Martineau qui resta jusqu'au bout le fidèle ami de Robinson, critique âprement les 'Lettres sur les lois de la nature sociale de l'homme' dans la *Prospective Review* en 1851, et tandis que Harriet traduit et explique la philosophie d'Auguste Comte (1853), Robinson engage une correspondance théologique avec la pieuse Lady Byron.[2]

Paris. Jean-Marie Carré.

[1] Lettre MS non catalognée. Dr Williams's Library.

[2] Cf. *Diary, Rem. & Corr.* II, 352 et suiv. Sur le rôle joué par Robinson dans les milieux littéraires de Londres, Cf. mon étude dans la *Revue Germanique*, Juillet 1912.

Prolegomena zu einer Studie über die romanischen Krankheitsnamen.

Die vorliegende Abhandlung, aus einem Vortrage entstanden, dient einer umfangreichen Arbeit über die 'Romanischen Krankheitsnamen',[1] die in den Grundlagen vorbereitet ist, als programmatische Einleitung. Daher treten hier vielfach skizzenhafte Ausführungen an die Stelle eingehender Erörterung der Probleme, die gröfseren Raum beanspruchen würde.

Wer sich der Untersuchung eines grofsen Namengebietes zuwendet, der wird vielleicht am besten die Arbeit fördern, indem er die einzelnen Bezeichnungen mehrerer verwandter Volksgemeinschaften nach Herkunft und Bedeutung genau miteinander vergleicht. Ein solches Verfahren bedarf heute kaum einer besonderen Rechtfertigung; denn auf den verschiedensten Wissenschaftsgebieten, auf denen man Studien zur Erforschung der Psyche der Völker macht, in der Mythologie, der Religionsgeschichte, der Volksmedizin usw., begegnen wir solcher Methode.

Der Sprachforschung wird bei derartigen Untersuchungen auf den verschiedensten Arbeitsgebieten nicht die Rolle einer untergeordneten Helferin zugewiesen, sondern sie scheint berufen, die wertvollsten Aufklärungsdienste zu leisten.

Machen wir also das Untersuchungsmittel, die Sprache, zum Untersuchungsobjekt, und sehen wir zu, was sich damit indirekt für die Erkenntnis der Vorstellungen gewinnen läfst!

Zweifellos führt uns die Sprache am unmittelbarsten an die volkstümliche Begriffswelt heran, die am engsten mit der Volksseele verwachsen ist: die Mundart. Hier liegen alle eigentümlichen Regungen der Sprache offen zutage, hier gibt sich noch am unverfälschtesten das Innenleben einer Gemeinschaft kund, soweit es überhaupt bei der immer mehr zunehmenden Freizügigkeit und der wachsenden Macht der Kulturzentren noch unberührt genannt werden kann.

Wo der Wortschatz einer Sprachgemeinschaft zur Erforschung des Ideengehalts genauer geprüft werden soll, müssen wir der ganzen Ausdehnung und besonderen Eigenart von Begriffs- und Ausdruckswelt Rechnung tragen, und so wird auf den einzelnen Sprachgebieten der Gang der Untersuchung wie die zu erwartende Erkenntnis verschieden sein.

Auf jedem Sprachgebiete wird es sich zunächst um eine philologisch-kritische Sammlung, Sichtung und Erläuterung der betreffen-

[1] Dort wird sich Gelegenheit bieten, zahlreichen gütigen Korrespondenten zu danken, deren Material schon dieser Arbeit zugute gekommen ist.

den Materialien handeln, dann erst um eine Darstellung und Klarlegung der Beziehungen der einzelnen Begriffsgruppen.

Auf romanischem Gebiete erstehen zunächst folgende Fragen: Worin besteht die eigentümliche Anschauungsart eines jeden romanischen Dialekts, und sind irgendwelche Gründe aufzuzeigen, warum sie sich in diesem bestimmten Idiom gerade so geformt hat? Ferner: Berechtigen uns gemeinsam in einzelnen romanischen Sprachgebieten auftretende Anschauungen zur Annahme einer gemeinromanischen Vorstellungsart? Sind die auftretenden Anschauungen autochthon oder aus der Fremde übernommen? Wir beschränken diese Untersuchung, die von der Bezeichnung ausgeht, auf die Krankheitsnamen.

Da wird es vor allem nötig sein, einige allgemeine Gesichtspunkte zu erörtern, die sich uns bei der Untersuchung als wichtig herausgestellt haben. Wie die Bearbeitung eines bestimmten Namengebietes in Angriff genommen werden soll, wird im einzelnen Falle abhängen von der Wesensart der betreffenden Namen und der ihnen zugrunde liegenden Vorstellungen.[1] Die Dingbezeichnungen, wie die Namen von Körperteilen, von Werkzeugen, werden, weil sie einfach und sehr leicht faſsbar sind, nur selten in ihrer Deutung Schwierigkeiten verursachen. Die Maſsbezeichnungen mögen zur Berücksichtigung allerlei kultureller Faktoren Anlaſs geben; sie werden, soweit sie sich über weitere staatliche Gebiete erstrecken, in Zusammenhang gebracht werden müssen mit den historischen Machtfaktoren, soweit sie individuellen landschaftlichen Charakter tragen, mit den jedesmaligen Anschauungen vom äuſseren Werte. Hier grenzen wir schon an Gebiete, die persönlicher Auffassung Spielraum geben.

Alle Ausdrücke, die Kulturverhältnisse, die die Anschauungen über Leben und Tod, Ehre und Scham, Recht und Unrecht illustrieren, sind deshalb so schwierig zu deuten, weil die Neigung zu Assoziationen auf diesen Vorstellungsgebieten besonders stark ist. Ähnlich verhält es sich auch mit den Krankheitsnamen. Diese Namen haben mit den eben genannten Kategorien das gemeinsam, daſs sie in der subjektiven Sphäre der Beurteilung liegen. Über das, was ehrwürdig, was verabscheuungswert, was ehrenhaft, schamhaft und so auch was krankhaft ist, gehen die Anschauungen der Menschen erheblich auseinander.

Die schwankende Beurteilung dessen, was krankhaft und wieweit etwas krankhaft sei, wird von verschiedenen Gründen abhängen. Einmal wird der einzelne subjektive Betrachter im allgemeinen ganz verschieden werten nach eigener Bildung und Kompetenz, nach Erfahrung und Verantwortlichkeitsgefühl, nach eigenem körperlichen

[1] Für die folgenden Ausführungen ist dem Verfasser die wichtige Rezension Meyer-Lübkes in *Wörter und Sachen*, Bd. I, Heft 1, S. 115—20 von Bedeutung gewesen.

und geistigen Wohlbefinden; aber auch die pathologische Erscheinung als Objekt unterliegt leicht einer schwankenden Beurteilung, je nachdem sie sich bei den verschiedenen Berufen oder unter verschiedenen Klimaten einstellt. Dem Zittern wird ganz andere Bedeutung beigemessen werden, wenn es beim Kind als wenn es beim Greis auftritt, und der Husten wird je nach dem Auftreten bei engbrüstigen oder robusten Personen verschieden beurteilt werden.

Aber nicht nur Schwanken, sondern direkt falsche Auffassung einer Krankheitserscheinung wird sich fortwährend einstellen.

Sie wird einmal begründet sein können in der falschen Wertung eines augenfälligen Symptoms, das an sich als das krankhafte Moment betrachtet wird. Denn es liegt im Wesen des pathologischen Symptoms, dafs es hinwegtäuscht über die Natur der zugrunde liegenden Krankheit, deren wahres Wesen gewöhnlich erst langjähriges Studium und praktische Erfahrung erkennen lehrt. Eine Täuschung wird vor allem bei Erkrankungen von Zentralorganen eintreten können, da hier zumal in den ersten Stadien sinnlich wahrnehmbare Anzeichen bekanntermafsen nur sehr schwer festzustellen sind. Unter solcher Art von Laientäuschung (und der ihr entspringenden unsinnigen Behandlung) hat die Menschheit durch das ganze Altertum und Mittelalter bis heute leiden müssen, und das Volk verharrt allenthalben weiter in solchen Irrtümern. So sieht der Laie in skrophulösen Geschwüren lediglich Hautabszesse, die er durch lokale Behandlung zu unterdrücken oder zu bessern sucht; er behandelt beim Erbrechen eines vom Pferde Gestürzten den Magen; er bearbeitet den Kopf bei Schleimausscheidung aus dem Nasenkanal, weil er darin Abflufs von Gehirnmasse erblickt usw.

Noch aus einem anderen Grunde (der übrigens mit dem genannten eng zusammenhängt) wird eine Laientäuschung möglich werden: allerlei vage Ideen über die Ursächlichkeit der Krankheitserscheinung werden bei Diagnose und Therapie eine Rolle spielen können. Es liegt nun einmal im unheimlichen Wesen der Krankheiten begründet, dafs die Frage nach der Ursache in den Vordergrund tritt.

Solche Irrtümer müssen nun auch in der Sprache, als dem Abbild der Vorstellungen, zutage treten. Sprachliche Tatsachen, die solche Auffassungen bestätigten, haben wir im Verlauf unserer Arbeit im Terrain und vor dem Schriftbild täglich gemacht; sie sind nur Abstraktionen aus der Praxis, und wir können sie daher wohl am besten illustrieren, wenn wir sie einreihen in den Bericht über die Erfahrungen, die wir bei der Grundlegung der Arbeit gemacht haben.

Das erwähnte Schwanken und direkte Fehlgehen in der Auffassung zeigte sich überall als der schlimmste Feind bei der Suche nach absolut sicherem Material. Überall wurden die Quellen be-

droht, mochte nun aus eigenen Aufnahmen,[1] aus schriftlichen Mitteilungen von Korrespondenten,[2] aus Wörterbuchindizien oder aus Exzerpten medizinischer Schriften geschöpft werden.

Über die Unverläfslichkeit der Wörterbuchangaben gibt uns Schuchardt in seiner Festschrift für Mussafia, dort, wo er über die Pferdekrankheiten handelt, einen lehrreichen Kommentar. Auch die Unbestimmtheit solcher Angaben bringt uns bisweilen in Verlegenheit. Wir finden z. B. bei Rönsch, 'Semasiol. Beiträge zum lat. Wörterbuch' I 75: *Vacillatio = lippitudo, palpitantium oculorum inflammatio.* Das sind drei grundverschiedene Dinge, die hier gleichgesetzt werden: Zittern des Augenlides (Nystagmus), Triefäugigkeit (also eine Entzündung der Bindehaut mit eiteriger Absonderung, die wie gelber Rahm aussieht) — auch der (venerische) Augentripper und später die ägyptische Augenkrankheit wird mit *lippitudo* bezeichnet —, endlich eine Entzündung des Augenlides (*plepharitis ciliaris*).

Um die Vorstellung, die mit einem Namen verbunden wird, möglichst genau zu verstehen, waren wir — da aufser bei körperlichen Abnormitäten, wie bei X-Beinen, Kropf usw., die pathologischen Erscheinungen nicht im Bilde gezeigt werden können — auf eine Beschreibung der Symptome angewiesen, die indes oft erst recht irreführte. In den meisten Fällen mufste mit dem schriftsprachlichen Ausdruck operiert werden, auch wenn sich dabei hier und dort herausstellte, dafs er nicht eindeutig sei. Es bezeichnet ja z. B. *envie* nach Littré, *Dict. de médecine*:

1) *les dépravations de l'appétit qu'on observe surtout chez les femmes enceintes (désir, pica);*

2) *les taches (naevi) que les enfants apportent en naissant et auxquelles on s'imagine trouver de la ressemblance avec certains objets, que la mère a désirés pendant sa grossesse;*

3) *les petites portions de peau (reduviae) qui se détachent autour des ongles (Neidhaken, Nietnagel).*

Drei ganz verschiedene Erscheinungen werden hier mit demselben Namen benannt. Ähnlich steht es bei *brûle-cou,* worunter einmal die *pyrosis* (das säuerliche Sodbrennen im Halse), im Osten Frankreichs auch die *angina* verstanden wird, mit der ja andere, dem äufseren Befund nach ähnliche Krankheiten verwechselt werden. Noch weiter wird das Feld der Bedeutungen bei *rhume,* in dem seit alter Zeit unter dem Einflufs der wissenschaftlichen Anschauungen die verschiedensten Erscheinungen untergebracht wurden. Heute ist *rhume*

[1] Am besten zu persönlicher Ausfragung eigneten sich — soweit unsere Erfahrungen reichen — alte Frauen, Landärzte und für Tierkrankheiten Tierärzte und Hufschmiede.

[2] Eine Beifügung der lateinischen Termini in den Fragebogen zeigte sich bei aller Sicherheit, die sie gewähren konnte, nicht ratsam, da sie die bei weitem gröfsere Zahl nicht medizinisch gebildeter Korrespondenten nur verwirrte und die an sich umfangreichen Bogen beschwerten.

in französischen Dialekten die Bezeichnung für allerlei Art von Erkältungsfieber, Schnupfen, Rachenkatarrh, Luftröhrenkatarrh, Bronchitis, Pleuritis, Pneumonie, ja direkt Husten.

Aber noch ein anderer Übelstand konnte bei der Aufnahme zu verhängnisvollen Irrtümern führen: die Flucht des Unkundigen zu allgemeinen Bezeichnungen. Vom Ungebildeten, dem nun einmal nur ein geringes Mafs pathologischer Kenntnisse zu Gebote steht, wird man nicht erwarten, dafs er die unzähligen Arten von Hautausschlag, von Darmkrankheiten unterscheiden kann. Er wird daher, sei es aus Verlegenheit oder aus Bequemlichkeit, unter einer allgemeinen Bezeichnung alles mögliche unterbringen und mit *mal de tête, mal d'estomac, mal de boyau, mal de membres* die verschiedensten pathologischen Erscheinungen bezeichnen. Darin liegt eine Schwierigkeit bei der Feststellung der Namen, der man nur schwer aus dem Wege gehen kann. Die ersehnte spezielle Bezeichnung wird durch diese allgemeine semantische Verschlemmung oft ganz erdrückt oder doch in den Hintergrund des Bewufstseins verbannt.

Allein nicht nur Fragen der Art, wie gemäfs der Beschaffenheit der Krankheitsnamen die Arbeit zur Erlangung möglichst einwandfreien Materials eingerichtet werden müsse, auch rein technische Bedenken über die zeitliche und begriffliche Umgrenzung des zu eruierenden Stoffes traten uns im Verlauf der Untersuchung nahe.

Es bedarf kaum der Erwähnung, dafs in den Rahmen einer Untersuchung über die Krankheitsnamen nicht nur die Namen der eigentlichen Krankheiten chronischen und akuten Verlaufs hineingehören, sondern auch die Benennungen pathologischer Zustände aller Art. Zunächst aus einem äufseren Grunde. Denn wo wären die Grenzen zu ziehen, an denen die eigentlichen Krankheiten aufhören und der pathologische Zustand beginnt?

Dann aber wird recht oft euphemistisch die Bezeichnung des pathologischen Vorstadiums gewählt (z. B. *frisson, chaleurs, démangeaison* etc.), wo ein regelrechter Krankheitsname am Platze wäre. Ferner sind unbedingt in die Bearbeitung hineinzuziehen die Namen von symptomatischen Anomalien, die nicht einen ausgesprochenen Krankheitszustand bezeichnen (*vérole, écrouelles* etc.); desgleichen dauernde körperliche Gebrechen, Erb- und Anlagefehler, auch geringfügige Irregularitäten jeder Art (*bosse, goître, stérilité, croûte, boutons* etc.), die oft in engster Beziehung zu wirklichen Krankheiten stehen.

Auch denjenigen Erscheinungen ist ein Augenmerk zuzuwenden, die zwar an sich nicht krankhaft sind, die aber unter krankhaften Begleiterscheinungen vor sich gehen (*grossesse, menstruation* etc.).

Ferner werden vorübergehende körperliche Schädigungen und Verletzungen behandelt werden müssen. In einem besonderen Kapitel mufs dann die pathologische Nomenklatur erörtert werden, da in den allgemeinen Bezeichnungen (*mal, épidémie, indisposition, douleur* etc.) mancher eigentliche Krankheitsname sich verbirgt. Mit *le mal*

z. B. — man spricht das Wort aus, indem man ein Kreuz schlägt — werden neben dem bösen Blick (*le mal* im Waadtland) unzählige Krankheiten[1] bezeichnet, und es ist nicht unwichtig, zu wissen, welches Übel mit diesem Terminus κατ' ἐξοχήν benannt wird. Zum Schlufs müssen auch die Tierkrankheiten behandelt werden, denn viele dieser Krankheiten stehen in naher Beziehung zu menschlichen Leiden (*colique, rogne, vertige-tournis* etc.).

Bei dem Aufbau der verschiedenen Bezeichnungen, die historisch geordnet werden, müssen wir darauf achten, dafs in den einzelnen Jahrhunderten ein und dieselbe pathologische Erscheinung die verschiedenartigste Benennung erhalten hat. In Goethes Todesanzeige lesen wir, dafs der Geheimrat an 'einem nervösen Katarrhalfieber mit Stickfluſs' gestorben sei, was wir heutzutage als Pneumonie mit Lungenödemausgang bezeichnen würden; die 'Blutkrämpfe', an denen Christiane starb, waren vermutlich eine Frauenkrankheit (Blutstockungen in der Gebärmutter?). Stofsen wir bereits hundert Jahre rückwärts auf nicht unmittelbar klare Bezeichnungen, wieviel mehr wird Vorsicht und wohl auch Resignation in der Deutung mittelalterlicher Namen geboten erscheinen. Nur möglichst ausgedehnte Sammlungen und fortwährende Vergleiche mit den Ergebnissen, die fürs germanische Gebiet uns Max Höfler in seinem lehrreichen Krankheitsnamenbuche (KNB.) und Hans Geldner in seinen 'Altenglischen Krankheitsnamen' gebracht haben, können uns einigermafsen Hoffnung machen, auch die romanischen Namen zu erhellen.

Wenn wir nun so aus dem ganzen Gebiete der Romania von den frühesten Zeiten romanischer Sprachbildung bis auf den heutigen Tag möglichst umfangreiches Material gesammelt haben, so können wir diese Namen von verschiedener Richtung aus betrachten. Wir können einmal Herkunftsfragen stellen, d. h. versuchen, die Namen etymologisch zu klären und dabei festzustellen, welche Grundvorstellungen in den heutigen Ausdrücken uns überliefert sind und wie diese Vorstellungen in der alten Vorstellungswelt verankert sind. Wir können dann ferner fragen, wie denn der heutige Mensch, soweit er einer Krankheitserscheinung reflektierend und empfindend gegenübersteht, seine Stellungnahme in der Benennung der Krankheiten zum Ausdruck bringt, d. h. wir können Würdigungsfragen aufwerfen. Indes auch die formativen Faktoren, die äufsere Hülle, in die der Redende die Seele des Wortes einkleidet und weitergibt, dürften einer Betrachtung wert sein, d. h. Formfragen können erhoben werden. Endlich müssen die einzelnen Namen innerhalb der sie weitertragenden kulturellen Strömungen begriffen werden; die Untersuchung ihrer Irrfahrten wird uns auf Wanderungsfragen führen.

[1] Lothr. *mou* = plaie, ulcère, épilepsie (Labourasse) etc.

Sobald wir nun Herkunftsfragen an die Spitze stellen, heben sich beim näheren Zuschauen nach dem äufseren Kleide sogleich zwei grofse Klassen von Bezeichnungen heraus, denen zwei ebenso stark voneinander getrennte Vorstellungsarten entsprechen: die Gruppe der wissenschaftlichen offiziellen Bezeichnungen und die der laienhaften volkstümlichen Namen.

Weiteren Fragen gehen wir einstweilen aus dem Wege und geben erst einmal ein ausführliches Schema, das zeigen möge, wie wir uns im einzelnen den Stoff geordnet denken:

A. Herkunftsfragen:
   I. Gelehrte, wissenschaftliche Bezeichnung:
      a) in erkennbarer Form erhalten;
      b) in volksetymologischer Entstellung.
   II. Volkstümliche, laienhafte Bezeichnung:
      a) Allgemeinere Bezeichnung:
         1. das Übel selbst wird benannt;
         2. Wirkungen, Äufserungen, Symptome des Übels werden zur Bezeichnung des Übels selbst genommen.
      b) Speziellere Bezeichnung:
         1. nach Göttern und Heiligen;
         2. nach dämonischen Wesen;
         3. nach Pflanzen und Heilmitteln;
         4. nach äufserer mechanischer Einwirkung;
         5. nach meteorologischen Einflüssen und astrologischen Beziehungen;
         6. nach Körperteilen;
         7. nach Geschlecht, Volk, sozialen Schichten und Berufen.

B. Würdigungsfragen:
   Die Krankheit wird bezeichnet:
   1. nach der Bedeutung (die Kr., schwere Kr. usw.) und nach dem Range, den man ihr gibt (vornehme Kr. und Kr. der Armen);
   2. nach dem Grade von Ehrbarkeit, den man mit ihr verbindet (anständige und unanständige Kr.);
   3. nach scherzhaften Beziehungen:
      a) durch Gedanken- und Wortspiel;
      b) aus dem Kartenspiel;
      c) aus Sprichwörtern und Redensarten.

C. Formfragen:
   1. Substantive in Adjektivfunktion;
   2. Pluralia;
   3. Suffixe;
   4. onomatopoetische und kindersprachliche Formen.

D. Wanderungsfragen.

Wir heben nun aus den einzelnen Gruppen eine Reihe von Punkten heraus, die uns zur Erörterung allgemeinerer Fragen Gelegenheit geben werden.

Wir brauchen uns, nachdem wir jene Disposition aufgestellt haben, über eine mehr oder weniger wissenschaftliche Anordnung der einzelnen Krankheitserscheinungen kaum grofsen Bedenken hinzugeben, sondern können a capite ad calcem vorgehen und in allen einzelnen Typen jener Einteilung folgen. Allerdings wird es wesentlich sein, solche Leiden, die nicht rein örtlicher Natur sind, wie Erkrankungen des Zentralnervensystems, möglichst so zu gruppieren, dafs Zusammengehöriges von vornherein zusammengestellt wird. Auch wird nötig sein zu beachten, wie in allen einzelnen Kategorien analoge Vorgänge ausgedrückt werden. Schwellungen kommen am Hals, an der Brust, am Magen vor. Werden sie nun innerhalb der verschiedenen Gruppen ähnlich bezeichnet? Werden die Verstopfungserscheinungen in der Nase — soweit die Namen darüber Aufschlufs geben — ähnlichen Ursachen zugeschrieben wie die Verstopfungen in anderen Kanälen, in der Luftröhre, in den Därmen, in den Blutadern? Wird die Schwangerschaft ähnlich aufgefafst wie eine Beule,[1] wie eine Bauchgeschwulst, wie die Wassersucht (wallon. *aiwelène du noûf meûs* ['Neunmonatswassersucht'] = *grossesse,* BSLLW. 40, 325)? So versuchen wir, bei einer Kategorie stets für das Verständnis anderer, ähnlichgestalteter Typen zu lernen.

Stehen nun aber auch den als parallel betrachteten Erscheinungen solche gegenüber, die als direkt gegensätzliche Erscheinungen aufgefafst werden? Wir wissen aus der Volksmedizin (Hov. u. Kronf. II 73), dafs die Wassersucht für eine ansteckende Krankheit gilt, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil man an dem 'Gegenteile' dieser allgemeinen Anschwellung: der allgemeinen Abzehrung, d. i. der Schwindsucht, beobachtet hatte, dafs sie ansteckend wirke. Der Betrachtung der einzelnen Erscheinung als Widerspiel einer anderen, die gar nicht ursprünglich mit ihr in Zusammenhang steht, begegnen wir recht oft in der pathologischen Begriffswelt. Aus dem Deutschen mag an den 'Monatsaderkropf' = Hämorrhoiden erinnert werden. Es besteht nämlich die Vorstellung, dafs die blutenden Geschwüre im Mastdarm die Funktionen der Ausscheidung überflüssiger Stoffe übernehmen; deshalb werden sie beim Mann als Korrelat zur monatlichen Reinigung der Frau aufgefafst; die Hämorrhoiden sollen daher auch monatliche Gezeiten einhalten[2] (KNB. 324[b]). Dafs solche Erscheinungen als parallel oder gegensätzlich aufgefafst werden, davon

[1] Schwangerschaft = Beule (KNB. 40[a]).

[2] Auch der Aderlafs wird angesehen als '*Männermenstruation*'; vgl. ferner die Vorstellung von der Nützlichkeit des Erbrechens (bei reichlicher Speiseeinnahme zweimal im Monat empfohlen, s. Hovorka u. Kronfeld II 90); die Frauenbeschneidung bei afrikanischen Völkern, Ausdrücke wie ‚Gebärvater' usw.

werden uns oft nur die Wortbilder Kunde geben. Unter Umständen werden nur geringe formelle Anzeichen, wie gleichartige Präfixe oder Suffixe usw., die dahinter verborgene Begriffsgruppierung ahnen lassen; so hat *accessio febris* eine *decessio febris* (Du Cange) veranlafst; so wird *impédicite* statt *appendicite* (Verrier-Onillon, Nachtr.) vielleicht unter Mitwirkung von *indigestion* entstanden sein.

Besonders leicht wird sich nun eine gegensätzliche Benennung einstellen, sobald damit die böse Vorbedeutung, die den Krankheitsnamen anhängt, durch einen guten Namen hinweggeschafft werden kann. Solch euphemistischen Namenszauber finden wir besonders bei äufserlich sichtbaren Leiden. Schon Du Cange berichtet von einem Übel, das als *species carbunculi seu tumor malae maxillae* bezeichnet wird: *dicebant eam pati infirmitatem, quae dicitur Bonannum, per contrarium, id est, mal, malannus.* Wir finden dann aber *malannus* als *morbus comitialis,* von deren begrifflichem Zusammenhang mit Hautkrankheiten unten die Rede sein wird.

Deutlicher lassen sich solche Verkehrungen in heutigen Mundarten nachweisen. Es herrscht im Volksglauben nicht nur romanischer Länder die Vorstellung, dafs der 'Wurm', das 'Feuer' sowohl von innen nach aufsen — bei den Dämonenwürmern — als auch von der Oberfläche nach dem Inneren zu — bei allerlei Hautwürmern — frifst. Die Vorstellung des Einfressens scheint die ursprüngliche zu sein; eine ganze Reihe von Namen deutet auf sie hin: *ver mangeant, feu mangeant,* die von äufseren Hautübeln (von Krebs, Rose usw.) gebraucht werden. Dem steht nun aber ein lothr. *fymindʒã* (La Baroche) = Krebs entgegen, das nur *foris manducantem*[1] sein kann, denn *feu* lautet dort *föj.* Auch wenn wir annehmen dürften, dafs das Wort eingewandert sei und vielleicht eine lothringische sekundäre Volksetymologie aus ursprünglichem *'feu mangeant'* vorliege, so stehen wir eben doch hier einem vogesischen Ausdruck gegenüber, dessen Analogon wir in einer deutschen Heilformel:

Brand schlag' aus,
Schlag' nimmer ein!
(Hov. u. Kronf. II 417, 418)

und in dem Wort 'Ausschlag' wiederfinden. In ähnlich gegensätzlicher Weise hat ein als *en + poule* aufgefafstes *'ampulla'* in Anjou ein *hor(s)poule,* ein *avant-cœur,* in Südfrankreich ein *vèire-cœur* (Mistral) hervorgebracht.

Nach der Erörterung allgemeiner Probleme, die das Wesen der Krankheitsbegriffe berühren, wird sich uns nun, wenn wir dem ersten Teile unserer Disposition nahetreten, vor allem die Frage aufwerfen: Wie steht es um die Wissenschaftlichkeit und die Volkstümlichkeit der Namen?

[1] *erpes estiomenus* bei Du Cange s. v. *farsa.*

Wir sind im ersten Teile, der die offiziellen wissenschaftlichen Bezeichnungen behandeln soll, besonders aus einem Grunde gegenüber dem zweiten Teile im Hintertreffen. Wir sind angewiesen auf gedruckte Überlieferung mit aller Spärlichkeit und Unklarheit, mit allen Schreib- und Lesefehlern primärer oder sekundärer Quellen. Es steht uns hier nicht die Möglichkeit wiederholter Nachfragen offen; verhältnismäfsig selten nur klären uns gleichzeitige folkloristische, volksmedizinische, mythologische Überlieferungen auf. Jedenfalls darf ein einzelnes Wort nie allein betrachtet werden, es mufs vielmehr in den Zusammenhang gestellt werden mit all dem, was Folklore, Volksmedizin, Mythologie, Botanik usw. darüber lehren.

Wie steht es nun mit dem Verhältnis beider Gruppen, der gelehrten und der volkstümlichen Namen? Auf der einen Seite sehen wir als Schöpfer der Namen die gelehrte und halbgelehrte Ärztezunft des Mittelalters, mit einer ausgesprochenen Neigung zu Benennungen, die aus der Reflexion geschöpft sind. Ihre Termini stammen aus Kreisen, die festgebannt in einer uralten Tradition mit pedantischer Ängstlichkeit ihre arcana wahren, die an dem äufseren Namensgewande zäh festhalten, die aber auch unerschöpflich in der Produktion neuer gelehrter Bezeichnungen sind, sobald eine neue Strömung in der wissenschaftlichen Auffassung eintritt. Demgegenüber das Gros des unverständigen Volkes, dessen Tradition, mündlich von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, in einem Kreise beschränkter, immer wiederkehrender Auffassungen besteht, aus denen heraus es sich das unheimliche Wesen der Krankheiten zurechtzulegen sucht, dessen grobsinnliche, oft stark naive Anschauung in der Namengebung zuweilen einen drastischen Ausdruck findet.

Die Verschiedenheit beider Anschauungskreise spiegelt sich in den Namen ab.

Die wissenschaftlichen Termini sind und bleiben im Bewufstsein des Volkes Fremdkörper, die ursprünglich von keiner in der Volksseele lebendigen Vorstellung getragen, lediglich als Formelwörter weitergegeben werden. Mit der Zeit kann indes auch bei diesen Namen eine 'Bedeutungsentwicklung' eintreten, sobald sich nämlich die Volksetymologie ihrer bemächtigt; sie drängt dann das Wort oft in ähnliche Richtung hinein, in der verwandte volkstümliche Namen ihre Bedeutungswege gegangen sind. So werden nun auch die mit volkstümlichem Gewande umgebenen gelehrten Termini Fingerzeige geben können über die Art, wie bestimmte volkstümliche Krankheitstypen aufgefafst werden müssen. Gleichwohl bleiben die wissenschaftlichen Namen im allgemeinen Geröll, das als Ballast im Strome der Entwicklung mitgeschleppt wird.

Ganz anders nun die volkstümlichen Bezeichnungen. Da wachsen die Termini aus den verschiedensten Vorstellungsgebieten heraus; ein buntes Bild ergibt sich.

Aber ehe wir weitergehen, erhebt sich hier die Frage: Sind denn wirklich beide Arten, wissenschaftlicher und laienhafter Ausdruck, immer genau zu trennen? Hat nicht die medizinische Wissenschaft in einem fort den medizinischen Volksglauben beeinflufst, und hat nicht auch die Zunft der Ärzte aus den Beobachtungen des Volkes mancherlei gelernt? In alter Zeit waren Popularmedizin und wissenschaftliche Lehre viel enger verbunden als heute, wo der gebildete Arzt im Kurpfuscher seinen bittersten Feind erblickt, und die Namen, die, aus alten wissenschaftlichen Vorstellungen hervorgehend, allmählich Gemeingut des Volkes geworden, ja von Volksseiten dann oft wieder neu eindringenden gelehrten Ausdrücken gegenüber als die alte gute volkstümliche Benennung ausgespielt werden, geben uns allerdings bisweilen zu überlegen. Was fangen wir mit einzelnen Bezeichnungen aus der Humoralpathologie an? *Rhume, humeurs froides, goutte* sind sicher ursprünglich wissenschaftliche Namen gewesen, und deshalb müssen sie, auch wo das Gebiet der volkstümlichen Namen keine Parallele bietet, im ersten Teile behandelt werden. Im zweiten Teile dagegen wird man Namen unterbringen müssen, die zwar auf ursprünglich humoralpathologische Vorstellungen zurückdeuten, aber ihrer ganzen Wesensart nach volkstümlich sind. Wenn ich eine blutende Wunde als '*Brünnlein*' bezeichne, so ist das kein wissenschaftlicher Terminus, und so werden z. B. auch Geschwürnamen wie *gote.ro, abrəjo* (abreuvoir) oder gar *pəsə-tsi* (pisse-chien) aus der romanischen Schweiz im zweiten Teile zu behandeln sein.

Wie soll man ferner einen Ausdruck wie 'cancer' beurteilen? Die Tierbezeichnung soll von Galen der bösartigen Geschwulst deshalb verliehen worden sein, weil er 'die krebsfufsähnlichen, radienförmigen Aderschlängelungen um das Krebsgeschwür herum' beobachtet hatte (s. KNB. 327[a]). Ob Galen, der Kleinasiat, bei dieser Benennung auf einem ihm bekannten einheimischen Ausdruck fufste, wird sich schwer feststellen lassen. Ob er, der fortwährend an Tierleichen arbeitete, zu konkreter Tierbezeichnung besondere Neigung hatte? Jedenfalls trug er das charakteristische Wort mit seiner Wissenschaft in alle möglichen Länder. Das Wort setzte sich schnell fest und hat heute in Frankreich und anderwärts Popularität erlangt; das Volk interpretierte sich das Bild gewandt etwa so:

Ce sont ces lambeaux (les parties de chair frappées de dégénérescence) que la croyance populaire prend pour l'animal lui-même. Les fibres, souvent assez longues qui y appendent sont regardées comme les pattes, les tentacules de la bête ... aussi beaucoup de personnes prennent-elles soin de nourrir le prétendu animal en appliquant de la viande sur la plaie cancéreuse ... (Verr.-On. S. 180[a]).

Im Sard. ist eine andere Tierbezeichnung für das Krebsgeschwür eingebürgert: *formighèddas 'ulcere cancrenose'*. Das Bild steht, besonders wenn man an grofse Ameisen denkt, dem des Krebses nicht fern.

Aufserdem wurde das Tier seiner eigentümlichen Bewegung halber mit einem anderen pathologischen Symptom in Verbindung gebracht. Unter den krampfartigen Erscheinungen entzogen sich alle inneren Spasmen der Beobachtung des Laien, dagegen drängten sich dem Auge[1] allerlei Gliederkrampfungen, besonders der Krampf der Finger, sofort auf. Solche Zusammenziehungen wurden mit den gekrümmten Bewegungen der Krebsfüfse in Verbindung gebracht,[2] daher heute noch in Frankreich vielfach **cranca* (aus **cancera*) > *cranque* (Havre), *krètf* (Lothr.) 'Krampf'.

Wenn wir von dem gewifs seltenen Falle einer Namenschöpfung wie bei *cancer* absehen, so scheinen uns besonders folgende Fragen für die richtige Einordnung eines Namens Beachtung zu verdienen: Ist die Fundstelle des betreffenden Wortes in einer medizinischen, von einem Fachmanne verfafsten Schrift oder in einem populäreren, von Laien geschriebenen Werke? Ist die Form, in der der betreffende Ausdruck überliefert wird, gelehrt oder erbwörtlich? Spricht sich in dem Ausdruck volkstümliche Auffassung oder gelehrt reflektierende Betrachtung aus?

Wenn — um zwar kein eigentlich pathologisches, aber doch ein Lebensphänomen anzuführen — der Puls bei Du Cange s. v. *Cauda* als *cauda retornativa* oder *soricina*, als 'Mäuseschwänzchen' bezeichnet wird, so haben wir darin ganz gewifs keine wissenschaftliche Bezeichnung, sondern einen echten Volksnamen zu erkennen, auch wenn wir den betreffenden romanischen Ausdruck nicht nachweisen können. Demgegenüber wäre der abstrakte wissenschaftliche Charakter bei dem Worte *defecit* (Du Cange), einem Namen der Schwindsucht (?), klar, auch wenn wir die Erklärung *'gravem morbum pectoris qui Defecit a medicis vocatur'* nicht hätten. So hat der schon ältere Ausdruck *ordinaire* = *menses* unbedingt ebenso wie die Bezeichnung *les règles* einen gelehrten Beigeschmack; wir finden überdies auch bei Du Cange die Parallele *consuetudo, id est menstrua* vgl. *τὰ συνήθη, συνήθεια*. Dem Volke ist eben eine gewisse konkrete Erfassung der Erscheinung eigentümlich, damit ist aber auch dem Spiel der Assoziationen gröfsere Bewegungsfreiheit gestattet.

So glaubt und sagt man von einer Flechte, einem Furunkel, ja von einer Wunde, dafs sie sich einpflanzt, einnistet, eingräbt: daher alle Bezeichnungen dieser Art gern mit *in-, en-* versehen werden, so *endarde* (Berrichon), *inmalanó* adj. (Wallis), eigentlich *enboutonné* zu *malan 'gros bouton'*. Diese Inhärenz wird dann übertragen auf

[1] Man kann die Frage aufwerfen, inwieweit überhaupt der Gesichtspunkt der Augenfälligkeit eines Leidens für die Popularität und damit für die gröfsere oder geringere Variabilität in der Benennung in Betracht kommt.

[2] Entsprechend im Sard. *'manos cancaradas'*, die von Kälte erstarrten und zusammengekrampften Hände (Spano 142).

Fälle, wo genau genommen von einem Eindringen, Platzgreifen von aufsen her nicht die Rede sein kann: *ãpo.lö 'qui a l'épaule démise* (Verr.-On.), *engugnie 'bosselé'* zu *gugne, bosse* (Montbéliard), *engoutté* (vgl. dt. *'verlähmt'*), *entoussez* s. v. *tussitare* bei Du Cange, etc.[1]

Das Volk erkennt dort überall Leben, wo das Mitglied der Zunft bedächtig und gewissenhaft registriert. Eine Wunde, die nicht heilen will, besitzt eine geradezu aktive Vitalität, eine Reaktionsfähigkeit gegen den Heilprozefs: *la blessure s'indigne,*[2] heifst es im Ostfranzösischen; *endignu 'une personne dont les plaies ne guérissent que difficilement'*, und mit etwas abseitsgehender Bedeutung: *endigni 'se dit d'une chose ou d'un fait propre à envenimer une plaie'*, und daraus entsteht dann die Gleichung: 'sich auflehnend' = entzündet, vgl. lothr. *edogné 'enflammé', edognesse 'inflammation'* (Haillant), *s'aidognè 's'enflammer, s'irriter'* (Hingre, La Bresse); ähnliche Vorstellungen begegnen uns dann bei Hautkrankheiten: *revoluchon de sang* (Waadt) etc.

Ein Nachklang der Einteilung in wissenschaftliche und laienhafte Namen wird sich nun auch in den beiden letzten grofsen Abteilungen wiederfinden. Wo man zu einer Krankheit Stellung nimmt, wo man sie würdigt, da werden allerdings wissenschaftliche Namen keinen Platz haben, denn die Wissenschaft wertet nicht wie das Volk; desto mehr wird in den Formfragen, besonders bei der Betrachtung der Suffixe, von wissenschaftlicher und volkstümlicher Bildung die Rede sein; und bei den Wanderungsfragen wird naturgemäfs eine Besprechung des fremden Imports und der inneren Ausbreitung gewisser Typen immer mit der Frage von der wissenschaftlichen oder populären Herkunft in Zusammenhang bleiben müssen.

Und die Schilderung des Kampfes und des Auf- und Abwogens jener zwei Arten von Benennungen wird der Darstellung Reiz und Leben verleihen.

Wenn wir nun den einzelnen Gruppen unserer Einteilung nähertreten, so geraten wir gleich an eines der schwierigsten Kapitel unseres Themas. Die Gewohnheit, Namen von Krankheiten an gewisse Heilige zu knüpfen, nötigt uns, alle möglichen Fragen der Hagiologie zu streifen, denen wir uns nur zaghaft nähern.[3]

[1] Bei gelehrten Bezeichnungen arbeitet auch die Volksetymologie in dieser Richtung: südsard. *intirisiai 'divenir itterico'* zu *tirisia 'itterizia'* (Spano); *entropixi, hydropisie* (Dottin), *hyndropisie* (Moisy) etc.

[2] Dafs hier ursprünglich dämonistische Vorstellungen zugrunde liegen, ist wahrscheinlich.

[3] Über diese Art der Namengebung ist bereits mehrfach gehandelt worden: vgl. Louis Du Broc de Segange, *Les saints patrons des corporations et protecteurs, spécialement invoqués dans les maladies et dans les circonstances de la vie* (Paris 1889, 2 Bde.); D. H. Kerler, *Die Patronate der Heiligen* (Ulm 1905); Nyrop, *Das Leben der Wörter* (Deutsche Ausgabe) S. 225 f.; Cornu, *Idg. Forsch.* XVI 145; Brissaud, *Histoire des expressions populaires,* passim.

Für die Verbindung der Heiligennamen mit Krankheiten mufs man offenbar die verschiedensten Ursachen verantwortlich machen; Kultmotive, antike Traditionen, biblisch-kirchengeschichtliche Motive, dämonistische und mythologische Auffassung und endlich sekundärer Namenzauber und Neigung zur Persiflage und zum Bonmot.

Wo uralte Bäume, ragende Felsen und heilkräftige Quellen die Macht einer verborgenen Gottheit ahnen liefsen, erstanden Kultstätten, die mit gewissen Heiligen in Verbindung gebracht wurden. Wunderbare Heilungen, die dort vor sich gingen, wurden dann wohl der Anlafs, bestimmte Leiden bestimmten Kultstätten und ihren Heiligen zuzuweisen, wie das heute noch allenthalben Brauch ist. Unter diese Heiligen waren alttestamentliche Helden, Apostel und Kirchenväter aufgenommen; unter sie mischten sich Gestalten der Sage und des Volksglaubens, dämonische Wesen aller Art. Dafs an die Heilung der Name des Heiligen[1] geknüpft wurde, d. h. nach dem St. X. die Krankheit *mal de saint X.* genannt wurde, mag sich daraus erklären, dafs in alten Zeiten die Heilung allein im Vordergrunde stand, während wir heute erst Erkennung und dann Heilung verlangen und so von *Basedowscher Krankheit, maladie de Charcot, Morbus Brightii* etc. reden. Denn dafs die Bezeichnung *mal de saint X.* daher stammte, dafs St. X. selbst an der Krankheit gelitten habe,[2] dafs er die Krankheit durch sein Leiden geadelt und ihr seinen Namen vermacht habe, erscheint doch als ursprüngliches, reines Motiv verhältnismäfsig selten. Dafs nachträglich aus den Heiligennamen die Legende gebildet wurde, der Heilige habe selbst an dem Übel gelitten, das begegnet natürlich viel häufiger.

Hiob ist entsprechend seinem Leiden der typische Patron für allerlei Hautkrankheiten: Aussatz, Geschwüre, Krätze und Syphilis (*mal de saint Job*). Wenn er nun auch in Sprüchen zur Heilung der Mundfäule erscheint, so deutet das nach Höflers Interpretation darauf hin, dafs man diese — und zwar die einfache Stomatitis ebensosehr wie die Mundhöhlensyphilis — für einen infektiösen Aussatz hielt (KNB. 124[a]).

Wenn die Krämpfe dem Paulus unterstellt werden, so hängt das mit dem Krampf bei seiner Bekehrung zusammen (Kerler S. 216). Aber schon bei St. Johann liegen die Dinge anders.

Wenn die Epilepsie als *mal de saint Jean* bezeichnet wird, so ist wahrscheinlich, dafs St. Johann, der als Heiliger des Sommersonnen-

[1] Vgl. übrigens die Etymologie des Wortes bei Kluge.

[2] Oskar Kühn in seiner interessanten Abhandlung: 'Medizinisches aus der altfranzösischen Dichtung' (*Abhandlungen zur Gesch. d. Medizin* ed. Magnus, Neuburger und Sudhoff, Heft VIII) sagt S. 59: dafs 'zwei Arten solcher Benennungen zu unterscheiden seien: man bezeichnete mit dem Namen eines Heiligen diejenige Krankheit, an welcher der betr. Heilige einst selbst gelitten hatte, oder aber eine Krankheit bekam den Namen desjenigen Heiligen, der einst — der Legende nach — die von der betr. Krankheit Befallenen geheilt hatte'.

wendfestes gewifs die Stelle einer alten Sonnengottheit vertritt, aus dem Grunde zum Heiligen der Epileptiker gemacht wurde, weil 'die Sonnenkultzeit von jeher eine Zeit der Heilung der von Dämonen Besessenen war, die man durch Reigentänze im Anblicke der Morgensonne vertreiben wollte, und zu diesen Besessenen gehörten auch die an Epilepsie Leidenden' (Hovorka u. Kronfeld, 'Vergl. Volksmedizin' II 187).

Man kann beobachten, dafs es vor allem Hochsommerheilige sind, die mit solchen unheimlichen Krankheiten in Verbindung gebracht werden: St. Ulrich, der Patron der Epilepsie, feiert sein Fest am 4. Juli, St. Ignaz, der gegen Epilepsie und Kopfleiden hilft, am 31. Juli; auch St. Veit, der Helfer der von Herzkrämpfen Befallenen, hat seinen Tag im Sommer (15. Juni).[1] Dafs mehrere Heilige für die Heilung einer Krankheit in Anspruch genommen werden, ist auf weiten Gebieten zu beobachten.

Aber anderseits übernimmt auch für verschiedene Krankheiten ein Heiliger das Patronat; vermutlich wird in solchen Fällen die Bedeutung des Heiligen ursprünglich allgemeinerer Art gewesen sein. Er wird als Schutzgott des allgemeinen Wohlbefindens aufgefafst worden sein. So wird z. B. saint Verain (Verin, Vrin) ursprünglich ein Epidemieheiliger gewesen sein, denn jener heilt nach Brissaud S. 216 Anm. 6 *'l'érysipèle gangreneux'* und die *'maladies pestilentielles'*, nach Rolland, *Faune pop.* II 125 den Keuchhusten oder ein anderes Halsleiden. Saint Blaise wird ursprünglich ein Heiliger für 'Flufsaffektionen' sein, denn er heilt sowohl die *angina* als den Rheumatismus (*Rev. d. trad. pop.* XX 245). Saint Orban ist der Heilige für Mumps wie für Gerstenkörner (Brissaud S. 145), also ein Geschwulstheiliger. Diese Unterstellung zweier Krankheiten unter einen Heiligen ist für die Auffassung, die das Volk von der Krankheit hat, nicht ohne Bedeutung. So finden wir z. B. bei Brissaud (S. 42 Anm.) für Zahnschmerz den Ausdruck *'mal sainte Apolline'* ohne Angabe, wo er üblich ist. Dem entspricht eine Mitteilung Haignerés' *Le Patois boulonnais, Vocabulaire* S. 30: *Sainte Appolène, sainte Apolline, vierge et martyre, invoquée contre le mal de dents. En Boulonnais on lui fait cette étrange prière: Sainte Appolène j'ai ma aux dents* etc.; vgl. ferner wallon. *mau de sainte Appolène = mal aux dents* (BSLLW. 40). Nun wird *St. Appolône*[2] auch bei Steinleiden angerufen, und im Deutschen ist die *St. Appolinariskrankheit = 'Vergicht, Gicht, Analepsie'* (KNB. 16^a, 310^a) und das Appolinariswasser ein Gichtwasser. Man könnte an die äufsere Ähnlichkeit von Gichtstein und Zahn denken, viel

[1] Es mag auffallen, dafs wir hier nach Höflers *Oberbayrischem Kultkalendarium* zitieren; aber da der katholische Kult ein durchaus romanisches Gewächs ist, ist die Höflersche Publikation für den vorliegenden Zweck durchaus verwendbar.

[2] Siehe *Apollonia* bei Kerler S. 206, 419; *Santa 'Pollina = male de li denti* im Stadtrömischen (Zanazzo).

näher aber liegt die Vorstellung, dafs das Zahnweh als 'schmerzhafter Flufs' aufgefafst wurde; darauf deutet z. B. der Umstand, dafs wir in Poitou *avoir la goutte = avoir mal aux dents* finden. Ob nun *sainte Appolène* im letzten Grunde auf Apollo zurückgeht? Fast hat es den Anschein; 'Apollo medicus' ist eine uralte Bezeichnung; an alten Heilquellen finden wir Geschenke und Votivtafeln für Apollo. Das *'Kraut des Apollo'* ist das Bilsenkraut (hyoscyamus), von ihm heifst es (ThLL. s. v. *Apollinaris*): *hyoscyamon Latini insanam vocant aliqui Apollinarem* (Ps. Apul. herb. 5); *strychnon hemeron* (den Nachtschatten) *Latini Apollinariam* (Ps. Apul. herb. 74); *mandragora femina plerique Apollinarem vel malum terre vocant* (Ps. Dioscur. herb. fem. 15), vgl. *malum terrae* als Heilpflanze bei Du Cange. Von den drei Beispielen, die Apollo in Verbindung mit scharfgiftigen, einschläfernden Pflanzen nennen, ist das letzte das bedeutsamste; denn es nennt die Alraunpflanze die *'apollinische'* oder *'malum terre'*, d. h. 'Epilepsie'[1] (wie unten gezeigt wird, setzt man den Krankheitsnamen selbst oft zur Bezeichnung der heilenden Pflanze ein). Apollo hat also auch hiernach Beziehung zur Epilepsie und zur Gicht, über deren Zusammenhang im folgenden die Rede ist. St. Apollinus, Apollinaris scheint demnach ein 'Flufsheiliger' ebenso wie St. Blasius gewesen zu sein.

Aber nicht nur die heilende, sondern auch die verleihende Gottheit wird an den Namen des Leidens gekettet. Neben der *'Dea Salus'* und der *'Valetudo'* erscheinen unter den medizinischen Gottheiten der Römer die *'Dea Febris'* und die *'Dea Scabies'*;[2] die Personifizierung der Krankheitsdämonen erhielt sich; Tiere und Krankheiten selbst wurden auch später zu Heiligen erhoben; nur wurden ihre Namen aus Furcht, man könne durch Nennung die unheimliche Macht selbst herbeirufen, ungern gebraucht; sie wurden umschrieben oder man hing ihnen einen christlichen Mantel um. Aus dem Übel, das der Krankheitsdämon Wolf erzeugt, schlechthin 'der Wolf' genannt, wurde ein *mal de saint Loup*; Fièvre lente, Rose und Gicht wurden wie in alter Zeit personifiziert, und ein *mal de ste Fiv'laine, mal de saint Rose* und *mal de saint Goutte* entstand.[3]

Die eigentliche Personifizierung der Krankheiten ist in den romanischen Sprachen noch nicht ganz verloren gegangen. Man findet zu den heute auf den Watubela-Inseln gebräuchlichen Ausdrücken 'Herr Seuche' und 'Grofsvater Pocken' (mit denen der Medizinmann die Krankheit anredet) auch heute noch Analoga in den romanischen Sprachen.

In dem obenzitierten *Santa 'Pollonia* einen solchen Überrest der Personifizierung zu sehen, halte ich für verfehlt, da es gewifs

[1] Etwas Ähnliches scheint die rätselhafte, 'St. Apollinaris' genannte Krankheit zu sein, die Höfler im KNB. 16^a aus dem 16. Jahrh. belegt.

[2] H. Haeser, *Lehrb. d. Gesch. d. Med.* 1^3 S. 255 f.

[3] *Bull. d. l. Soc. d. lang. et litt. wall.* 40, 366.

eine Reduktion aus *male de S. P.* darstellt. Dagegen werden in Italien die Krankheiten, besonders die augenfällige *resipola,* in zahlreichen Sprüchen angeredet:

Quando la resipola ira per mare
Con Gesù Cristo s'incontrò.
O resipola maledetta,
Dove te ne vai? etc.
(Aus *Pratola Peligna* bei De Nino V, 20.)

Die Personifizierungskraft ist, soweit die Krankheitsnamen in Betracht kommen, nicht überall gleich stark erhalten. Ich kenne keine derartige Krankheitsbeschwörungen aus Frankreich; in der Schriftsprache ist ein *c'est une peste de femme, une peste de bête*[1] noch üblich. Weiter noch geht das Rumänische, das aufser persönlich gedachten Krankheitsgeistern (*avestiță* = Kindbettfieber, böser Geist, *dînsele, ele, filma,* Luftgeister und Krankheitserreger) Ausdrücke wie *holeră de mătă* (s. Tiktin s. v. *holeră*) *'Deine Mutter das Scheusal'* kennt; ebendort wird *boală* (Krankheit) selbst, *dalac* (= anthrax) als Schmähwort für Tiere gebraucht: *un dalac de ţapă.* —

Kehren wir zu den Heiligen zurück, so gestalten sich die Dinge schwieriger beim *mal de saint Antoine* (das jedenfalls als Eresipel zu denken ist). Höfler ist der Anschauung ('Kultkalendarium' S. 194 und KNB. 134[b]), dafs der heil. Antonius als Patron des 'höllischen Feuers' (der Rose) einem Feuerkultvertreter entspricht. Er erwähnt dabei, dafs das Schwein in der Legende des heil. Antonius eine volkstümliche Rolle spielt, dafs Antonius zur Schweinezucht in Beziehung gebracht wurde und infolgedessen vor allem als Patron des Schweinerotlaufs angesehen wurde. Aber liegen die Dinge nicht vielleicht gerade umgekehrt? Gab nicht die Beobachtung der landläufigsten Schweinekrankheit und ihr Vergleich mit dem 'höllischen Feuer'[2] die Veranlassung, dafs man Antonius mit dem Schwein in Beziehung brachte?

Bei St. Johann wie bei St. Antonius sind es unheimliche, schnell auftretende oder schrecklich anzusehende Leiden, die mit Heiligen in Verbindung gebracht werden, und an solche sind überhaupt vorzugsweise die alten Bezeichnungen dieser Art geknüpft. Begreiflicherweise; denn im schnell wirkenden oder entstellenden Leiden sieht der Ungebildete vor allem die Hand der Gottheit. Später wurden dann zu den alten Namen allerlei Analoga gebildet, die *'ivresse'* wurde in der Normandie zum *'mal de saint Martin'* (Moisy), offenbar weil der Namenstag des Heiligen in die Zeit der Weinlese und der gröfsten Trunkenheit fiel (vgl. den Martinswein als Erstlingsopfer der kommenden Frucht 'Kultkal.' S. 209). Beim *mal de saint Hubert,* der

[1] In Castres: *aco 's uno pesto per la coumouno* (Couzinié).
[2] Solche Parallelbetrachtung von Menschen- und Tierkrankheit finden sich zahllos.

Tollwut, wurde der Patron der Jagd und der Jagdhunde zur Heilung in Anspruch genommen.

Allmählich wird nun die Beziehung immer äufserlicher, bis die Namengebung endlich in eine gezwungene Spielerei ausartet. Beim *mal de saint Foutre* ('il est foutu') = Syphilis und beim *mal de sainte Blanche* ('qui afflige la tête des bébés') waren wenigstens die Unheilbarkeit und die Farbe des Ausschlags noch bestimmend, bei *mal saint Aignan* ('teigne' in Vitré) und dem aus Brissaud bekannten *mal saint Méen* ('mal de mains') war es nur noch ein Haschen nach äufserem Gleichklang, bis die Sache beim *mal de saint Nazare* (Nasenlupus, wallon.) und beim *mal du père Antoine* (aus 'péritonite' in Anjou) im Kalauer endete.

In diesen Zusammenhang gehört nun auch *le mal du roi,* bei dem an die Stelle des Heiligen der König getreten ist. 'Der Drüsenkropf wird, wie die Skrofeln, Epilepsie und Rachitis, durch die aufgelegte Königshand geheilt ... diese Heilmethode entstammt dem nordgermanischen Priesterkönigtum', sagt Höfler (KNB. 654[b]). Ob diese Gepflogenheit nicht Anschauungen entstammt, die viel höher hinaufreichen und auch weiter verbreitet sind? Zuerst fällt auf, wie sowohl Drüsen und Skrofeln als auch die Epilepsie, ein nach unseren Begriffen völlig heterogenes Leiden, mit der Heilung durch den König in Verbindung gebracht wird. Diese Analogie zwischen Epilepsie und solchen Schwellungserscheinungen, die auf schlechte Säfte zurückgeführt werden, geht noch viel weiter; das mögen einige Beispiele aus Mistral zeigen, nicht nur dafs die *épilepsie des enfants* als *aucidènt de gouteto* bezeichnet wird, wir finden auch folgende Gleichungen:

mau-de-terro = *scorbut* (neben *épilepsie*),
mau-de-sant-Jan = *écrouelles* (Dauph.),
marrit mau = 1) *cancer, eruption maligne*; 2) *épilepsie.*

Vgl. dazu *Feifel* im Dt. (KNB. 126[a]), also *avivae,* die bekannte Drüsenkrankheit bei den Pferden, die auch: *'Epilepsie bei Menschen und Pferd'* bezeichnet wird.[1]

Aber kehren wir nach dieser Abschweifung zum *mal du roi* zurück. Die Epilepsie gilt für eine Krankheit, bei der hohe Mächte eine Rolle spielen. Darauf deutet schon die ἱερὰ νόσος der Griechen, die *divinatio, sacer morbus* (Du Cange), heute die deutschen Namen (*das Höchste, der höchste Siechtag*), zahlreiche französische (*haut mal, gros mal*),[2] die rumänischen Namen (*ducă-să-pe-pustiĭ, altă aĭa*) u. v. a.

[1] Diese merkwürdigen Verknüpfungen lehren, wie stark das Moment der schlechten Säfte die Vorstellungen von dem Wesen der einzelnen Krankheiten beherrscht.

[2] Littré geht also fehl, wenn er von dem *haut mal* (haut 12°) sagt: *ainsi dit à cause de la gravité de cette affection.*

Aufser der Epilepsie macht noch eine andere Krankheit Anspruch auf vornehme Herkunft. Das *malum regium* der Römer ist die Gelbsucht (bei Varro, Horaz, Celsus und Asklepiades bezeugt). Sie kehrt wieder als *'königliche'* in Italien (*mal regio, morbo regio*), als *'kaiserliche'* in Rumänien (*boala împărătească*).

Auffallend bleibt, dafs das Wirken hoher Mächte gerade an schlechte oder vertriebene Säfte (Epilepsie, Skrofeln, Gelbsucht) geknüpft wird; ob die Farbe der Haut: Blässe, Rötung, Gelbheit, den Anlafs gab?

Die Macht unheimlicher Geister bei Krankheiten tritt uns nun auch vor allem in dem Wirken dämonischer Tiere entgegen. Damit gelangen wir zu dem Teile unserer Arbeit, der den Anteil der Tiergestalten bei der Namengebung der Krankheiten schildern soll, und der in mancher Beziehung Analogien zu dem vorhergehenden Teile bieten wird.

Wer die Tiernamen in den Krankheitsbezeichnungen untersuchen will, der würde vorsichtigerweise erst einmal von Volk zu Volk feststellen müssen, welchen Tieren[1] im Volksglauben — ganz abgesehen von den Krankheitsnamen — vor allem dämonisches Wesen zugesprochen wird, und was eigentlich an diesen Tieren seit alter Zeit als charakteristisch oder auffällig beobachtet wurde. Eine Durchsicht von Rollands *Faune populaire* lehrt uns, dafs die Zahl dämonischer Tiere recht bedeutend ist. Ihre Namen müfsten aus allen romanischen Dialekten gesammelt werden und mit den Krankheitsbezeichnungen in Beziehung gesetzt werden.

Wesen und Grund dieser Art Namengebung richtig zu beurteilen, ist ungemein schwer, weil auch hier wieder die zugrunde liegenden Vorstellungen uralt sind.

Allerlei Getier strebt danach, in den Körper des Menschen einzudringen. Gewöhnlich suchen die Eindringlinge durch eine der Öffnungen (Nasen- und Ohrenkanal oder offenen Mund) des Schlafenden ins Innere zu schlüpfen oder, wenn dies nicht möglich ist, an der Aufsenfläche in der Haut, am Fingernagel sich festzusetzen. So entstehen nach dem Volksglauben Hemmungen oder Entzündungen aller Art.

Es wird sich nun fragen, ob in allen romanischen Ländern die gleichen Tiere (Wurm, Schlange, Drache, Eidechse usw.) mit Dämonenfunktionen betraut, wieweit Übereinstimmung oder Abweichung im Vergleich zu den Typen des Mutterlandes sich zeigt und welche Motive die Auswahl bestimmen.

Auch der Inkarnationsgeschichte solcher Tierdämonen nachzugehen, wird nicht ohne Interesse sein. Dabei wäre z. B. festzustellen,

[1] Aufser den Tiernamen wären noch allerlei Teufelsnamen zu sammeln und vor allem eine genaue Liste der Kinderpopanze oder Bumänner, in die sich ebenfalls manche Dämonen, die mit Krankheiten zu tun haben, verstecken.

wie lange das Bewufstsein sich erhält, dafs bei dem Krankheitsnamen sich ein wirklicher Tiername erhalten hat. Wer bei Du Cange (s. v. *dracunculus*) liest: *in dextro brachio lanceatur et subrepente dracunculo quinto die moritur* (*Chron. Andrense* p. 411), fühlt, dafs der Kleriker, der in Andres bei Boulogne zwischen 1024 und 1234 diesen Abschnitt verfafste, sich der Wirkung eines tierischen Dämons noch bewufst war; ob er dagegen in der Vita Hugonis Abbatis Marchianensis († 1158): *ecce dranculo morbo, qui ei nativus erat, a capite descendente, facies ejus intumescere coepit* (s. Du Cange s. v. *dranculus*) noch als lebendes Wesen empfunden wurde, mufs bezweifelt werden. Heute ist der *dracunculus* als Dämon aus dem Bewufstsein wohl ganz verschwunden: *s'indroncllié, s'irriter, s'enflammer* (*se dit d'une blessure*) Aosta; *ãdrõɣlja 'enflammé du pis'* (Waadt) etc.

Die dämonistischen Tiere hausen mit Vorliebe im Schlund. In seiner Arbeit über Saunois und Vosgien ('Jahrbuch der Ges. f. lothr. Gesch. u. Altertumskunde' Bd. XX [1908] S. 346) erwähnt J. Callais ein kleines Wasserinsekt *guɲot, 'von dem man glaubt, dafs es, geschluckt, eine Entzündung der Kehle hervorruft'*, daher *ẽguɲɛ* (eig. **engorgené*) 'erkältet'. Hier liegt natürlich ein Krankheitsdämon vor. Das Aufschlucken von Dämonen durch das Vieh ist eine ganz landläufige Anschauung; so lesen wir *Rev. trad. pop.* XIX 248:

Si une vache passe ou paît à l'endroit où un hérisson a passé, cette vache devient enhérissonnée; et cela l'empêche de bien vêler.

Quand une musaraigne tombe sur un cochon, le cochon devient emmuséraigné; et 'cela le périt des membres' c. v. d. l'animal est comme paralysé, ou rhumatisant, ou goutteux.

Andere Krankheiten gehen nach dem Volksglauben auf dämonistische Einwirkung durch Nebelwesen zurück; z. B. heifst die in der Provence unter dem Namen *gamaduro* oder *pourriture* bekannte Schafkrankheit auch *nebladuro* (Mistral: *pourriture des moutons, maladie à laquelle sont sujets ces animaux, lorsqu'ils paissent de l'herbe mouillée par les brouillards*).

Auch auf die eigenartigen Kuren, die bei Krankheiten angewandt werden, müssen wir unser Augenmerk noch richten. Wo man ein lebendes Tier (als Gegendämon) in den erkrankten Körper einführt,[1] da wird es sich in der Regel immer um dämonistischen Hintergrund handeln, und in dem Namen der betreffenden Krankheit wird sich gewifs irgendwo die Benennung nach einem Dämon nachweisen lassen.

[1] In Bournois (nach Roussey) glaubt man, dafs eine Kuh Blähungen bekommt, wenn sie eine Schnecke verschlungen hat, und um, wie in alter Zeit, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben, steckt man ihr einen lebenden Frosch in die Kehle. In manchen Gegenden läfst man (Hov. u. Krouf. II 144) eine Laus in die Harnröhre kriechen, um das Urinieren zu ermöglichen, usw.

Es zeigt sich nun bei den Tiernamen die Eigentümlichkeit, dafs ein bestimmter Erreger für mehrere Erscheinungen verantwortlich gemacht wird. So werden eine ganze Reihe Krankheitserscheinungen mit dem Wolf in Verbindung gebracht. Das obenerwähnte *mal de saint Loup* bedeutet nicht nur 'Epilepsie', sondern 'die Krämpfe der Kinder, den Milchschorf, den pavor nocturnus, den croup'. Bei Littré finden wir unter *loup* 9°: *ulcère rongeante* [*lupus*], *gastro, enterite compliquée d'hématurie des vaches* (Oise), *avoir crié au loup, gober le loup = recevoir un coup de soleil* (vgl. was Rolland, *Faune pop.* I 129 ff. dazu berichtet).

Dem Wolf wird bei allen möglichen Krankheiten Beteiligung zugeschrieben, bei gefährlichen wie bei ungefährlichen, bei inneren wie bei äufseren Leiden; bei diesem Tiere mag wohl die 'Gefräfsigkeit' der Ausgangspunkt für die Annahme dämonischen Wesens gewesen sein; später erst wird sein Name auch auf weniger gefährliche Leiden übertragen worden sein; denn es gilt ja z. B. von der harmlosen Balggeschwulst der *loupe* gerade nicht der Gesichtspunkt, den Diez, 'Et. Wtb.' S. 629 zur Erklärung anführt (*'nach diesem gierigen Tiere vielleicht von ihrem Umsichgreifen genannt'*).

Aber nicht immer ist es das dämonistische Wesen der Tiere, das zu Bezeichnungen zwischen Tier- und Krankheitsnamen Anlafs gibt.

In Frankreich finden wir auf weiten Strecken die Bezeichnung: *renarder, écorcher le renard, piquer le renard, faire des renards* in der Bedeutung *'vomir'*.

Nach Karte 1413 des *Atlas* ergibt sich, dafs diese bildliche Bezeichnung besonders im Osten Frankreichs gebräuchlich ist, ohne dafs einstweilen ein rechter Grund für diese örtliche Verteilung zu ersehen wäre: *renarder* Vosges (76),[1] H^te^ Saone (25, 44), Doubs (54, 41), Jura (22), Rom. Schweiz (939, 40, 60 [*faire des renards*]); dafs dies Bild ursprünglich noch gröfsere Gebiete überspannt hat, dafür scheint sein Vorkommen in Creuse (504) und Puy-de-Dôme (804) zu sprechen. Brissaud (S. 166) versuchte diesen Ausdruck an das Wort *'renard'* anzuschliefsen, das bezeichnet: *'en parlant de canaux, de bassins, un trou par où l'eau se perd et qui est difficile à découvrir'*. Das scheint doch recht weit hergeholt.

Eine andere Erklärung liegt viel näher. Einem *'faire des renards'* entspricht gewifs der deutsche Ausdruck *'einen Löwen giefsen'* (KNB. 192[a]). Die Bezeichnung ist offenbar so zu deuten, dafs die ausgebrochene gelbliche Masse als *'der Löwe'* angesehen wird. Dieser Anschauung entspricht nun im Französischen *'le renard'*;[2] der rötlich-gelbe Auswurf wurde mit dem Fuchs ver-

[1] Auch sonst in Lothr.: St. Amé (Adam 283), La Bresse (OGD.).

[2] Diese Zeilen waren geschrieben, als Schuchardts interessante Mitteilungen in *Zs.* 35, 737 dem Verfasser zu Gesicht kamen, in denen dieser Gelehrte die gleiche Deutung bringt. — Eine rein äufserliche Anlehnung

glichen,[1] daher auch *renard* = *nausée, vomissement* (Du Bois, Romdahl), *piquer des renards* (Verr.-On.), *écorcher le renard* (*Gloss. du Centre*); *fɛ:r de pjow* (faire des peaux) in St-Pol vgl. dt. *'den Fuchs abhäuten'*.

Vielleicht wird das Erscheinen des 'Hundes' beim Erbrechen ähnlich aufzufassen sein; *avoir les chiens* finden wir nach dem *Atlas* (K. 1413 N. 70) in Gruyères (Freiburg).

Dieser Ausdruck erscheint ähnlich wie bei *renarder* nicht nur für 'Übergeben', sondern auch für Menstruation, bezeichnet übrigens auch noch das Auswerfen von schleimiger Masse bei Rachenaffektionen. Da es sich hier überall um die Absonderung von Flüssigkeiten handelt, so könnte man bei jenem Bilde vielleicht auch an einen Zusammenhang mit *chier* denken. Wenn man dagegen in Yonne *avoir les chiens* für einen Hexenschufs braucht, so hat Heuillard S. 80 richtig darauf hingewiesen, dafs im Champagnischen (Tarbé) *avoir les queignas* offenbar zu dem im Kanton Sézanne üblichen Ausdruck *équinettes* = *courbature* zu stellen ist, wo *échine* zugrunde liegt.

Werfen wir nun noch einen Blick auf solche Bezeichnungen von Krankheiten und Symptomen, in denen Vogelnamen eine Rolle spielen.

Hier zeigt sich besonders, wie genau die Beobachtungen des Volkes im einzelnen seit alters gewesen sind; sie werden vom Hausgeflügel ausgegangen sein und sich dann an allerlei Feld- und Jagdvögeln fortgesetzt haben.

Aus solcher Kenntnis erklärt sich die Tatsache, dafs zur Bezeichnung von Hornauswachsungen, wie dem Leichdorn an der Zehe, in vielen Sprachen mit Vorliebe der Name eines Vogelauges gewählt wird (*œil de perdrix, u d'agas,* Hühnerauge usw.); das Volk lernte eben frühzeitig die bekannte Hornhaut der Vogelaugen beobachten.

Wenn man von einem Menschen, der heiser ist, in Italien sagt: *ha gridato alle cornacchie* (Rolland, *Faune* II 125), so wird man natürlich sofort an den heiseren Schrei der Krähe denken, und man wird, zugleich in Erinnerung an rumän. *coracă* 'Bräune' (zu neugriech. *κόραξας*), auch das *mal sainte Corneille des enfants* (*'mal bleu* [?] *qui leur fait pousser des cris de corneille'*) ebenso deuten wollen. Gleichwohl wird man sich fragen müssen, ob dieses Übel, dem im Französischen auch *'angine couenneuse'* entspricht, nicht mit der Beobachtung einer *corne cutanée* zusammenhängen könnte.

An den vielfachen Beziehungen, die in der Namengebung zwischen Eigentümlichkeiten der Vögel und Abnormitäten[2] des Auges

an *renard* scheint mir der Ausdruck: *avoir le renard* (*reinard*) = *'avoir mal aux reins'* in Anjou (Verr. On.).

[1] *renarder* bezeichnet deshalb auch *avoir la menstrue* (Rolland).

[2] Körperliche Abnormitäten sind von jeher als Anzeichen dämonischen Wesens aufgefafst worden, vgl. die einäugigen, schielenden, triefäugigen Hexen, Ungeheuer und Gottheiten, die Hornhautflecke als signum diabolicum, der Klumpfufs des Satans, die Entenfüfse der Schrattgeister usw.

offenbar werden, sind gewiſs auch allerlei dämonistische Vorstellungen mitschuldig. Zur Annahme eines gewissen geheimnisvollen Wesens mancher Vögel trug ihr eigentümlich starrer oder auch flackernder Blick bei, den die geschäftige Phantasie des Volkes als 'bösen Blick' auffaſste. Darauf deuten Vogelnamen wie *berlusiau* (Rolland, *Faune* II 232), der die *berlue* = *myodopsia*, das Augenflimmern, hervorzurufen imstande war. Auch dem uns so unschuldig scheinenden Rotkehlchen wurden — nach Namen wie *bezuet* (Mistral) zu urteilen — Eigenschaften zugesprochen, die auch der Hexenmeister besitzt, *qui donne la berlue*. Anderes kommt wohl bei der Schwalbe in Betracht. Seit alter Zeit (bei Tobias II 10) wird die Schwalbe mit der Blindheit in Verbindung gebracht (vgl. die Heilung durch den wunderbaren Schwalbenstein, Rolland, *Faune* II 317 ff.). Ob dieser Zusammenhang gerade von dem Schwalbenauge ausgegangen ist, muſs doch bezweifelt werden. Ostfranzösische Ausdrücke deuten darauf, daſs man in den Schwalben offenbar wegen ihres pfeilgeschwinden Vorbeihuschens[1] Schattengeister[2] vermutet, vgl. *Atlas hirondelle* K. 697 N. 74, 75 *alõbrot* (Berner Jura und Belfort); so werden die dem Patienten vor dem Sehfelde auf und ab tanzenden schwarzen Schatten oder Trübungen (anderwärts *les papillotes*) als 'Schwalben' bezeichnet, *avoir les olombrattes* heiſst in Montbéliard[3] das Augenflimmern haben, *avoi les onbrotes* in der Nähe von Belfort (Vautherin) = *avoir la berlue, avoir les petites ombres*; nach Contejean bedeutet dasselbe in Montbéliard *'être myope'*.

Eine Aufhellung der Beziehungen von Tiernamen und Krankheitsnamen wird nun auch von anderer Seite aus für unsere Untersuchung nützlich sein können. Es läſst sich der Fall denken, daſs Krankheitsbezeichnungen früherer Perioden mit Tiernamen irgendwie in Verbindung traten, daſs die alten Bezeichnungen aus irgendwelchen Gründen weichen muſsten und nur noch in den Tiernamen hängenblieben. Dafür ein Beispiel. Merkwürdigerweise heiſst der Zaunkönig auf galloromanischem Gebiete der 'Triefäugige', prov. *lagagnouso, lagagnouo* (zu *lagagne* Augenbutter, span. *lagaña*), *bourrichon* (Anjou zu *bourre, beurre*), *cagadâoulete, çagadauleta* (Montpellier vgl. Rolland, *Faune* II 291 zu *cacare*, also der 'Kotzäugige'). Wenn wir nun sehen, daſs der letztere Ausdruck, der an und für sich auch eine andere Deutung zulieſse, auf das Auge bezogen werden muſs, so ist (für gewisse Orte wenigstens) hierin eine Bezeichnung der Triefäugigkeit erhalten, die von dem heute üblichen Ausdruck abweicht, so z. B. *anſəjə* neben dem französischen *ſasjo* in Montpellier. Warum freilich der Zaunkönig gerade als 'Triefäugiger' bezeichnet wird, ist eine besondere Frage; der Name hängt gewiſs mit dem

[1] Vgl. *virõdel* N. 519, *birũndelo* N. 618, 712–17.

[2] Nach *Att. ling.* K. 672 N. 89 werden im Lothr. die Wespen als *õbrot* bezeichnet.

[3] Rolland, *Faune pop.* II 314.

dämonischen Charakter[1] zusammen, den man diesem Vogel zuschrieb.

Noch einer weiteren Beziehung zwischen Tiernamen und pathologischer Terminologie, deren Kenntnis für die Untersuchung der Krankheitsnamen nicht unwichtig ist, sei hier gedacht. Die dämonischen Tiere, die die Wunden schlagen, werden in totem Zustande, bisweilen pulverisiert, zur Heilung der Wunden herangezogen, sie werden zu offizinellen Tieren.[2] Die *musaraigne* hat einen Bifs, der giftig ist, wie der der Spinne, der Name *rat mége* (Rolland) verrät aber zugleich, dafs sie als Heilmittel auf die Bifswunden gelegt wird.

Solch ein offizinelles Tier ist der *Alcedo hispida,* der *martin-pêcheur*: *'Le corps desséché (du m.-p.) passe pour éloigner les mites et les teignes'* (Rolland, *F. pop.* II 73), und nun vergleiche man einige der Namen des Vogels nicht nur, wie Rolland tut, mit dem Namen der *mite,* sondern mit denen von Hautanomalien selbst:

Vogel:		Krankheit:
afr. *artre*	nach Cotgrave	*dartre*
derna	Auvergne	*derbitas* : *zernas* Thes. Gl. Lat. III 607, 6
gersa	Vaud (Bridel)	*djersire* (Gloss. d. l. Suisse rom.) 'gerçure'
djersa	Suisse rom.	
zerche	Fribourg (Schinz)	*zerche* (Gloss. d. l. Suisse romande, Lens Wallis) 'teigne'.

Solche Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen decken uns alte Gedankenverbindungen auf; sie werden deshalb, weiter ausgedehnt, unsere Kenntnis von den Krankheitsnamen fördern können.

Vom offizinellen Tiere zur heilenden Pflanze ist nur ein Schritt.

Die Beziehungen, die Pflanzen- und Krankheitsnamen verbinden, sind mannigfacher Art. Rein äufserlich ist die Verknüpfung dort, wo Gebilde des Pflanzenreiches mit Krankheitssymptomen verglichen werden. Sie ist so landläufig, dafs hier ein kurzer Hinweis genügt: *ənjõ* (oignon) 'Auswuchs am Pferdehufe', pt. *caroço* (Obststein) 'Drüsenanschwellung, Parotidis', *muguet* (= mal blanc), *fleur* (= flux) in französischen Mundarten; lothr. *fər ã pwɛ:r bjas* (*tomber en poire blette*) *'s'évanouir'* u. v. a. Es liegt auf der Hand, dafs vom Symptom aus die pflanzliche Bezeichnung auf die pathologische Gesamterscheinung ausgedehnt wurde; so heifst *lɛtse* im Jura 1) eine Art Roggenbrand, 2) brandartige Geschwulst am

[1] Auf die Vorstellung, dafs der Zaunkönig ein dämonisches Wesen ist, deutet aufser Namen wie *troglodyte, oiseau béni* auch der Volksglaube, nach dem der, welcher einen Zaunkönig tötet, das Feuer des Himmels auf sein Haus zieht (Rolland a. a. O. II 294).

[2] Hierzu vergleiche man das lehrreiche Buch M. Höflers: *Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer,* 1908.

Euter der Kuh, dann der durch die Geschwulst hervorgerufene allgemeine pathologische Zustand; ähnlich verhält es sich mit *nielle* (Korn- und Kälberkrankheit).

Enger schon ist die Verknüpfung dann, wenn die pathologische Wirkung, die von der Pflanze beim Berühren, beim Auflegen oder beim Einnehmen des Saftes ausgeht, als Benennung für die Pflanze[1] selbst eingesetzt wird:[2] lothr. *fa:kɛs, fo:dür* 'Brennen, Jucken, dann Brennessel', *sang-mêlure* (Fumaria officinalis), *cranquillure* (Clematis vitalba); andere Beispiele bei Rolland, *Flore* I.[3] Man geht nun noch einen Schritt weiter und wählt als Pflanzennamen nicht nur das Abstraktum, das die Wirkung der Pflanze[4] bezeichnet (Blutmischung usw.), sondern man nimmt den Namen der Krankheit selbst, deren Symptome mit der Pflanze kuriert werden: span. *muermo* (*Clematis vitalba*, Roll. I 6), *lèpro* (I 81), lothr. *popelure* = *rougeole* (I 166), *kjɛvlɛ* in Bournois (lothr. *tjɛve*: Haillant, *Flore* 121), die wilde Zichorie, ist eigentlich die *clavelée*, die bekannte Schweinekrankheit, die durch Abreibung der Pflanze geheilt wird. In der Creuse heifst (nach einer mündlichen Mitteilung von Prof. A. Thomas) eine *Scro-*

[1] Bisweilen wird umgekehrt eine Pflanze nach der Ähnlichkeit mit pathologischen Symptomen benannt; dabei spielt entweder die Form der Pflanzenteile eine Rolle, vgl. Rolland, *Flore* I 67: *Les médecins du moyen-âge attribuaient à cette plante* (ficaria ranunculoides) *la propriété de guérir les hémorrhoïdes, en raison de l'analogie de forme de ses racines globuleuses avec les tumeurs hémorrhoïdales* (De Cock, *Volksgeneeskunde in Vlaanderen*, 1891); oder die Farbe ist schuld, wie bei Chelidonium majus, das seiner gelben Farbe wegen die Gelbsucht heilen soll, daher Namen wie *jaunisse* (Rolland, *Flore* I 193).

[2] Diese sprachliche Gleichsetzung zeugt davon, wie stark gerade der therapeutische Wert der Pflanze im Vordergrunde des Bewufstseins stand; die aufgebundene Pflanze ist seit alters zum rettenden Amulett, zur helfenden Gottheit erhoben worden: *alligaturas et tutamina suo portabant in corpore*, Filastr. 21, 3, *vulnus curatur adustione non sine alligatura*, Mulomed. 2, 51 (ThLL.).

[3] Vgl. *mal d'els* I 44, *mal d'yeux* I 169, engl. *headache, ear-aches* I 173 als Pflanzennamen (Papaver Rhoeas).

[4] Das Volk verquickt bei solchen Bezeichnungen bisweilen zwei verschiedene Vorstellungen: 1) dafs die Pflanze ein bestimmtes Übel zu heilen vermag, 2) dafs sie ein bestimmtes Übel hervorzurufen vermag. Die Schafgarbe (*millefeuille, Atl.* K. 858) heilt Blutungen, daher: *kœrnɛ* N. 86 (Vosges) *'cure-nez'*; *ɛrb o jarpãtjo* N. 345, 387 (Calvados, Manche), *ɛrb a narin* N. 114 (Aube). Bei weitem der verbreitetste Name dieser Pflanze ist aber *saigne-nez* (in Vosges, Haute-Saône, Jura, Doubs, Schweiz, Savoyen, Ardèche), das 'Nasenbluten'. Das Volk fafste die Gleichsetzung: Schafgarbe — Nasenbluten so auf, als ob die Pflanze Nasenbluten hervorbringe; so nennt man sie in Cantal, *Atl.* K. 858 N. 719 *ɛrba dɛ faire sãga lũ na:ʃ*, und in Savoyen singen die Kinder, indem sie die Blüten in die Nase stecken:

Barbotanna, tire ma 'anna
Barbotanna, tire mon sang.

(Constantin Désormaux, *Dict.*)

Ähnlich Ranunculus acris in Languedoc = *lagagno, mal d'els, pleur'yeû* *'qui fait pleurer les yeux'* (Rolland, *Flore* I 44).

fularia-Art *malmort*, hat also den populären Namen der Skrofeln[1] völlig übernommen.

Wir mufsten hier ein wenig auf die Betrachtung von Pflanzennamen eingehen, weil nämlich nun auch der Fall eintritt, dafs der Name von Pflanzen als Krankheitsname verwendet wird, ohne dafs eine äufsere Ähnlichkeit zwischen Pflanzenteilen und pathologischem Symptom vorliegt. Es ist schon ein kleiner Umweg, wenn eine Hautkrankheit durch den Namen einer Pflanze bezeichnet wird, die bei Berührung der Haut ähnliche cutane Erscheinungen hervorruft, wie sie für jene Krankheit charakteristisch sind, wenn also in Anjou (nach Verrier-Onillon) der Nesselsuchtausschlag *ortie, ortruge* genannt wird. Noch weiter scheint der Weg bei fr. *coqueluche*, das heute den Keuchhusten, früher eine Art Grippe bezeichnete. Dafs bei der Wahl des Wortes der Gedanke an das Krähen des Hahnes (*coqueliner, cocerico*) mitgewirkt habe, ist deshalb nicht wahrscheinlich, weil in den Beschreibungen der alten Grippe, die Littré s. v. *coqueluche* aufführt, gerade vom Husten als charakteristischem Merkmal der Krankheit nicht die Rede ist. Der Name wird im Zusammenhang mit der alten Bedeutung von *coqueluche* = *capuchon*[2] gedeutet werden müssen.

Wie stark zu einer bestimmten Zeit die Gleichung Grippe = Käppchen empfunden wurde, zeigt die populäre Tradition, nach der man glaubte, man könne die Kinder von der Krankheit heilen, wenn man ihnen Mantelkappen umhinge. Nun ist aber *coqueluche* in manchen Mundarten Frankreichs (z. B. im Savoyischen) der Name für den Eisenhut *Aconitum napellus*[3] (wegen seiner blauen Kappenblüten), und seit alter Zeit ist der Saft des Eisenhutes als homöopathisches Mittel gegen Grippe und später gegen den Keuchhusten gebraucht worden. Der Name des Heilmittels ist also auf die Krankheit, die es heilen soll, übertragen worden.[4]

Eng verbunden mit der Vorstellung, dafs ein Dämon die Krankheit hervorruft, ist die Anschauung, dafs ein Leiden auf irgendwelcher mechanischen Hinderung beruhe. Bei allerhand Verstopfungserscheinungen treten Ausdrücke auf, die auf die Annahme einer äufseren Abschliefsung, Abbindung, Fesselung deuten. Aber nicht

[1] *malum mortuum* = morbi genus pedum et tibiarum (Du Cange).

[2] *coqueluchot* = *capuchon* (im Verduno-Chalonnais, *RPhFr.* 5, 178), ähnlich in La Bresse, in der Bourgogne usw.

[3] Aconitum-Arten heifsen *coqueluchon* (Rolland, *Flore* I 99), *coqueluchon jaune* (ebd. 102), *coqueluchon d'Allemagne* (ebd. 104). Sind engl. *cuckoo's caps, cuckold's cap* vielleicht an den Stamm angelehnt?

[4] Im Dt. darf man an das uhd. *Bickarsch* (KNB. 17[a]) erinnern, ein durch Sekretion von Feigwarzenflüssigkeit klebriger Hinterer, den man eher mit der Bickbeere, dem Heilmittel, als mit picken und Pech in Verbindung bringen dürfte; vgl. auch *Farre* (KNB. 122[a]), ein Eingeweidewurm, der vermutlich nach dem Heilmittel heifst, durch das er vertrieben wird (Farnkraut), ebenso: *Bleiblatter*, syphil. Beule, die mit Bleibehandlung geheilt wird, usw.

nur die eigentlichen Kanäle des Körpers werden als verschlossen, umklammert (*sarrengle* 'engorgement' Landes, sp. *garrotillo* etc.) vorgestellt, auch die Nerven- und Adernstränge werden in Mitleidenschaft gezogen; allerlei Lähmungserscheinungen, Schlaganfall usw. (siz. *ligatu* etc.), werden auf mechanische Einwirkungen zurückgeführt. Dazu kommen die vielen Fälle, wo Stofs, Schlag oder Druck als Erreger des Symptoms und damit der Krankheit gedacht wird. Diesen Vorstellungen entspricht die Heilmethode, die darauf ausgeht, mit mechanischer Einwirkung dem Übel entgegenzutreten, die Krankheit wird 'eingepflöckt', oder mit einem Speichelkreis umzogen, *on barre les dartres*, und man umschlingt bei *garrotillo* den Hals dreimal mit einer Hundspeitsche. Die Vorstellungen über das Wesen der Krankheit, wie sie in solchen Heilmethoden zum Ausdruck kommen, werden sich auch in den Namen widerspiegeln, und so wird eine Erklärung der Namen stets Rücksicht zu nehmen haben auf die volkstümliche Therapie.

Gleichfalls durch äufsere Einwirkung, wenngleich nicht so unmittelbar, beeinflussen, soweit wir nur alten Glauben zurückverfolgen können, die Gestirne den Gesundheitszustand der Menschen. Sie bestimmen nicht nur vom ersten Tage ab den allgemeinen Gang der Entwicklung des Menschen, sondern auch den Gesundheitszustand innerhalb der Jahreszeiten, ja der einzelnen Tage. Die ganze medizinische Wissenschaft des Mittelalters ist beherrscht von astronomischen Ideen. Leider stehen wir hier noch vor schwer zugänglichen Gebieten. Von dem ungeheuren Material liegt das meiste noch handschriftlich begraben. Deshalb werden wir an Namensbezeichnungen, die auf astronomisch-medizinische Vorstellungen zurückgehen, mit besonderer Vorsicht herantreten.

Der Glaube an die Einwirkung der Gestirne und damit im Zusammenhang die Vorstellung vom Wirken meteorologischer Verhältnisse[1] und gewisser Zeiten[2] auf das körperliche Befinden herrscht heute noch in weiten Kreisen; ich erwähne nur das, was Goethe am

[1] Vom Nebel war schon die Rede. Auch der Wind ist als Träger böser Miasmen eine Krankheitsursache, vgl. Du Cange s. v. *aura*: *cum suis omnibus subita aura contagiatus atque plagatus est* (Acta S. Deicolae Abb. saec. 2 SS. Benedicti p. 115); vgl. ferner den lähmenden Windgeist bei den Wenden (KNB. 60^{8b}), die Windpocken, 'die Influenza liegt in der Luft' usw.

[2] Die Sommerzeit ist, wie wir bereits bei den Heiligen sahen, besonders dem Entstehen von Krankheiten günstig, daher mundartlich *les canicules* direkt als Bezeichnung von 'Unwohlsein'. — Die Schaltjahre sind Unglücksjahre (vgl. *bissêtre* [bei Richelet] *'malheur, accident causé par l'imprudence de quelq.'* [S. Heymann, *Franz. Dial. Wörter b. Lexikographen des 16.—18. Jh.* Gieſs. Diss. 1903. S. 72], *porter bissêtre* [*R. trad. pop.* 20, 306) und gewähren daher auch den Krankheiten eher Einlafs; *bissé* (Puitspelu, Lyon) aus *bissextum*, ursprünglich nur *'malchance, accident par suite de la superstition attachée aux années bissextiles'*, geht zur Bedeutung *'indisposition'*, ja *'maladie épidémique'* über.

21. März 1830 über den Einfluſs des Barometerstandes auf seine Gesundheit zu Eckermann sagte. Auf romanischen Gebieten sind zahlreiche Einzelbeobachtungen in folkloristischen Schriften und in medizinischen Veröffentlichungen niedergelegt. Da diese Vorstellungen meist in Anschauungen wurzeln, die weit zurückgehen, so ist der Zuhammenhang zwischen Gestirnen und körperlichen Leiden oder Schwächen (z. B. der Einfluſs der Kometen auf die Hautkrankheiten) oft schwer zu deuten. Analogiezauber liegt vor, wenn der Mond, dessen Veränderlichkeit, Anwachsen und Abnehmen am besten beobachtet werden konnte, für wechselnde Stimmungen, für Wachstums- und Entwicklungsverhältnisse, für Anschwellungen und Geschwüre verantwortlich gemacht wird. Die Launen (zu *luna*) sind ursprünglich nichts als die Folgen von auf und ab schwellenden Blutströmungen, die sich dann auch in der Menstruation *'dem Mondblut'*, fr. *les lunes*, oberital. *lünjə*, rum. *lunătăci* etc., in der *flussione lunatica* = der Mondblindheit der Pferde (auch *lunatisme, tour de lune, mal de luna*) äuſsern. Der Mond läſst nun auch im und am Körper allerlei aufwachsen oder abschwinden. Auf das Gedeihen oder Nichtgedeihen der Leibesfrucht hat der Mond Einfluſs,[1] das Volumen des Gehirns erweitert und verengert sich je nach der Veränderung der Mondscheibe (*Rev. d. trad. pop.* 19, 133). Wer im Mondschein spazierengeht, dem friſst der Mond die Haare weg[2] (vielleicht ist Mondschein = Kahlkopf nicht nur eine optische Analogie); nach volkstümlicher Vorstellung sind gewisse Tage dem 'Haareschneiden' nicht günstig; wer in der Zeit vom 9. bis 14. Januar während Abgang des Mondes sie schneiden läſst, dem wachsen sie nicht wieder (Höfler, 'Kultkalendarium' S. 179); der Mond friſst den Kindern die Oberlippe ab und verursacht so die Hasenscharte (San Salvador), er verleiht den Schönheitsfleck (*lunar*, auch 'Muttermal', S. Salv.), er hängt dem Menschen einen Kropf an (Hov. u. Kronf. II 14); vielleicht darf man auch rumän. *minegocĭĭ* (Banat) zu *μήν* stellen.

Merkwürdigerweise spielt das Hauptgestirn (sidus), die Sonne, eine viel weniger bedeutsame Rolle als der Mond. *Sidere ictus* sagt der Römer, und *sideratio* nennt er eine Lähmungserscheinung[3] bei den Zugtieren (*sideraticia jumenta*); auch Sprachstörung verursacht die Sonne *sidere percussa lingua, sidere mutus*; sie schlägt *(coup de soleil, colpo di sole, golpe de sol)*, während sie bei uns nur sticht.

[1] Logud. *lunādigo* 'sterile' wird in diesen Zusammenhang gehören, vgl. dt. 'Mondkalb', eig. Embryo, der mit Rachitis foetalis behaftet ist. Hier wird sich die Frage anschlieſsen, inwieweit die äuſsere Gestalt des Feminale (port. *barbádo da lunêta* [Porto], Hufeisen, d. h. Mondamulette als Symbol der vulva, S. Seligmann a. a. O. II 11) die Annahme der Beteiligung des Mondes begünstigt hat.

[2] Weiteres bei Sébillot, *Le Folklore de France* I 41 ff.

[3] Im Italienischen hat sich *assiderarsi* nicht für Lähmung durch Hitze, sondern für Erstarrung durch Kälte erhalten; in den Mdd. *arsira* 'paralytisch', piem. *sirà* 'lahm' nach Mussafia, *Beitr. d. nordit. Mdd.*

Den Einfluſs anderer Gestirne aus Krankheitsnamen zu bestimmen, wird nicht leicht sein. Dem Saturn wird seit alter Zeit ein Einfluſs auf das Temperament zugeschrieben, daher die *saturnità*, sard. *satùrnu 'malinconico'* (Spano), die *saturniens*, die unter dem Saturn geborenen kalten Temperamentsmenschen. Warum aber wird die Pest gerade als *mal saturnien*[1] bezeichnet? Hängt dieser Name mit der Sitte zusammen, daſs man den Pestkranken bleierne Amulette umhängte (*Saturnus*-Blei nach alchimistischer Ausdrucksweise), und war diese wieder nur eine volkstümliche Variante zur Bleibehandlung der Pestbeulen?

Die Sternbilder werden nun seit alter Zeit mit bestimmten Körperteilen in Verbindung gebracht. Es gibt in den Handschriften zahlreiche Darstellungen, in denen die einzelnen Teile des menschlichen Körpers mit Symbolen von Sternbildern übermalt sind. Die Verteilung dieser Bilder ist bei den mir bekannten Darstellungen zwar nicht immer ganz einheitlich, aber sie gibt doch deutlich Kunde von dem engen Zusammenhang, in dem ganz bestimmte Körperteile und Sternbilder nach alter Auffassung stehen. In einem medizinischen Traktat der Bibl. Mazarine (B. M. 3599 Fol. 116ro) findet sich das Bild eines menschlichen Körpers mit folgenden Symbolen: Widder (Kopf), Stier (Nacken), Krebs (Brust), Zwillinge (Oberarme), Löwe (Rumpf), Jungfrau (Genitalien), Skorpion (Schenkel), Schütze (Knie), Bock (Wade), Wassermann (Fuſsfessel), Fische (Fuſs). Ähnliche Beziehungen werden in einem Ms. von 1446: Di segni solari (Bibl. Nat. F. ital. 1524) beschrieben, dort heiſst es Fol. 49vo:

Come la terra e fredda et fecca coſi nui habiamo l'offa di ſimil conditione I quali non puotrebbono conſiſtere ſe non fossero alimentati dal humidita dille medulle. Or negniamo al cielo. Sicome adunque Saturno e freddo fecco duro triſte, coſi nui hauemo. La nilza ouer ſplene fredda fecca dera dura triſta.

Und dann folgt direkt eine Gegenüberstellung der Gestirne und Elemente und der durch sie beeinfluſsten Körperteile und Säfte:

Marte — Reni,
Sole — cuore,
Venere — l'univerſal complessione,
Mercurio — pulmone,
Luno — cerebro,
Fuocho — colera,
Aere — Sangue,
Aqua — ſleuma.

So haben wir bei dialektischen Krankheitsbezeichnungen zu prüfen, ob nicht vielleicht durch solche Gleichungen auch astronomische Benennungen sich eingeschlichen haben. Denn Körperteil

[1] Siehe Littré s. v. *saturnien*.

und Krankheit sind in der Vorstellung so eng verbunden, dafs dort, wo ein Übel vornehmlich in dem schmerzhaften Fühlen eines Körperteils besteht, dieser einfach als Name für die Krankheit eintritt.

Wir finden *matrice* als 'Frauenleiden', *jointes* als Gelenkrheumatismus, *do* (= *mal de dos*) als *mal de reins* (Berner Jura); sp. *agallas* Schwellung der Mandeln. Hier macht sich nun bei der Lokalisierung der Krankheit wieder jene obenerwähnte laienhafte Unwissenheit geltend, die falsche Körperteile verantwortlich macht. Man redet vom Magenhusten und von Herzweh bei Brechreiz. *J'ai mal au cœur* (*j'a mau m' coûr*) bezeichnet im Wallon. (BSLLW. 40, 338) ebensogut Herz- als Magenleiden; *coûr qui hausse, qui hope* (*estomac qui a des envies de vomir,* dt. 'das Herz hochelt', KNB. 236[b]), *coûr chergi* (*estomac embarrassé*) ebd.[1] Man bezeichnet als Öhrchen (*oreillons*) oder Backen (*giffles*) die Anschwellung der Ohrspeicheldrüse, und der Mundschwamm wird sowohl *bouches* als *giffles* benannt (Rom. Schweiz). Selten wird der Fall eintreten, dafs ein Körperteil zur Bezeichnung eines erkrankten anderen Teiles herangezogen wird, wie in *boderc* (Bedano Ticino, SAV. VIII 259) *'chi ha gli occhi gonfi o per aver troppo dormito o pianto o per malattia'.*

Gewisse körperliche Anomalien und Krankheiten werden nun häufig bei bestimmten Geschlechtern, Volksschichten und Nationalitäten besonders reichlich beobachtet, und so bezeichnet man solche Leiden am charakteristischsten als 'Übel der und der menschlichen, sozialen oder nationalen Gruppe', was besonders lockend ist, sobald damit zugleich eine Gelegenheit zur Verspottung des Nächsten gegeben wird. Es wird sich dabei vor allem um äufserlich sichtbare Übel, um entstellende Hautkrankheiten und schamerregende Leiden handeln. An erster Stelle sei hier die *'weibliche'* Krankheit *κατ' ἐξοχήν* erwähnt, die *muliebria, γυναικεῖα,* der die *mascla* (Du Cange V 294) *morbi species* (Männerschwäche?) gegenübersteht.

Man wird ferner häufig Krankheitsnamen als *sobriquets* begegnen, die man den Mitgliedern bestimmter Gemeinden anhängt, so *goîtreux* etc.; umgekehrt wird man den Kropf bisweilen auch als *'Übel der Leute von X'* oder allgemeiner *'Übel der Bergbewohner'* (*'Bergsucht',* KNB. 334[b]) benannt finden. Der Bewohner der Landes nennt die Hautflechten *mal gascoun*; der Italiener nennt eine venerische Krankheit *mal di Francia* (Purg. 7, 109)[2] und der Sarde den damit Behafteten *affranzesàdu*; der Franzose rächt sich dann mit *'mal de Naples'.* Auch innere Krankheiten verfallen bisweilen solcher Bezeichnung: B. Nat. Ms. Fr. 2040 Z. 7[r] heifst es: *pour guérir des Espaignons ou flux de ventre.* Direkt nach Ortsnamen wird diese

[1] Vgl. österr. *der Herzwurm hat ihn angepifst* bei Magenkrankheit; schwed. *han har ett godt mathjärta* (er hat ein gutes Elsherz, guten Appetit).

[2] S. dt. Franzosen, *spanische Blattern,* rum. *frenţe* 'Syphilis', das dann sogar auf die Tierkrankheit übergreift: *freanţă* = räudige Ziege (Tiktin).

Sommerkrankheit in Anjou benannt; je nachdem der Badegast sie in *Sables, Royanne* usw. erwischt, heifst sie *la Sablaise, la Royannaise* etc.

Bei der Untersuchung über die Krankheitsnamen sind nicht nur die Gebiete zu untersuchen, denen die Namen entnommen sind; es ist auch der Wertung, der Art und Weise, wie der Mensch die Krankheit betrachtet, ein Augenmerk zuzuwenden.

Die Stellung, die man einer Krankheit gegenüber einnimmt, hängt in manchen Fällen mit den Anschauungen von Anstand, Sitte und auch mit der Mode zusammen, und solcher Zusammenhang spiegelt sich auch in der Benennung wider. Es ist eine öfters beobachtete Tatsache, dafs man schon in Deutschland, zwischen Norden und Süden, Unterschiede bemerken kann in der Art und Weise, wie man über gewisse schamhafte Dinge (z. B. Zustände der Frau) spricht. Welche von den Benennungen der pathologischen Zustände noch allenfalls salonfähig sind, darüber sind die Anschauungen sehr geteilt. Grofsstadtgesindel wird z. B. den Symptomen venerischer Krankheiten gegenüber bei der Bezeichnung ganz andere Töne hören lassen als ernste gebildete Männer und Frauen. Das, was als schamhaft angesehen wird, wechselt ja auch mit den Zeitläuften und mit den Ländern. Einen Bruch zu haben, gilt in gewissen Gegenden als etwas, dessen man sich schämen mufs, wie etwa einer venerischen Krankheit (Hov. u. Kronf. II 152). Von der *gale* (*gol* in Grand'Combe, Doubs) sagt Boillot in seinem trefflichen Glossar: *on en a honte, on ne veut pas qu'il 'soit dit'*.

Es gibt nun auch Krankheiten, die unter gewissen Umständen wiederkehren, die lästig, aber nicht gefährlich sind, wie Heuschnupfen und Seekrankheit; man belächelt sie. Andere schleichen sich mit zunehmendem Alter ein, man betrachtet sie als einen unangenehmen Hausfreund, der ungeladen lästig fällt. Man findet sich ab, und ein Hätschelwort wird zur Bezeichnung des unwillkommenen Gastes angewandt. So nennt der Trinker das Zipperlein sein *'Freundchen'*; so ist die Gicht zum *'guten alten Männlein'* geworden. Euphemistische Bezeichnung hilft hier etwas über das unvermeidliche Geschick hinweg.

Aus solcher freundschaftlichen Auffassung der Krankheiten entwickelt sich dann die humoristische Bezeichnung. Man kann, soviel ich sehe, drei verschiedene Arten solcher Bezeichnungen unterscheiden. Einmal, indem pathologische Zustände oder Symptome, die Form und Farbe des Körpers oder der Haut verändern, zur Aussprache scherzhafter Gedankenverbindungen oder zu unerwarteten spafshaften Vergleichen verführen. Besonders geben die Zustände der Frau unzarterem Empfinden Veranlassung zum Lachen, zur Persiflage. Von der schwangeren Frau heifst es: *elle pouponne, elle dorlote,* von der Menstruierenden heifst

es im Französischen: *elle a ses Anglais*; man könnte an eine Verdrehung aus *sang* denken (vgl. *sanglant*); vielleicht auch hat die Farbe der englischen Flagge den Anlafs zu dem Vergleich gegeben; denn im populären Portugiesisch heifst die Periode: *'bandeira inglesa'*. Nach Grammont sagt man dafür in der Franche-Comté *sürbɔt* (wohl **sorbette*). Hat man sich eine Beule zugezogen, so spricht man wohl von einer *'fluxion de pavé'*. Wem das Gesicht geschwollen ist, von dem sagt man: *il a la gueule en pantoufle*. Ist man dem Tode nahe, so befindet man sich *à la quervaison et au mouroir* (*'bei der Krepierangelegenheit und der Sterberei'*), läfst dagegen die Gesundheit nichts zu wünschen übrig, so gilt sie als *fiscal 'staatlich geregelt'*.

Komische Vergleiche geben nun zu allerlei weiteren Vorstellungen Veranlassung, die dann in Redensarten und Sprichwörtern ausgeführt werden. So wird das Gerstenkorn, das kleine gelbliche Geschwür am Augenlid, gern mit einem Häuflein Kot verglichen, Boulonnais: *étroncouyon*. Aus diesem Vergleich bildete sich durch Analogiezauber die Vorstellung, dafs man ein solches Drecklein erwischt, *quand on a chié dans un chemin* (Pléchâtel);[1] derselbe Glaube in Lothringen, im Boulonnais usw.; vgl. dazu Littrés Zitat aus dem *Evangile des quenouilles*, wo das Vergleichsmoment schon mehr in den Hintergrund tritt:[2] *Pour pissier entre deux maisons ou contre le soleil, on en gaigne le mal des yeux qu'un appelle le leurieul.*[3]

Äufserlicher ist die humoristische Beziehung da, wo lediglich ein Wortspiel vorliegt: die *galante* oder *charmante* zur Bezeichnung einer epidemischen, pestähnlichen Krankheit gehört offenbar zu *gale* und *charmer*. Hier liegt eine humoristische Anknüpfung kaum mehr vor, da gewifs eine Pest zu der Bedeutung, wie wir sie mit *galante* verknüpfen, nicht wohl in Beziehung gebracht werden kann. Auch sard. *ministra* = *menstruation* legt keine gedankliche Verbindung nahe; dasselbe möchte man bei *péritonite* zu *pérentonie* zu *mal de Père Antoine* glauben, falls hier nicht die Erinnerung an das *feu St. Antoine* hereinspielt; ganz unsinnig dagegen erscheint *vélocipède* für *érésipèle* (*Atl. ling.* K. 1154).

Als eine dritte Art humoristischer Benennung sind die Namen anzusehen, die aus dem Kartenspiel entnommen sind. Man sagt wohl landschaftlich *'perdre la carte'* für 'in Ohnmacht fallen'; mit *quinte et quartorze* wird in Anjou (Verr.-On.) die Syphilis bezeichnet; *vomir* heifst dort sehr hübsch: *mettre le cœur sur le carreau, tirer du cœur* etc.

[1] Ähnliche Vorstellungen auch in Deutschland; vgl. den Namen *'Wegscheifser'*.

[2] Noch anders in San Salvador, wo man ein Gerstenkorn bekommt, *quand on voit se coupler les chiens.*

[3] Man kann sich fragen, ob gerade der *loriot'* zur Bezeichnung des Gerstenkorns seiner Farbe wegen gewählt wurde, ob nicht *l'or* (vgl. *l'orier* = *bouton* bei Métivier S. 312) und der Anklang an *l'orgelet* diese Wahl begünstigte?

Der humoristischen Bezeichnung nahestehend ist die Benennung, die sich aus der Auffassung des für ein bestimmtes Leiden charakteristischen Geräusches und Klanges herleitet. Das Näseln beim Schnupfen, das Gurgeln beim Erbrechen, die mannigfach variierten Hustengeräusche, das Quallern bei flüssigem Stuhlgang[1] u. v. a. geben Veranlassung zu onomatopoetischen Bezeichnungen; *chamar o Gregorio* sagt der Portugiese für 'Erbrechen' und wählt damit einen ähnlich klangreichen Namen wie der Deutsche, wenn er zum heiligen *Ulrich*[2] oder zum *'Bullerjahn'* ruft. So ist bei vielen dieser onomatopoetischen Bildungen von vornherein leicht einzusehen, warum sie gewählt wurden; bei *tèfe tèfe* (Jaclot, *Vocab. messin*) *'mouvement du cœur'* hört man ordentlich den schweren Atem bei Herzaffektionen; dagegen ist bei anderen ähnlichen Bildungen die Erklärung nicht so einfach; schon das auch einen pathologischen Zustand bezeichnende *tifo-tafe* = 'démangeaison, envie immodérée de dire ou de faire une chose' (Castres b. Couzinié) scheint nicht klar; und dann die ganze Reihe von Ausdrücken der Launenhaftigkeit, des Schwachsinns, der Gehirnerweichung: piemont. *avèi 'l torlo-borlo* 'esser di mal umore' (Zalli), fr. *être dodo, dada*, wall. *touyî-brouyî* toqué, cerveau brouillé (Lurpuin, *Gloss. d. l. Fosse*), rumän. *hututŭiŭ* 'schwachsinnig' etc. Handelt es sich hier um die Nachahmung des zusammenhanglosen Lallens des radotierenden Patienten?

Wir kommen nun noch mit einigen Worten auf den zweiten Teil unserer Auseinandersetzung, in dem wir stets mit Rücksicht auf den Gedankeninhalt der Namen uns mit den Bildungsfragen, den formativen Faktoren bei der Schöpfung der Krankheitsnamen, beschäftigen. Die Fragen, die sich an das äufsere Gewand der Krankheitsnamen knüpfen, sind durchaus nicht gleichgültig für die Beurteilung der Namen im allgemeinen.

Der Gebrauch des Plurals vermittelt uns die Auffassung, dafs man in einer Krankheitserscheinung einen wiederholten Vorgang oder einen mehrfachen, vielleicht aus scheinbaren Einzelsymptomen zusammengefafsten Kollektivbegriff sieht (*les fièvres, les apthes, seje* pl. 'soyon' [roman. Schweiz], *oreillons* = doppelseitige Parotidis). Eine Übersicht über die Form der verschiedenen Krankheitsnamen zeigt uns, dafs eine gewisse Scheu vor dem Substantivum vorhanden ist, es gibt eine grofse Anzahl von Krankheitsbezeichnungen, bei denen das Substantiv fehlt, wo nur Adjektiv und Verbum existieren. Diese Tendenz zur 'Veradjektivierung' ist so stark, dafs in den Fällen, wo ein gelehrtes Substantiv als Bezeichnung einer Krankheit in die Mundart eindrang, es trotz seiner substantivischen Form auch

[1] *guille 'diarrhée', guiller, couler, se dit des matières semiliquides* (Havre, Maze), *drille 'diarrhée'* (Bourbonnais, Duchon), *riclya 'diarrhée'*, St-Genis-les-Ollières (Lyon), ital. *squaccherare*, sind solche onomat. Benennungen.

[2] Auch sonst im Germanischen, so schwed.: *Hans rop på naturguden, eller Ulrik som han kallade honom* (Heidenstam, *Skogen susar* S. 230).

in adjektivischen Gebrauch genommen wurde; so sagt man in Anjou: *il est un peu anémie, il est paralésie, être rhumatisse, il est asthme, in bœuf qui est tuberculose* (Verr.-On.). Diese Vorliebe für Adjektive, auf die schon Schuchardt in der Festschrift für Mussafia S. 29 hingewiesen hatte, zeigt uns die Abneigung des Volkes gegen Abstraktionen. Das Volk kann mit wesenlosen Begriffen wie Nervosität, Schwindel usw. nicht viel anfangen; es empfindet eine starke Neigung zur Verbildlichung, zur Symbolisierung; so sieht es in den Krankheiten vor allem das Symptom, die Eigenschaft, das Agens. Die pathologischen Zustände werden als eine Leistung, eine Arbeit aufgefafst, die man hinter sich bringen mufs, daher *laboriosus* = *aeger, invalidus* (Du Cange), *le travail* (die Geburtswehen), rumän. *facere* 'die Entbindung', dt. *die St. Valentinsarbeit* (Epilepsie). So sagt man in manchen Gegenden direkt: *faire une maladie: il a fait une terrible fièvre,* etc.

Nicht ohne Interesse für die Erkenntnis der den Namen zugrunde liegenden Vorstellungen ist die Anwendung von Suffixen, ihre Bedeutung an sich und die Rolle, die sie bei semasiologischer Gruppenbildung spielen.

Schon im Lateinischen werden Krankheitsnamen vorzugsweise mit *-aginem, -iginem, -uginem* verbunden, das vermutlich *'eine Art von'*[1] ausdrückt; es zeigt sich hier schon bei der Benennung der Krankheiten im Lateinischen jene Ungewifsheit, jenes Tasten, von denen bereits oben die Rede war.

Dafs einzelne Kategorien besondere Suffixe bevorzugen, erscheint nicht auffällig. So neigen viele Hautkrankheiten, entsprechend ihrem Zusammenhang mit kleinen entzündlichen Gebilden, zu *-ola, -ella*: *ruʒöl* (Pléchâtel), *bazigöl* 'herpès' (Marne), *krətola* 'vérole' (rom. Schw.). *breʒula* 'bouton' (Wallis), *parpirel* 'varicelle' (Berner Jura); *potʃəla* 'gourme' (Waadt) zeigt, dafs diese Tierkrankheit als Hautkrankheit aufgefafst wird. Anderwärts zeigt sich *-ör* produktiver: *propəljör* (zu purpula = 'vérole', Luppy), *vlœr* 'vérole' (Jura); früh scheint *-unculus* um sich gegriffen zu haben: *furunculus, carbunculus, draguneulus* (afr. *draoncle*), log. *pabarùncula* 'pustolette rosse nel viso'; rumän. *grăúnt*; megl. *gărnuts* 'Pustel' (zu **granunculum,* s. Puşcariu, 'Et. Wtb.' 730); nach *pestilentia* haben sich *esquilencia* und *epilencia* gerichtet, nach *leprosia* ein genues. *idiprosia* (A. Glott. VIII 359) etc.

Gewisse Suffixbildungen verraten nun, dafs das betreffende Wort zur Zeit der Bildung nicht mehr in seinem eigentlichen Sinne gefühlt wurde, das zeigt z. B. *lmɛsür 'inflammation qui se produit entre les ongles des ruminants ... par comparaison toute inflammation qui se produit entre les doigts de pied d'une persone* (Bournois) aus *lmɛs* = 'limace'.

[1] Wie diese Suffixe später im Romanischen lebenskräftig blieben, darüber vergleiche man Meyer-Lübkes *R. Gr.* § 428 Ende und 429.

Durch die Beobachtung häufigeren Vorkommens von gewissem Suffixtausch lassen sich unter Umständen etymologisch schwer erkennbare Krankheitsnamen deuten. So ist *rōpitrə* = 'hydropisie' (Schweiz) wohl nichts anderes als *i(d)ropit*, das aus *'hydropique'* entstanden ist. Denn der Wechsel von *-ite* und *-ique* ist sehr häufig, *idropik* neben *idropit* in St-Pol, *gastrik* 'gastrite' (Pferdekrankheit) und *bronchite* in Lothringen; umgekehrt *apatit* (adj.) in Landes. Daſs das Suffix *-ide* in *-it* umgewandelt wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung (lothr. *ɛmərüit, fjœf tifɔjit*). Es handelt sich bei solchem Austausch im wesentlichen um Namen, die gelehrten Ursprungs sind.

Die oft recht schwierigen Fragen nach gelehrter oder nichtgelehrter Form wurden oben schon gestreift, mit ihnen hängen in allen romanischen Ländern die Wanderungsfragen aufs engste zusammen, denen hier noch eine Zeile gewidmet sei.

Wenn ein Wort wandert, so dringt es mit irgendeiner kulturell überlegenen Strömung ein, und es hängt von dieser Kultur ab, ob der Sieg des Wortes ein dauernder ist. So sind die Wanderstraſsen medizinischer Termini die groſsen Kulturwege der ärztlichen Wissenschaft. Orient — Salerno — Südfrankreich — Nordfrankreich oder Orient — Nordafrika — Spanien — Südfrankreich sind im Zentrum und im Westen der Romania wohl die beiden Hauptwege. Dann aber wandern auch nordfranzösische Ausdrücke nach dem Süden: *cloque* etc. Im allgemeinen fällt immer wieder auf, wie leicht überall Hautkrankheitsbezeichnungen wandern. Im Rumänischen ist der slawische Einfluſs in dieser Begriffskategorie sehr stark; schon der Begriffsname *boală* (Krankheit) ist slawisch; ferner sind viele Hautkrankheitsnamen slawischen Ursprungs (*jolna, malic, gubăvie, hîrlaw, parhal* zu slaw. *parhŭ* 'Grind' und andere). Im Französischen sind die griechischen Lehnwörter schnell populär geworden (*érésipèle, esquinance, gangrène, lèpre, malandre, panaris,* etc.). Im romanischen Elsaſs, z. B. im Französisch redenden Breuschtal (vgl. Hornings 'Gloss. von Belmont' in *Zs.* 33, 385) sehen wir, daſs eine ganze Reihe von Bezeichnungen, meist Hautkrankheiten, deutsche Lehnwörter sind: *blodr, plodr* = ampoule (Blatter), *liχɛ̃n* = érésipèle (els. *Rotscheen*), vgl. dazu *paprel* = Pocken in Schnierlach, dessen *a* sich nur aus dem *'Barpeln, Porpeln* (purpula)' der elsässischen Ebene erklärt; aus dem Deutschen sind ferner die Namen leichteren Unwohlseins übergewandert: *katsɛ* 'erbrechen', *χtikaj* 'Seitenstechen', *dʒ'a vãdərli* 'wunderlich' und wohl auch *dʒe n'a mi jəft* 'ich bin unwohl'.[1]

Wenn wir auf diese Weise versuchen, die Ausdrucksformen einer kleinen Gruppe der Begriffswelt, der Krankheitsbezeichnungen,

[1] Die Namen der Krankheiten wandern mit den Heilmitteln, daher würden diese Verhältnisse wohl am besten durch die Volksmedizin beleuchtet werden; schon *meliχtiɛp* (Milchdieb) als Bezeichnung der Euphrasia offic. deutet darauf hin, daſs es deutsche Hirten waren, die die Wirkung der Pflanze auf die Kühe beobachteten.

klarzulegen, wie sie uns auf romanischem, speziell auf französischem Boden entgegentreten, so müssen wir rückblickend uns bekennen, dafs die Berührungen, in die dieses Begriffsgebiet mit anderen Kategorien tritt, vielseitig sind und nicht immer offen zutage liegen. Worauf wir immer wieder unser Augenmerk lenken, ist die verschiedenartige Auffassung der Krankheitsvorgänge innerhalb grofser Völkerverbände. Eine Vergleichung germanischer und romanischer Namen würde gewifs an manchen Punkten dartun, wie fundamental der Unterschied in der Ausgestaltung ist. Der Heilungsvorgang z. B. wird zweifellos in der germanischen Welt ganz anders aufgefafst als in der romanischen: ich erinnere nur an das sehr aktive *se guérir* it. *assanarsi* gegenüber dem unpersönlichen *genesen*.

Den Unterschieden ganzer ethnischer Gruppen werden sich gewifs, in feinerer Abtönung erkennbar, allerlei Nuancen innerhalb der Mundarten anschliefsen. Und so wird vielleicht eine genaue Untersuchung dieser Namen manches zutage fördern, was uns das Verständnis des Innenlebens eines oder mehrerer Völker erleichtert. Freilich werden wir mit Diderot sagen: *Je crois que nous avons plus d'idées que de mots; combien de choses senties qui ne sont pas nommées!* Es gibt mehr Gedankennuancen als sprachliche Ausdrucksnuancen. Indes wir werden mit sprachlicher Betrachtung allein nur an einer Seite der Erforschung romanischen Geisteslebens näherkommen, und es wird uns auch hier nicht immer eine gewisse Resignation erspart bleiben, von der einst Wilhelm von Humboldt bekannte: Wieviel wir auch in der Sprache heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern mögen, es bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig, und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin sie Einheit und Odem eines Lebendigen ist.

Hamburg. Hermann Urtel.

Zum Tristan-Roman.

I. Der Name *Kanelangres*. II. Zur Harfner-Episode. III. Zu einer Stelle der Berner *Folie*. IV. Zu Tristans Tod.

III.

Fox, com' as non? G'é non Picous.
Qui t'angendra? Uns valerox.
De que t'ot il? D'une balaine.
(Berner *Folie* v. 159—161.)

Die Fragen stellt König Marc; die Antworten gibt Tristan als Narr. In der Oxforder *Folie* fragt der König an der entsprechenden Stelle den Narren, woher er sei, und dieser antwortet nur:

Ma mere fu une baleine,
En mer kantat cume sereine,
Mes je ne sai u je nasqui (v. 273—275).

In dieser Fassung sagt also der Narr nichts von seinem Vater. Gerade im Mittelalter wollte man aber, wenn man die Herkunft einer Person zu wissen wünschte, in erster Linie den Vater kennen; auf die Mutter konnte man sehr wohl verzichten, nicht aber auf den Vater. Dementsprechend fragt denn auch nach der Berner *Folie* der König zuerst nach dem Erzeuger. Der Vater mufste um so eher genannt werden, als es sich, wenn die Mutter *une baleine* war, offenbar um eine sehr ungewöhnliche Verbindung handelte. Und wenn etwa der Leser nach dem Wunsche des Dichters an vaterlose Zeugung oder Schwängerung (in Märchen, Sagen, Legenden und Mythen kommt ja derartiges bekanntlich etwa vor) denken sollte, so hätte natürlich auch dies, als ein merkwürdiges Faktum, besonders erwähnt werden müssen. Die Oxforder Version präsentiert also offenbar eine Lücke, aber wahrscheinlich nicht eine, die dem Kopisten zur Last fällt. Die Berner Version ist hier jedenfalls ursprünglicher, und dies ist sie ja bekanntlich in den weitaus meisten Fällen.

Aber die Bezeichnung *uns valerox,* mit welcher nach der Berner *Folie* die Frage nach dem Vater beantwortet wird, scheint den modernen Leser auch nicht ohne weiteres zu befriedigen. Bédier gibt im Glossar seiner Ausgabe *valeureux,* und er hielt es nicht für nötig, ein Fragezeichen hinzuzusetzen oder in einer Anmerkung auf die Unsicherheit entweder seiner Übersetzung oder dann der Überlieferung hinzuweisen. Aber in seiner Nachdichtung wagte er doch nicht, jene Übersetzung aufzunehmen; lieber liefs er die Frage nach Vater und Mutter ganz weg. Auch Golther (*Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit* S. 220) wich der Schwierigkeit aus, indem er in

seiner Analyse der *Folie* den Narren antworten liefs, 'er sei der Sohn eines Walfisches', was übrigens jeder Leser so auffassen wird, als ob der Narr angeblich einen Walfisch zum Vater hatte. Wenn der Redaktor der Oxforder *Folie* in seiner Vorlage auch *uns valerox* fand und letzteres Wort ebenfalls in der Bedeutung *valeureux* auffafste, so wird man es begreiflich finden, dafs auch er schon in derselben Weise wie Bédier und Golther sich aus der Klemme zog.

Abgesehen davon, dafs eine Substantivierung des Adjektivs *valerous*, wie sie nach Bédier hier vorläge, jedenfalls kaum gebräuchlich, vielleicht nicht einmal möglich war, so wäre die Bedeutung *valeureux* an unserer Stelle ganz und gar ohne Pointe. Wenn der Narr als seine Mutter *une baleine* ausgibt, so ist dies grotesk-witzig und vor allem verrückt, also der Situation angemessen. Aber wenn der Narr sagt, sein Vater, also der Gatte oder Geliebte der *baleine*, sei 'ein Tapferer', so ist dies nicht verrückt in dem hier erforderlichen Sinne, sondern schwach, blöd, sinnlos, und würde eher für die Verrücktheit des Dichters als die seines Helden sprechen. Es ist doch wohl zweifellos, dafs hier entweder die Überlieferung entstellt oder die Bedeutung des Wortes *valerox* eine andere ist.

Nach meiner Meinung kommt man mit der letzteren Ansicht aus. Ich halte dafür, dafs *valerox* hier Walrofs bedeute. Da das Wort mit dieser Bedeutung in Godefroys Lexikon nicht zu finden ist und ich selbst auch keine anderen Belege kenne, so mufs ich mich hier noch etwas mit demselben befassen. Dafs die Bedeutung sehr gut pafst, wird sofort einleuchten. Das Walrofs ist gerade das richtige Pendant zur *baleine*. Ein Walrofs als Vater ist ebenso exzentrisch-verrückt wie eine *baleine* als Mutter. Das grammatische Geschlecht der beiden Tiernamen bestimmte das natürliche Geschlecht: *li valerox* mufste der Vater, *la baleine* die Mutter werden. Wenn wir im Deutschen die Mutter einen Walfisch nennen, so erregt dies Anstofs; wenn wir aber *baleine* mit Walfischweibchen übersetzen, so treffen wir nicht ganz das Richtige; denn für den Franzosen ist hier gewissermafsen die ganze Gattung Walrofs männlichen, die ganze Gattung *baleine* weiblichen Geschlechts (*sexe*).

Über die germanischen Namen für Walrofs ist in Sophus Bugges Aufsatz *Oplysninger om Nordens Oldtid hos Jordanes* (im *Arkiv for Nordisk filologi* Bd. I, 1883, vgl. speziell S. 46 und 20 21) die Rede (ganz auf Bugge beruht der Artikel *hvalros* in dem neuen norwegisch-dänischen etymologischen Wörterbuch von Falk-Torp). Von Bugges Bemerkungen geht uns folgendes an. Das Walrofs wurde im Altnordischen gewöhnlich entweder *rostungr* oder *rosmhvalr* genannt. Letzteres Wort bedeutete nach

Bugges Hypothese rötlicher Wal[1] (hier findet Bugge die Anknüpfung an die *Rosomonorum gens* bei Jordanes); es ist im Altisländischen und Altnorwegischen zu belegen. Jüngere Formen sind *rosmal* und *rossmar* (daher dann der wissenschaftliche Terminus *rosmarus*, belegt seit 1555). *Hrossvalr* (d. h. Rofswal) bezeichnet in gewissen altnordischen Texten nicht dasselbe Tier wie *rostungr* und *rosmhvalr*, sondern eine andere Art Wal. 'Dennoch ist das Wort *hrosshvalr* in der Bedeutung Walrofs vom Nordischen in verschiedene fremde Sprachen übergegangen.' König Alfred nennt in seiner Wiedergabe des Berichts des norwegischen Seefahrers Ottar (Ohthere) eingeschoben in die Orosius-Übersetzung) das Walrofs *horshwæl* [das angelsächsische Wörterbuch von Bosworth-Toller kennt keinen anderen Beleg als diesen: auch im Mittelenglischen ist das Wort nicht belegt. Der Umstand, dafs Alfred nach Ottars Zeugnis das Tier beschreibt und mitteilt, wodurch es sich von 'anderen Walen', deren Kenntnis er vorauszusetzen scheint, unterscheidet, beweist wohl, dafs seine angelsächsischen Leser von dem Tier und seinem Namen nichts wufsten, soweit sie nicht etwa, wie Alfred, von skandinavischen Reisenden etwas gehört hatten]. Im Deutschen findet man im 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts die Formen *Roszwal, Ruszwal.* Im 14. Jahrhundert ist in Frankreich von *dentes de roardo* (Walrofszahn) die Rede; im 14.—16. Jahrhundert trifft man *rohart, rochal, rohal* (Walrofs und Walrofszahn).[2] *rohal* steht für *roshal* (< *hrosshvalr*; das *l* ging nachher in *r* über). In nhd. *Walross, Walruss,* holländ. *Walrus* (Mitte des 18. Jahrhunderts) sind die Komponenten umgestellt worden. Aus dem Holländischen kam das Wort ins Englische als *walrus* und aus dem Deutschen 'wahrscheinlich' ins Dänische als *hvalros* und ins Schwedische als *hvalross, valruss.* Das altnord. *hroshvalr* ging auch ins Altirische über als *rosualt, ruasuall* in der Bedeutung 'Meerungeheuer' (verwiesen wird auf Stokes in *Rev. celt.* I 258) [vgl. ferner H. Zimmer in *Z. f. d. A.* 32, S. 267—71].

Meines Erachtens sind die von Bugge angeführten Tatsachen keineswegs ein Grund, um meine Hypothese aufzugeben. Dafs die heutigen dänischen und schwedischen Ausdrücke aus dem Deutschen stammen, ist nur eine Vermutung Bugges, zu deren Gunsten er nichts anzuführen weifs. Mir kommt diese Ansicht keineswegs 'wahrscheinlich' vor. Die Skandinavier haben doch wohl ebensowenig den Namen des Walrosses von den Deutschen entlehnt, als sie den Walrofsfang von den Deutschen

[1] Für die Richtigkeit von Bugges Etymologie spricht auch der von Godefroy zitierte Beleg aus einem *Coustumier de Normandie,* wo der Walrofszahn definiert wird als *une chose vermeille qui est en la mer.*

[2] Godefroy hat s. v. *rochal* nur zwei Belege aus einem *Coustumier de Normandie,* éd. 1483.

lernten. Natürlicherweise ging es gerade umgekehrt zu. Weshalb nur die Deutschen und Holländer, nicht auch die Skandinavier die Komponenten umstellen konnten, ist nicht einzusehen. Aus altnordischer Zeit haben wir Belege nur aus Island und Norwegen, also gerade nicht aus denjenigen skandinavischen Gebieten (Schweden und Dänemark), deren Sprachen heute Umstellung der Komponenten aufweisen. Die Umstellung mag also in diesen Ländern, oder wenigstens einem derselben, schon alt gewesen sein. Die französischen Formen des 14.—16. Jahrhunderts, welche auf *hrossvalr* zurückgehen, beweisen nichts für das 12. Jahrhundert; sie mögen erst spät eingeführt worden sein (die von Godefroy zitierten Belege — andere kenne ich nicht — stammen charakteristischerweise aus der Normandie; sie beweisen eigentlich nicht Kenntnis des Walrosses, sondern nur der Walrofszähne, eines Handelsartikels). Wären sie schon im 12. Jahrhundert häufig gewesen, so wären sie jedenfalls schon früher zu belegen, z. B. in Bestiarien, in *libri de monstris* u. dgl.: wären sie aber früher selten gewesen, so hätten sie sich nicht so lange erhalten können.

Die Franzosen des Mittelalters waren alles eher als ein seefahrendes Volk. Kein einziger dürfte ein Walrofs gesehen haben. Die *balaena* kannten die Franzosen natürlich ebensowenig aus eigener Erfahrung. Aber der Ruf dieses Tieres war wegen dessen ungeheurer Gröfse doch weithin gedrungen; in römischen Autoren und in Bestiarien war von ihm zu lesen (vgl. auch Brunettos *Tresor* p. 186; R. Köhler: *Der Fisch Celebrant* in *Kleinere Schriften* II 20 ff.). Die Franzosen scheinen es für eine Art Monstrum gehalten zu haben. Aber auf französischem Sprachgebiet (Normandie und später auch England) hatten sich auch zahlreiche Skandinavier niedergelassen, und diese Wikinger kannten aufser den Walfischen auch die Walrosse sehr gut,[1] und ihre Landsleute trieben Handel mit Walrofszähnen. Im Jahre 912 wurde den Nordmännern das Gebiet der Normandie abgetreten; bis 1035 herrschte ein Dänenkönig in England. Bis zu dieser Zeit war Dänemark eine Grofsmacht, und mindestens so lange unterhielten zweifellos auch die Dänen der Normandie enge Beziehungen zu ihren Stammesgenossen. Da ist es nichts als natürlich, dafs man sich auch noch im 12. Jahrhundert, wenigstens in der ersten Hälfte desselben, in der Normandie wie im normannischen England von Walrossen erzählte, und es war fast selbstverständlich, dafs man, da das Romanische keine Benennung für diese Tiere besafs, den skandinavischen Namen romanisierte. Dafs dem so entstandenen Worte keine grofse Verbreitung und keine lange Dauer beschieden sein konnte, ergibt sich aus den

[1] Im Mittelalter gab es Walrosse sogar an den Küsten Schottlands.

Verhältnissen. Dafs in den uns erhaltenen literarischen und nicht-literarischen französischen Texten das Wort sehr selten sein würde, war zu erwarten. Heute nennen die Franzosen das Walrofs keineswegs mehr, wie im 14.—16. Jahrhundert, *rohal* etc., sondern *morse*, und dieses Wort scheinen sie der finnischen oder russischen Sprache entlehnt zu haben, eben weil sie keine eigene Benennung mehr hatten. So gut wie das Wort *rohal* in der Neuzeit untergegangen war, ebensogut mochte im 14. Jahrhundert das Wort *valeros* ausgestorben sein. Zuerst lernten die Franzosen das Walrofs jedenfalls von den auf ihrem Gebiet niedergelassenen Dänen kennen, und zwar in der wahrscheinlich dänisch-schwedischen Form *hvalros;* im 14. Jahrhundert werden die Franzosen mit dem Handelsartikel Walrofszahn durch norwegische oder isländische Händler unter der Benennung *roshval* bekanntgeworden sein; in der Neuzeit werden Franzosen, die selbst ins Polarmeer fuhren, daselbst die russische oder finnische Bezeichnung *morž* gehört haben. Es bleibt auch noch die Annahme, dafs schon in früher Zeit die zwei skandinavischen Formen zugleich ins Französische aufgenommen wurden, da die in Frankreich niedergelassenen Normannen jedenfalls nicht sämtlich Dänen waren.

Ein skandinavisches *hvalros* mochte im Altfranzösischen wohl zunächst *walros* oder *gualros* ergeben. Für *w* aber trat oft *v* ein (z. B. *varder* neben *warder, guarder*); es scheint diese Modifikation für nordostfranzösische Dialekte charakteristisch zu sein; doch haben bekanntlich pikardische Phänomene auf das ostnormannische Gebiet übergegriffen. Die Gruppe *lr*, die für Romanen ohne Gleitlaute ziemlich schwer auszusprechen ist, hat sich aufserhalb des pikardischen Gebietes, wo sie zu *ur* geworden ist, zu *ldr* > *udr* entwickelt. Aber Fremdwörter brauchten sich nicht in derselben Weise wie die einheimischen zu entwickeln, aufser wenn sie durch das Sprachgefühl von diesen nicht mehr unterschieden wurden, also nicht von Anfang an. Aufserdem war aller Wahrscheinlichkeit nach, als das Wort *hvalros* in das Französische aufgenommen wurde, der Übergang *lr* > *ldr* oder sogar schon *lr* > *udr* vollzogen, und dieses Lautgesetz hatte für später aufgenommene Wörter keine Geltung mehr (so wurde intervokalisches *er* in einheimischen Wörtern zu *ir*, in Fremdwörtern zu *gr*). Das Natürlichste war dann, dafs statt des konsonantischen Gleitlautes *d* der übliche vokalische Gleitlaut *e* eingeführt wurde. Ich habe oben, Abschnitt I, Beispiele der Verwendung dieses Gleitlautes zwischen Konsonanten in Eigennamen fremden Ursprungs erwähnt. Das überlieferte *valerox* hat phonetisch den Wert *valerous*. Aus *hvalros* konnte aber nur *valeros* entstehen. Man möchte nun geneigt sein, das Reimwort *Picous* in *Picos* zu ändern und letzteres als Nominativ von *Picot* aufzufassen (letzterer Eigenname kommt ja

heute noch vor). Aber abgesehen davon, dafs der Übergang von *z* > *s* für den Redaktor der Berner *Folie* nicht bezeugt ist, spricht dagegen das später (v. 189) im Reim verwendete Diminutiv *Picolet* (zu *Picot* würde das Diminutiv *Picotin* lauten). Vollständiger Schwund des *l* vor Konsonanten kommt zwar dialektisch vor, aber nicht auf normannischem Gebiete. Bei der Ableitung des Wortes *valerox* von *hvalros* läfst sich also in v. 159 kein genügender Reim herstellen. Aber meines Erachtens ist dieser Umstand kein Grund, um diese Etymologie aufzugeben. Die Reime der Berner *Folie* brauchen ebensowenig wie die der Oxforder *Folie* auf die Quelle zurückzugehen. Die beiden Fassungen stammen aus derselben Vorlage, sind aber in den Reimen ganz verschieden. Also mufs mindestens einer der beiden Redaktoren seine Vorlage umgereimt haben. Ebensogut wie einer mögen es aber beide getan haben. Das Umreimen der Lais und Romane, das *récrire* derselben, wie G. Paris (der aber anderer Ansicht war) einmal sagte (vgl. *Ztschr. f. frz. Spr.* 28, p. 3 f.), war gerade die Haupttätigkeit der Arthur-Romandichter mindestens seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, und die beiden *Folies* sind ein sprechendes Beispiel dafür. Wenn der Redaktor der Oxforder *Folie* ebenso wie Bédier (früher) und Golther das *valeros* samt Kontext ausliefs, weil ihm das Wort keinen vernünftigen Sinn zu geben schien, so mochte der Redaktor der Berner *Folie* ebenso wie Bédier (später) *valeros* (vielleicht fand er in der Vorlage sogar noch *waleros* und 'korrigierte' dann das *w*) in der Bedeutung *valeureux* nehmen und sich damit zufrieden geben; dann konnte er es mit *Picous* reimen lassen[1] und das *s* durch *us* oder *x* ersetzen. In seiner Vorlage aber mag *valeros* mit *-os* gereimt haben oder auch nicht Reimwort gewesen sein. So läfst sich also auch vom formellen Standpunkt aus gegen die vorgebrachte Etymologie nichts einwenden.

[1] Vorausgesetzt, dafs letzterer Name mit geschlossenem *o* gesprochen wurde. Die Etymologie des Namens *Picol* ist meines Wissens nicht bekannt. Ich möchte eher glauben, dafs *Picol* aus *Picolet* abgeleitet wurde, als dafs das Umgekehrte der Fall war (da vortoniges freies *o* stets geschlossen ist, so mufs bei dieser Hypothese auch *Picous* geschlossenes *o* haben); denn der Name, der aus den *Chansons de geste* zu stammen scheint, findet sich da nur in den Formen *Picolet* und *Pacolet* (vgl. die Literaturangaben bei Wilh. Keller, *Das Sirventes 'Fadet joglar' des Guiraut von Calanso*, Erlangen 1905, S. 117 f.; vergessen wurden daselbst die *Enfances Vivien*; vgl. Langlois' *Table*). Nach den *Chansons de geste* war *Picolet* der Name eines zauberkundigen Zwerges; nach der *Bataille Loquifer* war er von tierischem Aussehen und wegen seiner Häfslichkeit der direkte Gegensatz zu seinem Bruder Auberon. Da heifst es von ihm u. a.: *qui par mer nöe en guise de poisson* (ich zitiere nach Rajna, *Origini* p. 429). Eine solche Beschreibung brachte vielleicht den Tristan-Dichter auf den Gedanken, seinen *Picolet* als den Sohn eines Walrosses und einer *balaena* auszugeben oder umgekehrt den Sohn dieser Tiere *Picolet* zu nennen.

Ich halte an meiner Hypothese fest, einerseits weil die Bedeutung *valeureux* keinen Sinn zu geben scheint, anderseits weil der Zusammenhang kaum eine andere Bedeutung zuläfst als gerade Walrofs oder etwas ähnliches. Beachtenswert ist auch die Frage des Königs Marc: *De que* (nicht *qui*!) *t'ot il?* Der König fragt nicht, mit wem, mit was für einem Weib der *valerous* den Picol gezeugt habe (frei übersetzt), sondern mit was, mit was für einem Geschöpf oder gar Ding. Ist eine solche Frage nicht natürlicher, wenn Picol ein Walrofs, als wenn er einen Helden als Erzeuger genannt hatte?

Eine ebenso groteske Schilderung wie in der eben besprochenen Stelle der *Folie* finde ich in einem alten *Son d'amors* (Bartsch, *Romanzen u. Pastourellen* I, Nr. 28). In diesem leider unvollständig überlieferten Gedicht erzählt ein Ritter, wie er, als er unter einem Olivenbaum in den Armen seiner Geliebten ruhte, ein Weib in wundersamem Aufzug erblickte. Sie trug Beinkleider aus Schwertlilien, Schuhe aus Maiblumen, einen Gürtel aus Blätterzweigen mit goldenen Knospen; ihre Gürteltasche war aus Liebe (Fehler?) gemacht; deren Ketten waren Blumen; sie ritt ein mit Silber beschlagenes und mit einem goldenen Sattel geschmücktes Maultier; hinter ihrem Sitz standen drei Rosenstöcke, die sie beschatteten. Dieses phantastisch beschriebene Weib, eine Art Flora oder Frühlingsgöttin, gibt einigen Rittern, welche die Frage *dont stes vos nee?* an sie richteten, zur Antwort, sie sei *du plus haut parage: Li rosignox est mon pere, Qui chante sor la ramee El plus haut boscage. La seraine, ele est ma mere Qui chante en la mer salee El plus haut rivage.* Auch hier war jedenfalls das grammatikalische Geschlecht von *rosignol* und *seraine* für das natürliche Geschlecht mafsgebend.[1]

[1] Nachtrag. Meine Arbeit 'Zum Tristan-Roman' wurde im Juli 1911 an die Redaktion des *Archivs* eingesandt. Seither erschien (im letzten Heft der *Romania* 1911, herausgegeben im März 1912) eine Notiz von Bertoni und Thomas, welche meine Erklärung des Wortes *valerox* vorwegnimmt. Nach dem Wunsche des Herrn Redaktors erscheint nun mein Abschnitt III dennoch. Er bietet immerhin einiges, was in der *Romania* nicht zu lesen ist, zumal über die skandinavische Grundlage des Wortes. Für die Leser des *Archivs*, welche den *Romania*-Artikel nicht gleich nachschlagen können, möchte ich bemerken, dafs daselbst von Bertoni als ganz sicher konstatiert wird, dafs die Berner Hs. nicht *valerox*, sondern *galerox* hat. Das für germanische Lehnwörter charakteristische *g* ist natürlich ein wesentlicher Stützpunkt unserer Etymologie. Thomas, der *galerox* als *Walrofs* erklärt, erwähnt auch die Version des Prosa-Tristan, die ich vergessen habe, und in der es heifst: *Fol, fait le roy, ou fus tu né? — En Angleterre, fait il. — Et qui fu ton pere? — Ung rouchin. — Et ta mere? — Une brehis.* Er scheint zu glauben, dafs *rouchin* ein gewisses Verständnis des Wortes *galerox* von seiten des Prosaredaktors voraussetze. Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen, sondern möchte glauben, dafs eher der Klang als der Sinn der Wörter die Wahl der Ersatzwörter suggerierte: *(gale)rous — roussin, b(alaine) — b(rebis).*

IV.

Die näheren Umstände von Tristans Tod sind sehr bekannt. Meine Analyse dieser Partie kann darum summarisch sein. Ausführlicher erwähne ich nur das, worauf ich hier speziell die Aufmerksamkeit meiner Leser lenken will. Ich korrigiere die Überlieferung kaum, von einer Stelle abgesehen, die ich in Klammern setze.

Indem Tristan in der Bretagne einem Freunde bei einem Liebesabenteuer mit einer verheirateten Dame half, wurde ihm von dem Gatten der letzteren mit vergifteter Waffe eine Wunde beigebracht, die nicht heilen wollte. Schon früher war er einmal in derselben Lage gewesen, und da hatte ihn niemand vor einem traurigen Tode bewahren können aufser der heilkundigen Isolde. In ihr sah er auch diesmal wieder seine einzige Rettung. Er sandte einen Boten nach Cornwall, um sie zu bewegen, ihm Heilung zu bringen. Es wurde mit dem Boten vereinbart, dafs er bei seiner Rückkehr durch die Farbe des Segels schon von fern kenntlich mache, ob er Hoffnung oder Verzweiflung bringe. Ein weifses Segel sollte anzeigen, dafs Isolde auf dem Schiff sei, ein schwarzes das Gegenteil. Der Bote fuhr nach Cornwall und brachte sein Gesuch vor. Isolde folgte ihm auf das Schiff. Als die Rückkehr des Schiffes erwartet werden konnte, liefs sich Tristan ans Gestade tragen, wo er die Aussicht aufs Meer hatte. Den ganzen Tag schweifte da sein sehnsüchtiger Blick in die Ferne, um das erste Auftauchen des Schiffes zu erkennen. Doch seine Krankheit verschlimmerte sich so, dafs er sein Krankenlager nicht mehr verlassen konnte. Da schickte er ein kleines Mädchen ans Gestade und gebot ihm, es sofort zu melden, wenn es ein Schiff nahen sehe, und dabei auf die Farbe des Segels zu achten. Aber Tristans Gattin, Isolde Weifshand, war hinter das Geheimnis gekommen, und, von Eifersucht getrieben, befahl sie dem Mädchen, die Nachricht vom Schiff erst ihr zu sagen. [Lieber wollte sie ihren Geliebten tot haben als in den Armen einer anderen sehen.] Als sie nun von dem Mädchen erfuhr, dafs ein Schiff mit weifsem Segel nahe, ging sie zu dem Kranken hin und berichtete, dafs ein Schiff mit schwarzem Segel gesehen worden sei. Bei dieser Nachricht wurde Tristan so vom Schmerz überwältigt, dafs ihm das Herz brach. Nun wurde Isolde Weifs-

Der Redaktor hat Landtiere für Seetiere eingeführt. Thomas weist auch darauf hin, dafs in Berol, dessen Dialekt demjenigen der Berner *Folie* nahestehe, offenes und geschlossenes *o* reimen. Betreffend den Gleitvokal macht er auf *harousse* (Schindmähre) aufmerksam, welches Wort man vom deutschen *hros* ableitet. Für die Formen *rohal* etc. verweist er auf *Romania* 34, p. 614 (Notiz von Delboulle-Thomas), von wo wieder auf eine Notiz Bugges in *Romania* 3, p. 157 verwiesen wird. Entgangen ist mir auch die neufranzösische Form *rorqual*.

hand von Kummer und Reue ergriffen, und das ganze Volk nahm an der Trauer teil. Als die Königin von Cornwall ans Land stieg, sah sie überall Zeichen der Trauer und hörte die Leute wehklagen. Sie frug, was dies bedeute, und man erzählte ihr, dafs Tristan soeben gestorben sei. Sie ging zu ihm, der auf einer Bahre lag, neben ihm die trauernde Gattin. 'Macht mir Platz!' sprach die Königin; 'denn ich beweine den Toten mit mehr Recht als Ihr; das könnt Ihr mir glauben.' Dann warf sie sich auf ihren Geliebten und starb in der Umarmung.

Bekanntlich hat diese Erzählung eine unverkennbare, nicht blofs zufällige Ähnlichkeit mit einer Episode der griechischen Theseus-Sage.

Die Athener hatten die Verpflichtung, in regelmäfsigen Intervallen an Kreta einen Menschentribut zu leisten, der für das Ungeheuer Minotauros bestimmt war. Mit schwarzem Segel pflegte das Schiff auszufahren, das die unglücklichen Opfer trug, und ebenso zurückzukehren. An einer dieser Trauerfahrten nahm auch freiwillig Theseus, der jugendliche Sohn des Königs Aigeus von Athen, teil, mit der Absicht, den Minotauros zu bezwingen und den Tribut abzuschaffen. Es wurde vereinbart, dafs, wenn das Schiff Theseus lebend zurückbringe, das schwarze Segel durch ein rotes[1] resp. weifses ersetzt werden sollte, das dem Vater von weitem die freudige Botschaft melden würde. Das Unternehmen des Theseus gelang mit Hilfe der Ariadne: Theseus nahm dieselbe mit auf sein Schiff. Man landete auf der Insel Naxos, und dort verlor er Ariadne oder liefs sie im Stich. 'In der Trauer über Ariadnes Verlust oder in der Freude über die glückliche Heimkehr vergifst Theseus oder vergessen seine Leute, das rote resp. weifse Segel aufzuziehen.' Als Aigeus, der auf dem Felsen der Akropolis nach dem Schiffe Ausschau hielt, das schwarze Segel gewahr wurde, stürzte er sich verzweifelnd von dem Felsen herab oder in das Meer, das von ihm den Namen des Aigeischen erhielt.

Diese Sage wird von manchen Gelehrten für die Quelle der Tristan-Erzählung gehalten. Einige, besonders Golther, nehmen aufserdem noch die Benutzung einer anderen griechischen Sage an:

'Als Paris noch unter den Hirten des Ida lebte, vermählte er sich mit Oinone, der heilkundigen Tochter des Flufsgottes Kebren. Sie wufste die Zukunft voraus und sagte ihm, dafs er im trojanischen Kriege verwundet würde und niemand ihn würde heilen können als sie selbst. Als Paris die Helena entführt hatte, verliefs ihn Oinone. Paris aber wurde im Kampfe vor Troja durch einen vergifteten Pfeil des Philoktetes verwundet. Da gedachte er an Oinones Worte und sandte nach ihr aus, sie möchte ihm helfen. Sie erwiderte trotzig, er solle sich an Helena wenden, folgte aber trotzdem dem Boten nach. Als Paris den abschlägigen Bescheid erhielt, da starb er. Oinone kam zu spät, fand ihn tot und nahm sich unter Wehklagen das Leben' (Golther, *Tristan und Isolde* p. 20—21, griechischer Text bei Golther, *Die Sage von Tristan und Isolde* p. 25—26).

Die Tristan-Erzählung unterscheidet sich von dieser Oinone-Sage hauptsächlich nur dadurch, dafs nicht eine Weigerung der eifersüchtigen ersten Geliebten des Helden (Isolde von Cornwall

[1] Dies wird für die ältere Tradition gehalten; vgl. O. Gruppe, *Griechische Mythologie* S. 31 und 604.

hatte übrigens auch Grund zur Eifersucht), sondern eine Intrige, eine gefälschte Nachricht der ebenfalls eifersüchtigen zweiten Geliebten, den Tod des Helden verursachte. Diese Modifikation wurde nach Golther durch die Kontamination mit der Theseus-Sage hervorgebracht. Letztere bot nun allerdings nicht das Motiv der absichtlich, sondern nur das der aus verzeihlicher Nachlässigkeit gefälschten Nachricht; aber schliefslich war der Übergang von jener zu dieser leicht möglich. Wir wollen darum auf dieser Verschiedenheit nicht sehr insistieren und zugeben, dafs durch eine Kontamination der beiden Sagen, die übrigens der Tristan-Dichter schon hätte als vollzogen vorfinden können, etwas unserer Tristan-Erzählung sehr Ähnliches entstehen mochte.

Anderseits mufs nun doch bemerkt werden, dafs man letzteres Resultat wohl auch bei Benutzung der Theseus-Sage ohne Oinone-Sage erreichen konnte. Wenn man die Theseus-Sage für den Liebestod verwenden wollte, so mufste natürlich die Königin Isolde in die Rolle des Theseus oder des Aigeus eingeführt werden. Es ist aber bei den zahlreichen Fällen von Tod aus Liebesschmerz, welche uns die französische Romantik des Mittelalters überliefert, fast immer das Weib, nicht der Mann, der vom Liebesschmerz getötet wird, und dies spiegelt offenbar die Anschauungen der Zeit in bezug auf den Unterschied der Geschlechter wider. Also war es natürlich, dafs Tristan die Rolle des Aigeus, Isolde die des Theseus gegeben wurde. Wenn aber demnach Isolde zu Tristan kommen mufste, so war es das Natürlichste, anzunehmen, dafs Tristan schwer krank war. Der Zug, dafs es Wunden gab, die nur unter besonderen Bedingungen oder von einer bestimmten Person geheilt werden konnten, ist kein spezifisch griechischer, ist z. B. der keltischen Literatur auch bekannt (z. B. Gral-Sage). Dafs die Ärztin, die allein heilen konnte, die Geliebte des Kranken war oder wurde, kommt in der keltischen Literatur auch vor (Guigemar). Namentlich aber ist zu bemerken, dafs in der Tristan-Dichtung selbst dieses Motiv schon einmal verwendet wurde: Tristan war auch vom Morhold mit vergifteter Waffe verwundet worden, und da vermochte ihn niemand zu heilen aufser Isolde. Zur Erklärung dieser Episode hat selbst Golther nicht die Oinone-Sage zu Hilfe genommen. Es brauchte also in der Schlufserzählung nur das Motiv von der vergifteten Wunde, in Verbindung mit der angepafsten Theseus-Sage, wiederholt zu werden. Die Oinone-Sage ist also eigentlich entbehrlich; ihre Kenntnis würde immerhin die Umgestaltung der Theseus-Sage erleichtert haben. Die Hypothese von der Kontamination von Theseus-Sage und Oinone-Sage hat denn auch auf den ersten Blick etwas Bestechendes.

Eine wichtige Frage aber drängt sich uns auf: Gehörte die Tristan-Dichtung zu derjenigen Klasse von Dichtungen, welche

gelehrten Einflüssen überhaupt ausgesetzt war? Wenn der französische Archetypus der Ur-Tristan war und man sich unter dem Verfasser desselben einen Mann wie Thomas oder Chrétien von Troyes vorzustellen hat (und diese Ansicht wird von Bédier, Golther u. a. vertreten), dann kann man die Möglichkeit gelehrten Einflusses nicht bestreiten. Wenn aber die Tristan-Dichtung samt der Liebestoderzählung, die doch wohl nicht bloſs ein spätes Anhängsel ist, nicht französischen Ursprungs ist, so ändert sich die Sachlage sehr. Die oben aufgestellte Frage kann nun offenbar nicht ohne Rücksicht auf alle übrigen Teile der Dichtung gelöst werden, muſs also hier auſser acht gelassen werden. Ich will immerhin bemerken, daſs ich die Frage nach der Entstehung der Tristan-Dichtung nicht in der Weise beantworte, daſs ich für ihre älteren Stadien gelehrte Einflüsse zulassen könnte. Was aber denjenigen, die gelehrte Einflüsse annehmen, auch Schwierigkeit verursacht, ist die Erklärung des Übergangs der griechischen Sagen in die Tristan-Dichtung. Muret, der an eine keltische Tristan-Dichtung glaubt, weist darauf hin, daſs die Kenntnis der griechischen Sprache und Literatur bei den Kelten sich länger erhielt als in dem übrigen Westeuropa (Rezension von Golthers *Tristan und Isolde* in *Ztschr. f. frz. Spr.* 1911). Mir scheint dieses Argument von sehr zweifelhafter Güte zu sein; übrigens ist uns jene Tatsache nur für Irland bezeugt, für welches Land die Tristan-Sage nicht nachgewiesen ist, und darf keineswegs ohne weiteres auf das keltische Groſsbritannien übertragen werden, dessen Kultur jedenfalls bedeutend tiefer stand. Die einzige lateinische Quelle für die Theseus-Aigeus-Sage ist ein von Bédier entdeckter Passus des Virgil-Scholiasten Servius. Bédier (II 139) sagt: 'Die Episode vom weiſsen Segel konnte also, *muſste* sogar zur Kenntnis der Leute des 12. Jahrhunderts kommen.' Seltsam bleibt immerhin, daſs noch kein französischer Text bekannt ist, in welchem auf diese Sage angespielt wird, trotzdem die französischen Dichter, welche antike Sagen kannten, sonst keine Gelegenheit vorübergehen lieſsen, um ihre Kenntnisse an den Mann zu bringen. Die obenerwähnte Oinone-Sage ist nur von dem Griechen Parthenios überliefert. Golther (*Tristan und Isolde* p. 22) hält es dennoch für sehr wohl möglich, daſs sie 'irgendwo auf lateinisch mitgeteilt wurde'. Aber es geht nicht einfach an, lateinische Texte zu postulieren. Solche gingen nicht verloren, wie volkssprachliche Texte, die oft der Aufzeichnung nicht für wert gehalten wurden. Es ist äuſserst unwahrscheinlich, daſs es im 12. Jahrhundert irgendeine lateinische Übersetzung aus dem Griechischen gab, die uns vollständig verloren ging.

Ehe wir unter so bedenklichen Verhältnissen an gelehrte Einflüsse glauben, müssen wir doch erwägen, ob die Verwandtschaft der Tristan-Erzählung mit griechischen Sagen, wenigstens

der Theseus-Sage, nicht als eine folkloristische sich erklären läfst. Dafs in der Theseus-Sage selbst Märchenmotive vorhanden sind, erkennt auf den ersten Blick, wer auch nur ein wenig im Folklore bewandert ist. So ist die Verwendung von verschiedenfarbigen Zeichen für gute oder schlechte Nachricht ein echt märchenhafter Zug. In dem Grimmschen Märchen 'Die zwölf Brüder' (Nr. 9) wird gleich anfangs erzählt:

Ein König und eine Königin hatten zwölf Kinder, lauter Buben. Nun sprach der König zu seiner Frau: 'Wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so sollen die zwölf Buben sterben, damit sein Reichtum grofs wird, und das Königreich ihm allein zufällt.'[1] Die schwangere Mutter aber wollte ihren Söhnen das Leben retten und teilte ihnen mit, was der Vater sagte. Sie gab ihnen den Rat, hinaus in den Wald zu gehen, 'und einer setze sich immer auf den höchsten Baum, der zu finden ist, und halte Wacht und schaue nach dem Turm hier im Schlofs. Gebär' ich ein Söhnlein, so will ich eine weifse Fahne aufstecken, und dann dürft ihr wiederkommen; gebär' ich ein Töchterlein, so will ich eine rote Fahne aufstecken, und dann flieht fort, so schnell ihr könnt.' Die zwölf Brüder gingen in den Wald, und einer um den anderen hielt Wacht auf der höchsten Eiche. Als elf Tage herum waren, sah der jüngste, wie auf dem Turm eine Fahne aufgesteckt wurde; es war die rote Blutfahne. Dann wanderten sie weiter in den Wald. Als aber ihre Schwester herangewachsen war, zog sie aus, die Brüder zu suchen.

Der Rest des Märchens, die Hauptsache, geht uns nichts an. Die Brüder Grimm wiesen noch auf eine italienische, eine norwegische und eine litauische Fassung dieses Märchens hin, Singer (in seinen *Schweizermärchen* I Nr. 6) macht aufserdem noch auf eine schweizerische, eine griechische, eine isländische und eine finnische Fassung aufmerksam. Ich habe nicht alle diese Fassungen gelesen, kann aber doch bemerken, dafs gerade in bezug auf das hier in Betracht kommende Motiv Abweichungen vorhanden sind. So soll in dem schweizerischen Märchen eine rote Fahne die Geburt eines Knaben, also frohe Nachricht, eine schwarze Fahne die Geburt eines Mädchens, also schlimme Nachricht, bedeuten. In der finnischen Fassung ist das Signal für ein Mädchen eine Spindel, für einen Knaben ein Beilschaft; es wird an der Haustür angebracht. Der Beilschaft ersetzt wohl ein Schwert; denn das Schwert war das allgemein gültige Zeichen oder Symbol des männlichen Geschlechts, die Spindel dasjenige des weiblichen Geschlechts bei den alten Germanen und vielleicht auch bei anderen Völkern (vgl. Grimm, *Rechtsaltertümer* 163, 171; Weinhold, *Die deutschen Frauen* I 163).[2] In der italienischen Fassung

[1] Diese Rede scheint mir, auch vom märchenhaften Standpunkt aus betrachtet, nicht viel Sinn zu haben.

[2] Von König Pipin erzählt die Sage, dafs er zu dem Müller, in dessen Haus er eine Nacht mit Berta schlief, sagte: Wenn sie ein Kind gebäre, so solle er es ihm melden kommen; wenn es eine Tochter sei, einen Rocken und eine Spindel mitbringen; wenn ein Knabe, einen Bogen und

soll ein Mädchen Löffel und Spinnrocken, ein Knabe törichterweise Tinte und Feder als Zeichen haben. In der isländischen Fassung fehlen die Zeichen ganz. Für unsere Frage ist es gleichgültig, ob in diesem Märchen die eigentlichen Geschlechtszeichen oder die verschiedenfarbigen Fahnen, welch letztere natürlich für die Entfernung berechnet sind, ursprünglich sind (was schwer zu entscheiden sein dürfte). Auf den ersten Blick erweist sich dem Kundigen auch als märchenhaft die Vertauschung der Zeichen, sei sie nun absichtlich (wie in der Tristan-Dichtung) oder nicht (wie in der Theseus-Sage). In der italienischen Fassung des obenerwähnten Märchens (Basile, *Pentamerone* IV 8) drohen die Brüder, fortzuziehen, wenn ihre Mutter wieder einen Sohn zur Welt bringen sollte. Es wird nun zwar ein Mädchen geboren; aber unglücklicherweise wird von der Hebamme, welche 'verblüfft und verdutzt war', also aus Irrtum, Tinte und Feder (siehe oben) ans Fenster gestellt, worauf die Söhne das Weite suchen. Mit dieser Fassung stimmt auch die finnische (E. Schrek, *Finnische Märchen* Nr. 13) überein, nur mit dem Unterschied, dafs hier die Vertauschung der Zeichen nicht mehr irrtümlich, sondern absichtlich ist (woraus man erkennen kann, wie leicht Irrtum und Absicht wechseln konnten): es wird hier zuerst eine Spindel an die Tür gestellt, als Zeichen, dafs ein Mädchen geboren wurde, die Knaben also zurückkehren könnten; doch ehe diese noch das Zeichen erblickten, kam eine Hexe und hing einen Beilschaft an die Stelle der Spindel. Als die Knaben diesen sahen, liefen sie davon. In der Hexe haben wir also eine Figur, ähnlich der Isolde Weifshand.[1] Wie leicht mögen Fassungen unseres Märchens existiert haben, in welchen das Fahnenmotiv und das Vertauschungsmotiv vereinigt waren! Dann bestehen noch folgende

einen Pfeil (also auch eine Waffe). Der Müller erscheint dann und schiefst einen Pfeil so, dafs er den Becher der falschen Königin umwirft (G. Paris, *Hist. poét. de Charlemagne* p. 228 f.).

[1] Das Motiv der böswilligen Vertauschung von Gegenständen und der gefälschten Nachricht ist in Märchen überhaupt sehr häufig. So z. B. in einem sizilianischen Märchen (bei L. Gonzenbach Nr. 24), welches zahlreiche Parallelen hat: Die junge Frau des abwesenden Königs gebiert schöne Kinder; es soll ihm brieflich gemeldet werden; aber der Brief wird von der Mutter (sonst gewöhnlich Schwiegermutter) der Frau abgefangen und ein anderer Brief statt dessen an den König gesandt, worin die junge Mutter verleumdet wird: sie habe Hunde geboren. Der König befiehlt trotzdem, man solle seiner Gemahlin nichts zuleide tun, bis er zurückkehre; aber sein Brief wird wieder von dem bösen Weib abgefangen und durch einen anderen ersetzt, worin befohlen wird, man solle die Königin verjagen (oder mit dem Tode bestrafen). In einem litauischen Märchen, übersetzt von R. Spiller (*Zur Geschichte des Märchens vom Dornröschen* im Progr. Thurgauische Kantonsschule, 1893, S. 31 ff.), hinterliefs der Prinz bei seiner Abreise seiner Gattin ein rotes, seiner Mutter ein schwarzes Petschaft. Letztere entwendete das rote Petschaft und vertauschte dann aufser den Briefen auch die Siegel.

Differenzen zwischen diesen Märchen einerseits und der Tristan-Erzählung und der Theseus-Sage anderseits. In den Märchen handelt es sich um ein Fortgehen, in den Sagen um ein Zurückkommen; dort wird das Signal für die Reisenden, hier von den Reisenden gegeben. Die Verhältnisse sind also in den Sagen und Märchen gewissermafsen reziprok. Eine solche Umkehrung der Verhältnisse ist aber in der Märchenliteratur selbst sehr häufig zu beobachten. Eine wichtigere Abweichung der Sagen ist die Lokalisierung am Meer, wodurch, bei jener Umkehrung, die Fahnen sehr leicht durch Segel ersetzt werden konnten. Es ist bekannt, dafs das Meer in den internationalen Märchen, soweit sie nicht bei maritimen Völkern zu Sagen geworden sind, eine sehr geringe Rolle spielt, und dafs, wo es vorkommt, es meist vom Hauptschauplatz der Handlung weit entfernt ist und daher im Vagen liegt. Die Lokalisierung der Tristan- und Theseus-Sage scheint also ein sagenhafter, nicht märchenhafter Zug zu sein. Der Hauptunterschied aber liegt in Folgendem: in den Märchen bedeutet das Unglückssignal Todesgefahr, in den Sagen Tod (in der Tristan-Dichtung allerdings nur im figürlichen Sinn); der Übergang mochte sich leicht vollziehen; er war aber doch von entscheidender Bedeutung, da er der Erzählung einen ganz anderen Charakter gab. Der vermeintliche Tod der einen Partei (Theseus, Isolde) verursachte nun den Tod der anderen Partei (Aigeus, Tristan) eventuell dann auch noch den wirklichen Tod jener Partei (Isolde). Im Märchen entrinnen die Brüder der Todesgefahr; ihre Mutter (oder ihre Eltern) haben folglich auch keine genügende Ursache, um aus Verzweiflung zu sterben. In den Märchen löst sich alles heiter, in den Sagen entsteht Tragik. Tragischer Ausgang ist ganz unmärchenhaft, dagegen sehr beliebt bei Sagen, Volksballaden und Epen. Die Theseus- und Tristan-Erzählungen müfsten also nicht nur dieselbe märchenhafte Grundlage enthalten, sondern sich auch in paralleler Weise zu Sagen ausgebildet haben, falls sie unabhängig voneinander sind. Ob man unter diesen Umständen noch an ihre Unabhängigkeit glauben darf, ist sehr zweifelhaft. Aber anderseits scheint man denn doch deshalb noch nicht genötigt zu sein, an gelehrten Einfluſs zu denken. Auch Sagen und Volksballaden und sogar Epen oder wenigstens epische Formeln konnten wandern, wenn auch bei weitem nicht so leicht wie Märchen. Auch sind sie, weil schon als Gattungen viel jünger als Märchen, natürlich bei weitem nicht so verbreitet. Die Fähigkeit zum Wandern hat zur Voraussetzung die Universalität der in der Erzählung verwendeten Lebensverhältnisse (der *phase of life,* wie Hart sagt[1]) und die Abwesenheit wesentlicher nationaler Elemente. So sind z. B. manche

[1] Hart: *Ballad and epic* (= vol. XI von *Harvard studies and notes*) p. 5.

Volksballaden bei verschiedenen Völkern zu treffen, und die epische Formel, die unter dem Namen Verbannungs- und Rückkehrformel bekannt ist, erfreute sich relativ grofser Verbreitung. Sobald wir nun Wanderungen derselben Art wie bei Märchen annehmen, so müssen wir uns darein schicken, dafs wir in der Regel nicht wissen können, welchen Weg die Stoffe nahmen und von wo sie ausgingen. Wir können dann auch nicht mehr sagen, dafs die Theseus-Sage zur Tristan-Sage geworden ist; es kann ja ebensogut umgekehrt zugegangen sein, wobei man natürlich von den Personennamen absehen mufs.

Nützt uns auch unter diesen Umständen die Theseus-Sage nichts mehr zur Ermittelung der Entwicklungsgeschichte unserer Tristan-Erzählung, so gibt es andere Erzählungen, die uns vielleicht darüber Aufschlufs geben können. Im Heft 2 von Band 32 (Jahrgang 1911) der *Revue celtique*[1] ist eine irische Volkssage veröffentlicht unter dem Titel *Finn dans le pays des géants et l'onneau de Sliabh na Fideoige* von A. Kelleher und G. Schoepperle. Letztere Gelehrte, welche die Einleitung dazu schrieb, erwähnt nichts von der Verwandtschaft dieser Sage mit der Tristan-Dichtung. Da sie aber sich speziell mit dieser beschäftigt und ein Buch darüber vorbereitet, so ist anzunehmen, dafs ihr die Ähnlichkeit nicht entging, und dafs sie die betreffende Mitteilung für ihr Tristan-Buch aufsparte.

Finn begab sich mit Seachran zu dem Riesen Glunreamar, dem Feinde des Seachran. Seachran entging zwar dem Tode während seines Aufenthalts bei Glunreamar, wurde aber während der Rückfahrt von diesem durch Zauberei getötet. Finn rächte seinen Genossen und führte dessen Leichnam mit sich. Vor der Fahrt ins Land des Glunreamar hatte aber Seachrans Gattin von Finn verlangt, dafs er ihr bei der Rückkehr durch die Farbe des Segels anzeige, ob ihr Gatte tot oder lebend zurückkehre (die Segelfarben werden nicht genannt). Finn gelangt dann mit dem Leichnam zu Seachrans Gattin, ohne dafs ihm etwas geschieht. Seachran wurde durch einen Zauberring, den Finns Freund Diarmaid sich zu verschaffen gewufst hatte, wieder lebendig gemacht.

Es ist klar, dafs das Segelmotiv hier entstellt ist, eigentlich zwecklos geworden ist (dies ist auch G. Schoepperles Ansicht). Glücklicherweise ist unsere Sage noch in anderen Versionen erhalten, die zum Teil besser sind. G. Schoepperle verweist auf folgende Versionen: J. G. Campbell: *The Fians p. 260 ff.*, J. Curtin: *Myths and folklore of Ireland p. 244 ff.*, W. Larminie: *West Irish folktales p. 64 ff.*, G. Dottin: *Contes et légendes d'Irlande p. 47 ff.* Ursprünglich war die Absicht der Gattin des Seachran, das Schiff durch Zauberei zum Scheitern zu bringen, falls Finn seinen Gefährten nicht lebend zurückbrächte. Aber Seachran, der Finn

[1] Dieses Heft erschien aber erst im Anfang des Jahres 1912, als meine Abhandlung schon längst der Redaktion dieser Zeitschrift eingereicht war. Was ich aus dieser Quelle entnommen habe, ist also ein Nachtrag.

liebte und die Absicht seiner Gattin erriet, gab Finn, als er seinen Tod kommen sah, den Rat, das falsche Segel zu hissen. Indem Finn diesen Rat befolgte, entging er dem Tode. Von den obengenannten Versionen habe ich leider nur diejenige J. G. Campbells gelesen, in welcher gerade das Segelmotiv fehlt. Über die anderen Versionen berichtet G. Schoepperle folgendes: *Dans celle de Curtin aucune mauvaise intention n'est indiquée chez la femme: par le choix de la voile Finn lui annonce simplement la mort de son mari. Dans la version de Larminie, Finn, quoique le mari soit mort, hisse la voile, qui suivant la conversation, indique que le mari est vivant. Mais on ne comprend ni pourquoi la femme a donné cet ordre, ni comment Finn a l'idée de lui désobéir. Dans celle de Dottin, il n'est pas question de voiles. La ruse y paraît sous une forme un peu différente. Le mari a prévenu Finn: Quand vous atteindrez le port, ma femme sera là devant vous, et il n'y aura personne à sortir du vaisseau à qui elle ne demande où est Seachrân: que chacun lui dise qu'il va venir; quand elle saura que je suis mort, elle fera plonger le vaisseau et ce qu'il y a dedans.* Die von Campbell herausgegebene Version war oder ist noch in Schottland verbreitet; die übrigen Versionen sind irisch. Die Einwanderung der (ursprünglich irischen) Finn-Sagen in Schottland fällt hauptsächlich in die Zeit des 8. bis 10. Jahrhunderts. Die eben erwähnte Sage dürfte also in Schottland auch schon seit jener Zeit heimisch gewesen sein.

Eine andere Erzählung, die vermutlich nicht aus Irland stammt, kommt aber der Tristan-Dichtung noch näher. Es ist eine der von J. Gregorson Campbell in einem anderen als dem obenerwähnten Werke gesammelten gaelischen Volkserzählungen.[1] Sie hat folgenden Inhalt:

Einst sandte der König von Dänemark seinen Sohn mit sechs anderen Jünglingen an den schottischen Hof. Sie landeten in Caithness und widmeten sich dem Jagdsport. Sie begaben sich nach Ross-shire und nahmen Aufenthalt in einem Hause beim Loch-Maree (einem der Küstenseen in Nordwestschottland). Eines Tages saſs der Prinz allein an der Landstraſse. Da erblickte er ein von zwei Männern begleitetes Weib von so groſser Schönheit, wie er noch nie gesehen hatte. Er redete sie an, wurde aber dafür von dem einen ihrer Begleiter grob zurechtgewiesen. Er erklärte ihm, daſs er sich keine weiteren Beschimpfungen gefallen lassen werde, da das königliche Blut von Dänemark durch seine Adern rinne. Hierauf wurde der andere bescheidener und entschuldigte sein Benehmen mit der Bemerkung, daſs die Jungfrau auf Befehl ihres Vaters den Schleier genommen habe und von dem Kloster in Isle Maree (so wird die kleine Insel des Loch-Maree heiſsen) hergekommen sei, aber vor Einbruch der Nacht wieder zurück sein müsse. Der Prinz bittet, ihm den Namen der Jungfrau zu nennen, und erhält zur Antwort, sie sei Prinzessin Deorath,

[1] *Clan Traditions and Popular Tales of the Western Highlands and Islands, collected from oral sources* 1895 (*Waifs and Strays of Celtic Tradition; Argyllshire Series* No. V). Unsere Erzählung befindet sich p. 74—79.

die Tochter des Herrschers von Ulster in Irland. Beim Abschied sagte er ihr, er fürchte, es sei dies ihr letztes wie ihr erstes Zusammentreffen. Aber oft kam der Prinz wieder an denselben Ort und wartete daselbst tagelang, in der Hoffnung, die Prinzessin wieder einmal zu sehen. Doch da sich diese Hoffnung nie erfüllte, liefs er sich zu dem Inselchen hinübersetzen. Daselbst empfahl man ihm, von dem Wasser eines Brunnens zu trinken, das gegen alle Krankheiten gut sei, besonders aber Wahnsinn heile,[1] und in die Höhlung eines Baumes, der bei der Quelle stand, irgend etwas von Wert zu legen. Der Prinz ging bei dem Brunnen und Baume vorbei, ohne daran zu denken. Im Kloster wollte man ihm erst nicht gestatten, die Prinzessin zu sehen. Aber als er sagte, wer er war, und dafs er die Prinzessin zur Gattin haben wolle, erhielt er den Bescheid, man werde die Entscheidung ihrem Willen überlassen. Er brachte den ganzen Tag bei ihr zu, und beim Abschied sagte sie [jedenfalls vom Prinzen zur Entscheidung gedrängt]: 'Ich habe ein Bedenken in dieser Sache, nämlich dafs wir einander noch nicht kennen; und wenn Liebe schnell entsteht, so mag sie auch ebenso schnell vergehen.' Da deutete der Prinz auf den Abendstern hin, der am südwestlichen Himmel schien, und sagte: 'So wahr jener Stern auf jenen Hügel scheint, so wahr liebe ich dich.' 'Ich habe noch ein Bedenken,' sagte sie. 'Deine Bedenken sind zahlreich,' bemerkte er. Ihr Bedenken war, dafs 'der rote Hector[2] von den Hügeln', wie man ihn nannte, weil er sich Tag und Nacht auf den Hügeln herumtrieb, ein gefährlicher Feind werden könnte, wenn er ihn treffen sollte. Befriedigt von dem Erfolg dieses Tages, setzte der Prinz wieder über den See. Auf dem Wege nach Hause schwirrte plötzlich ein Pfeil dicht vor seinem Gesicht vorbei; ein zweiter Pfeil traf seine Mütze. Der Prinz sah sich um und erblickte neben einem Felsen einen grofsen Mann. 'Wer bist du, der du aus mir eine Zielscheibe machst?' 'Hast du noch nie von dem roten Hector von den Hügeln gehört? Den hast du jetzt vor dir und sollst seine Geschicklichkeit kennen lernen. Wir haben jetzt miteinander abzurechnen. Du tötest mich oder ich dich.' Sie griffen zu den Schwertern und fochten. Der Prinz wurde schwer verwundet; sein Feind machte sich davon.[3] Der Prinz suchte sich zu einem Bach zu schleppen, fiel aber in Ohnmacht, ehe er so weit kam. Am folgenden Morgen fanden ihn Leute, die von dem Inselchen kamen, und trugen ihn dorthin zurück Wochenlang blieb er bewufstlos. Die Prinzessin und seine Gefährten aus Dänemark pflegten ihn. Als er wieder sein Bewufstsein erlangte, fühlte er sich der Prinzessin für ihre treue Pflege sehr zu Dank verpflichtet und sprach oft davon, dafs er sie nach Dänemark mitnehmen würde. Ehe er noch genesen war, kam ein Schiff aus Irland an, um die Jungfrau nach Irland abzuholen, da ihr Vater im Sterben liege. 'Wirst du zurückkommen?' fragte der Prinz. Sie bejahte die Frage. 'Wirst du mich nicht vergessen unter deinen Landsleuten?' 'Nichts als der Tod kann meine Rückkehr verhindern.' Sie reiste ab, und längere Zeit verging. Als sie noch nicht zurückkehrte, sandte der ungeduldige Prinz [der

[1] In der *Vita Merlini*, welche, wie ich in *Ztschr. f. frz. Spr.* 30 nachgewiesen habe, auch in Schottland lokalisiert und verfafst wurde, wird ebenfalls eine Quelle (im *nemus Caledonis*) erwähnt, deren Wasser vom Wahnsinn heilte (v. 1150—68).

[2] Wenn dies der griechische Name Hektor und nicht etwa ein gleich- oder ähnlichlautender keltischer ist (was ich nicht entscheiden kann; doch vgl. *Hestor* oder *Hector des Marès*, Lancelots in Schottland geborenen Halbbruder, in den Arthur-Romanen), so mufs der Name hier ein späterer Einschub sein.

[3] Man versteht nicht, weshalb er den Prinzen nicht tötete. Vielleicht hielt er ihn für tot?

offenbar selbst noch nicht gehen konnte] täglich Leute auf die Spitze des höchsten Hügels, um Ausschau zu halten. Endlich meldete man, dafs drei Schiffe, deren erstes die irische Königsflagge gehifst hatte, gesichtet wurden. Nun begab sich auch der Prinz, in Begleitung von anderen, auf die höchste Hügelspitze. Zu seiner Begleitung gehörte auch ein alter Mann. Denselben, der sich Dughall Mac Kenzie nannte, hatte der Prinz, kurz vor der Abfahrt der Prinzessin, auf der Strafse getroffen und auf dessen Bitten hin in seinen Dienst genommen. Auf dem Wege zur Hügelspitze wollte der Alte den Prinzen mit der Erzählung eines Traumes aufhalten. 'Ich kümmere mich nicht um Träume,' sagte der Prinz. 'Aber ich träumte denselben Traum drei Nächte hintereinander; und der Traum war, dafs sie tot sei.' 'Wir wollen jetzt frohe Nachricht haben, und du gibst uns dafür kummervollen Bericht.' Da sagte der Alte: 'Ich werde zum Schiff [Einzahl!] gehen, und wenn ich dort bin und alles in Ordnung finde, so sollst du ein rotes Signal sehen, und wenn Kummer dir beschieden ist, ein schwarzes.' Er ging und sah die Prinzessin auf dem Schiff. Sie erkannte den Diener des Prinzen wieder und erkundigte sich ob alles gut gehe. Der Alte bejahte es. 'Er wird begierig sein, eine Nachricht zu erfahren,' meinte die Prinzessin. Der Alte überredete nun die Prinzessin gegen ihren Willen und gegen den Rat ihrer Begleiter, das Todessignal zu zeigen, indem er sagte: die Freude, sie nachher lebend zu sehen, würde ihren Geliebten für die Enttäuschung entschädigen. Als das Signal 'von denen am Ufer' gesehen wurde, sagte der Prinz, er könne nicht länger leben, zog seinen Dolch und gab sich den Tod.[1] Als die Prinzessin ans Land kam, erzählte man ihr, dafs ihr Geliebter, in der Meinung, sie sei tot, sich das Leben genommen habe. Sie liefs sich dahinführen, wo der Leichnam lag. Da bemerkte sie, dafs ihr jemand folgte. Sie wandte sich um, sah den Alten und sprach: 'Elender Dughall, welch übeln Rat gabst du mir!' 'Das ist nicht mein Name,' sagte er; 'ich bin der rote Hector von den Hügeln, und dies ist meine Rache.' Und er erstach sie mit seinem Dolch. Dann verschwand er, und seither hörte und sah man nichts mehr von ihm in dem Lande.

Es ist seltsam, dafs Alfred Nutt, der die Vorrede zu Campbells Sammlung schrieb, und dem doch die Tristan-Dichtung, wenigstens der berühmte Schlufsteil, auch hätte bekannt sein

[1] Die Überlieferung ist in dieser wichtigen Partie offenbar sehr entstellt; denn sie ist stellenweise geradezu widersinnig. Warum will der Prinz, als ihm die Nachricht von der Ankunft der Schiffe gebracht wurde, auf den höchsten Hügel klettern, und geht nicht an Stelle des Alten an den Strand? Wenn sein Gesundheitszustand ihm jenes erlaubte, so hätte er doch auch dieses tun können. Und wie kann er an der Rückkehr der Prinzessin zweifeln, wenn ihm gemeldet wurde, dafs drei Schiffe, darunter das königliche Flaggenschiff, gesichtet wurden? Blofs zur Meldung, dafs die Prinzessin nicht komme, wäre doch keine solche Flotte nötig gewesen. Sogar das Signal scheint nicht vom Prinzen selbst, sondern von seinen Begleitern gesehen worden zu sein. Auch das Benehmen der Prinzessin, die gegen ihren eigenen Willen das Todessignal hissen läfst, scheint unsinnig. Die ursprüngliche Fassung dürfte folgende gewesen sein: Der Prinz war noch nicht imstande, selbst auszugehen (auch dem Alten war er nicht auf der Strafse begegnet, sondern jener war zu ihm gekommen). Darum sandte er den Alten aus, ihm Nachricht zu geben. Mit der Prinzessin hatte er verabredet, dafs ein rotes Segel (oder Signal) ihre Rückkehr, ein schwarzes ihren Tod bedeuten solle. Der Alte sah nun ein rotes Segel oder Signal, meldete aber, dafs er ein schwarzes gesehen hätte. Mehr als ein Schiff war dann nicht nötig.

sollen, die auffallende Ähnlichkeit nicht bemerkte. Er nennt obige Erzählung einfach *novel* und *a curious tale* (p. XX), sonst nichts. Dieselbe ist offenbar ihrem ganzen Charakter nach kein Märchen, sondern eine Sage. Dabei ist zu bemerken, dafs das Gebiet, in welchem sie lokalisiert ist und von Campbell aufgezeichnet wurde, das schottische Hochland, dasjenige ist, aus welchem nach Ausweis der Namen des Helden und seines Vaters die Tristan-Sage zu stammen scheint. Eine Vergleichung der beiden Sagen will ich hier nicht vornehmen, da dieselbe auf eine breitere Basis gestellt werden mufs, als hier möglich ist. Nur was die Farben der Signale betrifft, so mag gleich hier bemerkt werden, dafs diejenigen der gaelischen Erzählung ursprünglich zu sein scheinen. Schwarz galt allgemein als die Farbe der Trauer, des Unglücks. Nur in dem obenerwähnten Grimmschen Märchen ist Schwarz durch Rot ersetzt. Rot ist daselbst als Farbe des Blutes die Todesfarbe, pafst aber offenbar nur für den Tod, bei dem Blut vergossen wird. Die Brüder Grimm wiesen bereits auf eine Stelle in Wirnts *Wigalois* hin: man band dem Helden Wigalois einen roten Sammetstreifen an seine Lanze; 'das bezeichnet, dafs er an diesem Tage in den Tod reiten sollte'. Sonst aber symbolisiert Rot als die intensivste, leuchtendste Farbe zweifellos Glück und Freude, und dies ist auch noch der Fall in dem obenerwähnten schweizerischen Märchen, in der ältesten Fassung der Theseus-Sage und in der gaelischen Erzählung.[1] Weifs symbolisiert sonst Reinheit und Unschuld, und es führte wahrscheinlich nur die Überlegung, dafs Schwarz und Rot optisch keine so vollständige Gegensätze sind wie Schwarz und Weifs, zu der Verwendung von Weifs als Glücksfarbe.[2] Wie leicht übrigens die Farben wechselten, zeigt der Vergleich des schweizerischen und des deutschen Märchens und der beiden Varianten der Theseus-Sage. Im isländischen *Tristrams kvæði* steht an Stelle von Weifs als Glücks-

[1] Auch in dem obenerwähnten litauischen Märchen wird ein rotes Siegel Glück, ein schwarzes Unglück bedeutet haben. In dem Märchen Nr. 60 der Brüder Grimm (Zwillingsbrüdertypus, Drachenepisode) kommt einer der Zwillingsbrüder in eine Stadt, wo eine Prinzessin einem Drachen ausgeliefert werden sollte; später gelangt er nochmals dahin, als die Prinzessin mit dem vermeintlichen Drachentöter Hochzeit feiert. Das erstemal war die Stadt schwarz, das zweitemal rot behängt (ebenso in einer literarischen Fassung bei Schleicher p. 1–6). 'Darum war die Stadt damals mit schwarzem Flor zur Trauer und ist heute mit rotem Scharlach zur Freude ausgehängt.' In den Anmerkungen zu einem anderen Märchen (Nr. 29) wird ein Aberglaube aus Belgien von der Glückshaut, nach deren roter (oder bleicher) und schwärzlicher Farbe man auf das zukünftige Glück schliefse (die Quelle, *Del Rio*, ist mir nicht zugänglich), erwähnt.

[2] Im athenischen Areopag bekundeten weifse Stimmsteine die Reinheit oder Unschuld des Angeklagten, schwarze die Schuld; für den Angeklagten aber bedeuteten diese Unglück oder Tod, jene Glück; so kann sich die Verwendung von Weifs als Glücksfarbe auch erklären.

farbe sogar Blau (vgl. Golther, *Tristan und Isolde* p. 187); schon die *Tristramssaga* hat nämlich Weifs und Blau für Weifs.

Es scheint mir zweifellos, dafs die gaelische Sage auch in anderen, wichtigeren Punkten ursprünglicher ist als die Tristan-Dichtung und schon deshalb (ganz abgesehen von anderen Gründen) nicht als ein Derivat der letzteren, wenigstens ihrer französischen Version, aufgefafst werden kann. Die gaelische Erzählung ist noch eine echte Volkssage, und sollte sie etwa durch ein älteres, vorfranzösisches Stadium der Tristan-Dichtung beeinflufst worden sein, so müfste eben dieses letztere auch noch Volksdichtung gewesen sein und könnte als solche auch nur in der Volkstradition seine Wurzeln haben. Die Erzählung von Tristans Tod wurzelt also unter allen Umständen in der Volkstradition, die jedenfalls älter war als die Tristan-Sage selbst. Die Frage, wie die Tristan-Dichtung und die griechischen Sagen von Theseus und eventuell von Oinone verwandt sind, scheidet somit eigentlich aus der Tristan-Forschung aus. Die Frage, wie die Volkssagen Schottlands und Griechenlands zusammenhängen, ist ein Problem für sich. Ich glaube kaum, dafs man da noch länger an den Einflufs der immerhin seltenen griechischen Studien bei den Kelten oder an den des Scholiasten Servius denken darf. In meiner gröfseren Arbeit werde ich die Übereinstimmung der Tristan-Dichtung mit der gaelischen Sage noch von einem anderen Standpunkt aus beleuchten.[1]

Davos-Platz (Schweiz). E. Brugger.

[1] Korrekturnote. Die Segelfarben in der Finn-Sage sind bei Larminie: graugrün (Glück) — rot (Unglück), bei Curtin: weifs — schwarz.

La chronologie du séjour de Voltaire en Angleterre et les *Lettres philosophiques*.

Les voyageurs, écrit Voltaire à Bubb Dodington en lui recommandant son ami Thieriot, jugent d'un pays d'après les hommes qu'ils ont vus.' Et, bien qu'une flatterie adroite prétende surtout faire tourner cette maxime en compliment ('par la haute estime que je professe pour la nation anglaise, il est facile de s'apercevoir que j'ai eu l'honneur de jouir de la conversation de M. Dodington'), on peut en croire l'auteur des *Lettres anglaises*: en dépit de toutes les sources livresques dont il saura tirer profit, l'expérience directe d'un certain nombre de choses britanniques est venue s'inscrire dans cette relation, rédigée cependant plusieurs années après un long séjour outre Manche. Mieux encore: quelques-unes des lectures mêmes de Voltaire ont trouvé, dans une occasion vivante, une rencontre, un contact, une circonstance définie, leur point de départ le plus efficace. On est loin, par malheur, de pouvoir déterminer dans le détail ces 'expériences' anglaises de l'attentif voyageur: il y faudrait le mystérieux carnet qui faisait partie des Ashburnham MSS, et qui, examiné jadis par Churton Collins,[1] n'a pu être remis à la disposition de M. Lanson.[2] Il y faudrait au moins le premier état des lettres envoyées vraisemblablement, sur plus d'un sujet, par Voltaire à Thieriot:[3] on pourrait évaluer ainsi ce qui a passé, de ces impressions immédiates, dans l'écrit polémique élaboré en 1732.

A défaut de tels documents, dans quelle mesure peut-on rapporter, à des instants précis du séjour, à telles particularités concernant des hommes ou des choses, les aperçus et les notations dont les *Lettres* garderont la trace — non sans l'approfondir ou l'atténuer?

[1] Churton Collins, *Voltaire, Montesquieu and Rousseau in England*. London 1908, p. 55.

[2] G. Lanson, *Introduction aux 'Lettres philosophiques'*, p. XLVI de l'édition de la Société des Textes français modernes. C'est à cette édition que nous renvoyons le lecteur. Les dates, pour l'Angleterre, sont celles de l'ancien calendrier.

[3] La lettre du 24 juillet 1733 contient une allégation qui est une ruse de guerre, mais ne saurait être négligée: '... Ces *Lettres* vous ont été écrites, pour la plupart, en 1728.' Durant son séjour, Voltaire se plaint (21 avril 1728) du silence de Thieriot pendant dix mois: cela veut-il dire que son ami ne lui a pas accusé réception à son gré de lettres qui étaient de simples relations, des rapports? Il s'inquiéternit d'avantage et insisterait si des affaires personnelles étaient en jeu et en cause.

I.

Les toutes premières découvertes que Voltaire a pu faire, dans l'"île inconnue' qui lui offrait un abri, ont-elles coïncidé avec ces notations enthousiastes, si fraîches et si alertes, rédigées (sans doute vers le milieu de 1728) dans 'le projet de *Lettre à M****, qui aurait pu servir de début à un *Tableau pittoresque de l'Angleterre*'? '... C'était dans le milieu du printemps; le ciel était sans nuages, comme dans les plus beaux jours du midi de la France ... Je m'arrêtai près de Greenwich sur les bords de la Tamise ...' Mais il est visible que la suite de cette relation synthétise et 'stylise' des observations qui furent réparties, en réalité, sur un plus long espace de temps. Ni sa connaissance pratique de l'anglais parlé, ni les dispositions de ce voyageur qui, à peine arrivé une première fois, retournera en France pour tâcher d'y joindre son insulteur, le chevalier de Rohan-Chabot, ne rendaient possibles les multiples expériences rassemblées ici en très peu d'heures. Voltaire n'a pas observé tant de choses avant son faux départ.

Le voici de retour à la fin de juillet ou au commencement du mois d'août 1726. Son ami Bolingbroke n'est pas à Londres, et lui-même ne fait guère que traverser, à ce moment, la grande ville: il s'installe dans les environs, au Sud-Ouest, à Wandsworth, chez Falkener, 'citoyen de Londres que j'avais vu une seule fois à Paris, et qui me conduisit à sa maison de campagne où je menai dès lors une existence obscure et charmante, sans aller à Londres, et tout aux plaisirs de l'indolence et de l'amitié.' Indolence voltairienne, bien entendu, c'est-à-dire fort active; amitié moins sentimentale qu'intellectuelle: mais la lettre à Thieriot dit vrai, et il dut y avoir là quelques semaines d'été, et bientôt d'automne, où Voltaire put se mettre sans trop de fièvre au courant de diverses particularités de l'Angleterre. Falkener était garçon et ne devait se marier, selon le *Dictionary of National Biography*, qu'en 1747; il était sans doute trop affairé de correspondances commerciales, en sa qualité de gros négociant, pour ne pas se rendre souvent à Londres, dans le milieu du jour. La 'profonde solitude' dont pourra parler Voltaire se conçoit assez, dans ce ménage de garçon où l'amphitryon est loin d'être toujours présent: notre Français s'accommode de ces circonstances pour faire de l'anglais à force. Il prend des leçons d'un instituteur du voisinage, J. Kuweidt[1] sans doute, dont l'école est toute proche. Une de ses lectures favorites semble être le *Spectator*;[2] ses *Lettres* offriront quelques traces de cette

[1] D'après le témoignage cité par Lanson, t. I, p. 20.

[2] Qu'il avait lu auparavant dans la traduction française, sans comprendre le succès qu'avait trouvé en Angleterre un ouvrage dont il ne percevait pas encore l'originalité. La lecture de l'original le rend plus équitable.

familiarité avec l'œuvre d'Addison et de Steele: c'est ainsi que la fameuse épître orientale d'Addison, à la date du 27 avril 1711, celle du 3 mars 1711 sur la Bourse de Londres, ont laissé des traces dans l'esprit de Voltaire. Les poésies de Pope, l'*Essay on Criticism* et le *Rape of the Lock*, le ravissent. Peut-être se risque-t-il même dès ce moment à pousser une première reconnaissance vers Shakespeare. *Jules César* peut l'avoir incité, alors, à une traduction et à l'imitation de *Brutus*, et il semble s'être risqué dans *Hamlet*: ses lettres à Thieriot et à Mlle Bessières le 15 octobre, à la présidente de Bernières le 16, ne laissent pas d'offrir une légère teinte de mélancolie que les circonstances justifient, que la pratique du fameux monologue contribue peut-être à déterminer ('... ce passage si court et si difficile qu'on appelle la vie'). Mais, une fois que le quakerisme l'a intéressé, et qu'Edward Higginson, élève-adjoint de J. Kuweidt, a renseigné ses premières curiosités, il s'applique à traduire en anglais l'épître latine de R. Barclay à Charles II, jointe au traité *Theologiae vere christianae Apologia*: exercice de thème, plus malaisé que les versions ordinaires, et qui oblige Voltaire, en particulier, à se servir de la deuxième personne du singulier, moins commode en anglais que le pluriel de politesse!

Cette forme bizarre du sentiment religieux, le quakerisme, semble rester au premier plan de ses observations durant son séjour de Wandsworth —, ce qui est assez naturel pour quelqu'un qui, en France, s'était intéressé aux singularités du jansénisme dégénéré: c'est par les 'enthousiastes', qu'il présentera si drôlement dans ses *Lettres*, que 'la nation de philosophes' renferme, malgré tout, sa dose spéciale de folie, ainsi qu'il l'écrit à Thieriot le 15 octobre. De toutes les choses qui se révèlent à lui, c'est peut-être en effet, la plus inattendue.

Avant l'hiver, Voltaire transporte ses quartiers à Londres. Lord Bolingbroke, absent de la capitale à son arrivée en Angleterre, mais qui avait insisté déjà, à plusieurs reprises, pour faire accepter à son ami de France l'hospitalité de sa maison, le reçoit à présent dans Pall Mall. L'enquête religieuse, particulièrement intéressante pour l'auteur de la *Henriade*, se continue sans doute. Du moins savons-nous que la question du baptême tracassait encore l'ami d'E. Higginson après son départ de Wandsworth. Il est vraisemblable que ses visites aux églises et aux réunions, son interview d'André Pitt, le quaker vénérable, à Hampstead, se placent au début de son installation à Londres même: sa connaissance de l'anglais parlé est assez avancée pour que de telles enquêtes puissent être fructueuses. 'Lorsque j'étais dans la ville de Bénarès sur le rivage du Gange, écrira-t-il plus tard dans *Bababec et les fakirs*, je tâchai de m'instruire. J'entendais passablement l'indien; j'écoutais beaucoup, et re-

marquais tout ...' C'est là, au commencement de son séjour en pleine capitale anglaise, une sorte de contact que cet homme de lettres français prend avec quelques-unes des singularités les plus caractéristiques de la Grande-Bretagne, l'individualisme religieux et ses modalités presque infinies. Rien d'étonnant si les *Lettres* font à ces choses la première place, qui est aussi celle de la chronologie.

II.

Mais il va de soi que des curiosités plus variées le sollicitaient, et que des rencontres fort diverses les faisaient naître dans son esprit. Sans compter Bolingbroke lui-même et ses amis aristocrates, curieux de politique et de philosophie, quel amusant kaléïdoscope ne s'offrait pas à ces yeux aigus, d'autant plus disposés à regarder autour d'eux qu'il s'agissait, pour le demi-proscrit, de faire pièce aux choses de France! Son premier amphitryon, le négociant Falkener, est le propre beau-frère d'un les plus gros bonnets de la Cité, P. Delme, alderman de Langborne Ward, qui avait été lord-maire en 1723—24: truchement excellent et porte-paroles autorisé, dans son 'office' de Fenchurch Street, de l'importance des arts mercantiles et de la grosse fortune intelligemment gérée.

La vie mondaine ajoute, à ces occasions de voir et d'apprendre, quelques nouveaux objets d'observation. Et il est probable que c'est dans la griserie de cette initiation multiple que Voltaire songe à mettre véritablement en forme toutes les remarques au jour le jour que peut susciter ce genre de vie si souple et si divers. Voltaire est bien, à ce moment-là et dans la joie de la première découverte, 'un particulier qui aurait assez de loisir et d'opiniâtreté pour apprendre à parler la langue anglaise, qui converserait librement avec les whigs et les tories, qui dînerait avec un évêque et qui souperait avec un quaker, irait le samedi à la synagogue et le dimanche à Saint-Paul, entendrait un sermon le matin et assisterait l'après-dîner à la comédie, qui passerait de la cour à la bourse, et par-dessus tout cela ne se rebuterait point de la froideur, de l'air dédaigneux et de glace que les dames anglaises mettent dans les commencements du commerce, et dont quelques-unes ne se défont jamais ...'

Notre explorateur est bien en selle, et il n'a guère, pour l'instant, qu'à se laisser porter par les circonstances. Les marchands de la Cité, ces négociants qui 'enrichissent leur pays, donnent de leur cabinet des ordres à Surate et au Caire, et contribuent au bonheur du monde', lui semblent avoir quelque raison de se comparer aux citoyens romains: il les a vus dans leur gloire et dans leur activité, il leur a entendu exposer

philosophiquement la théorie du luxe, telle que la fable des *Abeilles* de Mandeville l'avait mise en honneur, telle qu'il la reprendra dans son *Mondain*.[1] La politique d'opposition qui se concerte et s'organise chez Bolingbroke lui fait mieux comprendre, sinon l'essence de la tradition politique anglaise, du moins l'apparent équilibre des pouvoirs en Angleterre, ce qu'il appelle 'ce gouvernement sage, où le prince tout puissant pour faire du bien, a les mains liées pour faire le mal, où les seigneurs sont grands sans insolence et sans vassaux, et où le peuple partage le gouvernement sans confusion ...' Le Dr. Samuel Clarke, disciple de Newton, l'entraîne en des conversations métaphysiques plus audacieuses, au début, que lui-même ne le souhaiterait: 'Clarke sautait dans l'abîme, et j'osai l'y suivre.' Et les dogmes déistes de Bolingbroke, quelque peu transposés par son ami, trouvaient un écho sympathique dans la pensée d'un homme bien décidé à appliquer sa raison à toutes les révélations.

Le théâtre a certainement, dès ce moment, sa grande place dans les expériences de Voltaire. Recommandé à Colley Cibber, grand fournisseur et co-directeur de Drury Lane,[2] il pouvait profiter de son patronage pour fréquenter les salles de spectacle sans s'imposer des dépenses trop onéreuses.[3] L'hiver 1726—1727 lui permit de voir, à Drury Lane et à Lincoln's Inn Fields, plusieurs pièces de Shakespeare, le *Caton* d'Addison, l'*Andromaque* de Racine. L'*Essai sur la poésie épique* garde une trace, plus expresse que les *Lettres philosophiques*, de ces soirées. 'Je n'ai jamais vu à Londres la salle de la comédie aussi remplie à l'*Andromaque* de M. Racine, toute bien traduite qu'elle est par M. Philipps, ou au *Caton* de M. Addison, qu'aux anciennes pièces de Shakespeare. Ces pièces sont des monstres en tragédie. Il y en a qui durent plusieurs années, on y baptise au premier acte le héros qui meurt de vieillesse au cinquième; on y voit des sorcières, des paysans, des ivrognes, des bouffons, des fossoyeurs qui creusent une fosse, et qui chantent des airs à boire en jouant avec des têtes de mort ... Dès que j'eus une plus grande connaissance de la langue, je m'aperçus que les Anglais avaient raison ...' Parmi ces prises de contact directes, *Jules César* (joué sur les deux scènes londoniennes)

[1] Cf. l'édition critique du *Mondain* par M. Morize: *L'Apologie du luxe au XVIIIe siècle*. Paris 1909, p. 72.

[2] Voltaire rapport à 1726 ces premiers entretiens (*Éléments de la philosophie de Newton*, chap. I).

[3] Chetwood's *History of the Stage*, p. 46, citée par Churton Collins, p. 22 et par Ballantyne, p. 48. Chetwood, soufflleur à Drury Lane, fournissait à Voltaire le livret des pièces, qu'il emportait à son fauteuil d'orchestre accoutumé. 'Quatre ou cinq mois' de ce régime avancèrent admirablement ses connaissances en anglais.

aura naturellement l'avantage. Détail curieux: *Romeo et Juliette,* pièce qui ne figure pas au répertoire cette année-là, semblera plus tard ignorée de Voltaire:[1] comme si ses lectures suppléaient mal à une perception immédiate qui, pour cette pièce en particulier, lui fit défaut.

Il va de soi qu'un répertoire de moindre envergure venait s'ajouter à ces pièces classées, sinon classiques. La liste donnée, par M. Lanson, dans les notes de la lettre XVIII, est complétée par le commentaire de la lettre XIX: la *Provoked Wife* de Vanbrugh, le *Careless Husband* de Colley Cibber, le *Don Juan* de Shadwell, peut-être le *Plain Dealer* et la *Country Wife* de Congreve ont été joués sur les scènes londoniennes du temps où Voltaire pouvait 'voir la comédie tous les jours'. Ce dernier poète, valétudinaire et dédaigneux d'une réputation uniquement littéraire, traînant dans les infirmités sa vieillesse prématurée, reçut sans doute sa visite dans son logis de Surrey Street.

La rencontre personnelle de Pope s'est fait attendre, on le sait, un peu plus longtemps qu'on ne serait tenté de le supposer. Voltaire, à Wandsworth, pratique l'œuvre de cet émule britannique dont il était lui-même connu depuis 1724, et avec qu'il avait correspondu. Mais l'auteur de l'*Essai sur la critique* a été victime d'un accident de voiture en septembre 1726, et ce n'est que le 16 novembre, une fois installé chez Bolingbroke, que Voltaire a entendu parler de ce fâcheux fait-divers et qu'il envoie ses condoléances, comme 'd'un élève à son maître'. Il est difficile de dire à quel moment il lui a rendu visite pour la première fois, la correspondance du poète anglais étant muette sur ce point. Les témoignages peu sûrs qui nous ont été transmis de divers côtés donneraient à penser qu'après une première tentative manquée, faute de pouvoir converser d'une manière suffisante, Voltaire remit à des temps meilleurs un entretien dont il s'était promis plus de plaisir et de profit.[2] Chose curieuse: ce n'est pas, dirait-on, au petit jardin du poète à Twickenham que s'associe, dans les réminiscences de Voltaire, l'image de Pope, alors qu'il y avait là un cadre assez bien fait pour frapper le jeune homme de lettres ...

> Ciel! avec quel transport j'ai visité ce lieu
> Dont Mindipe est le maître, et dont Pope est le dieu!
> Le plus humble réduit avait pour moi des charmes ...
> Voici le bois secret, voici l'obscure allée
> Où s'échauffait sa verve, en beaux vers exhalée.[3]

[1] *Lettre de Patu à Garrick sur sa visite aux Délices,* Genève, 1er nov. 1755 (dans les *Lettres* de Mme de Graffigny, éd. Asse. Paris 1879, p. 249). Patu fait à son hôte une lecture de la pièce, ou peut-être une analyse, avec la citation des morceaux essentiels: et Voltaire semble enchanté du dénouement, qu'on dirait qu'il ne connaît pas.

[2] Churton Collins, p. 20. [3] Delille, *Les Jardins,* chant III.

C'est bien plutôt l'absolue incapacité où se trouvait Pope de dire un mot de français qui reste liée[1] au souvenir d'un auteur que Voltaire, du reste, n'a pas cessé de louer. Et, sans doute, est-ce surtout chez ses nobles amis que Voltaire a pu voir et fréquenter le futur auteur de l'*Essai sur l'homme*.

A cet égard encore, c'est l'année 1727 qui importe. Voltaire est présenté à la cour vers la fin de janvier et 'reçu très gracieusement par le roi' au témoignage du *Daily Journal* du 27 de ce mois. La recommandation du ministre français Morville lui a valu d'être accueilli par les milieux officiels, aussi bien qu'il l'était par les chefs de l'opposition. Il peut juger par lui-même de cette libéralité hospitalière, de cette cordialité pour les gens de lettres qu'il louera si souvent chez les grands seigneurs anglais. Il peut converser à son aise, et sur un terrain neutre, avec ses confrères d'Angleterre. La visite à domicile, en somme, n'est pas toujours une démarche bien plaisante: témoin la légère mésaventure qui lui arrive chez Congreve, très froissé qu'on aille le voir en qualité d'auteur et qu'on ne le prenne pas pour 'un gentilhomme qui vivait très uniment'.

Chez Bolingbroke dans sa maison de ville, et plus encore dans sa résidence de Dawley en Middlesex; chez Robert Walpole, indifférent à la littérature, mais alors premier ministre; chez Temple, premier vicomte Palmerston, l'un des meilleurs partisans de Walpole; chez lord Peterborough dans sa délicieuse maison des champs de Parson's Green, où se pressent les gens d'esprit les plus qualifiés; chez Pulteney, comte de Bath, l'un des co-fondateurs du *Craftsman*; chez Chesterfield, avant son départ pour l'ambassade de La Haye le 23 avril 1728; chez J. Hervey, avant son voyage en Italie de l'année 1728; chez Bubb Dodington à Eastbury dans le Dorsetshire, où ce Mécène du parti whig, ancien envoyé extraordinaire en Espagne et lord du trésor, fait grand accueil aux hommes de lettres qui ne sont pas trop attachés au clan opposé; chez la duchesse de Marlborough à Blenheim, où il peut s'informer de nombre de points historiques concernant Charles XII; chez Henry Fox, jeune prodigue qui gaspillait alors la plus grande partie de sa fortune; chez la duchesse de Queensberry, la belle et joyeuse protectrice du poète Gay, on aperçoit la mince silhouette et le fin sourire de l'homme de lettres français.

Voltaire ne néglige pas, assurément, de profiter de ces belles relations à d'autres égards encore. Et sans doute son ingénieuse et souple flatterie, les compliments imprévus et les propos agréables et galants qu'il sait adresser aux belles Anglaises peu

[1] Cf. sa lettre (éd. Moland, tome XLV, p. 112), et la XXIIe *Lettre philosophique*.

accoutumées à ce genre d'attentions masculines, lui valent-elles quelques succès d'un autre genre: il dira plus tard à Sherlock, par un jeu de mots gaillard, que la 'chair' anglaise (son visiteur voulait dire la *chère*) lui avait paru 'très fraîche et très blanche'. Mais il a le goût de l'intellectualité trop chevillé au corps pour ne pas tourner au profit de son émulation littéraire les heureux hasards de la mondanité. 'Il aimait immensément Gay', qui lui montra son *Opéra des Gueux* avant qu'elle fût représentée:[1] donc avant la première à Lincoln's Inn Fields, le 29 janvier 1728. Il rencontre Thomson, le prochain auteur des *Saisons,* sans doute chez Dodington: 'je découvris en lui, écrira-t-il en 1750, un grand génie et beaucoup de simplicité; j'aimai en lui le poète et le vrai philosophe, c'est-à-dire l'ami de l'humanité.' Young, de même, lui apparaît à Eastbury: il n'est pas encore le poète des *Nuits,* mais un brillant causeur qui l'emporte souvent sur Voltaire dans les joutes de la conversation, et un poète habile à se concilier de puissants patronages. C'est lui qui se prête le mieux, à ce qu'il semble, aux interrogations de Voltaire en fait d'ancienne littérature anglaise. Mieux que la fameuse anecdote qui les met aux prises au sujet des personnifications du *Paradis perdu,* la médiocre *Seapiece* d'Young est significative à cet égard, et aussi la lettre d'Young à Tickell, où Voltaire est dépeint comme 'un homme de bonne éducation ayant beaucoup de vivacité et d'application, et possédant un savoir étendu qui ne se borne pas à la poésie'.[2]

Ce 'savoir étendu', le printemps et l'été de 1727 ont extrêmement contribué à l'affermir et à le préciser. Et c'est surtout la relativité du goût, le 'génie différent des nations qui cultivent les arts', que notre jeune écrivain apprend à comprendre. Il se piquera, au chapitre IX de son *Essai sur la poésie épique,* d'avoir travaillé la biographie de Milton et 'recherché avec soin en Angleterre tout ce qui regarde ce grand homme, découvert des circonstances de sa vie que le public ignore': en tout cas, ce qui est mieux encore, il a su percevoir la notion *des différents goûts des peuples,* comme il intitule le premier chapitre de l'*Essai.* Ses habitudes littéraires se cabrent encore devant les étrangetés et les incohérences, mais il sait du moins que ces bizarreries elles-mêmes ne paraissent point telles aux hommes d'une autre latitude. Camoens, qu'il ignore à son arrivée en Angleterre, lui est révélé par un ancien combattant des guerres d'Espagne, le colonel Martin Bladen;[3] et il lit la *Lusiade* dans la traduction anglaise de Fanshawe. L'Espagnol Alonzo d'Ercilla,

[1] Broome dans *Notes and Queries,* 1e série, t. X, p. 403.
[2] W. Thomas, *Le poète Edward Young,* p. 115.
[3] Warton d'après Ballantyne, *Voltaire's Visit* ..., p. 121.

qui occupe le huitième chapitre de l'*Essai*, est sans doute une autre de ces révélations incidentes qu'il doit au hasard des conversations: la péninsule hibérique a toujours tenu, dans l'attention des Anglais, un rang que la France n'accorda qu'épisodiquement à sa voisine transpyrénéenne. Il faut noter enfin que c'est à son séjour d'Angleterre que se rapporte un détail bibliographique important: l'acquisition d'un exemplaire du Coran dans la traduction Sale.[1] Peut-être Falkener, orientaliste amateur, est-il ici en cause.

Celle de toutes ces rencontres qui a dû faire le plus d'impression sur Voltaire fut, en 1727, sa coïncidence en Angleterre avec Swift. La publication de *Gulliver* avait été le grand événement de l'hiver: 'Le Rabelais de l'Angleterre, mais un Rabelais sans fatras', avait été signalé sans retard par Voltaire à Thieriot. Et le premier tome, au moins, de cette œuvre originale lui paraissait appeler une traduction française: 'ce livre serait amusant par lui-même, par les imaginations singulières dont il est plein, par la légèreté de son style, etc., quand il ne serait pas d'ailleurs la satire du genre humain ...' Il ne devait guère tarder, lorsqu'il écrivait cela en février, à se trouver face à face avec le grand pessimiste: le doyen de Saint-Patrick, qui dès l'année précédente avait repris le contact avec ses amis de Londres, revient en Angleterre en avril 1727. La fin de ce séjour-ci, en août et septembre, va être assombrie par les mauvaises nouvelles que Swift reçoit de la santé de son amie secrète Stella; de plus, à partir du 10 juin, la grande affaire, pour toute ce groupe, est de savoir si la mort soudaine de George Ier ramènera les tories au pouvoir.

Ces conditions particulières n'empêchent pas Voltaire d'avoir ressenti l'amer prestige du grand humoriste et ce *ridiculum acre* qu'il lui reconnaissait à quarante ans de là: on peut l'en croire, lorsqu'il proclame 'l'honneur inestimable d'être de ses amis', à propos du voyage en France que projette l'auteur de *Gulliver* et des commodités que Voltaire s'ingénie à lui procurer. Il se vantera aussi, vis-à-vis d'un Anglais,[2] d'avoir passé trois mois avec lui chez Lord Peterborough: sans doute s'agit-il de l'hospitalité de Parsons Green, où Swift apparaît assez souvent, et serait-ce là que Voltaire aurait passé une partie de l'été de 1727. Merveilleuse occasion, en tout cas, pour l'esprit français et l'humour britannique de s'affronter et de rivaliser ensemble: et puisque non seulement la XXIIe *Lettre anglaise,*

[1] W. R. Price, *The symbolism of Voltaire's Novels.* New York, 1911, p. 41.

[2] Le major W. Broome, le 16 mars 1765 (*Notes and Queries*, vol. cité). En fait, Swift est surtout l'hôte de Pope à Twickenham en mai et en juin, et de lord Oxford à Wimpole dans le Cambridgeshire en juillet.

mais *Micromégas* et *la Relation de la Maladie du Jésuite Berthier* témoignent de l'influence de Swift, il n'est pas indifférent de rappeler que, là encore, la présence réelle avait facilité les voies à l'intelligence des œuvres. Il faut noter d'ailleurs que, sous la plume de Voltaire, plusieurs malices des *Lettres* rappellent déjà le procédé ordinaire de Swift: je veux dire la désignation d'un office social, d'une fonction ou d'une charge par sa simple apparence extérieure; le christianisme consistant 'à jeter de l'eau froide sur la tête, avec un peu de sel', 'des meurtriers vêtus de rouge avec un bonnet haut de deux pieds, enrôlant des citoyens en faisant du bruit avec deux petits bâtons sur une peau d'âme bien tendue', sont assez dans le ton du rapport que fait Gulliver au gigantesque roi de Brombdignac.

C'est Swift enfin — mais à l'insu de Voltaire, bien entendu — qui est le principal confident de Bolingbroke dans la singulière affaire de délation ou d'indiscrétion politique qui indigne ses amis tories au printemps de 1727. Il s'agit des pamphlets anonymes dont le troisième, en février de cette année, attaquait énergiquement la personnalité et la politique de Walpole: Bolingbroke en était l'auteur, et le premier ministre et ses amis souhaitaient vivement avoir des certitudes à cet égard. Pope ayant confié à Voltaire, sous le sceau du secret, que lui-même avait écrit cette lettre, le crédule Français aurait donné dans le panneau, et du même coup démontré une duplicité que soupçonnaient ses amis tories: il avait accès à la Cour, et dès le lendemain, sur cette indication fallacieuse rapportée par Voltaire, le monde officiel attribuait à Pope, contre toute apparence, le mystérieux pamphlet. En mai, la démonstration semble faite du double jeu joué par un homme dont on se défiait depuis assez longtemps: le 18, Bolingbroke, écrivant à Swift, fait allusion à une 'certaine personne' qui se faufile parmi les adversaires du ministre pour rapporter, à défaut de propos authentiques, ses propres suppositions: 'car personne ne cause avec abandon devant lui'. Swift reprend, presque dans les mêmes termes, en 1727, cette dénonciation voilée dans sa *Letter to the writer of the Occasional Paper.*[1] Et Voltaire, de son côté, le 27 mai, mande mystérieusement à Thieriot: 'Do not talk of the occasional writer.[2] Do not say it is not of my lord Bolingbroke; do not say it is a wretched performance: you cannot be judge neither of the man nor of this writing ...' D'ailleurs, comme on ne prenait pas très au sérieux, de toutes manières, le spirituel et

[1] Cf. Churton Collins, *op. cit.*, p. 39; W. Sichel, *Bolingbroke and his times.* London 1902, t. II, p. 217, note 2.

[2] L'édition Moland commet un contre sens en traduisant *l'écrivain anonyme.*

papillonnant et versatile Français, la situation apparente de Voltaire ne paraît pas avoir été ébranlée par cet épisode secret de la lutte des partis.

III.

Mais toutes ces curiosités à satisfaire, l'anglais à perfectionner, ces mille découvertes incidentes à poursuivre, — toute la menue monnaie plaisante d'un séjour à l'étranger ne va-t-elle pas distraire Voltaire de ce qui était l'objectif principal de son voyage outre-Manche, l'impression de la *Henriade*? On sait que le désir de faire enfin un sort digne de lui à son grand poème était, en 1726, au premier rang de ses préoccupations, et l'on a pu dire[1] que, même sans sa mésaventure avec Rohan-Chabot, l'auteur de la *Ligue* aurait fait peut-être le voyage d'Angleterre pour y publier à son gré une œuvre que le gouvernement, en France, ne voyait pas d'un bon œil. Dès le 14 mai, sans doute par l'effet d'un 'communiqué' direct, le *British Journal* prévenait ses lecteurs que le poète français allait publier à Londres une grande édition de la *Ligue,* 'dont nous n'avons qu'un imparfait tirage'; d'autre part, nous l'avons vu, 'M. de Morville, ministre des Affaires étrangères, avait obtenu de l'ambassadeur d'Angleterre à Paris, H. Walpole, des lettres de recommandation qui élargissaient, dans l'aristocratie britannique, le cercle des souscripteurs recrutés par Voltaire. Mais ces travaux d'approches et de sape, qui occupaient l'actif homme de lettres au printemps, semblent suspendus au profit de l'initiation anglaise du voyageur. Ou plutôt, son plan de campagne, sans être abandonné, a dû changer de forme. Ses mécomptes financiers, en 1726—27, la faillite du banquier d'Acosta, la diminution de ses rentes et de ses pensions, outre les frais du séjour en pays étranger, l'auront empêché de songer à une publication de la *Henriade* qui ne dût pas être entièrement couverte par des souscriptions abondantes. Et c'est à la reprise de ce projet, qui lui tient à cœur, qu'il va s'employer désormais.

Il est même possible que son inquiétante docilité pour les gens en place, alors qu'il a été surtout reçu par les chefs de l'opposition, vienne de son grand désir d'aboutir brillamment: Bolingbroke et Peterborough souscriront chacun pour vingt exemplaires du fameux poème épique; mais Walpole,[2] dès février 1727, 's'emploie de son côté tout de son mieux pour tâcher de lui en (de souscrivants) faire avoir le plus grand nombre qu'il sera possible': parmi les trois-cent quarante-quatre souscripteurs, le monde de la Cour sera représenté par bien des noms illustres

[1] L. Foulet, *Le voyage de Voltaire en Angleterre. Revue d'histoire litt. de la France,* 1906, p. 9.

[2] Churton Collins, *op. cit.*, p. 275.

que l'opposition n'aurait pas recrutés à elle seule pour cet habile lancement.

Cependant, durant l'été de 1727, les choses n'avaient pas encore pris une tournure si favorable que le poète n'envisageât l'éventualité d'un nouveau séjour en France, afin d'imprimer dans ce pays son fameux ouvrage: le permis de Maurepas, en date du 29 juillet, a trait à ce projet, qui ne tarde pas à être abandonné. Et Voltaire passe dans la retraite la fin de l'été 1727, occupé à disposer et à préparer le double ballon d'essai qui doit devancer, décidément, l'édition anglaise de la *Henriade*. Point de lettres de cette époque-là.[1] Point de diversions, non plus, qui l'arrachent à sa tâche: sans doute Falkener l'héberge-t-il à Wandsworth, loin des distractions et des fâcheux. A la fin de l'année, il met en vente, chez les libraires de Londres, le petit volume imprimé par Samuel Jallasson, Old Bailey: *An Essay upon the civil wars of France ... And also upon the Epick Poetry of the European Nations, from Homer down to Milton*. Il peut l'adresser, le 14 décembre, à Swift à Dublin, et intéresse du même coup l'île-sœur à cette *Henriade,* 'qui est achevée et qui, faute d'un peu d'aide, n'a pas encore paru'.

Comme pour souligner ses intentions laborieuses, et pour se rendre moins faciles ces 'expériences' anglaises au-devant desquelles il courait un an plus tôt, Voltaire renonce pour l'instant à l'hospitalité de ses nobles amphitryons. Il habite à ce moment, non plus l'aristocratique Pall Mall, mais le laborieux quartier de Covent Garden, à l'enseigne de la *White Peruke* dans Maiden Lane, près du Strand. Il est à deux pas du libraire James Woodman, qui a son magasin dans Russel Street: cet éditeur-imprimeur, qui aura encore, en avril 1732, les planches des gravures de la *Henriade,* est occupé de la typographie du poème. Voltaire a aussi dans ses environs les plus immédiats la taverne du *Bedford Head,* connue des gens de lettres, et où la légende veut qu'il ait fréquenté.

L'impression de l'ouvrage finit par aller bon train; et si des 'cartons' avaient pu, quelque temps auparavant, en être envoyés à Thieriot, le *magnum opus* s'approche, cette fois, de son achèvement. Un communiqué paraît dans un périodique, le *Present State of the Republic of Letters,* en janvier 1728, alléchant les lecteurs; une série d'annonces font espérer pour février d'abord, ensuite pour mai, le poème tant attendu. Il paraît enfin dans ce dernier mois, avec sa dédicace à la reine Caroline. Trois éditions in-8° suivent la grande édition in-4°,

[1] Aucune des lettres données par l'édition Moland, en dépit du millésime des numéros 175 (qui est de 1728) et 177 (qui est de 1726, vraisemblablement) ne se rapporte à cette période.

et le succès accueille pareillement les unes et l'autre: succès pécuniaire autant qu'honorifique, et qui dédommageait l'auteur de toutes ses peines passées en même temps qu'il posait quelques-uns des fondements de la fortune de l'écrivain.

D'ailleurs, si cette période de son séjour à Londres semble l'éloigner quelque peu de ses relations antérieures,[1] en le plongeant dans un labeur tenace et dans un milieu d'affaires de librairie, de bas journalisme et presque de bohême, il lui doit peut-être d'avoir vu enfin de plus près ces cercles réfugiés dont les *Lettres philosophiques* ne parlent point, mais qui avaient leur intérêt pour l'exilé volontaire de 1726. Ce n'est, en effet, qu'à propos de la *Henriade* et des arrangements relatifs à sa réédition, qu'un témoignage documentaire prouve que Voltaire a fréquenté le café de l'Arc en-ciel, lieu de réunion de cette bohême intellectuelle qui a joué un si grand rôle dans les débuts du journalisme européen. L'affaire Prévost-Voltaire, telle qu'on peut la reconstituer d'après une lettre conservée dans les papiers de des Maizeaux,[2] nous montre l'auteur de la *Henriade* décidé à ne pas se laisser exploiter par un éditeur, et nous savons qu'il saura, dans sa carrière d'écrivain, prendre plus d'une initiative avantageuse à ses intérêts d'auteur. Nous apercevons aussi — au moment où la mise en vente de la *Henriade* transforme quelque peu l'auteur en un courtier de librairie et un agent de publicité — un Voltaire qui sait fréquenter les abords de Grub Street. Il a entre les mains de fortes sommes d'argent, puisque des gratifications officielles s'ajoutent au produit des ventes: quoi d'étonnant si les réfugiés besoigneux, les aventuriers français soient attirés, au printemps de 1728, par la réussite de ce compatriote qui sait, du reste, se montrer bon prince et qui, lorsque sa bourse est garnie, a vraiment l'argent facile? Saint-Hyacinthe qu'il oblige, Burigny qui veut le faire chanter, Coderc qui prétend le rééditer, Faget qui le critique, d'autres encore qu'il rencontre au café du *Rainbow* ou ailleurs, complètent son initiation et achèvent de lui faire comprendre la difficulté de ces carrières aventureuses d'exilés intellectuels comme les 'enfants perdus' du Refuge en ont tant connu: avec moins de sens pratique, Voltaire ne risquait-il pas de leur ressembler?

Un nouveau changement de domicile semble se produire, une fois la *Henriade* lancée. Le vieux coiffeur français de Covent Garden, qui l'hébergeait durant l'hiver 1727—28 à l'enseigne parlante de la 'Perruque blanche', est remplacé par

[1] 'Je n'ai point vu M. Pope cet hiver', écrira-t-il à Swift au printemps de 1728.

[2] Sayous l'avait signalée dans son *Dix-huitième siècle à l'étranger* t. I, p. 21, note; Churton Collins l'a publiée, *op. cit.*, p. 81.

un logeur qui, à en juger par son nom, est encore un compatriote. C'est M. Cavalier, qui a sa maison près du Royal Exchange, dans Billiter Square: Voltaire se trouve ici dans le voisinage de MM. Simon et Bénezet,[1] Nicholas Street, qui lui servent d'agents et de courtiers. Il peut revoir aisément, dans leurs bureaux de la Cité, ses amis les 'marchands', dont il a éprouvé la générosité. Il lui est facile de se documenter auprès d'eux sur tous ces faits relatifs au commerce, au mouvement des finances et des denrées, à la balance des richesses, qui intéressent une fois pour toutes le futur historien de l'*Essai sur les mœurs*. Ces quartiers de Londres proches de la Tamise, qui doivent au fleuve leur raison d'être, sont tournés vers les docks et les chantiers du port: il est permis de conjecturer que c'est lorsqu'il est logé à deux pas de la Tour qu'il explore les abords de la rivière et qu'au printemps de 1728 il s'intéresse à la 'presse' brutalement employée par l'Amirauté pour son recrutement. 'Un Français qui était avec moi m'avoua qu'il sentait une joie maligne de voir que les Anglais, qui nous reprochent hautement notre servitude, étaient esclaves aussi bien que nous. J'avais un sentiment plus humain, j'étais affligé de ce qu'il n'y avait plus de liberté sur la terre ...' Y aurait-il là une amère réflexion de huguenot rapportée par Voltaire?

Autre contact possible, vers ce moment-là et dans ces mêmes régions, avec les couches les moins distinguées du peuple loudonien: le Français légendaire, *froggy* ou *French dog*, a toujours été spécialement raillé et insulté aux environs des docks: et s'il faut ajouter foi à l'anecdote qui nous montre Voltaire sautant sur une borne, haranguant la populace qui l'injuriait et la retournant par quelques phrases habiles,[2] c'est à cette date et en cet endroit plutôt qu'ailleurs qu'on peut la situer — surtout si la foule, charmée de l'adresse de cet étranger, devait le ramener à son logis sur des épaules complaisantes.

IV.

Mais Voltaire reprend, dès le printemps 1728, ses quartiers d'été chez Falkener: 'étant toujours à la campagne, et ne fréquentant en Angleterre qu'un petit nombre d'amis', comme il l'écrit à Thieriot à la mi-juin, il se remet à l'étude. La philosophie, cette fois, se pousse au premier plan. Des impressions

[1] Les noms de Cavalier et de Bénezet — la remarque n'en a pas été faite — appartiennent au 'Refuge'. Un Antoine Bénezet, d'après Haag, est négociant à Londres avant de se faire quaker à Philadelphie.

[2] Cette anecdote, transmise par Longchamp et Wagnière I, p. 23 et par Luchet, I, p. 65, se trouve déjà dans les *Curiosités de Londres et de l'Angleterre* par Lerouge, Bordeaux 1765, p. 126 (traduit d'un original de 1763).

reçues auparavant sont contrôlées et vérifiées; des lectures entreprises dans le recueillement de Wandsworth viennent y ajouter quelques précisions. La métaphysique, assurément, n'a jamais été le fort de Voltaire: mais plusieurs de ses curiosités les plus fécondes s'amorcent à présent et commencent à s'équiper et à s'armer pour l'avenir.

Newton, d'abord: il n'a pu 'avoir la consolation de voir le grand Newton qui touchait à sa fin';[1] mais il a assisté, en mars 1727, aux funérailles solennelles que l'Angleterre a faites au grand savant, et son amour-propre d'intellectuel s'est trouvé indirectement flatté de ces honneurs rendus à une sorte de confrère par tout un peuple: 'les principaux de la nation se sont disputé l'honneur de porter le poêle à son convoi'. Il a fait connaissance de la nièce du grand homme, Mrs. Conduitt, et des médecins qui le soignèrent dans sa dernière maladie. Lorsqu'il dédie la *Henriade* à la reine Caroline, il n'a pas encore, il s'en faut, dépossédé Descartes de la gloire d'être 'le plus grand philosophe d'Europe, avant qu'apparût Isaac Newton'. Il est possible que l'idée même de ce rapprochement lui vienne au début de 1728: le propre éditeur de la *Henriade,* Woodman, publie en janvier l'une des quatre traductions anglaises de l'éloge de Newton par Fontenelle qui parut insuffisant au neveu du physicien anglais, et où un parallèle entre les deux grands hommes occupait près de deux pages;[2] et c'est un point où la quatorzième *Lettre philosophique* semble donner une chronologie sincère: 'Ce fameux Newton mourut au mois de mars de l'an passé 1727 ... On a lu avec avidité, et l'on a traduit en anglais l'éloge que M. de Fontenelle a prononcé de M. Newton dans l'Académie des Sciences.' Pemberton, dont il connaît avant l'impression le traité publié en 1728 sous le titre *A view of Isaac Newton's philosophy,* aide sans doute Voltaire à s'initier au système newtonien, — en attendant qu'en 1732 Maupertuis achève sa conversion.

Le printemps de 1728, de même, a vu la publication de l'*Histoire* de Thou traduite en anglais:[3] d'où, peut-être, une curiosité plus insistante pour le chancelier Bacon, que la douzième *Lettre* rapproche sur un point secondaire, mais d'une façon assez surprenante, de l'historien français.

Locke, enfin, ayant été l'ami de Lord Peterborough, n'a pas manqué de forcer de bonne heure l'attention de Voltaire d'une façon toute spéciale. On sait qu'il s'est repris à deux fois pour trouver, au sujet du philosophe, une expression qui fût

[1] *Courte réponse aux longs discours d'un docteur allemand,* 1744 (Ed. Moland, t. XXIII, p. 194).
[2] Ed. Lanson, t. II, p. 9. [3] *Ibid.,* t. I, p. 164.

tout ensemble anti-cartésienne, et assez prudente pour ne pas valoir à l'auteur trop d'ennuis avec l'autorité. 'Je suis obligé, écrira-t-il à Formont en novembre 1732, de changer tout ce que j'avais écrit à l'occasion de M. Locke, parce qu'après tout, je veux vivre en France, et qu'il ne m'est pas permis d'être aussi philosophe qu'un Anglais. Il me faut déguiser à Paris ce que je ne saurais dire trop fortement à Londres.'[1]

Cet été de 1728 s'écoule donc dans une retraite studieuse, qui fait contraste avec l'agitation d'autres périodes du séjour londonien de Voltaire. Il est à Wandsworth en juillet, mais il donne, le 23 de ce mois, l'adresse de Cavalier à un correspondant; le 4 août, de Londres, il parle encore à Thieriot de la 'retraite' où il vit. C'est au début de septembre que meurt le beau-frère de Falkener, ce Dolme dont Voltaire se souviendra dans sa XXIVe lettre. Il a en revanche, semble-t-il, quelque dégoût des trop illustres fréquentations de naguère: 'qui méprise les grands peut bien mépriser les sots ... il vaut mieux être maître d'une boutique que dépendant dans une grande maison,' écrit-il le 4 août à Thieriot.[2] Faut-il croire que les diverses anecdotes contestables qui représentent sous un jour inquiétant et louche les relations dernières du Français avec quelques-uns de ses amis britanniques, auraient leur point de départ dans une 'pique' dont se ressentirait l'humeur de Voltaire? C'était aux 'grands' de son pays qu'il en avait, au début de son séjour: en dépit de ses observations optimistes, quelque maussaderie a pu se glisser ici, alors qu'il songeait assez fréquemment au retour, dans ses sentiments à l'égard de ses nobles patrons anglais. Et ce serait à la fin de l'année 1728 que se rapporterait la lettre de Lord Peterborough au Dr. Towne dont on ne connaît que le quantième du 14 novembre.[3] 'Il est aussi difficile de rendre compte de notre politique que des résolutions et de la conduite de Voltaire. Le pays et le peuple d'Angleterre sont en défaveur à présent, et il a pris congé de nous, comme d'une folle nation qui croit en Dieu et fait confiance à ses ministres ...'

Un certain mystère plane toujours sur la date du départ et sur la destination du voyageur. Lord Peterborough fait une allusion bizarre, dans la suite de cette lettre, à une boutade de

[1] Churton Collins, p. 93.

[2] Il est vrai que M. Foulet (*Rev. d'hist. litt.*, 1906, p. 16) propose de ramener cette lettre au 4 juin: pourquoi pas *avril*, qu'on peut aisément confondre avec *août*? D'autre part, Voltaire a bien l'air d'y reprendre une correspondance interrompue quelque temps. 'Thieriot n'écrit pas', dit-il le 31 mars 1728.

[3] Churton Collins, p. 273. C'est d'ailleurs à la traduction de la *Henriade*, projetée par Towne en 1728 (cf. p. 92) que fait allusion le troisième paragraphe de cette lettre.

Voltaire 'qui va à Constantinople afin de croire aux Evangiles, ce qui, dit-il, est chose impossible à qui vit parmi les apôtres de christianisme.' Serait-ce que Falkener, dont la personnalité est indissolublement liée à l'Orient, au gré de Voltaire, lui a offert de l'emmener en Turquie[1] où, même avant son ambassade, il a fait plus d'un voyage? Serait-ce une façon de déguiser, au départ d'Angleterre, sa réelle destination — qui est un village français où il se donnera quelque temps pour un voyageur anglais?

Peu importe, d'ailleurs, au point de vue des 'expériences' de Voltaire dans la grande île qui l'abrita. Le cycle de ses rencontres est clos; la liste de ses curiosités semble épuisée. Il se tiendra au courant de beaucoup de choses anglaises, et la rédaction des *Lettres* l'obligera à préciser des notions superficielles et éparses. Ou bien les hommes qu'il a connus l'intéresseront par le développement de leur individualité et par leurs productions ultérieures. Mais ses curiosités demeureront à peu près encloses dans ce premier cercle tracé autour de lui par des rencontres précises, des contacts déterminés auxquels n'ajouteront rien — le fait est digne de remarque — quelques importantes nouveautés anglaises surgies entre 1728 et 1733, les débuts du méthodisme, le succès du drame bourgeois de Lillo, le dépeloppement de Pope et de Thomson, la grande revanche musicale de Hændel sur l'italianisme.

Paris. Fernand Baldensperger.

[1] Cf. la lettre à Thieriot du 12 août 1729: 'j'écris demain à Constantinople, où j'ai plus d'amis qu'ici ...'

Kleinere Mitteilungen.

Zu Goethe in England.

In Vol. CXXVI (N. S. XXVI) p. 433, Prof. Fiedler, Oxford, mentions a translation of Goethe's 'Jahrmarktsfest zu Plundersweilern' by John Stuart Blackie, which appeared in 1836 in Vol. VIII of the *Dublin University Magazine*. The translation, as given here, is incomplete, ending with line 558 (Weimar-Ausg. XVI, 36), the Editor having added: 'Our MS, does not conclude here, but goes on with a sort of farcical lecture on the creation, by a common Showman, which, however characteristic, may be dispensed with; and in deference to religious feelings that ought to be respected, as also with the consent of the translator, we have omitted it altogether.'

The University Library here has a copy of the translation, which looks like a reprint from a magazine, and in which the translation is complete. The copy is in the collection of books which belonged to Sir William Hamilton (1788—1856), who resided in Edinburgh from 1813 and was Professor of Logic in the University there from 1836. It was there also that Blackie studied in 1825/26 and taught as Professor of Greek from 1852.

Sir William Hamilton and Blackie were close friends. Hamilton was a keen student of German philosophy and literature and took a particular interest in Blackie's German studies, encouraging him in his translation of 'Faust' three years before the appearance of the translation of the 'Jahrmarktsfest'.

Hamilton's library was purchased after his death and presented to the University of Glasgow. The copy of the translation of the 'Jahrmarktsfest' which it contains bears the inscription: Gulielmo Hamilton, J. S. B., *φιλῳ φίλος*, 1836. It is therefore evident that it was presented to Hamilton by Blackie himself.

Glasgow. Herbert Smith.

Zum Beowulf (Grendelsage).

Bei Friedrich Müller, *Siebenbürgische Sagen*,[2] Wien 1885, S. 5, steht folgendes zu lesen:

Gründelsmôr.

Auf dem Berge der Senndorfer Gemarkung, welcher gegen Windau hin liegt, befindet sich mitten im Walde ein großer und tiefer Sumpf, Gründelsmör genannt, über dessen Entstehung folgendes erzählt wird: Ein Senndorfer Bauer ackerte hier einst mit sechs Ochsen auf den Ackerländern, die sich vor alters daselbst befanden. Die Sonne stieg immer höher und schien immer wärmer; der Mann konnte die Hitze kaum mehr aushalten; da — ärgerlich über so heißen Sonnenschein während seiner harten Arbeit — ergriff er das 'Kulter' und hieb nach der Sonne. Im nämlichen Augenblick aber sank er samt seinen sechs Ochsen und dem Treiber in die Tiefe, und an der Stelle jener Ackerländer befindet sich bis heute der große und tiefe Sumpf (mündlich in Senndorf).

Der Name *Gründelsmôr* stellt sich neben das *Grendles mere* einer Urkunde vom Jahre 931 aus der von den Westsachsen besiedelten Grafschaft

Wiltshire, welcher Name — in Verbindung mit dem benachbarten *Béowan hammes heegan* — schon zu so manchen Erörterungen Anlaß gegeben hat (siehe Pauls *Grundriß*2 III 1 S. 992; zuletzt Panzer, *Studien zur germ. Sagengesch.* I, S. 397). Besondere Bedeutung hat der Name hier durch die Tatsache, daß sich eine Lokalsage daran geknüpft zeigt, und durch die Art dieser Sage, in welcher das Moor, der Sumpf in Beziehung steht zum ackerbautreibenden Bauern. Es ist an die Auffassung Grendels als 'die Personifikation der Schrecknisse der uneingedeichten Marsch'[1] zu erinnern. Es scheint in der Tat, als habe sich die hier vorliegende Lokalsage aus der Auffassung Grendels als der dem Ackerbau feindlichen Gewalt heraus gebildet. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die siebenbürgischen Sagen nur Mythentrümmer bieten und starke Entstellungen aufweisen.[2] Was es für eine Bewandtnis mit der Art des hier erzählten Vorgangs hat (Hauen nach der Sonne und Versinken als Strafe) und seiner Verquickung mit Grendel, darüber sich zu verbreiten überlasse ich anderen.[3] Hinweisen will ich nur darauf, daß es wohl nicht unwichtig ist, wenn wir diese Sage im Lande Siebenbürgen, und zwar der Siebenbürger Sachsen vorfinden. Ob freilich die Sachsen sie aus der Rheingegend mitgebracht haben, oder ob sie, etwa als Sagengut der Goten, auf einen bereits am Ort haftenden Mythus zurückgeht und von den Sachsen vorgefunden und entstellt wurde, ist wieder eine Frage für sich und keine, deren Beantwortung leicht erledigt werden dürfte.

München. Walter Benary.

Ags. *Berechtwine* in Alt-Irland.

In der nördlichsten Ecke der Grafschaft Cork in Irland, in der Baronie Duhallow, liegt ein jetzt Tullylease, altirisch Tulach Léis genannter Ort, in dessen alter, längst ruinenhafter Kirche sich ein mit einem schön gemeißelten Kreuze und folgender Inschrift versehener Grabstein[4] befindet:

qui cumquæ hunc titulum legerit orat pro berechtuine.

Schon durch die Abfassung in lateinischer Sprache kennzeichnet die Inschrift das Grab eines Ausländers. Denn seit der ältesten Zeit bis ins 14. Jahrhundert sind alle Grabinschriften Irlands in der heimischen Sprache verfaßt.[5] In *berechtuine* liegt nun klar der altenglische Name Berhtwine vor, von dem Searle[6] unter der Form *Beorhtwine* nicht weniger als neunzehn Belege aufführt. Die Form des Namens zeigt, daß wir es mit einem Anglen zu tun haben.

[1] Kögel, 'Zs. f. d. A.' 37, 1893, S. 274 f.

[2] Siehe Müller a. a. O. S. XXV f.

[3] Siehe z. B. Fel. Liebrecht, 'Zur Volkskunde', S. 341.

[4] S. gute Abbildungen des Steines in dem Ulster Journal of Archaeology, vol. VI, S. 267 und in Petries 'Christian Inscriptions of Ireland', vol. II, plate XXX.

[5] Da diese Bemerkung bisher noch nicht gemacht ist, verweise ich auf Petries Sammlung und auf R. S. Macalisters 'Memorial Slabs of Clonmacnois', wo sich außer unserer und der berühmten Inschrift VII ROMANI auf Aranmore aus der angegebenen Zeit keine ganz lateinisch verfaßten Grabschriften finden.

[6] Onomasticon Anglo-saxonicum, S. 97.

Es ist nun merkwürdig, daß der Name bisher stets falsch gelesen oder gedeutet worden ist. Reeves (Journ. of the Ulster Arch. s. c. VI, S. 273) beschuldigte den braven Steinmetzen, der seine Sache so trefflich gemacht hat,[1] daß er aus Unwissen *Berechtuine* statt des richtigen *Beretchuirt* gesetzt habe; Petrie liest *Berechtuire*;[2] Stokes ('The Martyrology of Gorman', S. 336) will zwar *Berechtuine* lesen, möchte es aber als einen lateinischen Ablativ der irischen Wiedergabe des altenglischen Namens *Berethun* fassen.

Der Grund für all diese abwegigen Vermutungen ist folgender. Unser Berhtwine war der Gründer und Patron der Kirche von Tulach Léis und genießt als solcher bis heute eine weitverbreitete Verehrung. Sein dem Iren schwer zu sprechender Name ist im Lauf der Zeiten durch Volksetymologie umgewandelt worden und lautet jetzt *Bericheart*, gleichsam 'Rechtsprecher'.[3] In den Annalen der vier Meister, die seinen Tod am 6. Dezember 839 (recte 840) berichten, wird der Name *Berichtir* geschrieben, während Gorman in seiner Maryrologie (12. Jh.) schon die Form *Beretchert* hat, ebenso die Martyrology of Donegal, S. 326.

Unser Berhtwine ist einer von den vielen sächsischen oder anglischen Geistlichen, die im 7. und 8. Jahrhundert nach Irland zogen und oft dort ansässig wurden. Die irische Sprache macht bekanntlich keinen Unterschied zwischen Angeln und Sachsen, sondern nennt beide *Seaxa*,[4] später *Sax*, Nom. Plur. *Saxain*. Während die Kymren ihr *Sais*, Nom. Plur. *Saeson*, aus dem lateinischen *Saxō* entlehnt haben, weisen die irischen Formen auf Herübernahme aus dem Altenglischen.

Charlottenburg. Kuno Meyer.

Dialektologische Exkursion des Romanischen Seminars in Basel.

(14.—23. Juli 1912.)

Im *Archiv* Bd. CXXVII p. 208 ff. ist über eine dialektologische Exkursion des Zürcher Romanischen Seminars referiert worden. Hier darf vielleicht einiges mitgeteilt werden über Organisation und Ergebnisse eines ähnlichen Unternehmens der Basler unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Tappolet, der uns vom 14.—23. Juli 1912 durch das mittlere Wallis führte: von Sitten südwärts durch das Val d'Hérens nach Evolena, dann ostwärts über den Col de Torrent ins Val d'Anniviers nach Grimentz und St-Luc, von da wieder hinunter ins Rhonetal und an dessen Nordabhang hinauf nach Lens, und endlich über den Rawylpaß ins Berneroberland.

Vielleicht machen uns dann andere nach, was wir den Zürchern abgesehen haben: denn beinahe wie Imitation sieht es aus, wenn auch bei uns just 17 Leute, wovon die gute Hälfte Damen, sich an der Fahrt be-

---

[1] Die Formen quicumquæ und or*at* sind keine Schreibfehler, sondern auch sonst in der irischen Latinität belegt.

[2] Die Form des irischen *r* eignet sich zur Verwechslung mit *n*.

[3] S. Reeves a. a. O. S. 270.

[4] Diese älteste Form findet sich in der *Tochmarc Emire* genannten Sage, wo die Handschriften *Saxa, Sexae, Sæxu* haben. S. Zeitschr. f. kelt. Phil. III, S. 249.

teiligten. Die Anmeldungen waren zunächst spärlich gewesen, dann kam plötzlich Zug in die Sache, und damit die Gesellschaft nicht unübersichtlich groß werde, mußte die Liste lange vor der Abreise geschlossen werden. *Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci:* wir schmeicheln uns nicht, aus bloßem Wissenstrieb ohne weitere Beimischung mitgekommen zu sein; die Gelegenheit zu einer wohlfeilen Walliserreise hatte auch ihr Schönes.[1]

Dabei lebte man nicht schlecht: die eigene Küche ist uns sehr wohl gelungen; um nicht alles mitschleppen zu müssen und doch nicht auf das wenige, was in Bergdörfern zu haben ist, angewiesen zu sein, ließ man das Erforderliche per Post an die verschiedenen Stationen schicken. Im übrigen handhabte unser Senior die Kochrezepte so gewandt wie Lautgesetze, und die Damen bemühten sich mit Erfolg, durch Vermeiden angebrannter Suppen usw. den Gegnern des Frauenstudiums gewisse Redensarten unmöglich zu machen; sogar wer, wie der Schreiber, vom Kochen gar nichts, vom Rauchen aber sehr viel versteht, vermochte sich noch unentbehrlich zu machen durch unentwegtes Umrühren, wenn im beißenden Qualm alle anderen nassen Auges davonliefen. Und auf dem Heu ließ es sich sehr wohl schlafen; man behandelte einander so rücksichtsvoll wie die drei Kammacher; die Müdigkeit tat das ihre, und für starke Tagestouren hat solch ein Heuschober das Angenehme, daß man in der Morgenkühle ganz von selber zur rechten Zeit erwacht. Es kann natürlich schief herauskommen, wenn Leute, die sich nicht näher kennen, diese Art des Reisens wählen, bei der auf guten Willen alles ankommt; aber in unserer bunten Schaar bildete sich ein so starkes Solidaritätsgefühl aus, daß die paar 'oberen Zehntausend', die nicht sämtliches mitmachten, alles anwenden mußten, um sich durch gutes Betragen und besondere Dienstfertigkeit gesellschaftsfähig zu erhalten. Und vor allem mit der Bevölkerung sind wir auf diese Art sehr rasch auf einen grünen Zweig gekommen; statt der befürchteten Zurückhaltung zeigten uns die Walliser im ganzen ein sehr bereitwilliges Entgegenkommen. Und von der Art einer Bauernbevölkerung bekommt der Patoisreisende eben den richtigsten Begriff, wenn er sich in ihren Küchen und Scheunen herumtreibt und sich selber ein wenig in ihrer Art betätigt; nur muß er sich dabei die Mühe nehmen, nachher hübsch wieder aufzuräumen, und darf nicht den gnädigen Herrn spielen wollen. Sogar die 'Bildung' blüht übrigens in der Bauernstube leichter als im Hotel: da kann man beim Regenwetter ungestört Keller vorlesen, nachher das Tanzlegendchen realisieren und beim Klange von Melodien aus der Zauberflöte froh die Wasserprobe draußen niedergehen lassen.

Nicht als ob der Regen unser Marschprogramm wesentlich gestört hätte: vier große Tagestouren nebst einigen kleineren, im ganzen stark 120 km mit über 13 000 m Höhendifferenzen, wurden zumeist bei gutem Wetter vollbracht. Es hätte nicht viel Sinn, Unbeteiligten eine genaue Reisebeschreibung zu geben: wie wir gleich am ersten Abend in Savièse ob Sitten die ganze Dorfbevölkerung bei Musik und Tanz antrafen, die Mäd-

[1] Da immatrikulierte Schweizer Studenten von den Bundesbahnen wie Schuljungen behandelt werden, d. h. für unseren Fall nur 9 statt 20 Fr. zahlen, da ferner unser Wandervogelsystem (vgl. *Archiv* CXXVII p. 209[1]) trefflich funktionierte, kostete die zehntägige Reise, Bahnfahrt inbegriffen, pro Person 25 Fr.

chen in der schönen landesüblichen Tracht mit den breiten flachen Strohhütchen; wie wir tags darauf den guten drei Ordensgeistlichen in Longe Borgne (oberhalb Bramois) einen Besuch machten in ihrer Felsenklause mit den vielen Votivbildchen; wie wir ob Evolena eine Sennhütte besuchten und bei der Erkundigung nach Betrieb und Gerät den Sinn der Parole 'Wörter und Sachen' ohne weiteres verstanden; wie wir friedlich auf dem Col de Torrent unser Mittagsschläfchen machten, bis uns ein gewaltiger Blitz mit langhinrollendem Donnerschlag ins Val d'Anniviers hinunterscheuchte; wie wir hier prähistorischen Schalensteinen nachliefen, um mit Bedauern zu konstatieren, daß sämtliche Schalen voll Regenwasser standen; wie wir bei der prächtigen Morgenwanderung auf die Bella Tola auch noch einen veritablen Augiasstall entdeckten, der ganz sachgemäß mittels eines durchgeleiteten Baches gesäubert wurde; wie wir bei der Ankunft in Lens fröhlich alte Bekanntschaften erneuerten, die wir früher beim Sammeln von Material fürs *Glossaire de la Suisse romande* gemacht hatten: all das und noch vieles andere sei dem Leser geschenkt.

Daß wir in der kurzen Zeit so manches durchführen und, um die Hauptsache nicht zu vergessen, auch vier halbtägige Patoissitzungen in Evolena, Grimentz und Lens (zugleich für das nahe Ayent) abhalten konnten, das war ermöglicht durch die gute Einrichtung des Reiseplans, auf welchem Marsch- und Sitzungstage regelmäßig miteinander wechselten. Unser wissenschaftliches Programm war von dem der Zürcher insofern wesentlich verschieden, als diese vorwiegend solche Gegenstände untersuchten, die sich jeweilen in einer Sitzung erledigen ließen (z. B. Toponomastik, Konstatieren eines Lautwandels an verschiedenen Generationen); wir hingegen notierten an allen vier Orten in der Hauptsache dieselben Wörter und erhielten das abschließende Resultat erst in der Schlußsitzung; das machte die Sache natürlich etwas anstrengender und ist vielleicht insofern gefährlich, als die Notizen leicht durcheinandergeraten. Doch wurden etwaige Unstimmigkeiten durch das klare Resümee des Kursleiters wieder ausgeglichen. Vorbereitet hatte man sich schon in Basel durch phonetische Diktate, hauptsächlich durch Studium eines von Herrn Prof. Dr. Jeanjaquet im *Bulletin du Glossaire* 1903, p. 26 publizierten Evolenertextes, einer Feensage mit stark an die Polyphemgeschichte gemahnendem Motiv; ferner waren einschlägige Arbeiten von Morf, Gauchat, Zimmerli und Lavallaz zu Rate gezogen worden. Unsere 'Sujets' waren meist Dorfschullehrer, teilweise schon als Korrespondenten des *Glossaire de la Suisse romande* auf unsere Wünsche eingestellt.

Es mögen nun in kurzer Zusammenfassung die Ergebnisse unserer Notierungen folgen:

Lautliches: Wir beobachteten zunächst die Verbindungen von *s* mit stimmlosem Explosivlaut, welche sämtlich zu Reibelauten werden: *st* ergibt in Evolena und Grimentz *ϑ* (*pasta* > *paϑa*), vermutlich durch direkten Übergang ohne Zwischenstufe *t*, da sich die Erscheinung im wesentlichen auf etymologisches *st* beschränkt. In Lens und Ayent entspricht dem *st* ein *h* (*paha*), ebenso wird hier und in Grimentz der Nexus *str* zu *hr* (*xr*); dieses *h* scheint eine Vorstufe *ϑ* vorauszusetzen, während daneben in Lens vereinzelt *s* als direkterer Abkömmling von *st* vorkommt [*tesa* neben *teha*, *asu* (= as-tu) neben *ahu*]. — *sp* wird an allen

vier Orten zu *f* (spissum > *efo*), indem sich der Reibungscharakter des *s* auf den Labial überträgt und zugleich dentilabiale Bildung eintritt. — *-sk* wird in Evolena zu *x* (scopa > *cxouva*), an den drei anderen Orten zu *h*. — Ein parasitäres *k* findet sich in Evolena und Grimentz nach hochzungigen Vokalen (Paris = *parik*, il avait = *i avek*, écu = *ehuk*), ebenso in Lens, nur daß hier nach *u* die Lippenrundung des Vokals ein *p* hervorbringt (écu = *ehup*). Übrigens ist das Vorkommen dieses parasitären Lautes fast ausschließlich auf das Wortende beschränkt und auch da durchaus unregelmäßig. — Geschlossenes, freies und betontes *e* ist in Evolena (vereinzelt auch Ayent) teilweise *e* geblieben, teils zu *ej* geworden; hieraus entstand wohl über **ei* und **ɔi* das *i*, welches in Grimentz und Lens die Regel ist. — Akzentverschiebungen wurden in Grimentz notiert; öfters zeigte sich Bevorzugung des klangvolleren Lautes (vita > *vja*). — Auf Satzphonetisches achteten wir in Lens; erwähnt seien Fälle wie *foin*, dessen Auslaut vierfach verschieden gehört wurde, *fɛĩ*, *fɛmprĩn*, 'zartes Heu', *fɛnduur*, *fɛngrobo* 'grobes Heu', je nach der Stellung in Pausa, vor Labial, Dental oder Palatal; ferner die satzphonetische Verschmelzung zweier Wörter, wie *fchu* = fais-tu).

Morphologisches. In Evolena, Grimentz und Lens notierten wir Fälle von Erhaltung des Plural-*s*, sie fanden sich hauptsächlich bei Wörtern auf *-t* und *ñ* (*tit*, *tis* = toit; *tsɔnɛt*, *tsɔmɛs* 'Hündchen'; *rat*, *ras*, *avokat*, *-as*; *piñ*, *pis* 'Haar'; *buñ*, *bus* = Brunnentrog); von Interesse waren ferner die stark ans Afr. gemahnende Flexion des Artikels sowie dessen Verwendung beim adj. Possessivpronomen in Evolena, die uns an die Nähe Italiens erinnerte [vgl. *la nuʔra kumuna* = il nostro comune]. — In der Verbalflexion konstatierte man die Erhaltung des lat. Plusquamperfekts im Conditionnel einiger Hilfsverben.

Wortgeschichtliches. Wie auf phonetischem, so zeigten sich auch auf lexikalischem Gebiet Verschiedenheiten: Nicht so sehr bedeutend, trotz den hohen trennenden Bergen, schienen sie zu sein zwischen Evolena und Grimentz, beträchtlicher zwischen Evolena und Lens: während z. B. *mata* am erstgenannten Orte 'Mädchen' bedeutet, käme man in Lens schön an mit dieser Bezeichnung; denn hier bedeutet das Wort 'weiblicher Kretin'; in Lens muß man *fiña*, *bwata* oder wenigstens *drola* sagen. Sodann wurden wir durch hereingedrungene italienische und besonders deutsche Wörter immer wieder daran erinnert, daß wir uns in einer nach zwei Seiten exponierten Ecke des französischen Sprachgebietes befanden; am meisten Deutsches zeigte sich in Lens und Ayent, vornehmlich auch solche Wörter, die sich durch Handelsbeziehungen zum Oberwallis und via Rawylpaß zu Bern erklären; die italienischen Wörter waren beinahe überall dieselben.

In Lens hatten wir noch das besondere Vergnügen, mit Herrn Prof. Dr. Jeanjaquet, der am *Glossaire* speziell das Wallis bearbeitet, zusammenzutreffen. Hier untersuchten wir noch etwas ausführlicher die Dialektgrenze zwischen Lens und Ayent. Diese beiden Dörfer, die der Luftlinie nach nur 2,5 km voneinander entfernt liegen, sind durch eine beträchtliche Bachschlucht voneinander getrennt; ein Fußweg existiert wohl, aber es sind 300 m Höhenunterschied zu überwinden, und so ist ein direkter Verkehr kaum vorhanden; auch die Alpen von

Lens und Ayent berühren sich nicht, und Kirchspiels- und Distriktsgrenzen haben sich nach der natürlichen Grenze gerichtet. Dieser Trennung entspricht nun eine Anzahl von sprachlichen Unterschieden, hauptsächlich im Lautstand. So in der Behandlung: von betontem *ę* ('je crois' heißt in Lens *krijŏ*, in Ayent *krę̆jjŏ*; von betontem, gedecktem *ɛ* (*'tête': teha, tejha)*; von *a* in -atum, -atem und vor *l* (*'pré': pra, pro*); von freiem, betontem *ǫ* (*'je pleure': pjurə, plœyro*); von *l* in *pl, bl, fl, gl* (vgl. *'je pleure'*); *n* vor Dental (*'répondre': rɛfɔ̃ndrə, refoŋdrə*); initiales und intervokalisches *v* schwindet in beiden Dörfern häufig, aber seltener in Lens, wo anscheinend das Nachfolgen eines Vokals mit Lippenrundung erforderlich ist (*'neveu' : nəu, nəœy;* aber *'vache' : vatsə, atsə*); *p* resp. *b* vor *r* bleibt nur in Lens explosiv (*'ouvrier': obri, uvri*); das obenerwähnte parasitäre *k* (resp. *p*) findet sich in Ayent nicht. Dazu kommen morphologische und lexikologische Unterschiede, so heißt *'bonsoir'* in Lens *bɔ̃ŋefro,* in Ayent *bonani.* So ließ sich hier deutlich erkennen, wie mit geographischen und historischen Grenzen auch sprachliche zusammengehen. Schon die ganze bisherige Wanderung über Berg und Tal hatte uns das gezeigt, aber am deutlichsten wurde es schließlich an dieser Schlucht zwischen Lens und Ayent. Diese spielt, wie uns unser 'Sujet' zum Schluß der Sitzung erzählte, sogar in der Ortssage ihre Rolle als Grenze. Vor langen Zeiten, so berichtet die Legende, war zwischen den beiden Dörfern ein heftiger Streit entbrannt: Jedes beanspruchte für sich das Recht, an einer bestimmten günstigen Stelle des Grenzbaches einen Bewässerungskanal (*'bisse'*) anzulegen. Schließlich wurde der Handel unten in der Schlucht ausgetragen durch einen Zweikampf, der beinahe aussieht wie der zwischen David und Goliath, nur daß der lensische 'David' mit einem tüchtigen Kropf und nicht allzuviel Intelligenz behaftet gewesen sei. Übrigens habe er den riesenhaften Gegner glänzend überlistet und so den 'Lensards' das strittige Recht gesichert, zum größten Ärger der 'Ayentots'. So erzählte unser Gewährsmann. Darauf klappten wir unsere Notizbüchlein zu und wanderten tags darauf besagter Schlucht entlang dem Rawyl zu, von dessen Paßhöhe zurückblickend wir dem Wallis Valet sagten.

Basel. S. Merian.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 9. Januar 1912.

Herr Lamprecht sprach über eine 33 cm lange und 11 cm breite Pergamenturkunde, nach der Pierre Arnoux aus Grandfontaine (ö. Besançon) und seine Frau Cécile Monin von dem Schmied Claude Bole aus Orchamps ein Kapital von 200 Franken in spanischen, französischen und anderen Münzsorten als Darlehn erhalten haben und von dem vom 9. April 1681 eine jährliche fortlaufende Rente von zwölf Franken in burgundischer Münze zu zahlen sie sich, unter Verpfändung all ihres beweglichen und unbeweglichen Besitzes, verpflichten. Aufgenommen von dem Notar Pierre Bouhelier in Avondrey in Gegenwart der herbeigeholten Zeugen Leonard Baston und Simon Bouhelier. Der Notar selber hat sie, zwar mit einigen Abkürzungen, aber mit sehr schöner Schrift geschrieben. Auf dem Rande steht mit sehr schlechter Schrift die Bemerkung, daß Pierre Arnoux aus Grandfontaine die Hypothek übernommen und das Kapitel samt den Zinsen von 18 Monaten am 8. Oktober 1682 an den Schmied Bole bezahlt hat.

Herr Kuttner sprach zu dem '*Klagegesang der edelen Frauen des Asan-Aga*'. Unter Berufung auf Miklosich, K. Bartsch, Talvj, Ćurčin, Yovanovitch zeigt er im einzelnen, wie Goethes Fassung auf Fortis' italienischer Übersetzung und der deutschen Übertragung der Ballade, die 1775 in Bern erschienen ist, beruht und namentlich mit der letzteren zum Teil wörtlich, auch in den sachlichen und sprachlichen Irrtümern, übereinstimmt. Der Vortrag wird fortgesetzt.

Herr Tiktin gibt als Erklärung für die 'Snaten' die Brautführer, die Kameraden des Bräutigams. Die Ballade von der Eroberung von Skutari kommt in den südöstlichen Literaturen in einer Reihe von Varianten vor.

Herr Oberlehrer Prewitz wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 24. Januar 1912.

Herr Mangold spricht am zweihundertjährigen Gedenktage *Friedrichs des Großen* über des Königs *Dichtungen aus der Zeit der beiden ersten schlesischen Kriege*. Der Vortrag ist im *Archiv* CXXIX, 188 ff., erschienen.

Herr Morf erklärt in der Diskussion die französischen Sprachfehler Friedrichs vor allem aus seiner Unkenntnis der Orthographie, französische Verse seien nun einmal Schreibwerk. Eine zweite Fehlerquelle sei Friedrichs ungenügende Schulung in der künstlerischen Verwendung der Sprache gewesen. *j'us-j'usse* scheine der König übrigens auch gesprochen zu haben, von seinen sonderbaren Aussprachneigungen gibt der Redner einige Belege. Gegen den Ausdruck Spion möchte Herr Morf Voltaire in Schutz nehmen; Friedrich habe wohl Bescheid gewußt und auch selbst Voltaire gegenüber nicht ganz einwandfrei gehandelt. Herr Mangold erwidert, daß nach Koser und Droysen Voltaire doch tatsächlich für seine diplomatischen Dienste 1743 8000 Fr. erhalten habe. Die *petite coionnerie*, wie Friedrich sie selbst nennt, sei ihm wohl bekannt, doch könne er ein *ils se valent*, das auch Sakmann schon ausgesprochen habe, nicht anerkennen. Sakmann habe unrecht, wenn er im Plural von Privatbriefen Voltaires spreche, die der König andern ausgeliefert habe. Der König habe nur diesen einen kleinen Verrat mit den Versen über Mirepoix an Voltaire verübt, und dieser vereinzelte Streich könne nicht auf eine Linie gestellt werden mit den zahlreichen Verrätereien, die Voltaire in der ganzen Zeit des Verkehrs mit

Friedrich begangen habe. Herr Morf erwidert, daß er seine Bemerkung auch nur als für diesen Einzelfall gültig gemacht habe.

Herr Kuttner beendet seinen Vortrag aus der vorigen Sitzung. Er erörtert diesmal das Verhältnis von Mérimées Guzla-Erzählung zu der italienischen Vorlage.

In der Diskussion weist Herr Urlaub für die Stellung des Bruders auf altbiblische Anschauungen hin.

Herr Roland wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 14. Februar 1912.

Herr Landgerichtsrat a. D. Haendler spricht als Gast über die *'italienische Sappho' Vittoria Aganoor.* Er macht Mitteilungen über ihre Abstammung (aus persischem Adelsgeschlecht), ihren Lebens- und Bildungsgang, schildert nach eigener Bekanntschaft ihre Persönlichkeit und nennt ihre Veröffentlichungen. Der Vortragende erläutert sodann die Grundsätze, die für ihn bei der Verdeutschung der Dichterin maßgebend waren; er will seine Ausgabe ihrer Gedichte nicht so sehr als Übersetzung denn als Nachdichtung aufgefaßt wissen. Die Art Vittorias, ihre Stoffe und ihre Betrachtungsweise von Welt und Menschen werden durch eine Anzahl ihrer Poesien, die in der Übersetzung, zum Teil daneben auch im Original vorgetragen werden, charakterisiert; bei einem Gedichte 'Der schwarze Reiter' wird auch die Heysesche Übersetzung zum Vergleich herangezogen.

Herr Förster hat einen Vortrag über *den Briefwechsel des Grafen Gobineau mit Adalbert von Keller* angemeldet; bei der vorgerückten Zeit beschränkt er sich, als Einleitung zu diesem Thema eine Charakteristik des Grafen Gobineau und seiner Geschichtsauffassung zu geben, weiteres sich für später vorbehaltend.

Sitzung vom 28. Februar 1912.

Herr Ludwig spricht über *Deutschland und Deutsche in englischen Romanen des 19. und 20. Jahrhunderts.*

An der Hand der ihm bekanntgewordenen Romane, in denen Deutsche in England auftreten, sowie derjenigen, die ihren Schauplatz in Deutschland haben, zeigt der Vortragende, wie sich das Bild unseres Landes und seiner Söhne den Engländern von Geschlecht zu Geschlecht verschob. Vom Lande der Romantik wurde Deutschland das Land der Dichter und Denker und des Philisteriums dazu; nach 1870 sah man die Träumer von Preußen einexerziert zur furchtbaren Heeresmaschine, und die politischen Verhältnisse brachten es mit sich, daß seit den neunziger Jahren diese aufgespeicherte Energie England zu bedrohen schien. Seitdem findet sich wieder ein neuer Typus des Deutschen dämonischer Art, rücksichtslos und kalt berechnend, listenreich und um des Zieles willen jedes Mittel heiligend. Anderseits ist nicht zu verkennen, daß auch eine andere Schilderung versucht wird: man ist neuerdings bestrebt, verständlich zu machen, wie sich die deutschen Eigenschaften der Überlieferung vertragen und verschmelzen mit den Zügen, die neuzeitlicher Imperialismus unserm Volke gegeben hat. Der Vortrag wird in der *Germanisch-romanischen Monatsschrift* erscheinen.

Herr Wolff sucht den Unterschied zwischen Komödie und Posse zu ermitteln, wobei er unter Posse alle komischen dramatischen Aufführungen, die nicht Komödie sind, zusammenfaßt. Nachdem er die Ansicht Aristoteles' dargelegt und die Boileaus gestreift hat, findet er das entscheidende Merkmal darin, daß die Komödie wie die Tragödie eine Handlung enthält, die das Leben des Helden in entscheidender Weise festlegt, also eine schicksalmäßige Bedeutung besitzt. Die Art dieser Handlung wird bestimmt durch den geringeren oder stärkeren Grad der komischen Indivi-

duation; ja nach ihm führt die Komödie zu einer Verödung des komischen Helden mit der Umwelt oder seiner Ausstoßung. Wie in dem klassischen Begriff Tragödie die beiden Typen des Trauerspiels und Schauspiels vereinigt sind, so deckt auch der Begriff Komödie zwei nach dem Ausgang verschiedene Formen, wenn sie auch nicht so ausgeprägt sind wie bei der Tragödie.

Sitzung vom 12. März 1912.

Der stellvertretende Vorsitzende macht Mitteilung von dem Tode eines der ältesten Mitglieder der Gesellschaft: Professor Odwart Hahn, der Mitverfasser des Jubiläumsgedenkblattes, ist nach kurzer Krankheit plötzlich gestorben. Er widmet ihm einige Worte herzlichen Nachrufes; die Anwesenden erheben sich von ihren Plätzen.

Herr Roediger spricht über *abgegriffene Sprachmünzen*. Er versteht darunter Wörter, die wir hergebrachtermaßen verwenden, ohne uns über ihre ursprüngliche Bedeutung und die Wandlungen, die sie erlitten haben, Gedanken zu machen, mögen diese Veränderungen auch noch so auffällig sein. Die Wörter sind wie Münzen durch den Gebrauch abgenutzt, und damit hängt die Neigung zu Verstärkungen zusammen, die man ihnen namentlich durch Komposition oder bei Verben durch Auflösung in ein abstraktes Substantivum aus dem gleichen Stamm, abhängig von einem neuen Verbum, zuteil werden läßt. Vgl. z. B. *mindern — vermindern, herabmindern; erfahren — in Erfahrung bringen*. Unverstandene fremde oder veraltete einheimische Wörter erhalten in ähnlicher Weise verstärkende oder erläuternde Zusätze: *neu renovieren, Bilchmaus, Zieselmaus* usw. Der Vortragende behandelt dann einzelne Wortgruppen und Wörter: Komposita und Formeln mit *schlagen*, darunter *beschlagen* und das synonyme *anlaufen;* mit *Stich; Vertreter, Stellvertreter* und Synonyma; das durch den Bedeutungswechsel und die Konstruktionen besonders schwierige *aufhören* und einiges andere. Er schließt mit der Bemerkung, daß der zweckmäßige und wirksame Gebrauch unserer reichen Sprache gewinnen würde, wenn wir von der Geschichte und Entwicklung unseres Wortschatzes mehr verstünden, als es im allgemeinen der Fall ist.

Herr Lewent erinnert zu 'verschlagen' an prov. *vetha volps cazada* und möchte hier eine ähnliche Begriffsentwicklung annehmen. Auf eine Anregung von Herrn Förster äußert sich der Vortragende noch zu Redensarten wie 'das schlägt in diese Frage'.

Herr Förster setzte seinen Vortrag vom 14. Februar fort. Er würdigte zunächst nochmals des Grafen Gobineau Gesamtpersönlichkeit und Lebenswerk und die von ihm in seinem 'Rassewerk' begründete Geschichtsauffassung und Schule; nicht ohne für ihn die auf alle Bahnbrecher zutreffende Rechtfertigung geltend zu machen, die am kürzesten Voltaire so ausspricht: 'C'est le privilège, du vrai génie, et surtout du génie qui ouvre une carrière, de faire impunément de grandes fautes.' Er ging dann auf den Briefwechsel mit Adalbert von Keller ein; schon Albert Sorel habe auf die bezaubernde Art des mündlichen und schriftlichen Verkehrs mit Gobineau, zur gerechteren Feststellung seiner Persönlichkeit, hingewiesen. Welche Rolle in G.s Leben gerade Keller gespielt habe, zeige sich u. a. in folgender Briefstelle: 'Vous jouez un plus grand rôle que vous ne croyez, dans mon existence par vos encouragements si affectueux et si bons.' Und er rühmt ihm Wissen, Geschmack, Empfindung nach: 'D'ordinaire ceux qui savent beaucoup sentent peu, et ceux qui sentent beaucoup, ne savent rien.' Ungemein hoch stellte G. den Roman 'Simplizissimus', mit dem er durch K. bekanntgeworden war, und das mit Recht; er rühmt an ihm: 'la verve ironie la richesse de couleur, la vérité des caractères, l'intérêt historique, l'invention incomparable'. Die gerade in seiner Rasse-Lehre be-

gründete pessimistische Grundstimmung, für die wohl der schärfste Ausdruck ist: 'Ce siècle est celui de la basse coquinerie et de l'ineptie grandiose', überwand er gegen Ende seines Lebens einigermaßen durch beschauliche Muße und Arbeit. Den Einigungsbestrebungen Deutschlands brachte er kein volles Verständnis entgegen. Der Kronprinzessin (nachmaligen Kaiserin) Friedrich schrieb er in ihr Album den sphinxrätselartigen Satz: 'Croire à ce qui mérite d'être cru, pour ne pas croire au reste.' U. a. m. Ein späterer Vortrag soll auf G.s hervorragende Bedeutung nochmals eingehen.

Sitzung vom 26. März 1912.

Der stellvertretende Vorsitzende macht Mitteilung von dem plötzlichen Tode Wilhelm Münchs, des langjährigen, hervorragenden Mitgliedes der Gesellschaft. Er widmet ihm einige Worte des Nachrufs und spricht die Hoffnung aus, daß sich Gelegenheit finden werde, der Gesellschaft ein umfassenderes Bild seiner Persönlichkeit und seines Wirkens zu bieten. Die Anwesenden erheben sich von ihren Plätzen.

Herr Philipp sprach über *Omar Chajjâm*. Einleitend gab er seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß das Studium der persischen Sprache und Literatur in Deutschland so wenig Förderung erfährt. Nachdem er das Wesen des Sufismus und seinen Einfluß auf die Literatur Persiens erläutert hatte, schilderte er das Leben Omar Chajjâms, das in das elfte und den Anfang des zwölften Jahrhunderts fällt. Sodann sprach er von dem begeisterten Kultus, den die Nachdichtung der Vierzeiler durch Fitz Gerald in England und Nordamerika hervorgerufen hat. Im Anschluß daran verbreitete er sich über die Werke und die Lebensauffassung des ganz modern anmutenden Dichters und gab zahlreiche Proben nach verschiedenen Übersetzungen. Neben den Übertragungen von Schack und Bodenstedt wies er empfehlend auf die von Fritz Rosen, *Die Sinnsprüche Omars des Zeltmachers*, Stuttgart u. Leipzig 1909, hin, die nach seiner Meinung in ihrer schlichten, wortgetreuen Wiedergabe dem Dichter am meisten gerecht wird.

Herr Herzfeld weist als Parallele zu Fitz Gerald auf Sir Francis Burtons *The Kasidah of Hajö-Abdul e Yezdi* hin und verliest einige charakteristische Stellen.

Herr Ludwig bespricht als 'kleine Mitteilung' ein Motiv, das er *der verschwundene Eisenbahnzug* nennt. Anknüpfend an einen Aufsatz Max J. Wolffs (*Literarische Verschollenheit*), zeigt er, daß, wenn die fortschreitende Zivilisation gewisse früher sehr beliebte Motive der dichterischen Behandlung entzieht, sie dafür auf der anderen Seite neue, ungeahnte Möglichkeiten schafft. Für den verschwundenen Eisenbahnzug bringt er drei Behandlungen bei: eine Episode aus *La double vie de Théophraste Longuet* von Leroux, *The lost special* von Conan Doyle (Sammlung *Round the fire stories*) und *The phantom motor* von Futrelle (Sammlung *The professor on the case*). Der Vortrag wird in der wissenschaftlichen Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums zu Berlin-Lichtenberg 1912/13 erscheinen.

Sitzung vom 16. April 1912.

Herr Conrad erörtert die Frage, ob *Graf Southampton der Freund der Shakespeareschen Sonette* sein kann. Die sehr verbreitete Ansicht, daß er es ist, gründet sich auf die einzelne Tatsache der Widmung von *Venus und Adonis* und *Lucretia*. Sie kann nur aufrechterhalten werden, wenn man außer acht läßt, daß jeder von den meist armen und gesellschaftlich tiefstehenden Dichtern und Schriftstellern für seine Produkte nach einem hochgestellten Schützer suchte, der ihm für die Widmung ein

recht ansehnliches Geldgeschenk machte und jenem durch seinen Namen Eingang verschaffte bei dem Haupt-Lesepublikum jener Zeit, der vornehmen Gesellschaft. Wenn wir also aus Shakespeares Widmungen auf dessen intime Freundschaft mit Southampton schließen könnten, so müßte jeder der Hunderte von untertänigen Widmern der Freund des betreffenden hohen Patrons gewesen sein.

Lee, der besonders nachdrücklich für die Southampton-Freundschaft eintritt, findet einen speziellen Beweis dafür in der Ähnlichkeit der Widmung der Lucretia mit einem Sonett (26), das offenbar die Sendung einer Anzahl von Freundschafts-Sonetten an den ungenannten Freund begleitete. Diese Ähnlichkeit besteht in weiter nichts als dem Ausdruck der Widmungs-a b s i c h t, der sich notwendig in jeder Widmung finden muß. Im übrigen unterscheidet sich die Widmung der Lucretia nur darin von den meisten anderen, daß sie etwas weniger schmeichlerisch gehalten ist; aber auch sie ist gesucht und gequält, auch in ihr spricht der arme Diener zu seinem hohen Herrn. Das Sonett aber ist von einer geradezu schmerzhaft berührenden Offenheit, die man nur vor einem wirklichen Freunde entfalten kann. Auch inhaltlich steht dies Sonett, wie auch 29 und 30, mit der Widmung in Widerspruch.

Ferner glaubt Lee an die Legende, daß Southampton unsern Dichter einmal 1000 Pfund — 160 000 Mark! — geschenkt habe, weil Rowe 'v e r s i e h e r t worden ist, d a ß Sir William Davenant die Geschichte überliefert habe'. Sir William Davenant war ein verlogener Narr, der die Ehre seiner unbescholtenen Mutter besudelte, um für einen Sohn Shakespeares gelten zu können.

Der Jüngling, den Shakespeare besingt, war so schön, daß er ihn mit Adonis und Helena vergleicht. Der Vortragende schildert die fruchtlosen Bemühungen Lees, um Leute zu finden, die auch Southampton schön gefunden haben. Lee bringt in seinem Buch offenbar das schönste von den 14 existierenden Bildern von Southampton: an diesem Jüngling ist jeder Körperteil lang und dünn (außer dem Halse), der Ausdruck des pferdeähnlichen Gesichts schläfrig und wenig gescheit. Dieser Jüngling ist häßlich — nicht gerade *ugly*, aber *plain-looking*. Shakespeare wäre ein schamloser Heuchler gewesen, wenn er d e n mit Adonis verglichen hätte. — Der Freund Shakespeares ist auch geistig bedeutend. Southampton hatte zwar die höhere Bildung von seinesgleichen genossen, aber von seiner geistigen Bedeutung ist nichts bekannt.

Der Dichter ist in 1590/91 geschriebenen Sonetten eifersüchtig auf einen großen Dichter 'von gewaltiger Ruhmesschwinge', der auch den Freund feiert. Das kann in dieser Zeit nur Spenser sein, und Spenser hat beim Erscheinen der ersten Gesänge der Faery Queen an R o b e r t E s s e x ein Sonett gerichtet, in dem er ihm verspricht, daß er ihn in den letzten Gesängen zu höchstem Ruhm emporheben wird: er ist der auserschene Genosse der Feenkönigin Gloriana (Elisabeth). Lee findet den großen Dichter in einem vor ihm ganz unbekannten B a r n a b y B a r n e s, einem kläglichen, schwülstigen Reimer, der unter sechs schweifwedelnden Sonetten auch eins an Southampton gerichtet hat.

Es spricht also alles gegen eine Freundschaft Shakespeares mit Southampton. —

Herr L e w e n t unterzieht als Beispiel der Sorglosigkeit, mit der noch immer Schulausgaben selbst weitverbreiteter, schon oft edierter Schultexte angefertigt werden, die bei Velhagen & Klasing im Jahre 1909 erschienene zweite Auflage der *Phedre* von Racine einer eingehenden Prüfung. Hierbei werden besonders die Ungenauigkeiten der sachlichen und die zahlreichen Fehler der sprachlichen Anmerkungen getadelt.

Herr Prof. Dr. Carl W i n c k l e r wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 30. April 1912.

Der Vorsitzende macht Mitteilung vom Tode eines längjährigen Mitgliedes, des Dr. Goldstaub; die Anwesenden ehren sein Andenken in der üblichen Weise.

Herr Morf spricht über *Friedrich den Großen als Aufklärer.*

Am 30. Juli 1766 wurde in Zürich gemäß Beschluß des Rates der Stadt das 'verdammliche Buch' *Abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury* als religionsgefährlih durch den Henker zerrissen und verbrannt, und dem Beispiele Zürichs folgte Bern am 5. August. Der damals unbekannte Verfasser des anonymen Werkes, das sich als übersetzt (*traduit de l'anglois*) ausgab, fälschlich den Druckort *Berne* aufwies und von der Buchhandlung Voß in Berlin vertrieben wurde, ist Friedrich der Große. Er hat 1762 während der Belagerung von Schweidnitz aus den 36 Bänden der *Histoire ecclésiastique de Fleury* (1691—1737), die ihm Catt sukzessive ins Heerlager senden mußte, einen Auszug dessen gemacht, was die Kirchenlehre als zweifelhaft und die Hierarchie als gewalttätig, geldgierig, fanatisch erscheinen ließ. Die aufklärerische Absicht des *Abrégé* geht deutlich aus dem Tone hervor, in welchem der Exzerptor referiert, und erhellt auch ohne weiteres aus dem *avant-propos,* in welchem von den *imposteurs sacrés* die Rede ist, deren fatale Geschichte hier berichtet werde, und Jesus als ein obskurer Jude von trefflicher Moral geschildert wird, der den Deismus gepredigt habe. Der Stil sowohl des *Abrégé* als der Briefe, die sich auf ihn beziehen, schwelgt in den üblichen Redewendungen des Aufklärertums. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß der König in der nämlichen Zeit zu diesem Angriff gegen die Kirche schritt, da für Voltaire die Affäre Jean Calas zum Ausgangspunkt eines leidenschaftlichen Kampfes gegen die nämliche Kirche wurde. Und doch waren die beiden Männer in jenen Jahren einander entfremdet und schrieben sich nicht mehr. — Zwei Jahre später, 1764, machte sich der König daran, aus Pierre Bayles *Dictionnaire historique et critique,* dem Bildungsbuche seiner Jugend, die philosophischen Artikel auszuziehen. Er ließ diesen *Extrait du Dictionnaire de Bayle* 1765 — und in zweiter, vermehrter Auflage 1767 — bei Voß anonym drucken und schrieb eine Vorrede dazu, in welcher er den Denker Bayle über Descartes und Leibniz stellt, die Lektüre des *Dictionnaire* als die beste Schule freier Denkweise bezeichnet und die Absicht kundgibt, durch diesen *Extrait* die Gedanken Bayles in weitere Kreise zu tragen. Wie sehr der König an diesem *Extrait* hing, geht daraus hervor, daß er ihn in den letzten Monaten seines Lebens von Dantal sich nochmals ganz vorlesen ließ (Dez. 1785 und Jan. 1786). Im Briefwechsel mit Voltaire hat der König die Urheberschaft des *Extrait* ohne weiteres zugegeben; die des *Abrégé* aber hat er zunächst abgeleugnet, freilich ohne Glauben zu finden.

Herr Mangold dankt dem Vortragenden für seine Ausführungen. Herr Rosenberg erörtert die Möglichkeit, daß Schicksale Rousseaus für König Friedrichs Tätigkeit einflußreich waren, was aber Herr Morf nicht für wahrscheinlich hält.

Herr Kuttner stellt als *Gedanken bei der Lektüre eines neuen französischen Romans* eine Reihe von Erscheinungen zusammen, aus denen erhellt, wie in Wortwahl, Wortstellung, Satzbau usw. die Prosasprache von Geschlecht zu Geschlecht neuen Charakter annimmt.

Sitzung vom 14. Mai 1912.

Zum Protokoll der vorigen Sitzung bemerkt Herr Mangold, er habe unterdessen die deutsche Übersetzung des Abrégé von 1788 gesehen; sie trage bereits auf dem Titel die Worte 'verfaßt und mit eigenen Reflexionen begleitet von Friedrich dem Zweiten'.

Herr Brandl widmet Wilhelm Münch, dem verstorbenen hervorragenden Mitgliede der Gesellschaft, einen Nachruf.

Münch war einer der überzeugtesten, begeistertsten Mitglieder der Gesellschaft, ein häufiger Besucher der Sitzungen, von dem wir auch so manchen anziehenden und anregenden Vortrag hören durften, ein eifriger Leser des Archivs. Das Verschwinden seiner Gestalt, deren feines und sauberes Äußere ein Sinnbild seiner inneren Vornehmheit war, hinterläßt eine schmerzlich empfundene Lücke.

Der Vortragende gibt in kurzen Strichen eine Übersicht über seinen Lebensgang: Geboren 1843 in Schwalbach, wurde er nach vollendetem Studium Oberlehrer an rheinischen Gymnasien, 1877 Direktor in Ruhrort, 1883 in Barmen, 1888 Provinzialschulrat in Koblenz; in einer Bonner Pension hatte er sein Interesse für das Englische gewonnen. 1897 schied er aus seinem Verwaltungsamt aus; nur ungern, aber er hoffte, für seine Gedanken in der Reichshauptstadt — im Ministerium mit Althoff, in der Literatur mit der Feder — Ersprießliches leisten zu können.

Sein Hauptprogrammpunkt war im Anfang die Neuorganisation des neusprachlichen Universitätsunterrichts durch Schaffung eines okzidentalischen Seminars, in dem die westlichen Kultursprachen praktisch gelehrt und mit Anschauungsunterricht verbundene Vorträge über Literatur und Kultur der betreffenden Völker gehalten werden sollten, während die neuphilologische Wissenschaft im engeren Sinne der Universität verbleiben mochte. Der Gedanke, dem Althoff zunächst günstig gegenübergestanden hatte, wurde aufgegeben zugunsten zweckmäßigerer Ausgestaltung der bestehenden Universitätsseminare: in einer Versammlung von Fachmännern der höheren Schulen hatte Münch seine Gedanken dargelegt; jener Weg der Ausgestaltung des Bestehenden hatte aber durchgängig die Unterstützung der Anwesenden gefunden, die ihr Fach nicht von der Universität getrennt wissen wollten. Erreicht hatte Münch jedenfalls ein Interesse beim Ministerium für die Gründung praktischer Sprachkurse an den Universitätsseminaren. Seine und des Vortragenden Bemühungen um die Gewährung von Auslandsstipendien an Studierende trugen freilich erst viel später Früchte.

Der Redner geht dann auf Münchs Tätigkeit bei der Konferenz für die Reform des höheren Schulunterichts ein. Auch da erlebte er Enttäuschungen, der neusprachliche Unterricht wurde an den Realgymnasien in mancher Hinsicht sogar gemindert, und unmutig rief er einmal nach einer Ministerialsitzung aus: 'Jeder Geheimrat kommt sich ungeheuer gebildet vor, wenn er für Zwangsgriechisch eintritt!'

Trotz solcher Erfahrungen hörte Münch nicht auf, im Ministerium für das Interesse dieses Unterrichts zu wirken: er war dessen ständiger Vertreter auf den Neuphilologentagen, denen er dadurch Gewicht verlieh und auch durch sein freundliches, versöhnliches, vermittelndes Wirken angenehme Förderung brachte.

Immerhin trat mehr und mehr die literarische Tätigkeit in den Vordergrund. Seine Vorträge und Aufsätze erschienen in mehreren Bänden gesammelt, dazu eine Anzahl größerer Werke. In allen nehmen die neueren Sprachen, denen er fast dasselbe Gewicht beilegte wie den klassischen, einen hervorragenden Platz ein. Er wollte nichts hören davon, daß sie nur utilitaristisch seien: rühmen sich etwa nicht auch die Lehrer der alten Sprachen, daß diese nützlich sind? Er war kein Parteigänger der formalen Bildung, denn er sagte, nicht der formalen Bildung wegen lerne man heutzutage Sprachen, sondern weil sie Kulturschlüssel sind, und in dieser Beziehung schienen ihm die neuen an Wert den alten mindestens gewachsen. Sein Wort hatte besonderes Gewicht als das unparteiische eines Pädagogen. Dazu kam sein Streben nach Hebung der Lehrer, die seinem Herzen entschieden

näherstanden als die Gelehrten: Gentlemen sollten sie sein und Zeit bekommen zur eigenen, freien Weiterbildung.

Doch sein Wirken galt nicht bloß den neueren Sprachen: auf Volkserziehung stand sein Sinn. Und da fällt seine Tätigkeit in eine bedeutsame Zeit, eine Zeit, wo alle Werte umgewertet werden, die Autoritäten wanken und die freie Persönlichkeit sich nicht mehr erziehen lassen will. Nach Möglichkeit suchte er alten wie neuen Idealen Achtung und Gehör zu verschaffen. Eine friedliche und glückliche Entwicklung wünschte er der Kinderwelt, die Gesundheit sollte gewahrt, die Phantasie geweckt werden. Anderseits brauchten aber nach seiner Meinung die Kinder auch zielbewußte Führung und Gewöhnung an Arbeit, beste Lehre und gute preußische Zucht. So wollte er die Jugend und das Volk zu einer abgeglätteten, sittlichen Harmonie führen, zu äußerer Vielseitigkeit und innerer Selbstbeschränkung. Als sein Programm kann man bezeichnen: Freiheitszügelung, Gleichheit und Brüderlichkeit. Nicht jeder wird dies Ideal teilen. Vortragender ist eher für Freiheit, Ungleichheit und Brüderlichkeit und wünscht unserem Volke mehr starke Persönlichkeiten. Münch war aber ehrlich in seiner Ansicht und verfocht sie unentwegt.

Das Recht dazu verdiente er sich besonders, indem er auch nach oben hin ein Lehrer der Selbstbeschränkung war, wie sein Buch über Fürstenerziehung zeigt. Für Fürstendemut trat er ein; als Mitglied der bürgerlich-menschlichen Gesellschaft solle sich auch der Höchste betätigen: auf den Geist der Zeit zu achten, sei niemals eine Unehre.

Bei alledem war Münch ein warmherziger Mensch; nicht bloß Pädagog, sondern speziell in seinen Novellen, diesem edlen Abbild seiner entsagenden Innerlichkeit, auch Gestalter. Seine Lebensweisheit verstand er am besten epigrammatisch auszuprägen. Der Vortragende liest einiges Dahingehörende aus den 'Anmerkungen zum Text des Lebens' vor, um wenn nicht seine Stimme, so doch sein Wort noch einmal in der Gesellschaft ertönen zu lassen.

Herr Kuttner setzt seinen Vortrag über *Beobachtungen beim Lesen eines neuen französischen Romans* fort. Er hat Alphonse de Châteaubriants *Monsieur des Lourdines* gewählt, weil das Buch den Goncourtpreis erhalten hat. Haftet dem Buche damit gewissermaßen etwas Programmatisches an, so hat die Auszeichnung doch einen getroffen, der ein Berufener zu sein scheint; denn das Buch enthält viel Schönes, zeugt von feiner Beobachtungsgabe und ist erfüllt von einem warmen, aufrichtigen Naturgefühl. Wenn man den Stoff unter ein Stichwort bringen will, so kann man dafür an das in letzter Zeit so vielfach variierte Thema der 'Dezentralisation' erinnern, an den Kampf zwischen dem Vampyr Paris und den unverbrauchten, gesunden Kräften der Provinz, zwischen Stadt und Land, ein Thema, das von Balzac über Bazin und Barrès in die Tagesliteratur herüberklingt. Was die Form betrifft, so tritt sinnfällig in die Erscheinung, daß hier eine Sprache lebt, die nach neuen Ausdrucksmitteln ringt und sich freimachen will von konventionellem Material, von im Tageskurs befindlicher Scheidemünze. Als charakteristisch gibt der Vortragende zunächst eine Auslese der Besonderheiten des bildlichen Ausdrucks in dem neuen Buche. Dann wird gezeigt, wie bei der Einfachheit der Fabel dem weniger erzählend, sondern darstellend malerischen Gestalten eine Fülle von auffälligen Eigenheiten dieser jüngsten Kunstsprache entspricht. In ihr treten klar die allgemeinen Tendenzen der künstlerischen Betätigung unserer Zeit hervor. Was Vorgang ist, wird gegenständlich erfaßt: die Verbalform wird zum Substantivum. Dementsprechend wird das Adverb zum Adjektivum, das Adjektivum zum Substantivum. Wo das Auge bisher nur eine einzige Nuance wahrgenommen, da werden jetzt ihrer viele erspäht: der Singular wird zum Plural. Auf das gleiche malerische Sehen

wird die starke Vorliebe für Inversionen begründet, von denen einzelne Beispiele fast deutsches Gepräge haben. Auch die asyndetische Aneinanderreihung der Aussagesätze gehört zum Charakter dieser Kunstform.

Zum Schluß wird der Wortschatz geprüft, gleichsam als Farbenmaterial, und gezeigt, aus welchen Quellen geschöpft wird. Nur verschwindend kommt Dialektgut der Provinz in Betracht, in der der Roman spielt. Es werden allgemeine Provinzialismen verwendet, vielfach archaische Bildungen eingewebt und Abgegriffenes oder Erstarrtes zu neuem Glanz und Leben erweckt. Dazu tritt eine große Zahl von technischen Ausdrücken, die sich je aus der Milieuschilderung ergeben, und neben der Einführung von befremdenden gelehrten Wörtern wird nicht vor kräftigen Argotausdrücken zurückgeschreckt. Endlich wird die Schöpfungskraft auch an mehr oder weniger glücklichen Neubildungen versucht.

Zum Schluß werden einige Beispiele gegeben, die zeigen sollen, daß nicht kritiklos die Sprachkenntnis und das Sprachmaterial des Verfassers entgegengenommen werden darf.

Sitzung vom 17. September 1912.

Herr Kabisch spricht über den Einfluß, den *Etymologie und Bedeutungswandel* der Wörter aufeinander ausüben, und zeigt an Beispielen aus dem Lateinischen, Französischen und Englischen, wie falsche Deutungen und Erklärungen schwieriger Stellen der drei Literaturen aus diesem Einfluß entstanden sind, sodann aber auch, wie beide Seiten der Sprachbetrachtung zu keinem oder einem falschen Resultat führen, wenn nicht zuerst aus dem Zusammenhang der zu erklärenden Stelle das Bedeutungsgebiet der schwierigen Wörter und die Richtung festgestellt worden sind, in der sich die Erklärung, der Sachlage nach, zu bewegen hat.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Tanger, Kuttner, Förster und Müller teils mit Zusätzen zu den Ausführungen des Redners, teils mit anderen Beispielen.

Herr Ludwig spricht über *Wandernde Stoffe der neueren Literatur*. Der erste Teil des Vortrages, der über verschiedene Beziehungen zwischen französischer und deutscher Literatur berichtet, wird in der *Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung* (1912, Nr. 44) erscheinen; im zweiten stellt der Vortragende zwei auffallend ähnliche Szenen aus Reades Roman *The Cloister and the Hearth* und Molières *Malade Imaginaire* fest und erwägt die Frage, ob eine Entlehnung oder eine gemeinsame Quelle vorliegt.

Sitzung vom 15. Oktober 1912.

Herr Adolf Müller berichtet über den zu Frankfurt a. M. vom 27. bis 30. Mai 1912 abgehaltenen XV. *allgemeinen deutschen Neuphilologentag*. Die Teilnehmerliste weist 489 Namen auf, darunter Vertreter von Amerika, Dänemark, England, Frankreich, Österreich, Rußland, Schweden, Schweiz, Serbien. Die Vorversammlung fand am Nachmittag des 27. in einem Zimmer der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften statt. Der Verband, dem jeder Neuphilologe angehören sollte, zählt jetzt 2288 Mitglieder. Mit großer Freude wurde die Mitteilung begrüßt, daß in Preußen der Etat für Auslandsstipendien auf 36 000 Mark erhöht sei. Zu weiteren Sammlungen für das Diezdenkmal wurde aufgefordert. Bremen erbot sich, die nächste Tagung bei sich abzuhalten. Die den Teilnehmern gewidmete Festschrift enthält elf wertvolle Abhandlungen. Der Begrüßungsabend in der Alemannia war so zahlreich besucht, daß die eine Hälfte unter Walters Führung in das Börsenrestaurant auswandern mußte.

In der Aula der Akademie wurde durch Dir. Dörr am 28. der XV. Neuphilologentag feierlich eröffnet. Die vielen Begrüßungsreden dehnten sich

so aus, daß die für die drei Vorträge der ersten allgemeinen Sitzung bestimmte Zeit sehr verkürzt wurde. Es mußte daher, da der Empfang durch die städtischen Behörden im Römer um 1 Uhr eine Verlängerung der Sitzung nicht zuließ, der dritte Vortragende, Prof. Morf, sich auf einen stark gekürzten Auszug seines Vortrages 'Vom linguistischen Denken' beschränken. Der Vortragende berührt darauf die anderen Vorträge, bespricht die Lehrmittelausstellung in der Aula der Viktoriaschule und schildert die zur Feier der Tagung veranstalteten Festlichkeiten: den Empfang im Römer, das Festmahl, die Festvorstellung im Städtischen Schauspielhaus und die Rheinfahrt, bei der die Teilnehmer auf der Rückkehr nach Bieberich das herrliche Schauspiel der Uferbeleuchtung genossen.

Herr Ebeling spricht über eine Reihe von Redewendungen (z. B. *faute de, crainte de* usw.), die man bisher durch den *Wegfall von Präpositionen* hat erklären wollen. Der Vortrag erscheint in *Probleme der romanischen Syntax* II.

Herr Morf weist auf einen ähnlichen Gebrauch von ital. *senza* hin, das vielleicht auch so aufgefaßt werden könne. Herr Ebeling faßt *senza* als den Ablativ von *absentia* auf; das afrz. *senz, sanz* vertritt vielleicht *absentiis*. Herr Tiktin erinnert an 'kraft', 'laut' und ähnliche Ausdrücke; der Vortragende hat auch diese behandelt, doch an anderer Stelle. Herr Tiktin bringt noch rumänische Wendungen bei wie: 'er ist gesund, Kanone', 'er fiel zu Boden, Haufen' — sei nicht 'kerngesund' dasselbe?

Die Herren Oberlehrer Dr. Sievers und Dr. Fehse werden zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 29. Oktober 1912.

Herr Wolff behandelt die *Accademia degl'Intronati* von Siena. Der Vortragende besprach zunächst die Bedeutung der italienischen Akademie zur Zeit der Renaissance im allgemeinen, dann im besonderen die der Intronati. Nachdem er ihre Gründung, äußere Geschichte, Organisation und ihre Absicht, nicht einseitige Fachgelehrte, sondern möglichst harmonisch durchgebildete Menschen heranzuziehen, auseinandergesetzt hatte, ging er auf die einzelnen Gebiete ein, auf denen die Akademiker sich bewährt haben. Erwähnenswert sind besonders ihre Komödien, ihre Stegreifspiele, aus denen sich die Commedia dell'arte entwickelt hat, sodann aber auch ihre Leistungen als Übersetzer aus den antiken Sprachen und ihre Erklärungen klassischer Autoren. Sie sichern der Akademie der Intronati einen Ehrenplatz unter den zahlreichen ähnlichen Vereinigungen im 16. Jahrhundert.

Herr Morf spricht über *eine bisher unbekannte Fassung der ersten zwei Gesänge von Ronsards Franciade*. Der Vortrag ist im *Archiv* CXXIX, 459 ff., erschienen.

Herr Provinzialschulrat Dr. Doblin wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen; die Herren Dr. Sievers und Dr. Fehse werden aufgenommen.

Sitzung vom 12. November 1912.

Herr Cohn spricht über den *Guillaume d'Angleterre des Chrétien de Troyes*. Er charakterisiert die Dichtung und den Dichter, der für ihn wie für W. Foerster Chrétien de Troyes ist, führt aber aus, daß die Dichtung in ihrem überlieferten Zustande nicht durchweg von letzterem herrühren kann, sondern eine jüngere Überarbeitung seiner Schöpfung ist. Einige Stellen des Romans werden eingehend besprochen.

Herr Wolff erwähnt das Vorkommen einer dreimaligen göttlichen Stimme in einer indischen Legende.

Herr Löschhorn gedenkt des 50. Todestages L. Uhlands.

Herr Engel spricht über die *Tendenz in den Romanen von Henry Bordeaux*. Die Absicht Bordeaux', durch seine Romane beizutragen, den erschütterten Familiensinn in Frankreich zu stärken, die Liebe zur engeren Heimat zu wecken und zu pflegen, die alten guten Traditionen pietätvoll zu bewahren, die Vorherrschaft von Paris und die zu straffe Zentralisation zu brechen, um dadurch eine Gesundung des politischen sowie vor allem des moralischen Lebens der Nation zu erzielen, verfolgt und erläutert der Vortragende in den Romanen: *La Peur de Vivre, Pays natal, La Robe de Laine, Les Roquevillard, La Croisée des Chemins, Les Jeux qui s'ouvrent, La Neige sur le Pas.* Einleitend hebt er ähnliche Tendenzen bei mehreren anderen neufranzösischen Schriftstellern hervor und gibt zum Schluß eine kurze Würdigung von Henry Bordeaux' Bedeutung als Schriftsteller und Moralist.

Der bisherige Vorstand wird wiedergewählt.

Herr Provinzialschulrat Doblin wird in die Gesellschaft aufgenommen, Herr Oberlehrer Dr. Brüß zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 26. November 1912.

Herr Ludwig spricht über die *Geschichte der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*. Nachdem der Vortragende darauf hingewiesen hat, daß die Gesellschaft der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft seit ihrer Gründung angehört und dadurch nunmehr, abgesehen von dem einen noch lebenden Gründer der Shakespeare-Gesellschaft, Paul von Bojanowsky, ihr ältestes Mitglied ist, nachdem er ferner daran erinnert hat, daß F. A. Leo im Jahre 1864 in unserer Gesellschaft schon gesprochen hat über 'Stiftung eines Zweigvereins der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft' sowie über die 'Tätigkeit der Weimarischen Shakespeare-Gesellschaft', schildert er auf Grund der Akten die Gründung und die ersten Jahre der Shakespeare-Gesellschaft. Der Vortrag ist ein Teil der zum fünfzigjährigen Jubiläum der Gesellschaft in ihrem Auftrag verfaßten Geschichte, die in *Band 49* des *Shakespeare-Jahrbuches* im Druck erscheinen wird.

Herr Brandl erzählt im Anschluß einiges aus späteren Zeiten der Shakespeare-Gesellschaft und lädt zum Besuch ihrer Jahresversammlungen ein. Herr Tanger regt deren Verlegung auf eine Zeit an, die den Besuch erleichtere.

Herr Oberlehrer Dr. Brüß wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 10. Dezember 1912.

Herr Lewent behandelt das in Bartsch' Grundriß unter Nr. 233, 1 verzeichnete Lied *Berm platz lo gais temps de pascor*. Er legt den provenzalischen Text vor, bietet eine wörtliche Übersetzung, sodann die poetische von Diez, und versucht nachzuweisen, daß Bertran de Born der Verfasser des Liedes nicht sein kann, daß vielmehr Guillem de Saint-Gregori nach der handschriftlichen Überlieferung derjenige ist, dem das Lied wahrscheinlich zugeschrieben werden muß. Der zweite Teil des Vortrages wird in etwas veränderter Gestalt und mit einigen anderen Mitteilungen zusammen unter dem Titel 'Zur provenzalischen Bibliographie' im *Archiv* erscheinen.

Herr Barral (als Gast) bespricht *La question de la langue internationale et son état actuel*. Er erörtert die Bedingungen, die eine Weltsprache erfüllen müsse, charakterisiert frühere Versuche und zeigt, wie deren Mängel einen Erfolg ausgeschlossen hätten. Als letzte Erscheinungen auf dem Gebiete werden das Esperanto und das Ido genannt und in ihren Grundsätzen erläutert.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1913.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Risop.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ Ad. Müller.
Schriftführer:	„ A. Ludwig.
Stellvertretender Schriftführer:	„ K. Schmidt.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften. Wien, XVIII, Währinger Straße 147.

Rev. Skeat, Walter W., Dr. phil., Litt. D., LL. D., Professor. Cambridge, 2 Salisbury Villas.

Herr Dr. Suchier, Hermann, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität. Halle a. S., Sophienstr. 32.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Aronstein, Ph., Professor, Oberlehrer an der V. städt. Realschule. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.

„ Dr. Becker, Gustav, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W 30, Zietenstr. 21.

„ Dr. Berger, Rudolf, Oberlehrer an der III. städt. Realschule. Berlin NW 23, Altonaer Str. 21.

„ Dr. Beyer, Bruno, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Grolmannstr. 62 II r.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin NW 23, Claudiusstr. 14.

„ Dr. Block, John, Professor, Oberlehrer an der Goetheschule. Halensee, Johann-Georg-Str. 11.

„ Boek, Paul, Professor, Direktor der XIII. städt. Realschule. Berlin NW, Schleswiger Ufer 14.

„ Dr. Bolle, Wilhelm, Leiter des Realgymnasium i. E. in Friedrichsfelde. Karlshorst, Treskow-Allee 91.

„ Dr. Born, Max, Oberlehrer an der Chamissoschule. Schöneberg, Berchtesgadener Str. 22/23.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.

„ Dr. Brüß, Friedrich, Oberlehrer an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.

„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule. Charlottenburg IV, Waitzstr. 8.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W 15, Bregenzer Str. 8 III.

„ Dr. Conrad, Herm., Professor. Gr.-Lichterfelde O, Bismarckstr. 11.

Herr Dr. Cornicelius, Max, Professor. Berlin W 30. Luitpoldstr. 4.
„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Direktor der Auguste-Viktoria-Schule und des Mädchen-Realgymnasiums. Charlottenburg, Nürnberger Str. 63.
„ Delmer, Frederic Sefton, Professor, Lektor der englischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kriegsakademie und an der Militärtechnischen Akademie. Berlin NW 23, Flotowstr. 8.
„ Dr. Dibelius, W., Hamburgischer Professor für englische Sprache und Kultur. Hamburg, Sierichstr. 18 III.
„ Doblin, Ernst, Provinzial-Schulrat. Steglitz, Wrangelstr. 5.
„ Doegen, Wilh., Oberlehrer an der XI. städt. Realschule. Zehlendorf, Alsenstr. 121.
„ Dr. Driesen, Otto, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Giesebrechtstr. 6.
„ Dr. Düvel, Wilh., Direktor des Realgymnasiums. Reinickendorf-Ost.
„ Dr. Ebeling, Georg, Privatdozent an der Universität. Charlottenburg, Sybelstr. 35 Portal I c.
„ Dr. Ehrke, Karl, Oberlehrer an der Realschule zu Zehlendorf-Wa. Zehlendorf-Wa., Annastr. 5 II.
„ Engel, Hermann, Professor, Oberlehrer am Friedrich-Werderschen Gymnasium. Charlottenburg, Kantstr. 40.
„ Dr. Engwer, Theodor, Geh. Regierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium. Steglitz bei Berlin, Arndtstr. 40.
„ Featherstonhaugh, Albany. Charlottenburg, Königin-Elisabeth-Str. 41.
„ Dr. Fehse, Erich, Oberlehrer am Reform-Realgymnasium Weißensee. Berlin-Weißensee, Albertinenstr. 24.
Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer a. D. Friedenau, Schmargendorfer Str. 23.
„ Friedländer, J., Oberlehrer an der III. Oberrealschule. Berlin N 58, Eberswalder Str. 35.
„ Dr. Friedmann, Georg, Professor, Oberlehrer an der V. städt. Realschule. Charlottenburg-Westend, Ulmenallee 38.
„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Oberlehrer an der VI. städt. Realschule. Friedenau, Stubenrauchstr. 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Dr. Gladow, Hans, Oberlehrer am Reform-Gymnasium in Mariendorf. Berlin NO 43, Barnimstr. 31.
„ Dr. Greif, Wilhelm, Professor, Direktor der III. städt. Realschule. Berlin W 35, Steglitzer Str. 8a.
„ Dr. Gropp, Ernst, Professor, Direktor der städt. Oberrealschule I, Charlottenburg, Schloßstr. 27.
„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C 2, An der Schleuse 5a.
„ Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin W, Elßholzstr. 9, b. Kupfer.
„ Dr. Hausknecht, Emil, Direktor a. D., Professor an der Universität. Lausanne, Avenue d'Ouchy 96.
„ Dr. Heinze, Alfred, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Charlottenburg, Kuno-Fischer-Str. 14.
„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Professor, Oberlehrer an der städt. Oberrealschule I in Charlottenburg. Charlottenburg, Bismarckstr. 39.
„ Dr. Hendreich, Otto, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Uhlandstr. 24.
„ Dr. Herrmann, Albert, Professor, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin NO, Am Friedrichshain 13.

Herr Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W, Lützowufer 30 III.
„ Dr. Hille, Karl, Oberlehrer am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Normannenstr. 1.
„ Dr. Hoffmann, Willy, Oberlehrer am Realgymnasium nebst Realschule zu Friedenau. Friedenau, Fehlerstr. 16.
„ Dr. Hörning, Willy, Oberlehrer am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Frankfurter Chaussee 111.
„ Dr. Hummel, Fritz, ord. Lehrer am Schiller-Lyzeum. Berlin NW 52, Calvinstr. 10.
„ Dr. Johannesson, Fritz, Professor, Direktor der XIV. städt. Realschule. Berlin N 65, Lütticher Str. 56/60.
„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 26.
„ Keil, Georg, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin SW 48, Friedrichstraße 32 II.
„ Dr. Kiehl, Bruno, Oberlehrer an der Herderschule. Charlottenburg, Berliner Str. 103.
„ Dr. Koebe, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin NW 21, Essener Str. 32.
„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.
„ Dr. Kraemer, Franz, Oberlehrer an der Schillerschule. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 22.
„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie, Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W 10, Bendlerstr. 17.
„ Dr. Kühnhagen, Oscar, Professor, Oberlehrer an der IV. städt. Realschule in Berlin. Charlottenburg, Neue Kantstr. 17.
„ Kündiger, Hans, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NW 52, Kirchstr. 24.
„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Augustaschule. Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 21.
„ Lach, Paul, Handelsschuldirektor a. D. Berlin S 14, Dresdener Straße 90 I.
„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.
„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C 2, Klosterstr. 73 II.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Schöneberg-Berlin, Bahnstraße 29/30.
„ Dr. Lebede, Hans, Kandidat des höheren Schulamts. Schöneberg, Wartburgstr. 39.
„ Dr. Lewent, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin W 30, Barbarossastr. 16.
„ Dr. Lommatzsch, Erhard, Privatdozent an der Universität. Halensee-Berlin, Johann-Georg-Str. 11.
„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Augustaschule. Berlin W 35, Genthiner Str. 41 III.
„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Realschuldirektor a. D. Berlin W 50, Aehenbachstr. 2.
„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Parkaue.
„ Luft, Friedrich, Professor, Oberlehrer am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.
„ Dr. Lummert, August, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin NW 21, Dortmunder Str. 2.

Herr Maillet, A. S., Lektor an der Handelshochschule. Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Str. 33a.
„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer a. D. Steglitz, Kleiststraße 38.
„ Dr. Marquardt, Rud., Oberlehrer am Realgymnasium in Fridenau. Friedenau, Stubbenrauchstr. 63.
„ Dr. Merz, Johannes, Oberlehrer am Realgymnasium in Friedenau. Friedenau, Wagnerplatz 5.
„ Dr. Michaëlis, C. Th., Geh. Reg.-Rat, Stadt-Schulrat. Berlin W, Blumeshof 16 III.
„ Dr. Morf, Heinrich, ord. Professor an der Universtät, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 100.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer a. D. Friedenau, Südwest-Korso 13.
„ Dr. Müller, August, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.
„ Müller, Friedrich, Kgl. Baurat. Friedenau, Goßlerstr. 2.
„ Müller, Fritz, Oberlehrer an der Siemens-Oberrealschule. Charlottenburg I, Königin-Luise-Str. 2/3 I.
„ Dr. Münster, Karl, Professor, Oberlehrer an der VII. städt. Realschule in Berlin. Köpenick, Freiheit 1.
„ Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Groß-Lichterfelde O, Frauenstr. 3.
„ Dr. Neuendorff, Bernh., Oberlehrer an der Oberrealschule II. Charlottenburg, Bismarckstr. 13.
„ Dr. Noack, Fritz, Oberlehrer am Gymnasium in Groß-Lichterfelde. Groß-Lichterfelde, Theklastr. 12.
„ Dr. Nobiling, Fr., Oberlehrer an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg 1, Guerickestr. 42.
„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Steglitz, Grenzburgstr. 6.
„ Dr. Otto, Ernst, Oberlehrer an der Herderschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Str. 2a.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universtät, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.
„ Dr. Philipp, Karl, Oberlehrer am Gymnasium. Kottbus, Kaiser-Friedrich-Str. 22 I.
„ Dr. Platow, Hans, Oberlehrer an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule. Zehlendorf bei Berlin, Bergmannstr. 7.
„ Prewitz, Erich, Oberlehrer an der VI. städt. Realschule. Berlin S, Bergmannstr. 69.
„ Dr. Püschel, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin NW, Essener Str. 13.
„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin-Dahlem, Ladenbergstr. 7.
„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N 24, Ziegelstr. 12.
„ Dr. Roediger, Max, Geh. Regierungsrat, außerord. Professor an der Universität. Berlin W 62, Bayreuther Str. 43 II.
„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der Viktoriaschule. Berlin S 14, Prinzenstr. 51.
„ Roland, Max, Kandidat des höheren Schulamts. Spandau, Hamburger Str. 116 I.

Herr Dr. Rosenberg, Felix, Professor, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Groß-Lichterfelde, Unter den Eichen 127.
„ Rossi, Giuseppe. Kgl. ital. Vizekonsul, Lehrer an der Militärtechnischen Akademie. Berlin NW, Lüneburger Str. 22.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W 35, Genthiner Str. 28 I.
„ Dr. Saß, Ernst, Oberlehrer am Mommsen-Gymnasium. Grunewald, Humboldtstr. 6a.
„ Dr. Schayer, Siegbert, Oberlehrer an der IV. städt. Realschule. Berlin NO 55, Greifswalder Str. 194.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S 53, Schleiermacherstr. 23.
„ Dr. Schlenner, R., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SW, Großbeerenstr. 58/59 III.
„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW 47, Yorkstr. 68.
„ Dr. Schmidt, Karl August, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S 61, Lehninstr. 9 IV.
„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W 50, Rankestr. 29 III.
„ Schreiber, Wilhelm, Professor, Direktor der städt. Humboldt-Realschule in Tegel. Tegel, Hauptstr. 33a.
„ Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin NW 23, Schleswiger Ufer 12.
„ Dr. Seibt, Robert, Oberlehrer an der VII. städt. Realschule. Berlin W 50, Meinekestr. 15.
„ Dr. Siebert, Georg, Oberlehrer an der höheren Mädchenschule und dem höheren Lehrerinnenseminar in Pankow. Pankow-Berlin, Spandauer Str. 5.
„ Dr. Sievers, Rich., Oberlehrer an der Goetheschule zu Wilmersdorf. Berlin-Halensee, Joachim-Friedrich-Str. 55.
„ Smith, James, M. A., Lehrer des Englischen. Berlin W 30, Viktoria-Luise-Platz 9, Gartenhaus III.
„ Dr. Spatz, Willy, Professor, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 107.
„ Dr. Spies, Heinrich, Privatdozent an der Universität. Berlin W 57, Kurfürstenstr. 4.
„ Dr. Splettstößer, Willy, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule in Berlin. Wilmersdorf-Berlin, Gieselerstr. 22.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Oberlehrer am Gymnasium II. Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 187.
„ Stumpff, Emil, Direktor der Friedrich-Wilhelm-Realschule. Königswusterhausen.
„ Dr. Tanger, Gustav, Professor, Direktor der IV. städt. Realschule. Berlin NO 18, Distelmeyerstr.
„ Thiedke, Gustav, Oberlehrer am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Fehlerstr. 3.
„ Dr. Thurau, Gustav, Professor an der Universität. Greifswald, Wolgaster Str. 53.
„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orient. Seminar. Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Tolle, Karl, Oberlehrer an der Berliner städtischen Studienanstalt. Berlin S 61, Bergmannstr. 68 I.
„ Truelsen, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Gymnasium. Landsberg a. d. Warthe.

Herr Dr. Ulbrich, O., Professor, Geh. Regierungsrat, Realgymnasialdirektor a. D. Charlottenburg, Kantstr. 150.
„ Urlaub, Ph., Kandidat des höheren Schulamts. Charlottenburg, Spreestr. 58.
„ Dr. Venzlaff, Günther, Oberlehrer am Realgymnasium in Lichtenberg. Baumschulenweg, Wohlgemutstr. 27.
„ Dr. Vollmer, Erich, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Wilmersdorf-Berlin, Uhlandstr. 123.
„ Vorhauer, Ernst, Oberlehrer am Lyzeum Schillerschule. Berlin NW. 52, Thomasiusstr. 19 III.
„ Weber, Emil, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW 29, Bergmannstr. 32.
„ Dr. Wenderoth, Georg, Oberlehrer an der Auguste-Viktoria-Schule in Charlottenburg. Friedenau, Südwest-Korso 75.
„ Dr. Werth, H., Direktor der städt. höheren Mädchenschule und des städt. höheren Lehrerinnenseminars. Potsdam, Waisenstr. 29.
„ Dr. Wespy, Paul, Professor, Direktor der II. Realschule in Schöneberg. Schöneberg, Mühlenstr. 8b.
„ Wilke, Felix, Professor, Oberlehrer an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. BerlinW 15, Hohenzollerndamm 3.
„ Dr. Willert, H., Professor, Oberlehrer an der VII. städt. Realschule. Berlin SW 11, Kleinbeerenstr. 8 I.
„ Dr. Winckler, Carl, Professor, Oberlehrer am Lyzeum in Grunewald. Grunewald, Siemensstr. 22.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W 15, Wielandstr. 24.
„ Zaek, Julius, Professor, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin SW 46, Luckenwalder Str. 10.

C. Korrespondierende Mitglieder.

Herr Dr. Begemann, W., Schuldirektor a. D., Berlin W 57, Pallasstr. 10/11.
„ Dr. Jarník, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
„ Dr. Meißner, A. L., Professor. Belfast (Irland).
„ Dr. Scheffler, Wilh., Professor am Polytechnikum. Dresden-A. 14, Sedanstr. 6.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Hugo Herchenbach, Das Präsens historicum im Mittelhochdeutschen. (Palaestra CIV: Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, hg. von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt.) Berlin, Mayer & Müller, 1911. XI, 163 S. 8. M. 4,50.

Das mittelhochdeutsche Präsens historicum unterscheidet sich dadurch vom neuhochdeutschen, daß dieses dann angewendet wird, wenn der Erzähler sich recht lebhaft in das Ereignis zurückversetzt, bei jenem aber umgekehrt der Erzähler die Ereignisse und die darin handelnden Personen zu sich, in seine und vor allem seiner Zuhörer Gegenwart herüberversetzt. Wir können das vor allem in solchen Fällen beobachten, in denen der mhd. Dichter sich geradezu mit seinen Hörern darüber bespricht, was er nun mit dem Helden seiner Erzählung weiter machen soll, z. B. Parz. 349, 27 *waz welt ir daz Gâwân nu tuo ern besche waz disiu mære sîn?* Aus dieser Auffassung heraus ergibt sich dann, daß das mhd. Präs. hist. vom Standpunkte der Erzählung aus oft geradezu in futurischem Sinne gebraucht wird, z. B. Parz. 207, 4 *die rede lât sîn, hoert waz geschiht.* Mit dieser Verwendung hängt es auch zusammen, daß das mhd. Präs. hist. im Gegensatz zu dem unserigen niemals bei fortschreitender Handlung angewendet werden kann. Auch verhalten sich die verschiedenen Gedichtgattungen verschieden. Am häufigsten ist es im höfischen Epos, selten im Volksepos, es fehlt in der älteren geistlichen Dichtung, den Chroniken. Aber auch innerhalb der Gattungen zeigen sich Verschiedenheiten. Gottfrid meidet es, dagegen ist es sehr beliebt bei Wolfram und seinen Nachahmern, so setzt es bei Wirnt erst in der zweiten Hälfte ein, nachdem der Dichter mit Begeisterung von Wolfram gesprochen.

Es muß aber doch in der Umgangssprache auch das eigentliche Präs. hist. schon bestanden haben, wenn es auch in der klassischen mhd. Zeit im Schrifttum nicht verwendet wird, sondern erst bei Heinrich von Neustadt und seinen Zeitgenossen darein Eingang findet. Es ist jedenfalls nicht von dem Vorbilde der altklassischen Sprachen beeinflußt, denn es tritt gerade im volkstümlichen spätmhd. Schrifttum auf, so bei Hans Folz, während es vom Übersetzer Steinhöwel nur mäßig angewendet wird. Entstanden ist dieses Präs. hist., wie Verfasser in der Einleitung mit Recht hervorhebt, wohl durch die Apokopen der Präteritalformen, durch die Präsens und Präteritum einander so oft gleich werden, z. B. *ordnet, ankleidet, gepürt, manet.*

Ohne in allem mit dem Verfasser einverstanden zu sein, so z. B. nicht damit, daß der mhd. Dichter so ganz frei über seinem Stoffe stehe, daß er zeigen wolle, wie er — z. B. Wolfram — die Situationen herbeigeführt habe, so lege ich das Buch doch nur mit großer Befriedigung aus der Hand und halte es für einen wichtigen, höchst lehrreichen und wohlgelungenen Beitrag zum Verständnis des mhd. Schrifttums.

Erlangen. August Gebhardt.

Herman Felix Wirth, Der Untergang des niederländischen Volksliedes. Haag, Martinus Nijhoff, 1911. XVI, 357 S. 8.

Temperamentvoller als der Verfasser des vorliegenden Werkes hat selten ein Autor die Volkspoesie gegen exklusive Höhenkunst verteidigt. Man müßte in Deutschland bis auf Bürger zurückgehen, um für manche leiden-

schaftlich einseitige Anklage die Parallelen zu finden. Aber Bürger führte seine Sache mit mäßigen Kenntnissen; W. ist ein gelehrter Kenner des Volksliedes und darüber hinaus gut orientiert in der Gesamtkultur der Niederlande. Das gibt dem Buche die andere charakteristische Note. In einem Werke dieses Titels erwartet man nicht von vornherein Ausführungen über die Weidewirtschaft Hollands, die kalvinistische Ethik oder gar 'das innere Problem der Renaissance', wie eine Seitenüberschrift lautet. Aber W. will Förderungen und vor allem Hemmnisse, die die Volkspoesie fand, so allseitig und tiefbohrend, wie es ihm möglich ist, schildern; man soll sehen, in welchem Boden die zu früh erstorbene Pflanze volkstümlicher Dichtung wuchs, welche Winde sie zausten und welche Hufe darüber gingen. Mir ist einiges aus diesen kulturgeschichtlichen Ausführungen zu breit erschienen Freilich ist es nicht die Breite des bequemen Causeurs, sondern eine aus reicher Belesenheit in ernster wissenschaftlicher Literatur fließende Fülle der Gesichtspunkte. Und schließlich: breit oder nicht — im ganzen stellt diese Anlage des Buches eine wirksame Warnung vor spezialistischer Enge hin.

Sehen wir zu, wie sich für W.s Auffassung das große Sterben des Volksliedes in der Geschichte der Niederlande vollzogen hat. Über den Stand des Volksgesanges im Mittelalter ist dort noch schwerer etwas zu erschließen als in Deutschland, denn es fehlt der Minnesang, der hier wenigstens einige Anhaltspunkte geliefert hat. W. ruft musikhistorische Erwägungen zu Hilfe; aus der germanischen weltlichen Musik müsse die allmählich in die Kirchenmusik eindringende Mehrstimmigkeit wie auch der Sieg unserer Dur- und Molltonarten über die alten Kirchentonarten stammen. Ich vermag die Triftigkeit dieser Argumente nicht ausreichend zu beurteilen. Für den Süden und Osten des Landes, wo nicht, wie in Holland, die alle Geselligkeit und so auch den gemeinsamen Gesang unterbindende Vereinsamung der Bauern auf ihren Einzelhufen in Betracht kommt, wäre das Fehlen des Volksgesanges jedenfalls gegen alle Wahrscheinlichkeit. Aber schon im 15. Jahrhundert zeigt sich der Feind. In den immer reicher und mächtiger werdenden Städten entstehen die 'Rhetorikkammern', in denen der wohlhäbig gewordene Bürgersmann seine Kunstübung von der des gemeinen Volkes absondert. Jedes kleine Landstädtchen, jedes größere Dorf hatte bald eine solche Kammer, die großen Städte deren mehrere. In ihnen wurde das Dichten handwerksmäßig erlernt und betrieben und dabei ein Hauptwert auf mythologischen und allegorischen Aufputz und Verskunststücke gelegt. Das mußte früher oder später der naiv-sinnlichen Volkskunst gefährlich werden. Zwar das 16. Jahrhundert sieht die Volkskunst zunächst erstarken und stellt im ganzen ihre beste Zeit dar. Manches schöne Lied erklang namentlich im Osten, in Gelderland. Aber eine Sammlung, wie das bekannte 'Antwerpener Liederbuch' (1544) erinnert, wenn man ihre Texte genau ansieht, immer wieder an die von der rhetorischen Richtung drohende Gefahr: die Texte weisen verkünstelte Stellen auf, wie W. an dem beliebten Liede *'Ick segh adieu'* lehrreich nachweist (S. 129). Und noch ein anderer Feind des Volksgesanges hatte sich erhoben: der Kalvinismus. Er forderte eine 'innerweltliche Askese', d. h. er wies seine Anhänger an, die weltlichen Güter zwar zu gebrauchen, aber nur, um sich als den 'guten Haushalter' des Evangeliums zu bewähren und durch angestrengte berufliche Tätigkeit das Fleisch zu bändigen, keineswegs aber, um selbst zu genießen; alles Genießen, selbst schöne Stimmungen und Gefühle, Romanlesen u. dgl. sei vielmehr verderblich. Solche Gedanken, in eine ohnehin ungesellig auf ihren Einzelhufen lebende Bevölkerung geworfen, mußten unbefangener Lebensfreude und damit dem Volksliede gründlich das Wasser abgraben — wie ja auch jenseit des Kanals *merry old England* an der kalvinistisch-

puritanischen Askese erstickte. Im 17. Jahrhundert zeigen sich deutlich die Wirkungen sowohl der volksfremden Stadtkultur als des Kalvinismus. Jetzt gelangt Amsterdam zu einer alles beherrschenden Vormachtstellung und Vorbildlichkeit. Die dort heimische Kultur wird in allen Stücken humanistisch und international. Ein Opitz hat sie einst beneidet, der Niederländer sieht hier gemeinhin sein 'goldenes Zeitalter', unser Autor aber sieht Orgien einer aufgeblasenen, innerlich unwahren und dekadenten Parvenükultur. 'Die humanistische Dichtung Amsterdams war die Modekunst der Patrizierwelt. In ihrem Streben, sich zu veradligen, war die Annahme einer eigenen "Kultur" die sicherste soziale Trennung vom Volke, dem kleinen und geringen Mann, dessen Milieu sie selbst entstammten. Denn Parvenüs, *homines novi*, waren diese ganze Patrizierwelt, waren alle Regenten Amsterdams' (S. 138). 'Aus den Büchern von Grotius und den anderen Schriftstellern der Regentenfamilien redet ein empörender Standesdünkel, minder ungebildet als der Ahnenstolz des deutschen Edelmannes und eben darum häßlicher: eine absprechende Menschenverachtung, woran Geldstolz, Gelehrtenhochmut und das Selbstgefühl des Eingeweihten, des Staatsmannes, etwa gleichen Anteil haben' (S. 141.) In solchem Milieu sei der letzte Funken volkstümlicher Poesie erloschen, während auf dem Lande der Kalvinismus sein Zerstörungswerk übte. Die Niederlande aber hätten sich von der falschen Richtung, die hier eingeschlagen wurde, bis in das 19. Jahrhundert hinein nicht bekehrt; immer sei jener hohle, innerlich kalte Humanismus das Ideal geblieben, erst die allerneuesten Dichter hätten den Wirklichkeitssinn wieder entdeckt und eröffneten damit für die Zukunft der niederländischen Volkskunst günstigere Aussichten.

So die Gesamtanschauung W.s. Er weiß sie so beredt hinzustellen, daß sie mindestens für den Augenblick den Leser in ihren Bann zieht. Hinterdrein kommen freilich die Bedenken. Die Kultur, in der ein Vondel wurzelte, kann wohl nicht nur von negativen und unedlen Kräften emporgehoben worden sein; wo Leistungen sind, ist doch immer auch eine positive Triebkraft vorhanden, mindestens irgendein versprengter Strahl eines gesunden Ideals. Der Schmerz um Zerstörtes macht ungerecht. Die herbe Antithese von Volkskunst und Höhenkunst hat auch auf W.s erstes Kapitel, wo er seine Definition der Volkspoesie gibt, eingewirkt. Er sucht nach Unterschieden der inneren Form und scheidet dann ähnlich hart, wie Schiller einst 'Naiv' und 'Sentimentalisch' schied. Nur der Volkspoesie komme '*wereldaanschouwing*' zu, d. h. ungebrochene Hingabe an die Wirklichkeit. W. sagt das ganz allgemein, nicht bloß von der niederländischen Volkspoesie, die, weil sie früher als anderswo versiegte, in den erhaltenen Stücken auch mehr Einheitlichkeit zeigt. In der deutschen Volkspoesie aber wechselt der Grad des Wirklichkeitssinnes recht merklich in den einzelnen Stücken.

W. stellt uns eine 'Geschichte des niederländischen Volksliedes' in Aussicht, der man bei seinen Kenntnissen freudig entgegensehen darf. Denn in dem vorliegenden Buche war im ganzen doch mehr von den Totengräbern des Volksliedes die Rede, als von diesem selbst.

Berlin. Heinrich Lohre.

Karl Neßler, Geschichte der Ballade Chevy Chase. (Palaestra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, hg. von A. Brandl, G. Roethe und E. Schmidt, CXII). Berlin, Mayer & Müller, 1911. XI, 190 S. 8.

Die bekannte Ballade von der Jagd in den Cheviotbergen hat einst in ungünstiger Zeit sowohl in England wie in Deutschland das Interesse für

Volkspoesie wach gehalten. So bot sie ein besonders würdiges Objekt für eine Sonderuntersuchung dar, die allen Fragen nach der Überlieferung, den geschichtlichen Grundlagen, der literarischen Verwandtschaft und dem Nachleben des Gedichts gründlich und philologisch-streng nachging. Seit langem kannte man zwei Fassungen der Ballade, von denen die eine in der Metrik glatter, in allem Konkreten (Ortsnamen, ritterliche Sitte u. dgl.) verwischter war, während sie im Stil z. T. mit gelehrten Worten und geschmacklosen Effekten arbeitete. Jetzt erhalten wir vor allem feste Grenzen der Überlieferung. Die ältere Fassung (A) tritt zuerst in einer Liederhandschrift aus der Mitte des 16. Jahrh. auf (Ms. Ashmole Nr. 48): und das ist in Wahrheit die ganze Überlieferung, denn der erste Druck (1719) fußt auf dieser Hs. und alle folgenden Drucke auf dem ersten. Die jüngere Fassung (B) ist nur bis zu Broadsidedrucken aus der Mitte des 17. Jahrhunderts aufwärts verfolgbar; in der Folgezeit erfuhr sie keine sonderlich wichtigen Veränderungen. Nun aber macht N. eine interessante und weiterführende Beobachtung. B hat nämlich, wie verschlissen sie sonst sei, bisweilen einwandfreie Reime an Stellen, wo A offenbar verwischte Reime zeigt; B spiegelt also in diesen Reimen ältere Stadien der Überlieferung. Schon von hier aus und auch durch den ganzen Zustand von A wird wahrscheinlich, daß die einzige alte Niederschrift keineswegs der Abfassungszeit der Ballade nahesteht, sondern daß schon ein gut Stück Überlieferung vorausging. Nun wird überdies von N. nachgewiesen, daß der ganze zweite Teil, vom Beginn der Schlacht an, im Aufbau und in ganzen gemeinsamen Strophen sich aufs engste an eine andere alte Ballade anlehnt: an die Ballade von der Schlacht bei Otterburn. Von dieser Übereinstimmung kann sich jeder durch N.s Paralleldruck auf das bequemste überzeugen. Die beiden Balladen haben also gleichsam denselben Rumpf, der Kopf aber, in dem freilich der Charakter sich offenbart, ist verschieden. Aus diesem Tatbestande folgt freilich nicht zwingend (was N. annehmen möchte), daß der Cheviotdichter nur eine verkürzte Form der Otterburnballade gekannt habe, die er dann nach vorn ergänzte (vgl. R. Imelmann in der 'Deutschen Literaturzeitung' 1912, Sp. 2151). Er kann bewußt dem alten Liede durch Neudichtung des Anfangs ein anderes Gesicht gegeben haben, oder die älteste Cheviotballade (die ja mit der ältesten Aufzeichnung nicht identisch ist) hatte eine selbständige, poetisch vielleicht schwächere Schlachtschilderung, die ein geschickter Bearbeiter durch Teile der Otterburnballade ersetzte. Hier hört Gewißheit auf. Aber N.s Darstellung läßt uns nirgend im Zweifel, wo das Gebiet der Hypothese beginnt — und die ist in solchen Fragen unentbehrlich. Sein Hauptverdienst ist, das sicher Feststellbare, Childs Untersuchungen natürlich nützend, zu großer Klarheit gebracht zu haben, die sich bei seiner schlichten und durchsichtigen Darstellung auch leicht dem Leser mitteilt. Die Schlußteile seiner Arbeit behandeln das frühere Vorkommen verwandter poetischer Motive, wobei kenntnisreich manche Brücke zu mittelenglischen Verserzählungen geschlagen wird, und das Nachleben von *Chevy-Chase* in England und (anhangsweise) in Deutschland. Für England verwendet N. fleißige eigene Sammlungen (gute Bemerkungen zu Addison S. 109, zu Percy S. 122, zu S. Johnson S. 133); für Deutschland stellte er das Bekannte, aber nirgend zu so bequemer Übersicht Vereinte zusammen. Im ganzen eine saubere, gut fundierte Arbeit. Der Ausgestaltung fähig erschienen mir allenfalls die Bemerkungen über den Stil von A; des Verfassers Aufmerksamkeit war vor allem auf die Stilunterschiede von A und B eingestellt, es verlohnt sich aber auch, völlig frei und allseitig die Kunstmittel zu analysieren, die eine so große Wirkung der Ballade auf die verschiedensten Zeiten und Menschen begründete.

Berlin. Heinrich Lohre.

Alexander Müller, Mittelenglische geistliche und weltliche Lyrik des 13. Jahrhunderts (mit Ausschluß der politischen) nach Motiven und Formen. (Studien zur englischen Philologie, hg. von Lorenz Morsbach, XLIV.) Halle 1911. XI, 160 S. Geh. M. 5.

Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die mittelenglische Lyrik des 13. Jahrhunderts mit Ausschluß der politischen auf Stil und Metrik hin zu untersuchen. Während die bisherigen Arbeiten entweder einzelne Gattungen oder das ganze Gebiet mehr oder minder unvollständig behandelten, ist hier zum erstenmal der verdienstliche Versuch gemacht, das gesamte Material zusammenzustellen und im Zusammenhang zu würdigen.

In der ersten Hälfte seines Buches charakterisiert Verf. die geistliche Lyrik, und zwar zunächst im allgemeinen. Er untersucht die Motive (Preis der Maria, Bitte zur Jungfrau, Bitte zu Jesus, individuelles Moment, betrachtendes Moment), dann den Stil (I. Figuren und Tropen, II. Formen der Sprachbewegung, z. B. Asyndeta, Polysyndeta, Rhetorische Frage, Begriffspaarung usw.) und schließlich die Metrik (Strophe, Versmaß, Reim, Alliteration). Auf diesen allgemeinen Teil folgt eine Betrachtung der einzelnen Lieder als Ganze mit Inhaltsangabe und Bemerkungen über Stil und Metrik. Hierbei wird die behandelte Periode in drei Unterabteilungen zerlegt: 1. die ältesten lyrischen Gedichte des Mittelenglischen in vorwiegend nichtstrophischer Form (Cantus beati Godrici, Cantus de sancto Nicholao, On ureisun of God Almihti usw.), 2. geistliche Lyrik bis etwa 1250 (eingeteilt in Marienlieder, Jesuslieder und Betrachtungslyrik), 3. geistliche Lyrik bis etwa 1310 (nach denselben Gesichtspunkten eingeteilt). Am Ende jeder der drei Perioden stellt Verfasser die Hauptergebnisse der Untersuchung zusammen, um die Entwicklung aufzuweisen.

Im zweiten Teil, der die weltliche Lyrik zum Gegenstande hat, unterscheidet Verf. zwei Perioden: Vor 1250 (bloß das Kuckuckslied), und bis etwa 1310. Eine Charakteristik im allgemeinen gibt er diesmal nicht, da er sie nach der eingehenden Behandlung der geistlichen Lyrik nicht für nötig erachtet, vielmehr wendet er sich sogleich zur Betrachtung der Gedichte als Ganze.

Den Schluß bildet eine Zusammenfassung der gewonnenen Resultate, insbesondere ein Vergleich zwischen den Eigentümlichkeiten der geistlichen und weltlichen Lyrik.

Müllers Arbeit verschafft uns zweifellos eine gute Anschauung von den Motiven und Formen der mittelenglischen Lyrik, doch will es mir scheinen, als ob das Ganze gewonnen hätte, wenn der Verfasser seine Periode weniger absolut, weniger zeit- und ortlos betrachtet, sondern die entsprechende altenglische Lyrik mit ihren Eigentümlichkeiten als Folie herangezogen hätte. Mag man auch mit Müller der Ansicht sein, daß der lateinische und französische Einfluß auf die mittelenglische Lyrik bisher noch nicht genügend untersucht worden ist, so ist doch die Priorität der französischen Lyrik überhaupt unbestreitbar, und die Beschäftigung mit dieser (vgl. Jeanroy, *Les origines de la poésie lyrique en France au moyen âge*, Paris 1904[2]) hätte vielleicht Anlaß gegeben, auch die weltlichen Lieder in bestimmte Gruppen zu teilen.

Unter den Hss., denen die von ihm behandelten Lieder entstammen, erwähnt Müller p. 7 und p. 9 auch ein 'Same MS.', das die Nummern 5, 6, 8, 10 des *Old Engl. Misc.* enthalten soll. Das ist ein Mißverständnis von Morris' Bezeichnungsweise, die besagen will 'Dasselbe MS.', d. h. Jes. Coll. Oxf. MS. 29, worüber Morris auch a. a. O. p. IX keinen Zweifel läßt.

Durch Müllers Arbeit ist der Weg zu einer über das Mittelenglische

hinausgehenden historischen Betrachtung ein gut Stück geebnet worden. Die lateinischen und französischen Vorlagen hat Müller, wie bereits erwähnt, absichtlich aus dem Spiel gelassen, da die Forschung in dieser Hinsicht noch nicht weit genug vorgedrungen sei. Mittlerweile hat hier Patterson, *The Middle English Penitential Lyric*, New York 1911, viel Neues zutage gefördert. Aus früherer Zeit nenne ich außer den von Müller angeführten Schriften noch Heider, *Untersuchungen zur mittelenglischen erotischen Lyrik (1250—1300)*, Diss. Halle 1905, und namentlich Chambers and Sidgwick, *Early English Lyrics, Amorous, Divine, Moral and Trivial*, London 1907. Letzteres Werk enthält einen sehr interessanten Aufsatz über mittelalterliche Lyrik und bietet unter den Texten verschiedene sonst noch nie oder an sehr schwer zugänglicher Stelle gedruckte Gedichte. Das siebenzeilige 'Mirie it is while sumer ilast' (No. 1) aus MS. Bodl. Rawl. G 22 (2. Hälfte 12. Jahrh.) und das vierzeilige 'Foweles in the frith' (No. 3) aus MS. Bodl. Douce 119 (2. Hälfte 13. Jahrh.) könnte man zum Kuckuckslied stellen. Das sechsstrophige engl.-lat. 'Seinte Mari moder milde, // Mater salutaris' (No. 45) aus MS. Trin. Coll. Cambr. B 14, 39 (13. Jahrh.) würde sich zu den Marienliedern fügen. No. 47, demselben Ms. entnommen, ist eine Variante zu No. 21 des *Old Engl. Misc.*

Berlin. Otto Zippel.

Hugo Schuchardt, Geschichtlich verwandt oder elementar verwandt? Sonderabdruck aus Magyar Nyelvör (Ung. Sprachwart) 1912.

Der kleine Aufsatz, noch nicht einen Bogen stark, ist in seinem Reichtum wie in seiner Anlage für die Eigenart seines Verfassers besonders bezeichnend. Sch. geht, wie er es liebt, von persönlichen Beziehungen aus — diesmal von der ungarischen Zeitschrift, die vierzig Jahre alt wird —; schließt allgemeine Betrachtungen über die Formen sprachlicher Verwandtschaft an, wobei er dreierlei unterscheidet: Verwandtschaft, parallele Entwicklung, Entlehnung; und widmet den größten Teil der Untersuchung einem Einzelfall, dem sog. Genetivus identitatis, speziell bei Eigennamen: *urbs Romæ*, die Stadt Rom.

Wir haben hier wieder eine jener ungemein anregenden Studien zur allgemeinen Sprachentwicklung, wie sie sonst fast nur auf semasiologischem Boden angestellt werden (doch ist etwa an Arbeiten wie die von Jespersen und Boudouin de Courtenay über sprachlichen Fortschritt zu erinnern). Die Eigenheit Schuchardts liegt dabei in dem besonders intimen Zusammenwirken rein grammatischer und psychologischer Betrachtungen, wofür Probleme der Syntax sich ja besonders eignen; es ist gewissermaßen Toblers Manier, vom Romanischen auf das Sprachvergleichende übertragen. Sie gibt auch diesmal zu feinen Beobachtungen allgemeinerer Art Gelegenheit, z. B. (S. 10) über Orts- und Personennamen: 'Man redet nur von Orten, aber hauptsächlich zu Personen' — eine Unterscheidung, die freilich, zumal in ihrem zweiten Glied, nicht überspannt werden darf.

So ist denn speziell bei der sonderbaren und doch, wie Sch. zeigt, über die ganze Welt verbreiteten Erscheinung des Genetivus identitatis ein psychologisches und ein syntaktisches Moment zu beachten. Zunächst möchte ich das Phänomen doch (ähnlich wie Meyer-Lübke in der von Schuchardt S. 9 nicht völlig gebilligten Auffassung) in eine große Kategorie syntaktischer Verschiebungen einreihen, die ich 'syntaktische Ausschnitte' zu nennen pflege. Eine Wortgruppierung, die eigentlich nur in bestimmten Satzverhältnissen begründet ist, wird von diesen Bedingungen losgelöst. Das bekannteste Beispiel solcher syntaktischer Hypostasen sind die appo-

sitionellen Titel. 'Der König von Schweden' wird gewiß mit Recht aus Konstruktionen abgeleitet wie 'es kam der König von Schweden'; wofür besonders noch (was meines Wissens noch nicht hervorgehoben worden ist) die häufige Verwendung der Hauptstadt statt des Reiches im Titelgebrauch spricht ('der Kaiser von Byzanz'). So haben wir nun auch Konstruktionen rein partitiver Art von dem Typus: 'Scharen verabschiedeter Söldner ergossen sich über das Land.' 'Ein großer Teil der Stadt Rom brannte ab.' Indem nun aber in der Vorstellung der Teil immer mehr anwächst, bis er sich mit dem Ganzen fast deckt, wird ein syntaktischer Ausschnitt möglich, bei dem der Teilbegriff mit dem Ganzen identisch wird: 'Die Scharen der verabschiedeten Söldner' — wobei 'die Scharen' eben die Gesamtheit der Abgedankten darstellen: *inflagravit urbs Romæ*, wobei die Stadt und Rom zusammenfallen.

Aber daß diese Erscheinung nun gerade bei Namen so beliebt ist, scheint mir weiter mit noch allgemeineren Sprachneigungen zusammenzuhängen. Die Sprechenden (um nicht zu sagen: 'die Sprache') scheinen das bloße Nebeneinanderstehen zweier substantivischer Worte wie eine Formlosigkeit zu empfinden, die generell nur bei Titeln geduldet wird: *Kaiser Karl*. Nun ist *urbs Roma* ja auch in gewissem Sinn titelmäßig und kann deshalb auch bleiben; aber lieber noch bringt man die beiden Substantive in eine sprachliche Beziehung: für solche ist aber unter Substantiven der Genitiv die gebotene Form. Man denke an die Verbindung von Eigennamen miteinander: analog einem Marcus Tullius (die adjektivistische Bildung ist einer genitivischen gleichwertig), einem *Ὀδυσεὺς Λαερτιάδης* entspricht der volkstümliche Typus *Jürgen Peipers*, aus dem erst allmählich das moderne *Rudolf Peiper* sich entwickelt.

Auch hier also haben wir, wie Sch. hervorhebt, überall Berührungen. Ich habe einmal (in meinen 'Kriterien der Aneignung', Leipzig 1906) für die verschiedenen Formen der Verwandtschaft systematische Kennzeichen aufzustellen versucht (vgl. jetzt Gräbner, 'Methode der Ethnologie', Heidelberg 1911). Aber freilich handelt es sich nach Schuchardts Ausdruck (S. 11) meist 'um Assoziationen, die sich schwer herausprägen lassen'. Eine Genitivkonstruktion kann, wie erwähnt, mit einer nur genitivartigen sich inhaltlich decken: *'la coquine d'Antoinette'* entspricht unserem: *'das Scheusal von einem Caesar Borgia'*; und so weist Sch. (S. 10) auf entsprechende Formen wie *urbs Romana* hin. Es handelt sich also wohl sicher bei dem Genetivus identitatis um 'elementare Verwandschaft', wie denn syntaktische Ähnlichkeiten wohl überwiegend auf parallele Entwicklung, lexikalische auf Entlehnung, lautliche auf Zufall zurückzuführen sein dürften.

Berlin. Richard M. Meyer.

Dr. Rudolf Rübel, Über den Gebrauch von *debere* und den Ausdruck der Notwendigkeit im Romanischen. Dissertation. Straßburg, 1911.

Der Titel ist etwas zu weit genommen. Der Verfasser zeigt uns nicht 'den Ausdruck der Notwendigkeit im Romanischen', sondern beschränkt sich auf die Variationen des Ausdruckes der Notwendigkeit, die in *debere* selbst liegen. Wir haben es fast ausschließlich mit diesem Worte zu tun, mit Beobachtungen über den Gebrauch, die Bedeutungs- und Funktionsverschiebung von *debere*. Hat man diese Einschränkung gemacht, so darf man der Arbeit nachsagen, daß sie über den Durchschnitt der Dissertationen entschieden emporragt. Sie ist mit Umsicht durchgeführt; das wichtige und anziehende Thema wird eingehend behandelt und klar dargestellt. Wenn der Verfasser auch eine Reihe der feinsten Beobachtungen nur zitiert, so

ist doch die übersichtliche Zusammenstellung des Gebrauches von *debere* schon für sich allein eine dankenswerte Leistung. Der Verfasser bemerkt zutreffend, daß sich die eigenartige Bedeutungsentwicklung von *debere* durch die Fortdauer der ursprünglichen Bedeutung neben den Veränderungen erklärt. Dadurch entstehen zahlreiche Kreuzungen und Verzweigungen, die die Erforschung der Funktionssphäre von *debere* so anziehend gestalten. Aber diese Bedeutungsentwicklung gibt der Verfasser in einer Reihenfolge, die nicht ganz überzeugend ist.[1] Es sei daher gestattet, eine andere zu versuchen:

Wie der Verfasser, beginnen auch wir mit der im Lateinischen zugrunde liegenden Bedeutung von *debere* = schulden = nicht haben (< *de habere*), aus der sich die weiteren Verwendungen entwickeln. Vom Bewußtsein des Schuldens: *je lui dois cinq francs; des panneaux dus au pinceau de L.*, zum Ausdruck der Verpflichtung: *vos estes tuit mi home a masse, Si me devez amor et foi.* Weiteres Stadium: *on lui devait au moins de l'entendre.* Von da zur Vorstellung des pflichtgemäßen Sollens: *si cum om per dreit* (zu Recht, von Rechts wegen) *son fradre salvar dift* (S. 8. *Se je ai fet ce que je dui, Si m'an doit an tel gre savoir.* Vom 'pflichtgemäßen Sollen' entwickelt sich die Bedeutung der unausweichlichen Notwendigkeit des Müssens: *car ce est reison de justise, que cil qui autrui juge a tort, doit de cele meïsme mort morir* (S. 27), und insofern *devoir* das absolute Müssen, das absolute pflichtmäßige Sollen ausdrückt, kann es auch grammatisch absolut vorkommen. Es ist keine Ellipse, wenn wir finden: *or ai je fet ce que je dui* (S. 47) *Ce que doit?*

Von der objektiven Vorstellung der Notwendigkeit gelangt man zur subjektiven Vorstellung der Notwendigkeit, wie sie auch im deutschen 'müssen' vorhanden ist, das die Vermutung ausspricht: *mort doit estre bele et jante.* Schließlich gelangen wir zur Aussage der Unsicherheit und Ungewißheit: *il samble bien que il doivent terre conquerre* es macht den Eindruck, als ob sie die Welt erobern würden. *Devoir* vertritt öfters ein Adverb. So in der vom Verf. mit Recht hergesetzten Sentenz Villons *selon le elere est deu le maistre* (S. 29) = wie der Knecht ist vermutlich auch der Herr. Bedenkt man die Dehnbarkeit der Ausdrücke 'notwendigerweise', 'gewiß', so wird man für die subjektive Vermutung des Sprechenden, in der sich bald eine größere, bald eine geringere Glaubenszuversicht ausspricht, 'gewiß', 'notwendigerweise', 'vielleicht', 'etwa', 'vermutlich', 'am Ende', 'sicher' u. a. bei der Übersetzung dieses *devoir* miteinander vikariieren lassen.

Der Ausdruck der Vermutung, der unsicheren Behauptung, wird euphemistisch gesetzt: *vous devez vous tromper*, wo man im Deutschen zu größerer Höflichkeit das Futurum setzt (S. 42).

Das pflichtmäßige Sollen, als Beruf ausgeführt, ergibt eine stehende gewohnheitsmäßige Handlungsweise, daher die Vorstellung des Pflegens, Gewohntseins: *sonoient adés les cloches Si con l'an doit faire por mort; — Manjuent ansanble et boivent Tant que del mangier lever doivent* (S. 34).

Äußere Verpflichtung, etwas zu tun, kann auch zur Aufforderung werden: *homes qui deussent assaillir ceaus* = ordinavit viros ut pugnarent adversus eos (S. 57). Abgeschwächt zur Bitte im Französischen kaum zu belegen, aber italienisch: *pregógli che in Cipri a mio padre mi dovesse mandare* (S. 57).

[1] Man beachte die Sprünge in den Seitenzahlen der Verweise bei der folgenden Darstellung. Die Belege sind durchweg dem Buche des Verfassers entnommen.

Formelhaft verwässert erscheint der Ausdruck des Sollens, wo es sich nicht mehr um ein moralisches Gebot, sondern nur um eine Neigung, ein Mögen handelt. Hier wird *devoir* zur Milderung der Behauptung eingefügt: *je dois vous dire, je dois vous avouer* (S. 42).

Da Pflicht und Recht korrelative Begriffe sind, entspringt aus der Vorstellung des pflichtmäßigen Sollens auch die vom Dürfen, berechtigterweise Tun: *en tels vassals deit hom aveir fiance: un huem ke l'um dut bien pur merveille esguarder* = virum dignum spectaculo = ein Mann, der verdiente usw. (S. 37). Mit der Negation dient es zur Bezeichnung des Verbotes: *chose que tu ne deis faire*, die du nicht tun darfst (S. 44). Berechtigterweise tun = 'dürfen' führt uns abermals auf irrealen Boden, ins Gebiet des Möglichen, so daß *devoir* und *pooir* vikariieren können: *an tanz leus estoit plaiiez, que bien devoit* (V. L. *pooit*) *estre esmaiiez* (S. 39); *se garir vos en doit nus, A moi vos an poez ataudre* (Cligés 3020). *Vous ne devez pas penser à entrer ...* = Sie können unmöglich daran denken. Das negative Pflichtgebot schließt jede Möglichkeit des Tuns aus.

Die Vorstellung von der objektiven Notwendigkeit eines Tuns (vgl. oben) wird verallgemeinert und so abgeschwächt, daß *debere* in Fällen Anwendung findet, wo von persönlicher Verpflichtung nicht mehr die Rede ist, vielmehr von einer Naturnotwendigkeit, die als eine Art Schicksalsfügung (S. 10 ff.) betrachtet werden kann, wie unser 'sollen' in: er sollte die Vollendung seines Werkes nicht erleben. Hier wird *debere* zum futurischen Ausdruck und entspricht sowohl einem Gerundium als einem Participium futuri: pugnandum erat = *le combat devait avoir lieu;* pugnaturus erat = *il dut combattre* (es war ihm bestimmt). Was infolge einer Schicksalsfügung vor sich geht, ist weniger als Handlung denn als Geschehen aufzufassen. Daher übersetzt der Verf. richtig *ce que je dui orainz veoir fu fantosme* = was ich zu sehen bekam (S. 36). Hierher gehört auch die Verwendung von *devoir* bei Zeit- und Wetterbestimmungen: *quant il dut ajorner, il dut toner* (S. 35).

Wie schon z. T. die Beispiele andeuten, dient *devoir* hauptsächlich für den Ausdruck des Futurbegriffs in der Vergangenheit; in anderen romanischen Sprachen ist *debere* geradezu zur Bildung der reinen Futurform verwendet worden. Im Französischen ist Verwendung von *devoir* zwar für zukünftiges Handeln ohne Nebenbegriff des Sollens, jedoch stets mit der Nebenvorstellung der Schicksalsfügung zu belegen: *je me les rappellerai aussi longtemps que je dois vivre.*

Die Futurform der Vergangenheit verschiebt ihre Funktion und wird Ausdruck des Konditionalis: *il sentait que sa voix devait être tremblante* = Er fühlte, daß seine Stimme zittere. *Ils attendaient l'heure qui devait les rendre parfaitement heureux* = die sie ganz glücklich machen würde.

Die futurische Bedeutung schließt häufig die einer Absicht, selbstverständlicherweise die des im-Begriffe-Seins in sich. *Quant le dut prende (le gant), si li caït a terre; Je voloie aler l'autre soir En déduit por mes bos veoir; Quant je dui de ma porte iscir, Si vi III chevaliers venir* (S. 54 ff.).

Etwas, was eben im Begriffe ist, vor sich zu gehen, kann möglicherweise noch hintertrieben werden. Daher bekommt *devoir* die Bedeutung beinahe, es hätte wenig gefehlt: *Li euens en dut estre dervés de chou qu'il* (Eustaches) *li ert eschapés* (S. 56).

Die Absicht eines Tuns hat naturgemäß oft einen unbestimmten Charakter, und so stellt sich die deliberative Bedeutung von *devoir* ein: *que dois je faire de bon pour avoir la vie eternelle* = *quid boni faciam* (S. 58).

Devoir kann zur phraseologischen Umschreibung des Konjunktivs dienen: *ne sai que vos deie conter* (S. 59).

Die Beobachtungen des Verfassers erstrecken sich auf das ganze romanische Gebiet; naturgemäß ist aber das Französische sehr bevorzugt.

An Einzelheiten wäre etwa zu bemerken, daß Rübel mit Unrecht das Bestehen zweier verschiedener Futurausdrücke im Portugiesischen anzweifelt (S. 18). Ganz klar zeigt sich die mit *habere* verwachsene Form als Ausdruck des einfachen Futurbegriffs, die zusammengesetzte Form dient der prägnanten Sprechweise, dem unmittelbar bevorstehenden Sollen, Wollen, Müssen. *A verdade é que em nossos poetas ... não achamos quasi nada ... Traduziremos? Mas o que havemos de traduzir?* (Coelho, Elementos trad. da educação 29) = Aber was sollen wir (haben wir zu) übersetzen. *(A geographia ...) começará pelo estudio dos elementos geographicos ... Far-se-hão notar á creança a collina, a montanha* etc. = Man muß (ebd. 25). *Ter-lhe-heis ja explicado o que é um animal* = Ihr müßt ihm schon vorher erklärt haben (ebd. 14). *Visto que és tão bom rapazinho, divertirte-has comnosco* = Sollst du (= darfst du) dich mit uns unterhalten (ebd. 10). Aus den Contos tradicionaes do povo portuguez (T. Braga): I 43 *por tudo quanto ha não me deixes aqui, porque has de-te esquecer de mim* = um alles, was es gibt, laß mich nicht hier, denn du wirst mich gewiß vergessen; 42 *vae á cavalheriça e hasde lá encontrar um rico cavallinho ... espera por mim ... e partiremos ambos.* Man beachte den feinen Unterschied in der Verwendung der beiden Formen: 'dort wirst du bestimmt' = 'sollst du ein feines Pferdchen finden' = 'dort muß ein Pferd zu finden sein', gegen 'wir werden miteinander fortgehen'. 41 *Amanhã ao entrar para la missa, has-de me vêr com uma rosa branca na bocca* = sollst du mich sehen. 40 *Dansando t'o dou, dansando m'o has-de dar, E se m'o não deres, a vida te hade custar* = tanzend sollst du mir's (das Ringlein) wiedergeben, und wenn du mir's nicht gäbest, so soll es dich das Leben kosten. Ältere Belege zeigen deutlich schon die gleiche Neigung: *... e me não leveis a juizo ante a deusa Juno; que algum grande mal me ha de ordenar, sabendo que por lettra vossa me chamaes manceba de seu marido* (Rodr. Lobo, A Corte na Aldeia, S. 29, Anfang des 17. Jahrhunderts). Ja in der Demanda do S Graal 25 *Os que avjam de hir aa demanda* = 29 *Os que ham de hir.* Eine Reihe von Belegen, in denen die futurische Bedeutung noch reiner hervortritt, bei Meyer-Lübke, Rom. Gramm. II § 329.

Wien. Elise Richter.

Ph. Martinon. Les Strophes. Etude historique et critique sur les formes de la poésie lyrique en France depuis la Renaissance. Avec une Bibliographie chronologique et un Répertoire général. Paris, H. Champion, 1912. XX, 615 S. 8.

Es ist sehr erfreulich, wenn ein Thema wie der neufranzösische Strophenbau gleich beim ersten Versuch so gründlich und gediegen behandelt wird, wie hier geschieht. Das aufgearbeitete Material, über das eine gedrängte bibliographische Übersicht (S. 469—500) und ein wohlgeordnetes und bequem zu benutzendes metrisches Repertorium (S. 501—592) Aufschluß geben, läßt an Reichhaltigkeit und an zweckmäßiger Auswahl kaum etwas zu wünschen übrig und ist, soweit ich es nachprüfen konnte, von tadelloser Verläßlichkeit. Die Ergebnisse, die mit ebensoviel Verständnis gewonnen als klar und sachgemäß dargelegt sind, bedeuten einen beträchtlichen Fortschritt und einen bleibenden Gewinn für die Forschung.

Die Einleitung (S. 1—77) würdigt in einem historisch-kritischen Überblick die Leistungen der Franzosen auf dem Felde der strophischen Lyrik.

Mit Recht läßt M. seine Untersuchung erst bei den Vorläufern der Renaissance beginnen; denn die Tradition des höfischen Minnesangs hat keine direkte Fortsetzung gefunden, und die Balladenkunst des 14. und 15. Jahrhunderts mit ihren Schnörkeleien, ihren Reimverkettungen (abab bcbc cdcd ...) und Reimhäufungen (aabaab) beruht auf grundverschiedenen Prinzipien. Für die Neuzeit erkennt nun M. den wahren Wegweiser und Pfadfinder in Cl. Marot, der schon in seinen Chansons, besonders aber in den Psalmen (namentlich in den 30 letzten), von den Formen der Rhetoriker sich abkehrt und mit sicherem Griff die bis dahin vernachlässigten einfachen Schemata und schlicht symmetrischen Kombinationen aufnimmt, welche auch heute noch die Grundlage des französischen Strophenbaues bilden. Auf seinen Spuren wandeln G. Corrozet, B. des Periers, Margareta von Navarra (diese mit eigenen mittelalterlichen Befangenheiten), J. Peletier, Pontus de Tyard u. a. m., die alle, wenn auch mit bescheidenen Leistungen, Ronsards Schaffen vorbereiten.

Gelegentlich weist M. auch ausdrücklich auf die 'poésie populaire' hin, 'd'où était issu en définitive, au moins en grande partie, le système lyrique nouveau'. Dieses Gebiet der volksmäßigen, durch den Gesang verbreiteten Chansons wäre metrisch sowohl als literarhistorisch ein recht ergiebiges Erntefeld, wenn einmal ein kundiger Sammler es uns erschließen wollte. So finde ich z. B. bei Ihan Gero, *Il primo libro de Madrigali italiani, et Canzoni Francese a due voci* (Venetiis 1541), im Neudruck von 1588, eine hübsche Fünfzeile:

Mon mari est allé au guet,
Sans apointer mon conninet;
Mais, par sainct Pierre,
Je le merray au vert bosquet
Pour soy reffaire.

La sera[1] *mon amy prest*
Qui le prendra au trabuchet
Sans trop grant haire,
Car il a son gentil braquet
Prest à ce faire.

Metrisch erscheint Ronsard bei genauerer Prüfung nicht gerade als der schöpferische Bildner, für den er gemeinhin gilt. Er ist unsicher in der Wahl der zweckmäßigen Formen und begeht bei seinen ersten Versuchen, den pindarischen Oden, aber auch bei den horazianischen, entschieden Mißgriffe. Erst wie er die Bestimmung des lyrischen Liedes für den Gesang begriffen hatte, ging ihm auch der Sinn für das Wesen des Strophenbaues auf, und nun kehrt er zu Marots Tradition zurück, gerade da, wo er sich von ihm hatte trennen wollen. Entschieden Neues bietet er jedoch auch jetzt nicht besonders viel; meist gehen ihm andere um ein weniges voraus, z. B. in der Verwendung des Alexandriners. Sein eigentliches Verdienst besteht nicht im Schaffen neuer Rhythmen, sondern vielmehr im Reichtum seiner lyrischen Inspiration. Indem er die verschiedenen, schon von anderen gebrauchten Formgebilde mit entsprechendem Inhalt füllte und damit ihren dichterischen Wert erst fühlbar machte, hat er die tastenden Versuche seiner Vorgänger überholt und sich als einen Vollender erwiesen, wo andere Bahn gebrochen hatten. *'Son mérite est moins dans la façon du vase qui enferme la liqueur que dans la composition de la liqueur elle-même, et la plupart de ses chefs-d'œuvre sont écrits dans les formes les plus banales.'*

Als Erbe der Plejade hat Desportes das Werk der Selektion begonnen, durch das sich der Klassizismus aus dem Sturm und Drang herausschälte. Durch die Bevorzugung des Alexandriners und Achtsilblers und der Verbindung von beiden, durch die vorwiegende Verwendung der einfachen Vier- und Sechszeile und die richtige Erkenntnis der wirksamen Stellen für die

[1] Vielleicht: se tiendra.

eingelegten Kurzverse, und endlich durch die Begünstigung der männlichen Strophenschlüsse hat er den Weg zu den reinen klassischen Formen gewiesen. Bei ihm und seinen Zeitgenossen bedeutet indessen die vorgenommene Zuchtwahl noch keine Verarmung des Formenschatzes. Erst durch Malherbes Reform, die auf eine strenge Scheidung der höheren Lyrik und der ihr angemessenen Strophengebilde hinausläuft, geht der Trieb nach freiem Erzeugen der Formen verloren. Die leichte Lyrik, die sich mehr Spontaneität wahrt, sinkt in der Wertschätzung. Bald beschränken sich die strophischen Neubildungen auf ungewohnte Versvermengungen. Es macht sich ein Zug zu dissymmetrischer Heterometrie geltend, und diese unglückliche Tendenz trifft gerade mit einer kräftig aufstrebenden Moderichtung zusammen, mit dem Überhandnehmen der freigemischten Versmaße, deren Triumph nach 1660 das Ende der strophischen Lyrik, ihren Tod durch Auflösung herbeiführt.

Aus dem Schiffbruch der Strophe hat Boileau durch die Ode sur la prise de Namur die klassische Zehnzeile gerettet. Indessen konnte auch der Klassizismus aus eigener Kraft eine Wiedererweckung der strophischen Lyrik versuchen, wie z. B. J.-B. Rousseau zeigt. Von seinen Nachfolgern haben aber Lebrun und A. Chénier nur wenig Sinn für die Aufgabe (mehr wohl Le Franc de Pompignan); eher leiten Fontanes und Chênedollé zur Romantik hinüber, mit der Lyrik und Strophik zu neuem Blütenlenz erwachen. Die erste Tat der jungen Schule war die Überwindung der freien Versmaße, und die zweite der allmähliche Verzicht auf die komplizierten Formen zugunsten der elementaren Schemata. Durch einfache Mittel (Anwendung von Fünfzeilen, Reimverdoppelungen ababcced u. dgl., Aufnahme des gleichteiligen Zehnsilblers) gewannen sie einen gediegenen Formenreichtum, dem bald von seiten der Chanson, der Romanze, der Ballade ein Zuwachs an leichtgeschürzten Strophengebilden zugeführt wurde. Neben V. Hugo wirkt besonders A. de Musset in diesem Sinne, und wieder zeigt sich bei ersterem die Meisterschaft weniger in der Verwendung noch nicht gebrauchter Formen als in ihrer eigenartigen poetischen Nutzanwendung.

Die großartigen Errungenschaften der romantischen Schule erschwerten natürlich der folgenden Generation der Originalität und leiteten sie dadurch auf manche Irrwege. Dies zeigt sich schon in den Eigenheiten Leconte de Lisles und noch stärker in den virtuosen Kunststücken Banvilles. Anderseits sieht sich die strophische Lyrik durch die neuerdings beliebt gewordenen Alexandrinerpaare beiseite gedrängt und in ihrer späteren Entfaltung durch das Überwuchern der Achtsilbliervierzeile gefährdet. Der drohende Verfall wird bei Verlaine und den Symbolisten zur Wirklichkeit. Wieder erscheint der *vers libre* auf der Bildfläche, aber diesmal nicht als eine Auflösungsform der Strophe oder des Gedichtes, sondern als eine Auflösungsform des Verses. So kann die Strophe neben dem rhythmisch verrenkten Verse weiter fortbestehen und neue Früchte reifen sehen.

Ich kann diesen Ausführungen im allgemeinen nur zustimmen, möchte mir aber erlauben, als Ergänzung dazu auf zwei meiner Arbeiten hinzuweisen, auf meine Dissertation 'Zur Geschichte der Vers libres in der neufranzösischen Poesie' (*Zeitschr. f. roman. Philologie* XII, 1888), wo ich das unaufhaltsame Vordringen der freigemischten Versmaße im 17. und 18. Jahrhundert und ihre zersetzende Wirkung gezeichnet habe, und auf meine 'Streifzüge durch V. Hugos Lyrik' (*Archiv* CXVII), wo ich die Überwindung der formlosen Versmischung in V. Hugos Jugendversuchen, sein siegreiches Fortschreiten zur Ode, den Übergang zu den leichteren Gebilden, seinen Abfall zum gepaarten Alexandriner und endlich seinen Anschluß an die Heinesche Vierzeile (denn Heine hat hier maßgebend gewirkt) beleuchtet habe, indem ich nicht bloß das metrische Moment, sondern vorwiegend die literarischen Einflüsse in ihrer Wirkung darlegte.

Der Hauptteil des Buches (S. 79—425) ist der Systematik und Geschichte der einzelnen Strophenformen gewidmet. Hier verbietet die Reichhaltigkeit des Inhalts eine eingehendere Analyse. Ich will nur an wenigen Beispielen andeuten, was wir alles finden. Bei der Dreizeile sehen wir die aus Italien importierten *terze rime* von Jean Lemaire (1503) eingeführt, von ihm, von Alione d'Asti, Colin Bucher, J. Bouchet, Saint-Gelais, Marot (im Ps. 37), Margareta, Corrozet, Sibilet u. a. weiter verwendet, unter den Plejadendichtern von Tyard, Baïf und Jodelle gebraucht, nach Desportes aber verlassen, bis Emile Deschamps oder Roger de Beauvoir (1837) sie wieder aufgreifen und Th. Gautier ihnen neue Beliebtheit verschafft. Daneben lernen wir das *Tercet bardique* (aaa) bei Brizeux und nach ihm bei C. Mendès und Banville kennen. Und die wohlbelegten Auskünfte erstrecken sich nicht allein auf diese äußeren Züge ihrer Verwendungsgeschichte, sondern wir erfahren auch, daß Beza statt des Zehnsilblers Achtsilbler, Jodelle Zwölfsilbler, Corrozet gemischte Versarten probiert, wir erhalten Angaben über das Reimgeschlecht, regelmäßigen Wechsel oder nur weibliche Schlüsse, und hören, wie die Dichter sich beim Gedichtschluß behelfen. — Bei der Vierzeile können wir verfolgen, wie die Zehnsilbler- und Achtsilblervierzeile von Marot aufgebracht wird, wie Baïf (1552) und Ronsard (1554) die Alexandrinervierzeile versuchen, die aber erst bei Desportes und seinen Zeitgenossen wirklich beliebt wird, während die Zehnsilblervierzeile mit umschlungenem Reim in der gnomischen Spruchdichtung ihre Triumphe feiert, wie Du Bartas (unlyrisch wie er ist) die Reimfolge abba vorzieht, während Lyriker wie V. Hugo dem gekreuzten Reim seine gebührende Stellung einräumen (60 mal abab gegen 5 oder 6 mal abba in der Alexandrinervierzeile) usw.

Die wichtigsten Gruppen sind Vier-, Sechs- und Zehnzeile, während Fünf-, Sieben-, Acht- und Neunzeile und die größeren Gebilde entsprechend zurücktreten. Ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen, verweise ich nur noch kurz auf die gewandte Einteilung der Strophen, zunächst in isometrische und heterometrische, und letztere in solche mit Kurzversklausel (abab), in vollkommen oder unvollkommen symmetrische (abab.abab), in asymmetrische (abab.abab) und in polymetrische: *Quatrains à clausule, qu. symétriques (parfaits, imparfaits), qu. dissymétriques (à un vers court, à deux, à trois vers courts), qu. à trois mesures. Sixains symétriques, s. dissymétriques à double tercet, à distique final, s. à trois mesures,* usw.

Ich wende mich den Schlußfolgerungen (S. 427—451) zu, in denen M. die Grundprinzipien des französischen Strophenbaues zusammenfaßt. Die Lehren, die er aus seiner Untersuchung gewinnt, sind etwa folgende: Die Strophe muß einen bestimmten Rhythmus haben, den das Ohr fassen kann; dazu ist es nötig, daß sie ein in sich geschlossenes Ganzes bildet und in sich harmonisch gegliedert ist. Der Fluß des lyrischen Gedankens ist nicht in die Strophe gebannt, er kann über Strophen hinweggreifen, aber ein Enjambement von Strophe zu Strophe ist widersinnig. Die Gliederung der Strophe wird durch das Reimschema angedeutet; die Reimfolge bedingt den Aufbau der Strophe, ihr ordnen sich normalerweise die verwendeten Versarten unter (vgl. das Vorwort). Von besonderer metrischer Bedeutung ist der Schlußreim der Strophe. Er muß das Ende des Systems deutlich fühlbar machen. Reimpaare geben daher nur ausnahmsweise einen guten Strophenschluß; besser ist es, wenn der Schlußreim isoliert dasteht. Dem ihm entsprechenden Reime kommt naturgemäß im Stropheninnern eine analoge Bedeutung zu, auch er markiert einen rhythmischen Ruhepunkt und bleibt daher am besten gleichfalls isoliert; aabab und abaab sind abbab vorzuziehen. Die durch diesen Reim bezeichnete Ruhepause ist zugleich Sinnespause, leichter in kurzen Gebilden, deutlicher in schwereren. Die moderne Strophe kennt demgemäß Schemata wie aabbc nicht mehr. Die neufranzö-

sischen Dichter haben aber auch auf vierfache Reime (aaaa) innerhalb der Strophe verzichtet, die größte zulässige Häufung ist aabcccb oder aaabcccb; längere Strophen können infolgedessen nicht mehr auf drei Reimarten aufgebaut sein, sie sind notwendigerweise zusammengesetzt. Dabei ist der erste Bestandteil in der Regel der kürzere, der vorbereitende. Und der größte Umfang der Strophe ergibt sich bei den Klassikern, die Reimverdoppelung in der Strophe nicht kannten, als Zehnzeile: abab.ccdeed, bei den Modernen als Zwölfzeile: abab.cccdeeed. Der Schlußreim ist mit Vorliebe männlich. Diese Tendenz erklärt M. anfänglich aus dem Bestreben, mehr weibliche Reime als die klangvolleren in der Strophe anzubringen, ihr siegreiches Durchdringen zu Desportes' Zeit dagegen aus dem richtigen rhythmischen Empfinden, daß der männliche Strophenschluß die Pause besser bestimmt. Bei leichteren Strophen wird dieser Punkt weniger beachtet. Bei Reimtypen wie abba müssen nach der abergläubischen Beobachtung der Reimgeschlechtsregel die Strophen alternieren *abbα . cdde* ...

Die neufranzösische Strophe beruht demnach, was die Grundschemata anbelangt, auf symmetrischem Wechsel im Verhältnis von 1 zu 1 oder von 2 zu 1. Die elementaren Typen sind abab und aabccb. Diese sind die spezifisch lyrischen Reimkombinationen; die übrigen steigen oder fallen in ihrem lyrischen Wert, je nachdem sie sich diesen Grundtypen nähern oder sich von ihnen entfernen. Bei der Fünfzeile sind abaab und aabab, bei der Siebenzeile aabcccb oder aaabccb demnach als die guten Formen anzusehen. Ich möchte hier den Einwand erheben, daß sich theoretisch die Beschränkung der Anerkennung auf einfache und zusammengesetzte Strophen nicht rechtfertigen läßt. Neben den einfachen Strophen vom Typus abab . abaab . aabccb und den zusammengesetzten vom Typus abab.ccdeed würde ich unbedingt auch erweiterte Strophentypen ansetzen wie: abab.cc (vgl. S. 27), abab.ccb und aab.ccb.ddb u. dgl. Wenn diese Formen minder gebräuchlich geworden sind, so liegt es für die eine Art (ababcc) lediglich am Reimgeschlechtsaberglauben.

Was die Verbindung verschiedener Versmaße betrifft, konstatiert M., daß Verbindungen von drei Versarten in einer Strophe schon selten sind. Die verwendeten Versmaße stehen in der Regel in einem einfachen mathematischen Verhältnis zueinander, die ungeradsilbigen für sich. Die normale Kombination scheint die von Langvers und Kurzvers zu sein, nicht umgekehrt. Am beliebtesten ist der Schluß mit einer Kurzzeile, daneben findet sich die Kurzzeile auch gern an vorletzter Stelle; werden mehr Kurzzeilen verwendet, so verteilen sie sich entsprechend auf die beiden Strophenteile. Bei zusammengesetzten Strophen wird die Heterometrie vermieden. Natürlich gehen die Dichter in allen diesen Punkten mitunter absichtlich von der Norm ab, und oft mit Glück, oft aber auch zum eigenen Schaden.

Was die Wahl der Strophen anbelangt, so läßt sich metrisch kaum etwas anderes aussagen, als daß es leichte kurzzeilige und feierliche gewichtige Formen gibt; andere Unterscheidungen sind kaum haltbar. Zu beachten ist auch noch der Strophenwechsel innerhalb eines und desselben Gedichtes, sei es in längeren Partien, sei es in regelmäßiger Alternanz von Strophe zu Strophe. Letzteres kann wieder zu raffinierten Komplikationen führen, die an das Ohr unmögliche Anforderungen stellen.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen sind manche schon von früheren Theoretikern vorweggenommen worden, z. B. von Lubarsch, den M. nicht anführt. Unsere Inhaltsübersicht läßt aber trotz ihrer Unvollständigkeit erkennen, daß wir es mit einer systematisch durchdachten, wohlabgewogenen und auf breiter und sicherer Basis aufgebauten Untersuchung zu tun haben, die lange unter die Standard Works einer neufranzösischen metrischen Bibliothek gehören wird.

Wien. Ph. Aug. Becker.

Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich. Eine Auswahl von Otto und Erna Grautoff. Jena, Eugen Diederichs, 1911. LIV, 239 S. Kart. M. 4,50.

Ich gehe in medias res und betrachte den Hauptteil dieses Buches, die von Erna Heinemann-Grautoff übertragenen Proben zeitgenössischer französischer Lyrik. Zunächst ihre Form. Für sie ist in dem Vorwort ein Programm aufgestellt, in dem es heißt: 'In den Übertragungen haben wir Inhalt und Form streng zu wahren getrachtet. Dort wo der Rhythmus gleitender und verschwimmender als der uns Deutschen gewohnte war, wurde versucht, seinen Charakter treu zu übertragen. Keine Strophe wurde um eine Verszahl gemindert oder erhöht ... Der Reim ist überall, wo die Dichter ihn bildeten, angewandt. Unregelmäßigkeiten oder Gleichklänge treten nur als Übertragungen der originalen Freiheiten auf. Wenn die Sinnwiedergabe es erlaubte, ist versucht worden, die Musik der einzelnen Lautzusammenstellungen wiederzugeben.' Ein Teil dieses Programms, so z. B. der zuletzt genannte Punkt oder auch die rhythmische Treue, ist großenteils mit Glück zur Ausführung gelangt. Sprachton und -bewegung sind im allgemeinen zu ihrem Rechte gekommen. Immerhin sind eine ganze Anzahl von Fällen zu notieren, in denen rhythmische Freiheiten und Härten zu beobachten sind, zu denen das Original keinen Anlaß bot. Wenn in Gustave Kahns *Chantonne lentement* ... die Zeile *Encore! la chanson s'alanguit ... mon cœur pleure* wiedergegeben wird durch 'Wei'ter! der Sang' mattet ... mein Herz' ist in Trä'nen' (S. 34), so ist für dieses Geholper der Franzose doch kaum verantwortlich zu machen. Ebensowenig darf man es Henri de Régnier zur Last legen, wenn in der Übertragung seiner *Scène au Crépuscule* auf eine muntere vierhebige Zeile eine nicht endenwollende siebenhebige gereimt wird (81, 1). Was soll man zu einer Betonung sagen wie: 'ist manch'mal verzweif'lungsvoll schwer" (145) oder die gleich zungenbrecherische: 'nie'mals den Sinn' mir zurückbie'gen' (141)? Dreisilbige Senkungen kommen wiederholt vor (so 48, 133, 143) und geben den Zeilen ein fast knittelversartiges Gepräge. In einem Gedichte Deubels (159—61) gehen drei- und vierhebige Verszeilen wirr durcheinander, und mit einem Muß-Vierheber wie 'in dem herr'lichen Au'genblick deiner wil'den Gelü'ste' (138) rücken wir dem Bänkelsang schon bedenklich nahe. Am weitesten scheint mir die Freiheit dem Original gegenüber in Vielé-Griffins *Crois: Vie ou Mort que t'importe* (69) gegangen zu sein, wo die Schönheit des durchgängig parallelen Reims selbst in dem refrainartigen Ausklang beider Strophen völlig geopfert wurde, ganz abgesehen davon, daß der Ton des Gedichts infolge der verstiegenen Übersetzungsweise (*l'unique loi* = das Gesetz von E r z, *si tu dis ton intime émoi* = singst du Tiefstes W e l t e n zu, *il n'est pas de fatals désastres* = es gibt keines Schicksals d ä m o n i s c h e [!] Strenge) geradezu seiner Natur entkleidet ist.

Was in dem Programm vom Reim gesagt ist, trifft nicht immer zu. In Verhaerens *L'âge est venu* ... gibt es k e i n e reimlose Zeile, die Übertragung (53) weist deren drei auf. Das gleiche gilt für den ersten Absatz von Henri de Régniers *J'ai feint que des Dieux m'aient parlé* (78). In dem Bruchstück aus Emile Cottinets *L'Ascension vers la Mort* stehen neben den reimlosen Zeilen des Originals sechs weitere in der Übertragung (174 f.). Im Schluß von Jules Romains' *Je sors. La porte Court sur mes pas* hat ein dreifacher eindrucksvoller Reim in der Übertragung überhaupt keine Berücksichtigung gefunden (187). — Auch Schwellzeilen schleichen sich ein, ich habe sie außer einmal in Vielé-Griffins *Ces heures-là* (68, 2) wiederholt bei Verhaeren (*L'âge est venu* 53, 4, *A ces reines qui lentement descendent* 51, 2 und *Très doucement, plus doucement encore* 57, 4) konstatiert. Es wäre nicht schwer, an Hand dieser Übertragungen so ziemlich alle Sorten

von unreinen oder verpönten Reimen zusammenzustellen. Da sind sie alle, die liebgewordenen Bindungen, die e : ä (denke : sänke), e : ö (Vermögen : legen), i : ü (knistert : flüstert), äu : ei (sträuben : reiben), die Bindung von Kürze und Länge (Narr : Haar, schwelen : Bellen) oder beide in idealer Vermischung (Stille : Schwüle), die Bindung von g und ch (Tuch : Zug), von g und k (entlang : Trank), von ch und sch (scheuchen : Geräusche), der Apostrophreim (fand : sandt), der Augenreim (Gestalt : gemalt), der falsch betonte Reim (denkbar : sichtbar, Weisheit : Schönheit, berauscht mich : eidlich, erstehn kann : Sämann, Pfirsich : ohnmächtig : bin ich!!), der identische Reim (erfüllt : glückerfüllt, hernieder : nieder, klingt : klingt), der assonierende Halbreim (blassen : satten, bannen : wandern, Art : Gewalt, Sordinen : gestiegen) und endlich der Spezialreim der Übersetzerin, für den mir eine Bezeichnung fehlt: Grabe : Raben, spüren : rühre, betören : höre sowie Firn : Gestirne, glüht : Mythe, übermannt : Andante.

Auch üblen Gewohnheiten des Stils begegnet man. Dem Rhythmus zuliebe wird zuweilen dem Substantiv unbedenklich der zugehörige Artikel geraubt, ein Vorgang, der für unser Sprachempfinden unerträglich wirkt: 'Mir ist als küßte ich Herz einer Blüte' (10), 'so süß als entströmte ihn Gruft' (34), 'das aufrecht mit Wut zwischen Zähnen nicht sieht' (39), 'welch Mensch bin ich' (211), 'auch ich bin solch Platz' (193). Einmal wird gar ein Possessivpronomen verschluckt, so daß man erst allmählich hinter den Sinn der Zeile kommt: 'Ich klage nicht Tod' = *Je ne regrette pas ta mort* (85). Eine andere sehr häufig vorkommende Unart der Übersetzerin besteht darin, daß sie Modi und Tempora willkürlich behandelt, um mühelos zu einem Reim zu kommen. Es heißt also: 'so spräche Torheit und der niedrig denke' (4) statt 'dächte', weil im Hintergrunde schon 'sänke' als Reimwort lauert. Es heißt ferner: 'wenn je ... der Sehnsucht Bogen sanken' (50), obwohl richtig fortgefahren wird: 'wenn je die Kristalle ... zerschlügen'. Andere Beispiele sind: 'Er weiß kaum mehr, ob er besitze' (61); 'O daß der Tag kommt, der von dir mich stieß!' (29); 'das Nachtlicht sah dem Mondstrahl gleich, der zittre und empfinde' (164) usw. usw. Die Aufforderung an den Herbst bei Vielé-Griffin: *Qu'il passe son chemin, au moins, — Qu'il couche ailleurs que dans mon foin, — Qu'il aille mendier plus loin* lautet deutsch nach französischer Façon: 'daß er doch nur des Weges fliegt, — daß er in meinem Heu nicht liegt, — daß er wo anders trügt' (73). Überhaupt läßt das Deutsch der Übersetzerin häufig zu wünschen übrig. Wortbildungen wie: 'Gespinn', 'Gewell', 'Sonnschein' und 'Todglocken' sind offenkundige Verlegenheitsprodukte. Lateinisch muten an: 'ein wenig ihrer Blühekraft' (53) und 'frei des Zufalls' (17). Unmöglich sind: 'Sie waren blau und schneeig reinst' (124), der 'Liebe-Schwur' (123) und das aus dem Femininum 'Begierde' und dem Neutrum 'das Begehren' neudestillierte Femininum 'die hitzigste Fragebegehr' (61). 'Gebeut' wird irrtümlich im Sinne von 'beut' verwendet (6), ebenso 'sticken' (!) für 'ersticken' (28) und 'aufgespeicht' (35) für 'aufgespeichert'. Stutzt man schon bei dem Imperativ 'spreche' (52) oder bei dem Gebrauch von 'zerschlagen' als intransitivem Verb (50), und befremdet einen die Beifügung des Artikels zu dem substantivischen 'alle': 'der Allen' (171), 'den Allen' (161) für 'aller', 'allen', so wird einem das Deutsch der Übersetzerin geradezu verdächtig, wenn man sieht, welche Schwierigkeiten ihr das Deklinieren bereitet. Formen wie: 'den Narr' (72), 'meines Sein' (204), 'an grün und blau Kristall' (18), 'des Motor' (205), 'des Morgen' (142), 'im Herz' (29), 'des Aeroplan' (206), 'des Schicksal-Bezwingen' (218), Plurale wie: 'in Fessel' (61), 'meiner Echo' (56), 'die Nichts' (174) verdienen keine Entschuldigung. An Flüchtigkeiten fehlt es nicht. In einer Stanze Moréas' heißt es: 'Damit ich milde Möwen girren höre, — Fühlen, daß Flutschaum

auf den Lidern liege' (6). Man kann fühlen nicht hören; offenbar hat der Übersetzerin ein fehlendes 'möge' vorgeschwebt. In Fernand Greghs *Le Retour* wird ein Substantiv im Plural mit einem Verb im Singular verbunden: 'Rosen der Liebe, deren volle Munde der Freude düftefeuchtes Lachen lacht' (23). Zu vermeiden waren Verknüpfungen wie: 'ihr e und sein Herz' oder 'es werd e n Viele dein Gebot erfragen und Überfluß wohnen in Seneune und Gemach' (49). Ebenso waren Plurale wie 'Munde' und 'Liebesbunde' ihrer Ungebräuchlichkeit und Strittigkeit halber nicht empfehlenswert. Manche Wendungen sind der Übersetzerin arg mißglückt. Ein 'Lieben', das 'zerrieben' wird (54), 'Ahnherrn in Bronzehaut' (133) und 'gras b e wachsene Bäche' (133) wirken zum mindesten ungeschickt. Banal klingt die Zeile: 'am Rand des stillen Sees, d e r S o n n e h a t (6) für *d'un lac plein de clarté.* Daß 'Stunden voller Angst und Tränen' 'd o r r e n' können, dürfte bloß im Reich der schiefen Bilder möglich sein. Die Stimmung leidet, wenn in Jammes' *Elégie première à Albert Samain* 'hameau' ohne Not mit dem Fremdwort 'Farm' wiedergegeben wird (84), oder wenn in Elsa Koeberlés *Prends mon cœur triste et fou* die Zeile *Dans l'odeur des grands prés verts de ce qu'il a plu* die groteske Übertragung findet: 'im Duft der Fluren, die b e r e g n e t sind' (154). Vollends verworren wirkt es, wenn in John-Antoine Naus *Sur l'arc vert de la plage apaisée* die *lourds parfums égarants, confondus* zu 'v e r s c h l u n g e n e n (!), verführenden Düften' werden (118). Der Gipfel unfreiwilliger Komik aber ist erreicht, wenn Jammes seinem Freunde Samain die tröstliche Versicherung geben kann: 'Mein Hund legt die Schnauze dir w a r m auf die Hand' (84). War in den eben zitierten Fällen bloße Flüchtigkeit die Ursache der Entgleisungen, so ist es in dem ersten Sonett Léon Deubels die allzu wörtliche Anlehnung an das Original, die das Mißgeschick hervorruft. Wohl kann der Franzose von einer Frau sagen: *Son beau corps effeuillé, pétale par pétale, Jaillit de la dentelle,* weil er mit 'pétale' im Bilde des 'effeuillé' bleibt, allein im Deutschen ist das unmöglich. Die Übertragung: 'entblößt' ich nun den Leib ihr, B l a t t f ü r B l a t t' ist leider gänzlich verfehlt, was um so mehr zu bedauern ist, weil das Gedicht im übrigen durchaus gelungen ist.

Neben diesen Mängeln der Form und Technik fallen auch inhaltliche Verfehlungen ins Gewicht. Der am häufigsten hier zu erhebende Vorwurf ist naturgemäß der der Unklarheit. Ich muß zwar bekennen, daß manches, was in der Übertragung unverständlich schien, sich nach Heranziehung des Originals öfters aufklärte. Allein eine Übertragung muß aus s i c h heraus f ßlich sein, denn sie wendet sich ja gerade an solche, die das Original nicht verstehen oder nicht besitzen. Wenn ich im folgenden auf mancherlei Unklarheiten aufmerksam mache, so geschieht es, wie bei den oben gerügten technischen Mängeln, nur deshalb, um in dem wünschenswerten Falle einer Neuauflage der Übersetzerin die Stellen zu weisen, an denen bessernde Hand anzulegen wäre. In Strophe 3 von Vielé-Griffins *Ces heures-là* wird 'lueur opaline' sehr gesucht mit 'Glanz entgleitenden Gesichtes' übersetzt. In der letzten Strophe der Elegie an Samain heißt es mit wunderlicher Orthographie: 'Ich denke an der Schafe weißen Trott, die Tod gewiß die Glocken überblökten' (86), man denkt dabei an 'cloches' und findet 'clarines'. Ebendort lautet die Übertragung für *Je songe à la rosée qui brille sur les vignes:* 'ich denk an blassen Wein in dunklen Reben' (!). Gerade Jammes scheint der Übersetzerin besondere Schwierigkeiten bereitet zu haben. In dem nächsten Gedicht *David tu l'éveillais* lautet eine Zeile: 'Der Schrei, den dein Schmerz den Monden b e f a h l': man begreift sie erst im Original: *ce cri que tu poussais vers les errantes lunes.* Ganz unverständlich ist Jammes' *Les Dimanches.* Warum der Titel 'Sonntag' statt 'Sonntags'? Was bedeuten 'Wälder, die im Festeszeichen stehen'? Wozu die ungerechtfertigte Übersetzung von *Penser cela, est-ce être poète?* durch:

'Heißt dies Denken wohl Dichter bleiben?' Und wie die Schlußstrophe erklären, die den Sinn des Originals fast völlig ins Gegenteil verkehrt?

Dansera-t-elle sous les hêtres?	Tanzt sie wohl unter Eichen? —
Je voudrais être, voudrais être	Ich möchte, ich möchte gleichen
celui qui lentement laisse tomber,	den leichten, den ganz befreiten,
comme un arbre ses baies,	— denen die Trauer entgleitet
sa tristesse pareille, sa tristesse	wie den Bäumen die fallenden Bee-
pareille aux bois qui sont sont aux	ren, —
vêpres.	den Wäldern im Festeszeichen.
Jammes, *De l'Angélus..* (p. 58).	Grautoff (S. 90/91).

Die an sich schon reichlich verschwommene vierte *Ballade de la Nuit* Paul Forts hat in der Übertragung noch an Deutlichkeit verloren. Ich muß es mir versagen, alle fehlerhaften Einzelheiten daraus anzuführen, und beschränke mich darauf, die zweifellos falsch interpretierte Schlußstrophe zu zitieren: *éprends-toi de toi-même épars dans cette vie. Laisse ordonner le ciel à tes yeux, sans comprendre, et crée de ton silence la musique des nuits.* Das wird wie folgt übertragen: 'empfinde dein Ich, das sich ins Leben verflacht(!); laß den Himmel deine Augen gedankenlos lenken (also der Himmel ist gedankenlos!) und schaffe in deinem Schweigen die Musik der Nacht' (95). Fast unverständlich ist weiter die erste Strophe von Duhamels *Schicksal*, dessen Originaltext ich nicht zur Hand habe. Sie lautet:

> Und wenn mir der Glanz in den Augen verbleicht,
> darfst du davon bestimmt, es nicht enden
> deine Worte treu auf mein Antlitz zu legen,
> deine Worte gleich unsichtbaren Händen. (208.)

Das gleiche gilt für eine Stelle bei Henri Franck:

> und die Nachricht schwang sich einen Augenblick lang
> rings um das Feuer, daß sie entfachte
> wie ein mächtiger Nachtfalter. (193.)

Auch in den Schluß von Vielé-Griffins *L'Automne* und Régniers *Scène au Crépuscule* ist einiges hineingeheimnist worden, das ausgemerzt werden sollte. (Um nur eines in Parenthese zu bemerken: Wenn man von Schwalben spricht, die 'matt vom Her und Hinüber der Meere' sind, so kann sich dieses 'Her und Hinüber' nur auf Meere, nicht aber auf den Flug der Schwalben beziehen, wie die Übersetzerin gern möchte.) Daß in Cottinets *Nuit d'Opium* bei der Stelle *loin du triste corps gisant* im Deutschen eine Erweiterung in: 'die Leiber liegen gefällt wie zum Spott' (173) vorgenommen wird, ist bloß aus dem Bedürfnis nach Reimfüllsel zu erklären. Ein recht unangenehmer Übersetzungsfehler in der zehnten Strophe von Verhaerens *Le Banquier* läßt sich auf Nichtbeachtung der Interpunktion zurückführen. Unerfindlich ist mir, warum in Gides *Août* (Strophe 5) 'amour' mit 'Seele' wiedergegeben wird (21) und warum in dem dritten Sonett Deubels *les anges du soir* zu 'des Bösen Engel' werden (158). Ein offenbares Versehen ist bei Cottinet der 'Pilger, der den Abend niederzwingt' (175) für den *pèlerin lassé que terrasse le soir.* In der ersten Strophe von Elsa Koeberlés *Tolède* hat sich die Flüchtigkeit der Übersetzerin einmal bitter gerächt. Sie hat in der Eile 'vin' für 'ravin' gelesen und übersetzt dann *L'âpre ravin resplendit* mit 'der herbe Wein leuchtet satt', ohne sich dieses Unsinns bewußt zu werden (153). Ein besonderes Unglück verfolgt die *Stances* von Moréas. In der einen (4) wird 'le rameau' mit 'la rame' verwechselt und ergibt so für *Riez comme au printemps s'agitent les rameaux* die sehr malerische Übersetzung 'Lacht so wie

Ruder, die mit Wasser scherzen'. In der anderen wird 'l'Aquilon' mit lat. 'aquila' zusammengeworfen, so daß in den beiden Zeilen

Je ne me plaindrai pas: qu'importe l'Aquilon,
L'opprobre et le mépris, la face de l'injure!

der selige Moréas von sich rühmen muß:

Ich klage nicht. Wie kann der Adler spüren,
ob Spott und Schande und Beleidigung höhnt. (5)

Am schlimmsten ist ein Gedicht von Jules Romains (188/89) weggekommen. Gleich die erste Strophe ist falsch aufgefaßt:

Elle monte la rue	Die Straße steigt
Sans vouloir de mon cœur.	und grollt meinem Herzen nicht.

Hier ist 'vouloir de quelqu'un' = 'von jmdm. etwas wissen wollen' mit 'en vouloir à quelqu'un' = 'jmdm. grollen' vertauscht, so daß die Strophe gerade das Gegenteil von dem bedeutet, was der Dichter beabsichtigte. Die dritte Strophe ist von der Übersetzerin ohne Grund weggelassen worden. Die sechste Strophe *C'est le cuivre des boules Sur les rampes en bois* wächst sich in der Übertragung zu einer völligen Phantasie aus und zeigt, daß die Übersetzerin die Situation gar nicht verstanden hat. Sie lautet bei ihr: 'Das ist Kupfer der Küche auf Holzgestellen'. Eine auch nur kurze Überlegung hätte der Übersetzerin doch sagen müssen, daß man *au fond des vestibules* für gewöhnlich kein 'Küchengeschirr auf Holzgestellen' zu sehen bekommt. Auch in den folgenden Strophen finden sich Schiefheiten. Der Schluß endlich ist ganz verunstaltet. Während Romains in einem prächtigen Bilde sagt: Ich dringe mit einem Blick bis in die versteckteşten Ecken wie die sinkende Sonne, *Je vais jusqu'aux recoins Comme un soleil couchant*', sagt die Übersetzerin: 'Ich wandre um die Winkel wie die sinkende Sonne', ohne zu bedenken, daß die s i n k e n d e Sonne gar nicht mehr um etwas herumwandern kann.

Nebenumstände kommen hinzu, das Verständnis der Übertragungen hie und da zu erschweren. So die Interpunktion der Übersetzerin. Ein Beispiel:

O Liebe, soll ich fern von dir die Ufer,
die feuchten Quais, weiß, überblaut betreten,
auf denen einstmals die verliebten Rufer
Leander — Hero zueinander spähten? (29).

Wer ist hier 'weiß', wer 'überblaut'? Man muß annehmen Frau Gräfin de Noailles, die Dichterin. Zum Glück gibt sie im Original Auskunft:

Amour, loin de vos yeux revoir le bord des eaux
Où trempent, azurés et blancs, des quais de pierre.

Ebenso eigenartig wie die Interpunktion ist die Orthographie der Verfasserin. Man mag gern von fehlerhaften Schreibungen wie 'Ritournell', 'Reiß', 'gähren' u. a. absehen, sie genieren kaum. Liest man aber 'mein Bach durchbraust Gelände', so sieht das mehr wie eine Aussage denn wie eine Anrede aus. Zusammengesetzte Wörter werden hin und wieder in ihre Bestandteile zerlegt. Die Verfasserin schreibt also 'ein Gold durchwirkt Gespinn'. Und was sie auf diese Art an Apostrophen spart, gibt sie gelegentlich an anderer Stelle in Form von traits d'union wieder her, sie schreibt nämlich: 'Anzug-Samt', 'Nordland-Sagen', 'Liebe-Schwur'.

All das hätte sich bei einiger Sorgfalt mit Leichtigkeit vermeiden lassen. Aber diese Sorgfalt fehlte. Das Buch ist hastig zum Druck gegeben. Dafür zeugen die in allen Teilen auftretenden Druckfehler, deren Schar geradezu Legion ist. (Manches von ihnen allerdings, wie z. B. die stets

wiederkehrende Schreibung Lebes*que* statt Lebes*gue* dürfte wohl auf Irrtum beruhen.) Dafür zeugt auch die Nachlässigkeit in den Quellenangaben und der beigefügten, an sich so willkommenen 'Bibliographie'. Bei etwa einem Fünftel der Gedichte ist die Quelle überhaupt nicht angegeben, und man muß mühsam nach den Originalen suchen. Zuweilen sind die Angaben falsch. So wird man das Gedicht der Delarue-Mardrus vergeblich in ihren *Horizons*, das an letzter Stelle stehende Gedicht von Léon Deubel vergeblich in *La lumière natale* suchen. Auch Verwechslungen kommen vor, so stehen Jammes' *Les Dimanches* nicht in den *Clairières dans le ciel*, sondern in der früheren Sammlung *De l'Angélus de l'Aube à l'Angélus du Soir*. Hie und da sind die Titel mangelhaft oder ungenau angegeben. Wie der Beurteiler oder der interessierte Leser zu der Quelle der Gedichte René Ghils vordringen soll, das läßt die Übersetzerin deren Sorge sein. Auch die Bibliographie befriedigt wenig. Gerade den beiden Herausgebern des Buches wäre es bei ihren persönlichen Beziehungen zu der jüngsten französischen Dichtergeneration ein Leichtes gewesen, hier Vollständigkeit zu erreichen. Aber sie haben sich die Sache bequem gemacht. Das meiste, was man in dieser Bibliographie findet, war auch schon in den bekannten modernen französischen Anthologien von Bever und Léautaud oder Walch gegeben. Was die Herausgeber demgegenüber an Neuem bringen, enttäuscht durch den Mangel an Konsequenz und Exaktheit. Die biographischen Daten werden verschieden behandelt, Verleger und Jahr des Erscheinens werden bald angegeben, bald weggelassen. Wem also mit diesen Notizen gedient sein soll, ist nicht einzusehen.

Wenn man gleichwohl trotz aller Fehler und Mängel, trotz aller Schwächen und Entgleisungen, die im Interesse der Sache zur Sprache gebracht werden mußten, das Buch aufrichtig begrüßt, so geschieht es, weil es sich mit einem Gebiet befaßt, das bisher, man kann wohl kaum sagen dem Fachmann, sondern allenfalls dem Liebhaber bekannt war. Das Buch ist, soweit ich sehen kann, in der Presse äußerst günstig aufgenommen worden. Der Beifall, den es fand, erstreckte sich nicht nur auf den Gegenstand der getroffenen Wahl, sondern auch auf die künstlerische Gediegenheit der Leistung. Anfangs und nach flüchtiger Lektüre ähnlich begeistert gestimmt wie jene Referenten, da mein Urteil nur durch einen Vergleich der vier dem Buche auf besonderem Blatt beigelegten französischen Texte mit ihren Nachdichtungen bedingt war, bin ich nach eingehenderer und umfassenderer Prüfung an Hand der Originale zu einer wesentlich strengeren Beurteilung der hier bewiesenen Übersetzertätigkeit gelangt und habe mich, um meine weniger günstige Anschauung zu begründen, notgedrungen in Einzelheiten bewegen müssen. Dies ist oben geschehen, und zwar gerade um deswillen, weil ich der Überzeugung bin, daß die Verfasserin durchaus befähigt wäre, durch eine gewissenhafte Überarbeitung ihr Buch zu einer Musterleistung zu gestalten. Sie hat in den gelungenen Teilen dieser Nachdichtungen — und sie bilden die Mehrzahl — eine solche Fähigkeit zur Einfühlung in fremde und komplizierte Individualitäten bewiesen, eine solche Stärke dichterischen Nachschaffens offenbart, daß über ihr Berufensein keinerlei Zweifel herrschen kann. Sie weiß, wenn ich so sagen darf, das Atmosphärische der jungfranzösischen, sich häufig in freien Rhythmen bewegenden Verskunst einzufangen. Einzelnes, z. B. Verhaerens *L'Arbre*, hat man bei anderen (Stefan Zweig) schon besser gelesen, anderes, wie Vildracs *Si l'on gardait*, dagegen dürfte kaum je einen Konkurrenten zu scheuen brauchen. Man fühlt, daß in der Nachdichterin eine Dichterin steckt, die nur eine straffere Selbstzucht üben, die Neigung zum Dilettantischen in sich zu bekämpfen braucht, um künstlerisch Reifes und Einwandfreies hervorzubringen. Erna Grautoff hat ohne Frage eine glückliche Hand, aber diese Hand hat ein wenig zu rasch zugepackt.

Der den Übertragungen vorausgeschickte Aufsatz Otto Grautoffs 'Die Bewegung in der französischen Lyrik der Gegenwart' ist, seinem gewollt unkritischen Charakter nach zu schließen, offenbar nur als Wegleitung und orientierende Einführung in die Lektüre der Nachdichtungen gedacht. Ausgehend von einer Darlegung des konservativ-rhetorischen Charakters der französischen Lyrik und ihrer daraus zu erklärenden jahrhundertelangen Inferiorität — Brunetière gebraucht diesen Ausdruck —, sucht Grautoff einen kurzen historischen Überblick über die Revolutionen zu geben, zu denen der immer mächtiger hervorbrechende Wille zum Lyrischen in Frankreich geführt hat. Er betrachtet den romantischen Ansturm und seine Ergebnisse, um sich dann jenen Geistern im einzelnen zuzuwenden, denen die Bedeutung von Wegbahnern für die heutige Generation zuzuerkennen ist. Hier steht Baudelaire an der Spitze. Es folgen Verlaine, Rimbaud, Laforgue und Mallarmé, die Väter der modernen französischen Lyrik, und endlich Moréas und die Schar der Symbolisten (eine Bezeichnung, die Grautoff mit Recht nur als historisch gewordene und bequeme, aber rein äußerliche Klassifizierung der verschiedenartigsten Dichternaturen gelten läßt). Mit Glück wird als das einigende Band aller Symbolisten, Décadents und wie sie sonst hießen, der machtvolle Drang nach der neuen Form, die unablässige Suche nach dem für das nuancierte und raffinierte moderne Empfinden erforderliche Instrument, dem *vers libre*, in den Vordergrund gerückt, der 'den Jüngeren nicht nur eine musikalische Freiheit oder eine bereicherte Bewegungsschönheit, sondern den gleichzeitig mit der Empfindung geborenen und notwendigen Rhythmus eines Ausdrucks bedeutet' (p. XXIII). Der Ursprung dieser so plötzlich in die Erscheinung tretenden kühnen Neuerung ist nicht klar zu erkennen. Der Verfasser weist auf Lafontaine als möglichen Anreger, ferner auf deutschen Einfluß (Nietzsche, Dehmel, Holz, Schlaf — auch Wagner wäre zu nennen —) und endlich auf den damals allmählich bekannt werdenden Walt Whitman. Schon 1887 hatte Gustave Kahn, bezeichnenderweise ein Elsaß-Lothringer, seine *Palais nomades* bewußt in freien Versen verfaßt, aber 'es mangelte ihnen noch rhythmische Kraft und tönende und geschlossene Harmonie', wie Grautoff mit Anlehnung an Albert Mockel sagt. Andere, wie Vielé-Griffin oder Henri de Régnier und vor allem Verhaeren, mußten die Erfüllung bringen. In ihnen im Verein mit Francis Jammes, Paul Fort und René Ghil sieht Grautoff, wie aus der Gruppierung der Übertragungen hervorgeht, die 'Meister der Jugend', während Moréas, Stuart Merrill, André Gide, Fernand Gregh und die Komtesse Mathieu de Noailles als 'Die Erhaltenden' angesprochen werden. Der Schlußteil des Aufsatzes ist 'Den Werdenden' gewidmet, den Jüngsten, die in den kleineren Revüen, wie *Vers et Prose, Pan, La Phalange, Le Beffroi* u. a. begannen, um dann, vom *Mercure de France* anerkannt und protegiert, den Weg aus den Liebhaberkreisen in die Allgemeinheit zu finden. Naturgemäß konnte sich bei der Fülle der Erscheinungen der Blick hier nur einigen besonders verheißungsvollen zuwenden: so Léon Deubel, Jules Romains, dem Führer der *unanimistes*, Georges Duhamel, dem nunmehrigen lyrischen Kritiker des *Mercure* nach Pierre Quillards Tod, und endlich dem vielleicht berufensten unter ihnen: Charles Vildrac. Für die übrigen, wie Jean Royère, den Herausgeber der *Phalange*, Gauriel Mourey, die beiden Périn, John-Antoine Nau, Tristan Klingsor, Alexandre Mercereau, Henri Vandeputte, Philéas Lebesgue, Henri Guilbeaux, den bekannten Vermittler zwischen Jungdeutschland und Jungfrankreich, Florian Parmentier, die Delarue-Mardrus, Elsa Koeberlé, Marcel Raybaud, René Arcos, Emile Cottinet, Henri Franck, André Spire und Théo Varlet ist nicht viel mehr als die Nennung des Namens abgefallen. Dem Verfasser ist daraus kein Vorwurf zu machen, um so weniger als ja das Zuwortkommen dieser Dichter in den nachfolgen-

den Übertragungen einer natürlich knapp zu bemessenden Charakteristik von anderer Seite gegenüber zweifellos den Vorzug verdient. Man ist bei der Beurteilung des Grautoffschen Aufsatzes von ähnlich zwiespältigen Gefühlen beseelt wie bei den Übertragungen. Das Ganze wirkt zu sehr wie ein etwas sorglos aneinandergereihtes Notizenmaterial. Man vermißt die notwendige feste Struktur. Die Probleme werden zwar angerührt, aber weder gründlich — das war vielleicht nicht zu verlangen — noch klar auseinandergesetzt. Ist dem Leser, der kein Französisch versteht — und an ihn richtet sich das Buch —, mit freigebig eingestreuten fremdsprachlichen Zitaten aus knifflichen theoretischen Manifesten geholfen? Nützt es ihm etwas, wenn man von dem Einfluß der Han Rynerschen Philosophie auf gewisse Dichter spricht, ohne ihm auch nur mit einem Worte zu verraten, worin diese Philosophie besteht? Und was soll er mit Paul Claudel anfangen, der ganz wie zufällig in die Darstellung hereingezogen wird und von dessen Wirkung er sich ja doch kein Bild machen kann? Indessen vergißt man diese Bedenken im Hinblick auf die schon oben berührte Tatsache, daß hier zum erstenmal ein beachtenswerter Vorstoß in eine terra virgo unternommen wird. Es ist zwar noch keine Eroberung erfolgt, aber doch eine Rekognoszierungsfahrt, die geeignet ist, manche Legende und manches Vorurteil aus der Welt zu schaffen, vor allem das, daß die moderne französische Lyrik eine schwächliche Spezialistenkunst sei, die alle Brücken zum Leben abgebrochen habe und in dem Ausklügeln rein ästhetischer Raffinements langsam ersticke. Im Gegenteil: hier handelt es sich um eine Kunst, die nicht vom Leben weg, sondern zu ihm zurück will, und zwar mit aller Kraft und mit allen Mitteln.

Was an dem Werk der beiden Verfasser ganz besonders besticht, das ist der sichere und vornehme Geschmack, den sie bei der getroffenen Auswahl bewiesen haben. Man stößt, von Gregh vielleicht abgesehen, auf keine Niete. Allenfalls über die Verteilung des Raumes ließe sich streiten. Stuart Merrill zehn Seiten, Henri de Régnier dagegen fünf, oder Cécile Périn fünf Seiten und Henry Franck nur drei: da sehe ich kein richtiges Verhältnis. Auch Lücken empfindet man. So hätte ich das Gedicht von Klingsor gern etwa für eine Probe Léo Larguier hingegeben. Allein man darf nicht vergessen, daß bei einer Auswahl aus der persönlichsten Kunstgattung, dem lyrischen Gedicht, nicht jeder Wunsch erfüllt, nicht jeder Geschmack befriedigt werden kann. Zudem will die Sammlung kein Abbild der ganzen Bewegung, sondern nur des Schaffens einiger ihrer bedeutsamsten Träger sein, mit denen die Herausgeber überdies durch persönliche und freundschaftliche Beziehungen verbunden sind. Es gibt viele Leser, die den Reiz einer Anthologie nur darin sehen, daß sie eine erfreuliche Entdeckung oder Überraschung erleben. Mögen sie das vorliegende Buch getrost zur Hand nehmen. Sie werden sich in ihrer Erwartung nicht getäuscht sehen.

Frankfurt a. M. Gustav Noll.

Niccolò Machiavelli. Die Handschriften, Ausgaben und Übersetzungen seiner Werke im 16. und 17. Jahrhundert. Mit 147 [für sich in München gedruckten] Faksimiles und zahlreichen Auszügen. Eine kritisch-bibliographische Untersuchung von Adolph Gerber. Erster Teil: Die Handschriften. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1912.

Nach den Vorarbeiten der grundlegenden Werke von Pasquale Villari und von Oreste Tommasini, nach der verdienstvollen, kritischen Ausgabe des 'Principe' von G. Lisio und nach der ansprechenden Würdigung des 'Abbozzo autografo delle Storie fiorentine' von seiten Plinio Carlis wird uns

hier zum erstenmal auf Grund eingehender Studien eine systematische, alle bekannten Hss. der literarischen Werke Machiavellis umfassende Arbeit unterstützt von reichem Faksimile-Material geboten. Für diese Förderung unseres Wissens muß jeder, der sich näher mit Machiavelli befaßt, dem Fleiße und der Sorgfalt des Verfassers dankbar sein, mag sich auch die Kritik im einzelnen nicht alle seine Schlußfolgerungen und Ergebnisse zu eigen machen.

Das einleitende Kapitel bringt eine elementare Untersuchung über einige Eigentümlichkeiten der Schrift und der Sprache Mach., deren Entwicklung (entgegen der herrschenden Ansicht) nach Meinung des Verf. genug Regelmäßigkeit aufweist, um sie als chronologische Kriterien für undatierte Schriftstücke verwenden zu können. So ließe sich alles zwischen 1504 und 1517 Abgefaßte ziemlich genau zeitlich bestimmen nach der Schreibung von e = und (erst e', dann et) und von jotaziertem l (erst gli, dann gl). Für den Zeitraum von 1517 bis in die letzten Lebensjahre unseres Autors sollen Sprachformen uns die gleiche Hilfe gewähren, da Mach. mit seinem Eintritt in die literarische Arena anscheinend immer mehr gewisse dialektische Formen fallen läßt (Verdrängung von el und e durch il und i, Ersatz von -orono durch -orno, von -ssi und -ssino durch -sse und -ssero, allmähliches Verschwinden der Plurale mia, tua, sua und dua, Übergang von suto zu stato usw. usw.). Inwieweit man hier wirklich auf festem Boden steht, vermag natürlich nur zu beurteilen, wer zu genauer Prüfung der Hss. selbst Gelegenheit hat. Es folgt nun eine chronologische Übersicht über die wichtigsten Schriften und Schriftstücke (1499—1527), teils von Mach. datiert, teils vom Verf. durch Konjektur — gemäß den obigen Kriterien — eingereiht. Das wichtigste Ergebnis würde hier sein, daß die Übersetzung des Victor Uticensis nicht — wie man bisher angenommen — ein Jugendwerk ist, sondern in die Zeit um 1515 fällt. Ein Faksimile dieses Stückes wäre sehr willkommen gewesen.

Das II. Kapitel beschäftigt sich mit den Auszügen aus Briefen und Protokollen (1494—98), den Übersichten über die Ereignisse des Spätherbstes 1503 und über diejenigen vom Tode Cosimos bis 1501, den *Frammenti Storici* (1494—98), den *Nature d'Uomini Fiorentini* usw. Daß diese nicht, wie man früher meinte, als Bruchstücke einer Fortsetzung der 'Istorie' anzusehen sind, sondern vielmehr als Vorarbeiten zu einer Art *Decennale in Prosa*, von dem das poetische *Decennale* (Cantafavola) nur eine der Augenblickslaune entsprungene Vorfrucht gewesen, darauf hatten schon Tommasini und Alvisi hingewiesen. Diese augenscheinlich zutreffende Ansicht stützt der Verfasser noch durch orthographische und sprachliche Kriterien und setzt die Entstehungszeit dieser Vorarbeiten mit annähernder Genauigkeit fest. Für den — bisher zu derselben Klasse gerechneten — im Kod. Riccard. 3627 überlieferten *Estratto di Lettere ai Dieci di Balìa* (1497—99), der noch von Carli dem Machiavelli zugeschrieben wurde, versucht der Verf. die Autorschaft des Marcello Virgilio Adriani, des berühmten Gelehrten und langjährigen Vorstandes der ersten Florentiner Kanzlei, nachzuweisen. Daß der *Estratto* nicht von Machiavelli geschrieben, ergibt sich wohl jedem Schriftverständigen aus dem gänzlich verschiedenen Schriftduktus. Sind aber jene Briefauszüge wirklich von der Hand des Adriani? Um diese Annahme, für die noch innere Gründe sprechen, jedem einleuchtend zu machen, hätte es meines Erachtens einer umfangreicheren Schriftprobe bedurft, als es die vom Verf. gebotene faksimilierte Namensunterschrift des Kanzlers ist.

Im III. Kap. folgt eine Erörterung zu den *Discorsi sopra la prima Deca di T. Livio*, deren Original (um 1531 noch im Besitz des Kardinals Ridolfi) heute verschollen ist. Überliefert ist nur der eigenhändige Entwurf der Vorrede zu Buch I. An diesem Stück prüft der Verf. den kritischen

Wert der beiden vorhandenen Drucke des Werkes, sowie denjenigen der einzigen vollständig erhaltenen Handschrift (Brit. Mus. Harl. 3533), auf die als erster hingewiesen zu haben sein Verdienst ist. Den eigenhändigen Entwurf Machiavellis zur Vorrede teilt der Verf. ganz im Faksimile mit, weil seine Vorgänger manches verlesen haben. Die Varianten ergeben nach Gerber als wichtigste Tatsache, daß die Londoner Hs. nicht von einem der Drucke abgeschrieben ist, und bestätigen, daß Blado (im Gegensatz zu Giunta) bei seinem Druck tatsächlich die Original-Handschrift verwertet hat. Zum Schluß untersucht der Verf. noch den Wert des Londoner Kodex, sowie den der Florentiner *Bruchstücke*, und ihr gegenseitiges Verhältnis.

Das IV. Kap. gibt eine Probe aus dem erhaltenen Original der *Descrizione del modo tenuto dal Duca Valentino nell'ammazzare Vitellozzo Vitelli* usw., wobei gezeigt wird, was der Druck Blados und der Originaldruck der *Testina* sich an Textverderbnis geleistet haben. Gemäß seiner orthographischen und morphologischen Eigenart wird das Original des *Valentino* vom Verf. in die Zeit zwischen 1514 und 1517 gesetzt. Bei einer dann folgenden Vergleichung der Kladde der *Andria* mit der Reinschrift (beides im Original erhalten) ergibt sich dem Verf. das Bestreben Mach., die Sprache der literarischen Norm näherzubringen. Zum Schluß bespricht er die eigenhändige Reinschrift des *Belfagor Arcidiavolo* und ihr Verhältnis zur Ausgabe Donis und zu Brevios gleichnamiger Novelle. Seine Beweisführung bestätigt, woran übrigens wohl heute kaum noch jemand zweifelte, daß Mach. als der Verfasser der Novelle und Brevio als sein Nachahmer oder gar Entlehner zu betrachten ist.

Das V. Kap. ist der eingehenden Erörterung der vier Hss. der *Arte della Guerra* gewidmet. An erster Stelle steht der ungefähr die Hälfte des Werkes enthaltende Original-Kodex (Bibl. Nazion. Firenze), der den endgültigen Text bringt, wie ihn Mach. dem Kopisten zur Reinschrift übergab. Auch die zahlreichen nicht eigenhändigen Korrekturen (lexikologische, grammatische, orthographische) sollen vor der Reinschrift und daher mit Mach. Zustimmung vorgenommen worden sein. Sie scheinen nicht aus der Giuntaschen Druckerei zu stammen, die sich demnach einer anderen Hs. als Vorlage bedient hätte. Über die Person des Korrektors, dessen sich hier Mach. zur Ausmerzung des Dialektischen aus seinem Manuskript bediente, läßt sich heute kaum noch etwas ermitteln. An zweiter Stelle folgt die eigenhändige Nachträge aufweisende andere Hs. der Bibl. Nazionale, von welcher der Verf. wahrscheinlich macht, daß sie nicht zum ersten Original gehört, sondern daß die Nachträge für einen anderen, nicht erhaltenen Kodex (möglicherweise die erste Reinschrift) bestimmt gewesen sein müssen. Die dritte Handschrift ist ein Kodex Riccardianus von Schreiberhand, dessen Wert für die Kritik gering ist. Der letzte Kodex schließlich, ebenfalls von Schreiberhand, liegt auf der Bibl. Comunale in Verona. Die Buchüberschriften von II—VII und die letzten 14 Blätter wären eigenhändig, dagegen soll im Text selbst nicht die kleinste Korrektur von Mach. Hand zu finden sein. Nicht dieser Kodex selbst, sondern ein ihm nahe verwandter, aber fehlerfreier Kodex hätte nach Gerber dem Giuntaschen Druck als Vorlage gedient. Immerhin ist sein Text, da wo nichts Eigenhändiges vorhanden, zuverlässiger als der Kodex Riccardianus.

Das VI. Kap. handelt von den *Istorie Fiorentine*. Die Original-Reinschrift ist leider nicht auf uns gekommen. Zum erstenmal wird hier vom Verf. das gegenseitige Verhältnis der vier Hss. etwas genauer beleuchtet, besonders mit Hilfe der eingehend besprochenen, zum Teil faksimilierten, zum Teil auch in Bruchstücken — mit den Varianten der endgültigen Redaktion und des Bladoschen und Giuntaschen Druckes — herausgegebenen eigenhändigen Kladde Machiavellis, die etwa ein Sechstel des ganzen Werkes umspannt. Das Ergebnis der Vergleichung ist dahin zusammenzufassen,

daß die Hss. A (Laurenz. Pl. XLIV, 34) und B (ebenda Nr. 37) ihrem Werte nach an der Spitze stehen, und daß C (Flor. Nazion. II, III, 64) und D (Laurenz. Pal. 163) aus einer gemeinsamen Quelle geflossen sind. Der Giuntasche Druck, der auf D zurückgeht, wird an Zuverlässigkeit im allgemeinen von Blados übertroffen. Es folgt alsdann eine ausführliche Beschreibung und Besprechung der einzelnen Kodizes. A hätte nach dem Verfasser aus inneren wie äußeren Gründen dem Original wahrscheinlich sehr nahe gestanden. Die im alten Katalog als *Autographus* bezeichnete Hs. B ist in Wirklichkeit keinesfalls von Mach. Hand, wie das aus entstellten Eigennamen, aus der Orthographie und vor allem aus den faksimilierten Schriftzügen erwiesen wird. Doch hält der Verfasser für B eine direkte Abhängigkeit vom Original für nicht ausgeschlossen. Zu der mutmaßlich vor 1532 von Lodovico Buonaccorsi gefertigten Hs. C ist nichts Besonderes nachzutragen. Der Kodex D, der wie B vom alten Katalog als *Autographus* hingestellt wurde, ist es — nach dem Faksimile zu urteilen — ebensowenig wie jener. Er ist in der Giuntaschen Druckerei als Vorlage benutzt worden. Nach der Untersuchung des Verf. hat der Korrektor seine Korrekturen, wo es sich nicht um bloße Herrichtung für den Druck handelte, augenscheinlich aus einem der Hs. A nahestehenden Kodex entnommen, der aber auch nicht das Original gewesen sein kann. Den Beschluß dieses Kapitels macht eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen A und B und beider zu dem nicht erhaltenen Original. Um hier zu einem völlig einwandfreien Ergebnis zu kommen, wäre eine — nur in Florenz mögliche — vollständige Vergleichung der Hss. meines Erachtens doch unerläßlich.

Im VII. Kap. kommt der Verf. (nach kurzer Besprechung der nur je in einer einzigen, nicht eigenhändigen Hs. erhaltenen *Decennali* und *Ritratti*) zu dem *Principe*, von welchem Werke die größte Anzahl Kodizes, nämlich zehn, noch vorhanden ist. Leider befindet sich ein Original nicht darunter und sind die Hss. in ihrer Mehrzahl für die Textkritik von nur zu geringem Wert. Während den Herausgebern der *Opere* (1813) nur der Kod. Laur. und der Kod. Riccard. bekannt waren, hat Lisio in seiner kritischen Ausgabe immerhin sechs Hss. verwertet. Auf Grund vollständiger Kollationierung der meisten Hss. und Ausnutzung der bisher nicht beachteten vier Kodizes vermag der Verf. die Aufstellungen Lisios für die Klassifikation der Hss. in nicht unbeträchtlichem Maße zu berichtigen. Zuvor gibt er noch eine genaue Beschreibung der einzelnen Kodizes. Von der wertvollen Hs. L (Laur. XLIV, 32) nimmt der Verf. als sicher an, daß sie von Biagio Buonaccorsi selbst (ebenso wie P und R) geschrieben wurde. Das mag sein, doch scheint mir die gegebene Schriftprobe (sechs Zeilen!) zu dürftig, um dem Leser die gleiche Überzeugung zu vermitteln. Mir persönlich erschließt sich aus den Faksimiles nur, daß P und R sehr wahrscheinlich, L nur möglicherweise von dem gleichen Schreiber stammen. Ob dieser jedoch Buonaccorsi war, möchte ich mit Lisio dahingestellt sein lassen. Betreffs P (Paris Nation. Ms. Ital. 709) macht der Verfasser die textliche Abhängigkeit von L wahrscheinlich; dasselbe ist nach seiner Ansicht bei R (Riccard. 2603) wie auch bei C (Corsin. 440) der Fall, dessen nachträgliche Korrekturen aus G (Gotha, Herzogl. Bibl., Chart. B 70) entlehnt wären.

Unter der Gruppe der übrigen Hss. nimmt der reichverzierte, kalligraphisch meisterhaft geschriebene Pergamentkodex B (Vatic. Barber. 5093) eine besondere Stelle ein. Leider hat der Auftraggeber keine Vorsorge getroffen, daß die kostbare Hs. nach einer möglichst tadellosen Vorlage ausgeführt wurde. Von den anderen Kodizes ist nur die von Tommasini zuerst herangezogene Gothaer Hs. näherer Erwähnung wert. Sie wird vom Verf. in die Zeit vor 1532 gesetzt. Ihr Text weist insofern etwas Rätselhaftes auf, als einigen vortrefflichen, sonst nirgend erhaltenen, sicher ursprüng-

lichen Lesarten anderseits hier und da eine starke Verderbnis und eine an die Drucke gemahnende Überarbeitung gegenübersteht, trotzdem eine Benutzung der beiden Drucke (1538 und 1539) von seiten der Hs. nach dem Verf. völlig ausgeschlossen werden muß. Die Verwandtschaft dieser Hs. mit den Drucken dürfte darin ihre Erklärung finden, daß Blado neben seiner Hauptvorlage auch noch eine andere, G nahestehende Hs. verwertet haben wird. Was die Quelle von G anlangt, hat sich dem Verf. ergeben, daß G gemeinsam mit der besten Hs. M auf ein und denselben, vom Original nur wenig entfernten Kodex zurückzuführen ist. Bei einer eingehenderen Untersuchung (deren Widergabe zu weit gehen würde) kommt der Verf. schließlich im Gegensatz zu Lisio zu der Ansicht, daß alle vorhandenen Hss. teils aus orthographischen und grammatischen, teils aus sachlichen Gründen nicht von dem eigenhändigen Original, sondern von einer Reinschrift von Schreiberhand abstammen mögen.

Beim *Castruccio* und bei der *Clizia* bieten die nur je in einem Exemplar erhaltenen, nicht eigenhändigen Hss. kaum etwas Erwähnenswertes. Von der *Mandragola*, dem *Asino d'Oro* und dem *Capitoli* ist nicht ein einziger Kodex auf uns gekommen. Hier bricht die Schrift Gerbers ab. Alles in allem eine verdienstvolle, fleißige und scharfsinnige Arbeit, deren zweitem Bande (über die Ausgaben und Übersetzungen) man mit Erwartung entgegensehen darf.

Berlin. Oskar Hecker.

Ernest Gossart, La révolution des Pays-Bas au seizième siècle dans l'ancien théâtre espagnol. (Extrait des Bulletins de l'Académie Royale de Bruxelles.) Brüssel 1910. 125 S.

Philipp und sein unglücklicher Sohn, Don Juan, Barbara Blombergs Sohn, und die anderen Träger spanischen Waffenruhms vom kommandierenden General bis zum Glückssoldaten ziehen in der Spiegelung an uns vorüber, die ihnen die patriotische Comedia gab. Nicht nach Gesichtspunkten der Literaturgeschichte hat der Verfasser seine Studie angelegt: die Personen stellt er voran, es folgen als einzelne dramatisierte Ereignisse die Belagerung von Mons, die Einnahme von Maestricht, die Ermordung des Oraniers und zwei unwichtigere Episoden: eine Meuterei lohnfordernder Regimenter und der wohlgelungene Handstreich gegen Amiens (der eigentlich zum Thema nur in loser Beziehung steht). Den Beschluß macht eine Art kulturhistorisches Kapitel *Le soldat espagnol en Flandre*. Auf die innere Verschiedenheit der behandelten Dramen, ihre technischen Besonderheiten geht der Verfasser nicht ein, und sicher wäre eine Untersuchung, wie sich all diese Dichtungen zum Typus der 'Historie' stellen, der uns aus Shakespeare bekannt ist, ganz anziehend gewesen. Nun, das war nicht beabsichtigt, auch über das Verhältnis der frei erfundenen Bestandteile zum geschichtlichen Kern (oder Rahmen) erhalten wir keine eingehende Auskunft — Gossart hebt im wesentlichen nur die zur Haupt- und Staatsaktion gehörigen Vorgänge heraus und gibt sie unter Übertragung bemerkenswerter Stellen in flüssiger Nacherzählung wieder.

Was fällt bei dieser Studie, die sich zunächst an die allgemein menschliche Teilnahme der Belgier für ihre geschichtliche Vergangenheit wendet, als Nutzen für den Literarhistoriker ab? Zunächst der Vergleich der poetischen Vorgänge mit denen der Wirklichkeit. Es finden sich arge Geschichtsklitterungen, wie des Andrés de Claramonte *El valiente negro en Flándes* oder des Tomas Ossorio *Lo que toca al valor y el Príncipe de Orange* (der apokryphe Titel ist deutlicher als der offizielle *El rebelde al beneficio*), aber gerade die hervorragendsten Dichter — Lope de Vega, Enciso, auch Mon

talván — rücken wohl die Ereignisse zusammen, stellen sie auch um und beleuchten sie ad maiorem gloriam Hispaniae, folgen aber sonst selbst in Einzelheiten getreulich guten Quellen. Das geht sogar so weit, daß hier und da in der Comedia schon die geschichtliche Wahrheit dargestellt wurde, während die offizielle Historie sich noch in Schweigen hüllte: die Vermutung Schacks, daß der eine und andere geschichtliche Dramatiker aus guter mündlicher Überlieferung, vielleicht auch aus sonst nicht allgemein zugänglichen schriftlichen Quellen schöpfte, wird hier am Don-Carlos-Drama Encisos, an Lope de Vegas *Asalto de Mastrique* nachgewiesen. Ob ähnliches auch für die Geschichte von Albas natürlichem Sohn (in *El Aldegüela*) gelten darf, ist mir zweifelhaft; vieles in der Darstellung seiner Jugend ist doch konventionell für den jungen Adelssproß, der in niedriger Umgebung aufwächst.

Zum Vergleich mit der geschichtlichen Grundlage — er erstreckt sich auch auf die Feststellung der manchmal wunderlich verkauderwelschten Orts- und Personennamen, auf die dankenswerte Auflösung der gelegentlich von Lope gebrauchten flämischen Sprachbrocken — tritt der Nachweis der als Quelle benutzten zeitgenössischen Darstellungen. Hier und da werden Proben aus ihnen gegeben, die einen Vergleich mit der Vorlage ermöglichen, die beweisen, wie eng sich häufig der Dichter an den Chronisten anschloß.

Was bliebe zu wünschen? Nicht viel, wenn nicht der ganze Charakter der Studie umgeworfen werden sollte. Aber da Gossart nun einmal die Don-Carlos-Dramen der Weltliteratur mit leichten Strichen charakterisiert, hätte eine eigentümliche spanische Tragödie des 19. Jahrhunderts wohl eine Erwähnung verdient, nämlich Nuñez de Arces *El haz de leña*. Don Juan de Austria war nicht nur den Spaniern eine poetische Gestalt — ich nenne nur Frankls Epos, C. F. Meyers Ballade — und Albas Bastard hat durch Goethe auch bei uns Bürgerrecht erworben. Doch das sind Kleinigkeiten, auch daß Gossart Schillers Charakterauffassung Don Philipps unrecht tut, sei nur nebenher erwähnt. Ob die besprochenen Dramen alle diejenigen umfassen, die ihren Stoff aus der Geschichte der niederländischen Empörung entnehmen, ist bei der Fülle der dramatischen Erzeugnisse Spaniens kaum zu sagen — auf zwei fehlende vermag ich hinzuweisen: Moretos *Travesuras son valor* spielt im Kreise der flandrischen Armee und teilt Herzog Alba eine bedeutsame Rolle zu; eine gemeinsame Arbeit der Brüder Figueroa y Córdoba *La dama capitán* gehörte ins letzte Kapitel als ein Beispiel für die Auffassung Flanderns als des romantischen Landes, wo 'die Welt auf der Spitze des Degens stand': ein Mädchen bringt es zum Hauptmann und Ritter von Santiago.

Berlin-Lichtenberg. A. Ludwig.

Das Rousseauproblem und seine neuesten Lösungen.

Revue de métaphysique et de morale éd. X. Léon, Mai 1912. Armand Colin, Paris:

E. Boutroux: *Remarques sur la philosophie de Rousseau.*
Harald Höffding: *Rousseau et la religion.*
D. Parodi: *Les idées religieuses de Rousseau.*
B. Bosanquet: *Les idées politques de Rousseau.*
C. Bouglé: *Rousseau et le socialisme.*
M. Bourguin: *Les deux tendances de Rousseau.*
J. Jaurès: *Les idées politiques et sociales de Rousseau.*
R. Stammler: *Notion et portée de la 'Volonté générale' chez J.-J. Rousseau.*
E. Claparède: *Rousseau et la conception fonctionelle de l'enfance.*
L. Lévy-Brühl: *Quelques mots sur la querelle de Hume et de Rousseau.*
V. Delbos: *Rousseau et Kant.*
J. Benrubi: *Rousseau, Gœthe et Schiller.*
G. Dwelshauvers: *Rousseau et Tolstoï.*

A. Görland: *Rousseau als Klassiker der Sozialpädagogik.* Gotha, E. F. Thienemann, 1906.

Edme Champion: *J.-J. Rousseau et la Révolution française.* Armand Colin, Paris, 1909.

Ewald Wasmuth: *Jean-Jacques Rousseau.* Xenienverlag, Leipzig, 1912.

Bernard Bouvier: *Jean-Jacques Rousseau.* Genève, A. Jullien, 1912.

Es gibt viele Rousseauprobleme; Rätselhaftes in Rousseaus Leben und Schicksal. Z. B.: welcher Art war seine Krankheit? wo und wie früh zeigen sich die ersten Symptome der geistigen Störung? wie ist sein Ende zu deuten? sind seine letzten Schriften Anzeichen einer Art von Genesung? wenn nicht, was sind sie dann? Das Beste in dieser Frage hat bis jetzt wohl Möbius gesagt. — Sodann: Wie kommt der unreife und mittelmäßige erste *Discours* zu seinem ungeheuren Erfolg? Sein erstes Leserpublikum konnte ja nicht ahnen, was hinter ihm stand. Warum trägt gerade der verhältnismäßig so zahme und harmlose *Emile* seinem Verfasser diese Verfolgung ein, und zwar nicht bloß auf französischem und katholischem Boden? Über die einzelnen Stadien in dem gerichtlichen Vorgehen sind wir ja heute aufgeklärt; beim Blick auf das Ganze, und wenn man vergleicht, was man sonst dem 18. Jahrhundert bieten durfte, ungestraft und nahezu unbelästigt, so stellt sich doch immer und immer das Staunen ein.

Wie steht es mit dem Komplott zwischen Diderot, Grimm und dem menschlichen Geschlecht gegen Roussean? Ist gar nichts daran? Ist es bloß die Ausgeburt des kranken Hirns eines phantastischen Menschenhassers? Was ist die Tragweite der einer Rousseaujüngerin, Frederika Macdonald, geglückten Entdeckung, daß der Memoirenroman von Frau von Epinay in einem Rousseau feindlichen Sinne von Diderot und Grimm umgearbeitet worden ist? Beweist das, daß Rousseau doch recht hatte, daß sein Wahnsinn eigentlich gar kein Wahnsinn war, sondern nur eine Art Verzweiflung darüber, daß andere nicht sehen wollten, was er so deutlich sah und nur eben nicht nachweisen konnte? oder wenigstens — da doch der Wahn der letzten Jahre nicht ganz zu leugnen ist —, daß eben jemand

anders, der böse Feind, 'schuld' war an dem Wahn; eine Wendung freilich, mit der Frau Macdonald vielleicht ihrem Geschlecht einen kleinen Tribut bezahlt hat.

Das Rousseauproblem schlechtweg ist und bleibt aber doch das Lebenswerk des Mannes selbst. Was wollte er eigentlich? Wollte er etwas? Oder war er nur etwas wie ein lyrischer Dichter, an den man ja auch nicht mit der Frage herantreten darf: Was willst du denn eigentlich? Und wenn er etwas wollte, wollte er etwas Einheitliches oder bald dies, bald das? Und läßt sich in dem vielen, das er etwa wollte, eine verborgene Einheit entdecken, oder ist es schlechterdings unter keinen Generalnenner zu bringen? Das neuerwachte Interesse an Rousseau, das keineswegs bloß vom Abreißkalender angeregt wurde und darum auch bessere Früchte aufzuweisen hat als die bekannten Erzeugnisse in Jubiläumsbegeisterung und Jubiläumsindustrie, gravitiert ersichtlich gegen diese Frage hin. Das ist das Verdienst der beiden klassischen Darstellungen, die Rousseaus Weltanschauung bei Faguet in seinem *Dix-huitième Siècle* und bei Lanson in seiner Literaturgeschichte gefunden hat. Der scharfe Gegensatz, in den diese beiden Historiker und Psychologen zueinander treten, ohne, soviel ich weiß, gegeneinander zu polemisieren, hat offenbar anregend gewirkt.

Faguet leugnet bekanntlich die Einheitlichkeit in Rousseaus Werk; womit aber durchaus nicht gesagt ist, daß er nun in Rousseau einen Gelegenheitsdenker mit willkürlichen, splitterhaften Einfällen sähe. Im Gegenteil, er weist sehr schön den streng logischen und psychologischen Zusammenhang auf, in dem die Hauptwerke untereinander und mit dem Leben ihres Verfassers stehen. Nur ein Werk, allerdings ein Hauptwerk, der *Contrat social*, läßt sich schlechterdings nicht in diesen Kreis hineinzwängen. Für diesen Riß, diesen Dualismus, weiß er im Grund keine Erklärung. Den einheitlichen Grundgedanken — es ist nach Faguet fast der einzige Gedanke, den Rousseau überhaupt hat — sieht er in dem Schlagwort: Der Mensch gut, die Menschen schlecht. Er faßt ihn in dem Sinn eines romantischen Individualismus, ohne daß er übrigens diese Worte brauchen würde. Romantik sei hier verstanden als sehnsüchtiger Rückblick nach etwas unwiederbringlich Verlorenem, und Individualismus soll bedeuten: das zigeunerhafte, sorglose, träumerische, ins eigene Selbst versunkene, gesellschaftlich ungebundene Leben des jugendlichen Rousseau, das seine Geschichtsphilosophie in den Anfang der Menschheitsgeschichte als eine Art von Wildenparadies hinausprojiziert. Das ist nach Faguet nicht ein Gedanke Rousseaus, sondern der Gedanke; denn er erscheint nicht bloß im *Discours sur l'inégalité*, der für Faguet den Hauptschlüssel abgibt, sondern auch im ersten *Discours*, der nichts anderes ist als ein jener Hauptschrift vorangesandtes Kapitel der *Inégalité*, und wieder, nur in der Färbung etwas anders, in der *Nouvelle Héloïse*, in *Emile*, im *Brief an den Erzbischof von Paris*. Wäre Rousseau, der Politiker, in den Bahnen dieses Gedankens geblieben, so müßte sein politisches Gesetzbuch im Sinne eines radikalen, intransigenten Liberalismus abgefaßt worden sein. Rousseau müßte folgerichtigerweise eine Art von Edelanarchist sein, wie wir in Deutschland sagen. Damit scheint noch der Eingangssatz des *Contrat* zu stimmen: Der Mensch ist frei geschaffen, und doch ist er überall in Ketten. Also, sollten wir weiter vermuten: Zurück zur Natur, d. h. in diesem Falle zur ursprünglichen Freiheit! Nun kommt es aber ganz anders. Es heißt jetzt: Vorwärts zum Staat des Gesellschaftsvertrags! Und das bedeutet: Vorwärts zum extremen Gesellschaftssozialismus, in den das Individuum eingeht durch eine *aliénation totale*, durch eine Entäußerung Leibes und der Seelen, durch Hingabe seines Vermögens, seiner Freiheit, seines Gewissens. Hinein in den antiliberalen Staatssozialismus, in dem der allmächtige Staatssouverän alles ist und das Individuum an und für sich gar nichts, oder doch etwas

nur als Bruchteil des Souveräns. Das Bewußtsein, dieser Bruchteil zu sein, muß dem einzelnen die Freiheit ersetzen. Es ist die Verherrlichung des anonymen Massendespotismus.

Der Riß, der Faguet so viel zu schaffen machte, verschwindet vollkommen in der großartigen Nachdichtung der Rousseauschen Gedankenwelt in Lansons Literaturgeschichte. Noch nie ist in solch prägnanter Kürze so viel Bedeutendes über Rousseau gesagt worden. Faguet formulierte das Prinzip Rousseaus in Form von These und Antithese, weil er in ihm wesentlich den Romantiker sieht. Lanson ersetzt die Dyas durch eine Trias von Sätzen: These, Antithese, Synthese, weil nach ihm die Rousseausche Romantik von Rousseau dem Reformator, dem positiven Geschichtsphilosophen überwunden wurde, weil sie als Moment in einer höheren Einheit unterging. Sah Faguet den ganzen Rousseau in nuce im zweiten *Discours*, dessen Leitmotiv in den anderen Schriften nur noch variiert wurde, so stehen sie nach Lanson alle, den *Contrat* mit eingeschlossen, je an einer bestimmten Stelle eines Systems. Er stützt seine Deutung hauptsächlich auf zwei Stellen: eine vor Lanson, wie es scheint, überhaupt nicht beachtete Stelle in den *Dialogues*, in der Rousseau selbst die Einheitlichkeit seines Gesamtwerkes stark betont. Lanson unterstreicht darin besonders den Satz, nach dem es ein Zurück zu dem einmal verscherzten Naturzustand nicht gibt: *Mais la nature humaine ne rétograde pas, et jamais on ne remonte vers les temps d'innocence et d'égalité, quand une fois on s'en est éloignée.* Daran fügt er, gewissermaßen als logische Fortsetzung, eine Stelle aus dem *Contrat social* (I, chap. VIII), nach der der Übergang aus dem Naturzustand in den Stand der Gesellschaft einerseits einen Verlust, anderseits einen Gewinn für die Menschheit bedeutete, nach der ferner jener Verlust ein unumgänglicher und — recht betrachtet — höchst heilsamer, ja segensreicher Verlust war, weil beim Überschlag des Ganzen der Gewinn den Verlust an Wert weit überwiegt.

Im Licht dieses Gedankens ordnen sich ihm Rousseaus Werke, wie von selbst in folgendem Schema: Der Mensch von Natur gut, oder, wie es nach Lansons Paraphrase, die den positiven Ausdruck Rousseaus ins Indifferente umbiegt, eigentlich heißen müßte: der Mensch ist zunächst weder gut noch böse, amoralisch. Die animalische Harmonie des ursprünglichen Menschen wird zerstört durch den differenzierenden Kulturprozeß, der mit der zersetzenden Reflexion und mit der selbstsüchtigen Ausbeutung der Nebenmenschen einsetzt und daher ein Schritt nach abwärts zu sein scheint: Zweiter *Discours*. Nachweis der verderblichen Wirkungen einer minderwertigen Kultur an den gepriesenen vermeintlichen Kulturblüten, an Kunst und Wissenschaft und am Theater: Erster *Discours* und Brief an Dalembert, *Sur les spectacles*. Nun kommt eine unausgesprochene Phase in Rousseaus Denken, eine Aposiopese sozusagen, die Lanson folgendermaßen auf den Begriff bringt: der praktische Schluß aus dem allem scheint zu sein: Zurück zur Natur! Aber verstehen wir uns wohl: die menschliche Natur geht nie zurück; ein Zurück wäre ein Hinab, und für uns kann es sich nur um ein Hinauf handeln. Uns liegt das Werk einer *restauration* ob, die Aufgabe einer Höherbildung des Typus Mensch, eine Arbeit, in der die Eigenschaften des Naturmenschen: Güte, Freiheit, Frohsinn in tieferem Sinn neu erzeugt werden müssen. Dieses Werk der Wiederherstellung begreift zwei Aufgaben in sich: die Wiedergeburt des Individuums durch die Erziehung des jungen Geschlechts: der *Emile*; und durch Läuterung und Zucht, die wir, jung und alt, an uns selbst üben: die *Nouvelle Héloïse*. Denn so faßt Lanson die letzte Intention dieses Werkes auf, nicht wie eine veraltete, aber, namentlich in Deutschland, immer noch mitgeschleppte Ansicht meint, als eine Verkündigung der Rechte der Leidenschaft. Die andere Aufgabe ist die Wiedergeburt der Gesellschaft: der Aufbau der idealen Familie: noch einmal die *Nouvelle Héloïse*, der Aufbau des Idealstaates auf dem Gedanken

der freien Hingabe des einzelnen an das Ganze: der *Contrat social*. Dabei unterstreicht Lanson mit Recht sehr stark das Moment der Freiwilligkeit, der Autonomie in dieser Hingabe. So mildert sich der Gegensatz des *Contrat* gegen den sonst bei Rousseau vorherrschenden Ideenzug. Und Lanson hat sich hier in der Tat besser in unsern Philosophen hineingedacht als Faguet, der den *Contrat* zu realpolitisch, zu modern als einen Verfassungsentwurf mit starren Rechtsformen faßt, als eine Rechtsordnung, wie sie eine Majorität einer widerstrebenden Minorität aufzwingt. Für Rousseau ist aber der *Contrat* vielmehr eine Gesinnung, eine Begeisterung für Recht und Gerechtigkeit, die alle eben haben. Selbstverständlich will doch, meint Rousseau, ein jeder, oder will doch das bessere Selbst in jedem, sich zugunsten des Staates entäußern, will seinerseits schlechtweg, was die objektive *volonté générale* will.

Der wunde Punkt an diesem schönen Systemkörper ist die Stelle des Übergangs von der Dyas der Thesen zur Trias. Den Beweis dafür, daß Rousseau selbst diesen Übergang vollzogen hat, ist Lanson schuldig geblieben. Die beiden Belegstellen, auf die er sich stützt, sind nicht beweiskräftig. Das Kapitel im *Contrat* über den *état civil* und seine Überlegenheit über den *état de nature* scheidet aus, da der *Contrat* eben kontrovers ist. Ja, wenn sich diese Anschauung noch in einer der anderen Hauptschriften nachweisen ließe! Daß aber der *Contrat* selbst nicht den radikalen Gesellschaftspessimismus der übrigen Werke haben kann, daß er die Kultur positiv würdigen muß, das ist ja klar. Daß er sich hier eben zu dieser positiven Schätzung der Gesellschaft aufschwingt, die dem zweiten *Discours* und noch dem *Emile* stracks widerspricht, das war für Faguet das unlösbare Problem, das ist für uns die Crux. — Und die interessante Stelle in den *Dialogues* besagt gerade das Gegenteil von dem, was Lanson sie beweisen läßt. Der Nerv des Stückes liegt in dem Wort: *Mais la nature humaine ne rétograde pas.* Das Wort ergänzt Lanson, wie wir sahen, etwa so: Also nicht zurück zur Natur, sondern hinauf über die Natur! Nun ist aber diese optimistische Fortschrittsenergie ausgeschlossen durch den Zusammenhang der Stelle selbst und durch den ganzen Geist der Schrift, in der sie steht. Die *Dialogues* sind durchtränkt von Romantik, einer potenzierten, einer ins Mystische vertieften Romantik, das Wort in unserem Sinne der rückwärtsgewendeten Sehnsucht genommen. Nichts ist bezeichnender hierfür, als daß in dieser Schrift, in der sich Rousseau in so eingehender Umständlichkeit mit seinen eigenen Werken und mit der Tendenz seiner ganzen Schriftstellerei befaßt, der *Contrat social* samt allen den ihm vorhergehenden und nachfolgenden politischen Schriften einfach unter den Tisch fällt. Es ist, als wäre es aus seinem Gedächtnis weggewischt, daß er je etwas Derartiges geschrieben habe. Und das hat seinen guten Grund, wie wir sofort sehen werden.

Ein zweites Element der *Dialogues* nämlich, neben dem romantischen, ist das apologetische und läßt sich so formulieren: Die Verfolgung, unter der ich leide, ist ein reines Rätsel. War ich doch und bin ich noch ein durchaus harmloser Mensch, der nie etwas Staatsgefährliches, Revolutionäres im Schilde geführt oder gesagt hat. Das, und nichts anderes, steht in der von Lanson angezogenen Stelle. Wir können sie etwa so umschreiben: Alle meine Schriften drücken nur den einen Gedanken aus: Wieviel schöner und besser ist doch das paradiesisch primitive Menschenwesen im Vergleich mit dem raffiniert zivilisierten! Diese Stimmung hatte ich und wollte ich mitteilen. Aber man traue mir ja nicht zu, daß ich etwas Umstürzlerisches wollte, daß ich überhaupt etwas wollte. Weiß ich doch zu gut, daß die menschliche Natur nicht rückwärtsschreitet. Ich habe nicht gesagt: *Retournons à la nature!* Ich habe mich überhaupt gar nicht an die Bürger der großen Kulturstaaten gewendet. Nur die Menschen, die primitiven Zu-

ständen noch nahestehen, meine Mitbürger zum Beispiel, hatte ich im Auge. Ihnen wollte ich zurufen: Nehmet euch in acht vor dem Betreten der abschüssigen Bahn, auf der es kein Zurück, kein Hinauf mehr gibt. Also nicht ein Ruf zu mutigem Weiterschreiten, sondern der Seufzer eines müden, resignierten Pessimismus klingt uns aus diesen Zeilen entgegen. Der einzige Imperativ darin ist: *Sauve qui peut!* Halte, was du hast, wenn du noch etwas hast!

Welche Stellung nehmen zu diesem Problem die neuesten Rousseauforscher ein? Zählt man die Stimmen, so hat entschieden Lanson Schule gemacht, nicht Faguet. Des letzteren These von der Diskontinuität der Rousseauschen Gedankenwelt wird eigentlich nur aufgenommen von Bourguin, der sie eigenartig durchführt. Er findet ein Gegenüber und Widereinander von Vernunft oder Verstand und Herz bei Rousseau. Dieser psychologische Gegensatz fällt ihm zusammen mit einem Widerstreit zweier sachlichen Tendenzen, einer Richtung auf das Absolute und Generelle und einer solchen auf das Individuelle und Relative. So ist ihm, übrigens neben dem *Emile*, der *Contrat* ein reines auf das Abstrakt-Menschliche gerichtetes Verstandeserzeugnis mit streng rational-deduktiver Methode, der äußerste Gegensatz zur *Nouvelle Héloïse* und zu dem Rousseau der *Confessions*. Der Verfasser des *Emile* und des *Contrat* ist ein radikaler Vertreter des Geistes, den Taine den *esprit classique* genannt hatte. Es gibt Werke des Politikers Rousseau, in denen sich jene andere Richtung zur Geltung bringt, die des realistischen Relativismus, die dem Besonderen sein Eigenrecht läßt; so besonders die Schrift über die Reform der polnischen Regierung und der Verfassungsplan für Korsika. Ja, auch in den *Contrat* ist diese Tendenz stellenweise eingedrungen; in der Warnung vor Revolutionen und vor der Reformierung alter Staaten, in der Wertschätzung alter, angestammter Einrichtungen, in der Mahnung zur Achtung vor der konkreten Individualität der Völker, in dem Satz von der Relativität der Verfassungsformen — eines ziemt sich nicht für alle! Da rede Rousseau wie ein Schüler des maßvoll konservativen Montesquieu, der unserem Verfasser der klassische Vertreter des historischen Relativismus ist.

Aber der vorherrschende und durchschlagende Gedankenzug im *Contrat* — dieser Nachweis ist Bourguin vollkommen gelungen — ist auf die absoluten Ideen und Ideale gerichtet. Mag sein Verfasser privatim noch so revolutionsscheu und timid sein, sein Buch ist ein durch und durch revolutionäres Werk. Das Relative hat sein Recht sozusagen nur auf der Epidermis des Staates; über Verwaltungsformen mag man nach Zweckmäßigkeitsrücksichten befinden. Für die Grundstruktur des staatlichen Gemeinwesens gibt es nur einen Typus, der zu Recht besteht und der bezeichnet ist durch die Forderungen: Souveränität des Volkes, Gleichberechtigung aller Bürger, strenger Mandatscharakter aller Ämter, die in dem Maß widerruflich sind, daß sie jeden Augenblick ohne Angabe eines Grundes widerrufen werden können, und zwar eingeschlossen das Amt des Monarchen, auch des erblichen Monarchen, wo ein solcher beliebt wird. Jede Einrichtung, die diesem Typus widerspricht, ist als solche rechtswidrig, mag das positive, das historische Recht darüber festgesetzt haben, was es will. — Die Schlußfolgerung ist bei Bourguin dieselbe wie bei Faguet. Es ist ein nicht aufzuhebender Widerspruch einerseits zwischen dem Ichgefühl, welches das literarische Werk Rousseaus durchwaltet: romantisch, moralisch-religiös in der *Nouvelle Héloïse*, anarchisch-antisozial im zweiten *Discours*, utilitarisch in der *Economie politique*, wo wir im Vorübergehen auch einmal einer liberalistischen Staatskonstruktion begegnen (die bürgerliche Freiheit, die Sicherung des Eigentums und der Person sind dort als Zweck der Vergesellschaftung angegeben), und anderseits der Vergötterung der souveränen Gesellschaft, dem *panthéisme politique*, dem Rückfall in die antike Staatsauf-

fassung, die kein Eigenrecht des Individuums kennt und keine andere Freiheit als den Anteil des Bürgers an der Souveränität des allmächtigen Staates. Das Sparta des Lykurg, das Rom des Brutus erscheinen ihm als Musterbilder freier Republiken.

Bourguin hat die für Faguet und gegen Lanson entscheidende Stelle in *Emile* gesehen und beachtet, in der Rousseau entschlossen dem Individualismus sich zuwendet und dem sozialen Ideal den Abschied gibt, wie man sich von einem alten Freunde trennt, den man hochachtet, dessen Wegen aber die unserigen nun stracks entgegenlaufen: die guten gesellschaftlichen Einrichtungen, heißt es in dieser merkwürdigen Äußerung, sind die, welche dem Menschen am gründlichsten die Natur austreiben *(qui savent le mieux dénaturer l'homme)*, die ihm sein absolutes Dasein nehmen, um ihm ein relatives zu geben, die das Ich in einer gemeinsamen Einheit aufgehen lassen, so daß sich der einzelne nicht mehr als einzelnen ansieht, sondern als Glied eines großen Ganzen fühlt. Wir aber nicht also, könnten wir fortfahren, wenn wir den Tenor des *Emile* in Worte bringen dürfen. Unser Emil soll nicht ein Bruch sein, der seinen Wert vom Nenner bezieht, sondern ein ganzer Mann, der seinen Wert in sich selbst hat, dazu wollen wir ihm verhelfen.

Eine gewisse Versöhnung der klaffenden Gegensätze findet Bourguin nun aber doch: Rousseau ist sich nicht bewußt, im *Contrat* sein Freiheitsideal verleugnet zu haben. Er gibt zwar nicht, wie ein Montesquieu, ein System von Garantien gegen den Souverän; aber wir brauchen das auch nicht. Der Souverän ist schon dadurch, daß er ist, immer schon, was er sein soll. Die *volonté générale* kann nicht irren und nicht unrecht tun. Der Staat des *Contrat* ist ex hypothesi der ideale Staat der unbedingten Tugendhaftigkeit. Er ist, dürfen wir — vielleicht in Bourguins Sinn — hinzusetzen, eine Art Kirche, in die man aufgenommen wird im Akt der *aliénation totale*, einem Taufsakrament, durch das alle Sünden abgewaschen und alle Laster ausgetilgt werden. — Wenden wir uns von diesem Schlußpunkt wieder zum Ausgangspunkt Bourguins zurück, so ist klar, daß dieser nicht mehr haltbar ist. Stehen die Dinge so, dann ist der Verfasser des *Gesellschaftsvertrages* kein Vertreter des Taineschen *esprit classique;* die *raison raisonnante* hat ihn nicht inspiriert, sondern der Enthusiasmus. Und dieser Gesichtspunkt gibt eine gewisse psychologische Lösung des Rätsels, das Faguet und Bourguin richtig aufgegeben hatten. Nämlich so: Rousseau ist immer und zu jeder Zeit Idealbildner, emotionaler Denker. In der Zeit, da er sich noch nicht selbst gefunden hat, ist er, angeregt durch Jugendeindrücke, auf ein Ideal verfallen, das seinem Ideengehalt nach schon geprägt vorlag und in das eine Gedankenarbeit vieler Jahrhunderte hineingewebt war; wodurch die Spuren der *raison raisonnante* im *Contrat* sich leicht erklären. Es ist dies das Ideal des Naturrechts, das nun aber von Rousseau mit dem Gluthauch seines Atems durchströmt wird. Nun kommt, zu ihrer Zeit (in der Krise von Vincennes und in den Wäldern von Saint-Germain) s e i n e Offenbarung über ihn, die ihn in eine ganz entgegengesetzte Richtung treibt. Die Mühsal und Qual des Denkens, über die er klagt, kommt daher, daß der neue, mächtigere und originalere Impuls den früheren doch nicht ganz zurückzudrängen und daß er selbst keine sichere Diagonale der Kräfte zu gewinnen vermag. Und so schreibt er in der Verzweiflung einen *Emile* und einen *Contrat* unmittelbar nach-, ja nebeneinander.

Viel stattlicher ist, wie gesagt, die Zahl der Forscher, die, wie Lanson, die Kontinuität von Rousseaus Gedankenentwicklung behaupten. Unter ihnen ist kein Geringerer als der Philosoph B o u t r o u x. Die Widersprüche des Genfer Propheten kommen nach ihm lediglich auf Rechnung des Temperaments und der Darstellung, die nicht die eines Schulphilosophen ist. Sie sind nur an der Oberfläche. Dringt man in die Tiefe, so entdeckt man

eine echte Philosophie von großartiger Einheitlichkeit, einer Philosophie in Form einer Entwicklungs- oder Heilsgeschichte, deren Dreistufengang man auf die Formeln bringen kann: Unschuld, Sünde, Erlösung; oder: Naturstand, Gesellschaftsstand, Staats- und Sittlichkeitsstand; oder: Instinkt, Verstand, (Vernunft und) Herz. Wieder ruht der Nerv der Beweisführung auf der Contratstelle (I, 8), die auch Lanson zugrunde legt. Die Konstruktion der Entwicklung ist bei Boutroux im wesentlichen dieselbe wie bei Lanson, nur daß der erstere noch den Versuch macht, den Sozialismus des *Contrat* und den Individualismus der anderen Schriften zu versöhnen, oder richtiger, ihr Nebeneinander als widerspruchslos zu erweisen. Es ist so wenig wahr, daß der Staat des *Contrat* despotistisch ist, daß vielmehr das Gegenteil richtig ist. Der Staat ist nur dazu geschaffen, das Individuum in den Stand zu setzen, sein innerstes Wesen, d. h. seine Individualität, zu genießen. Anders gewendet: der Staat ist nur die Verkörperung des Triebs der Individuen, sich selbst anzugehören und die Bedingung der Möglichkeit für die Verwirklichung dieses Triebs.

Diese Deutung kann sich auf einige Gedankenreihen im *Contrat* berufen, die schon Faguet entdeckt und als eine Unterströmung von individualistischem Liberalismus charakterisiert hatte. Aber Faguet wird recht behalten, wenn er die entgegengesetzte Oberströmung als die entscheidende bezeichnet. Wollte man dagegen einwenden, es sei schließlich Geschmacksache, welche Gedankenreihe man als die wichtigste ansehe, so wird dieser Ausweg abgeschnitten durch die schon von Bourguin bemerkte programmatische Äußerung im Eingang des *Emile*. Sie entscheidet die Frage zugunsten Fagnets: Rousseau selbst hat die Ideale des Individualismus und des Sozialismus als unvereinbare Gegensätze angesehen, als ein Entweder—Oder, bei dem man sich nicht zu gleicher Zeit für beide Glieder zugleich entscheiden kann. Damit ist der Faden, mit dem Boutroux den *Emile* an den *Contrat* annäht, als brüchig erwiesen. Er fährt nämlich fort: 'Dank der Sicherheit, welche der Staat gewährt, kann das Individuum sich an das Werk der gesellschaftlichen Reform machen, die mit der Erziehung des einzelnen beginnt'. Richtig ist vielmehr, daß auf dem Boden des Idealstaates des *Contrat* eine ganz andere Erziehung vorgesehen ist als die, welche der *Emile* enthält. Rousseau hat zwei scharf zu sondernde Erziehungsideale, ein individualistisches, das er in *Emile* ausführt, und ein sozialistisches, zu dem uns in zwei Skizzen zum mindesten so viel Material vorliegt, daß jeder Versuch, den Gegensatz zu verwischen, unmöglich ist. Ähnlich ließe sich nachweisen, daß der Untergrund, den Boutroux dem Ehe- und Familienideal Rousseaus gibt, von Boutroux frei aus seinem Eigenen und nicht im Sinne Rousseaus eingezeichnet ist. Dank den Daseins- und Entwicklungsbedingungen, die der Staat gewähre, sagt nämlich Boutroux, entwickle sich diese neue Gesellschaft der regenerierten Familie. Das ist nicht rousseauisch gedacht. Saint-Preux und seine Julie, samt ihrem Wolmar, schwimmen auf der hohen See des Individualismus oder des in rein privaten Beziehungen lebenden Altruismus. Die Ehemänner und Ehefrauen des *Contrat* aber sind keine Saint-Preux und keine Julien; im spartanischen Klima des Kontraktstaates gedeihen diese Gewächse nicht.

Boutroux fügt seinem Aufriß eine Würdigung der bleibenden Bedeutung Rousseaus an. Er rühmt es, als ein besonderes Verdienst seiner Weisheit, daß er die Funktion des Staates so richtig bestimmt, Zwang und Freiheit, Soziales und Individuelles so glücklich ins Gleichgewicht gesetzt habe. Sei ihm doch der Staat beileibe nicht die volle Verwirklichung der menschlichen Natur, da er ja keineswegs den ganzen Menschen in Anspruch nehme, vielmehr nur die Bedingungen herstellen wolle für die Freiheit des Individuums, dessen volle persönliche, gefühlsmäßige, religiöse Entfaltung durchaus vorbehalten sei. Gefühlsleben, Erziehung, Religion seien nach Rousseau

— und, wohlgemerkt, auch nach dem Rousseau des *Contrat* — reine Privatsache. Das ist nachweisbar falsch. Es ist der Pathos des Rousseauschen Republikaners, daß er sich nicht mehr als Ganzes, sondern als Bruchteil eines Ganzen fühlt. Und wie es um die Privatfreiheit der Erziehung und der Religion im Staate steht, darüber hat uns der Politiker Rousseau in seiner Sozialpädagogik und in den religionspolitischen Abschnitten des *Contrat* sattsam belehrt. Verfehlungen gegen die Staatsreligion werden bekanntlich unter Umständen mit Kürzung des Kopfes geahndet. Alles, was recht ist! aber ein Warnungsruf vor den Gefahren der Staatsallmacht und des Staatssozialismus, nein, das ist der *Contrat* nicht.

Dagegen ist nun fein und tief, wenn vielleicht auch etwas zu frei und kühn die Art, wie Boutroux seinen Rousseau das Lebensproblem formulieren läßt: Es gebe zwei Grundkräfte in uns, eine emotionale und individuelle einerseits, eine intellektuelle und soziale anderseits, und diese Kräfte seien irreduzibel. Und das sei die Wahrheit, meint Boutroux. Das emotionale und individuelle Element sei das Wesentliche im Menschen, das intellektuelle und soziale sei eine Art künstlicher Überbau, der wieder abgetragen werden könne. Und das sei der Irrtum, meint Boutroux. Und dieses Irrtums könne er, nach eigenem Geständnis, als eines Irrtums überführt werden, da er doch in Gewissen und Herz eine gewisse Verbindung von Instinkt und Intelligenz sehe. In der unlösbaren Verschlingung von Intellekt und Gefühlskräften, von Individuellem und Sozialem besteht nach Boutroux das menschliche Grundwesen. Der Mensch ist von allem Anfang an Gefühls- und Verstandeswesen, Individuum und Gemeinschaftswesen. Rousseaus Fehler ist sein Dualismus. Mag sein. Aber dann ist mit der trilogistischen Entwicklungsphilosophie Rousseaus Geistesart nicht richtig nachgezeichnet. Und Boutroux müßte von seinem kritischen Teil aus seinen thetischen einer Durchsicht unterziehen.

Eine von Lanson und Faguet weniger ausführlich behandelte Frage, in der aber doch die bezeichnende Verschiedenheit der beiden Auffassungen hübsch zutage tritt, ist die nach Rousseaus Religion und Theologie. Faguet, auch hier ein Gegner des Glaubens an Rousseaus Einheitlichkeit, verweist sie in eine Art von Anhang: Rousseau, in Temperament und Fühlen ein ursprünglicher, genialer Mensch, sei in Weltanschauungsfragen nichts weniger als ursprünglich, im Grunde herzlich mittelmäßig. Er mache sich so etwas wie eine Theologie zurecht aus den Restbeständen, die im allgemeinen Zusammenbruch des christlichen Dogmensystems noch leidlich intakt geblieben waren, seine 'natürliche Religion', die im wesentlichen zusammenfalle mit Voltaires Religion, nur daß dieser seine Religion bloß für seine Dienerschaft und für das 'Volk' benötigte, während Rousseau sie zu seinem Privatbedarf nicht missen mochte. Mit dem philosophischen und sittlichen Wert der beiden Religionen sei es nicht weit her, und sie befriedigen beide keine sehr respektablen Bedürfnisse; die Voltairesche sei auf den reichen Pharisäer zugeschnitten, auf die Männer der Respektabilität und der Ordnungsparteien, die Rousseausche auf die gefühlige Frau und auf den Mann, der an etwas Rhetorik seine Freude habe.

Ernster nimmt Lanson die Sache. Ihm ist Rousseaus Theologie nötig zur Gründung und Krönung seines Systemgebäudes. Der erste und dritte Satz seiner Thesentrias stehe in der Luft ohne den Gottesglauben. 'Der Mensch ist gut.' Womit beweist man das? Mit dem Glauben an Gott, der ihn nicht schlecht machen konnte. 'Der schlecht gewordene Mensch kann wieder gut werden.' Wodurch? Durch Gottes Hilfe. Dieser Gedanke wird von Parodi, von dem unten die Rede sein soll, geistvoll ausgeführt; und doch möchte man fragen, ob da nicht wieder einmal Systemlinien in Rousseaus Gedankenwelt eingezeichnet werden, die ihr Urheber weder gezogen noch auch nur gesehen hat.

Lanson sowohl als Faguet, namentlich aber der letztere, fassen zu einseitig Rousseaus Theologie ins Auge. Wir müssen, das haben wir von der neueren Religionsphilosophie gelernt, Theologie scharf unterscheiden von Religion. Hier setzt Höffding ein, der tiefer gräbt und der uns Rousseaus Religion in ihrer eigenartigen Ursprünglichkeit sowie in ihrem notwendigen Zusammenhang mit der Persönlichkeit aufzeigt. Weit entfernt, etwas Zufälliges, ein Anhängsel zu sein, ist sie sogar noch mehr als Grundlage und Krönung des Systems: sie ist das Innerste und Heiligste seiner Person. Mit sicherem Blick weiß er sie an der richtigen Stelle zu finden: im Schwanengesang Juliens, in gewissen Gefühlsergüssen des savoyischen Vikars und im dritten Brief an Malesherbes. Diese Zeugnisse ergeben drei Formen von Religion: das überströmende Liebesverlangen, dem kein irdisches Wesen Genüge tun kann, den Drang der Hingebung in Dankbarkeit für das als Geschenk, als Gnade empfundene positive Lebensgefühl und das durch die Naturanschauung angeregte mystisch-pantheistische Gefühl des Aufgehens und Untertauchens der Persönlichkeit im All, ein unaussprechliches kosmisches Gefühl der Zusammengehörigkeit des Ich mit dem *grand tout*.

Das Gemeinsame, die Grundlage dieser drei Formen von Religiosität ist in Rousseaus Seelenstruktur gegeben, die Höffding tiefer und schärfer bestimmt, als gewöhnlich geschieht. Gewöhnlich heißt es, Rousseau habe das Gefühl und sein Recht entdeckt, er habe die übermäßige Wertschätzung des Verstandes durch die Aufklärung zurückgedrängt usw. Das ist natürlich richtig, aber auch so schief und halbwahr, wie alle Banalitäten nun einmal zu sein pflegen. Hatte doch auch Rousseau seine gute Dosis von Intellektualität, wie anderseits die Aufklärung auch ihre Gefühlsseite hatte in ihrer Sentimentalität. Bringt dann Rousseau bloß noch ein gewisses Plus von Gefühl? Über dieses unbestimmte Gerede, das im Quantitativen steckenbleibt, kommen wir bei Höffding hinaus. Wenn man doch auch vor und neben Rousseau gefühlt hat, so wollen wir wissen: welches Gefühl hat er entdeckt? Und wir bekommen bei Höffding die präzise Auskunft: die Höhepunkte von Rousseaus Leben sind Steigerungen des Vitalgefühls ins Absolute, *des états d'âme absolus;* es sind Augenblicke, in denen von den drei Beziehungspunkten, zwischen denen unser inneres Leben verläuft, Ich, Welt und Gott, der zweite (die Welt) verschwindet, der erste und dritte (Ich und Gott) ineinander verschwimmen. — Es sind das nicht Höffdings Worte, aber seine Meinung wird damit hoffentlich richtig wiedergegeben sein. Auf diese Höhepunkte der Ekstase folgt eine Zeit der Erschlaffung, in der die Welt ihre Rechte wieder geltend macht, die Welt, der Rousseaus Denken und Willenskraft nun in keiner Weise gewachsen ist. Er erlangt seine Kraft erst wieder, wenn er nach langer Wanderung durch die öde Wüste der Gottesferne von neuem mit der Ekstase begnadigt wird. Diese innere Erfahrung hat ihren dogmatischen Ausdruck in jener Antithese gefunden, deren bekanntester Ausdruck der Gegensatz der guten Natur und der schlechten Kultur ist. Andere, auch vorkommende, vielleicht noch treffendere Formulierungen sind: sentiment absolu und sentiment relatif; Selbstgefühl (in das man Liebe und Mitleid inbegriffen denken muß) und Egoismus mit Zorn, Haß, Furcht und Neid. Es war nun, nach Höffding, die Schranke und das Verhängnis der Natur Rousseaus, daß er dem Bewußtsein der Relationen und der Gegensätze, der Hindernisse — wir könnten vielleicht sagen: dem Weltgefühl — keinen positiven Sinn abzugewinnen vermochte, daß er, seiner passiven, träumerischen Art gemäß, immer nur vor der Welt flüchten und sich ins Schneckenhaus seines Innenlebens zurückziehen konnte. Darauf beruht auch die Einseitigkeit der Religiosität Rousseaus, welche die Welt und ihre Gegensätze, ihre Kämpfe, Leiden und Erfahrungen nicht in sich aufnehmen kann, sondern das alles vergessen muß. Es fehlt auch die Auseinandersetzung der Ergebnisse des religiösen Gefühls

mit der objektiven Weltbetrachtung. Er hat nie im Ernst an einer denkenden Verarbeitung und Lösung des religiösen Problems gearbeitet.

Mit dieser psychologischen Genesis nimmt Höffding eine interessante Mittelstellung ein zwischen den beiden französischen Forschern Lanson und Faguet, doch näher bei Faguet. Denn auch dem letzteren ist der Dualismus Natur—Kultur Rousseaus Zentralidee, und auch er unterführt sie psychologisch wie Höffding. Nur daß er das zugrunde liegende Erlebnis etwas weniger innerlich und tief, etwas nüchterner und namentlich etwas weniger schmeichelhaft für Rousseau auffaßt. Nach ihm ist die entscheidende Erfahrung der Zusammenstoß des dreißig- bis vierzigjährigen Rousseaus mit der Pariser Gesellschaft, d. h. die Erfahrungen, wie sie ein liebenswürdiger Zigeuner macht, der ein gutes Herz hat, der sehr gut weiß, daß er eines hat, und der alle anderen verachtet, weil sie natürlich kein solches haben; wie er sie macht in einer raffinierten Salonwelt, in der man ungemein entgegenkommend und scharmant, aber fast ebenso herzenskühl und unzuverlässig ist. Diese beiden Auffassungen des Rousseauschen Urphänomens dürften sich wohl ergänzen; man muß immer die beiden Bilder zusammen sehen. Aber es wird wohl die schlimmere Einseitigkeit sein, wenn man alles aus dem mit dem realistischen Auge Faguets gesehenen äußeren Konflikt herleiten wollte, ohne auf die in seinem tiefsten Wesen angelegte ideale Spannung Rücksicht zu nehmen.

Eine wertvolle Ergänzung Höffdings bietet P a r o d i, der die Religionsphilosophie, es würde wohl besser heißen die Theologie oder die Dogmatik Rousseaus, behandelt. Sie wurde von Höffding seinem Thema gemäß, das lautete: Rousseau und die Religion, nur gestreift. Nicht bloß von der Religion, sondern auch von dieser Theologie behauptet Parodi, in energischem Gegensatz zu Faguet, daß sie kein Anhängsel, sondern die innerste Quelle seines Denkens, ja seiner Inspirationen sei. Bei seinem Beweis dafür hält sich Parodi etwas zu sehr an die Texte und liest zu wenig zwischen den Zeilen. So legt er großen Wert darauf, daß Rousseau sich in den Verteidigungsschriften des ersten *Discours* als Champion von Religion und Sittlichkeit ausgibt. Er protestiere gegen die Kultur nur im Interesse einer höheren, der sittlich-religiösen Kultur. Diese Stellen wollen vorsichtiger angefaßt sein. Gewiß ist es Rousseau jeweils Ernst mit seinen Beteuerungen; sie sind keine Fechterkniffe nach Art der Taktik der radikalen Aufklärer; aber es ist etwas Pose dabei. Er steigert und erhitzt sich ein bißchen bei der Einfühlung in seine schöne Rolle als Champion der Religion. Für diese Auffassung gibt es natürlich keinen direkten Beweis, wohl aber einen indirekten. Da wo Rousseau den Gedanken, der hinter der Inspiration von Vincennes steht, zu Ende denkt, im zweiten *Discours*, verduftet die Genfer Pastoralmoral und -religion, für die er sich eben ins Zeug legte. Der Naturmensch, dessen Paradies Rousseau mit der Seele sucht, wie Iphigenie das Land der heimatlichen Götter, ist religionslos und amoralisch. Es soll nicht behauptet werden, Rousseau habe gar kein Verhältnis zu dieser moralistischen Religion gehabt; aber in d i e s e n Zusammenhang gehört sie nicht hinein; mit dem Naturgedanken von Vincennes hat sie nichts zu tun. Es ist falsch, sich vorzustellen, er habe sie als stärksten Trumpf in der Hinterhand gehabt, als er seine beiden *Discours* vorlegte. Das Naturevangelium des Protestlers Rousseau ist gewiß ein anderes als das Diderotsche Evangelium des Fleisches, aber mit dem der Genfer Vermittlungstheologen fällt es darum doch nicht zusammen.

Sehr gut hat Parodi die Methode charakterisiert, die Rousseau befolgt, wo er zu theologisieren anfängt. Er weist auf die Geständnisse hin, in denen Rousseau den Zustand, in den ihn das Nachdenken versetzt, den Zustand des Zweifels, der *'επoχή*, als einen ihm unerträglichen bezeichnet. Mit einem Willensentschluß vollzieht er die Wendung zu der Weltanschau-

ung, die ihm die tröstliche, die wertvolle zu sein scheint. 'Wenn eine Annahme mich tröstet und keinen logischen Widerspruch enthält, warum sollte ich ihr mich nicht hingeben?' Er unterbindet damit ein für allemal alle Anwandlungen weiteren Denkens. Es ist durchaus zutreffend, wenn Parodi Rousseau damit eine Führerstellung im modernen Denken anweist. Rousseau ist mit diesen Gedanken in der Tat der Anfänger der voluntaristischen Weltanschauungstheorien, der Vater der Kantischen Postulatentheologie und ihrer Sprößlinge, der Bedürfnistheologie des protestantischen Liberalismus und des amerikanischen Pragmatismus. Nur das ist verfehlt, aus der geschichtlichen Zeugungskraft dieses Denkens sofort auf seinen inneren Wert zu schließen. Es gibt auch kräftige Irrtümer, und man hat Beispiele, daß auch ein schlechtes Denken Schule macht und Jahrhunderte beherrscht.

Die inhaltliche Darlegung der Rousseauschen Theologie bei Parodi ist lichtvoll und richtig. Sie bedarf wohl nur auf zwei Punkten der Ergänzung. Er bemerkt zwar, daß die mystisch-pantheistischen Gemütszustände, wie sie der dritte Brief an Malesherbes schildert, in einer gewissen Spannung stehen zu den personalistischen Formeln im savoyischen Glaubensbekenntnis. Er findet aber in diesen beiden grundverschiedenen Zeugnissen keinen Widerspruch, er sieht sie ungefähr wie zwei Stellungen in einer Ebene an, die man nach Belieben abwechselnd einnehmen kann. In Wahrheit handelt es sich um einen Tiefenunterschied von Schichten, um einen Gegensatz wie zwischen Urgestein und Flözschichten. Im ersten Fall stehen wir vor einem Erlebnis, im zweiten vor einem Erzeugnis des Nachdenkens, das entstanden ist in den Stunden, in denen Rousseau, im Widerstreit der auf ihn eindringenden alten und neuen Weltanschauungen, sich seine Meinung bilden wollte. Hier ist er, dem das Denken immer Mühe machte, selbstverständlich weniger ursprünglich und den Einflüssen der Sitte und Überlieferung mehr ausgesetzt.

Und doch ist auch in dieser Gedankenbildung sein Urerlebnis zur Geltung gekommen an einem interessanten Punkt, auf den Höffding feinsinnig aufmerksam gemacht hat und der Parodi entgangen ist. Dem dualistischen Riß gemäß, der sein Erleben durchzieht, kann Rousseau auch seinen Gott sich nicht als den allmächtigen Schöpfer, nicht als den Allwirksamen denken. Er kann nur an ein gutes, göttliches Wesen glauben, das aber an einem passiven Prinzip, der Materie, einen unaufhebbaren Widerstand immer erst zu überwinden hat. Er opfert die Absolutheit Gottes. Auch hier darf man wohl in Rousseau einen Anfänger sehen, den Protagonisten einer weitverbreiteten, nur eben nicht bewußten und noch nicht häufig ausgesprochenen modernen Stimmung, über die wohl noch einmal ein Wort zu sagen wäre. Sodann könnte man vielleicht beide Essays, den von Höffding und den von Parodi, durch ein weiteres Kapitel ergänzen, ein Kapitel über Rousseaus Wahnsinn. Wie man auch die geistige Verfinsterung der letzten 18 Jahre pathologisch und psychiatrisch deuten mag, von der psychologischen Seite aus gesehen ist sie sicher nichts anderes als eine furchtbare Krise seiner Religion. Sein Vitalgefühl, aus dem sein religiöses Fühlen und Glauben herauswuchs, erfuhr aus dunklem Grund herauf eine entsetzliche Erschütterung, die ihn mit dem Zusammenbruch des Geistes und des Herzens bedrohte. Die Geschichte dieser religiösen Erkrankung und — vielleicht — Wiedergenesung ist noch zu schreiben.

Eine geistvolle Neubearbeitung der These Lansons finden wir bei Bosanquet. Ihm ist Rousseau der Reorganisator der Gesellschaft, derjenige, der Kant und Hegel die entscheidenden Anregungen gab. Das Lehrreiche ist, wie er zur Durchführung seiner These den zweiten *Discours* abschwächen und den *Contrat* dämpfen muß; aus dem *Discours* muß er die antisoziale Tendenz herausschaffen und aus dem *Contrat* die antiliberale. Die Bedeu-

tung des ersten *Discours* wird reduziert auf einen Protest gegen den Intellektualismus zugunsten der Lösung: Leben, Gefühl, Praxis. Rousseau wird mit dem pietistischen Bischof Butler zusammengestellt, dem es sich darum handelte, das Herz besser und den Charakter vollkommener zu machen. Weiter wollte Rousseau nichts. Der zweite *Discours* will nur warnen vor dem Verlust des Ich durch die Verstrickung ins künstliche Gewebe der Gesellschaft. Nicht aber wollte Rousseau sagen, daß der primitive Zustand des Menschen der für die Menschheit wünschenswerte Zustand gewesen sei; er wolle nicht sagen, daß die kulturelle Entwicklung, die von diesem Zustand abgeführt habe, auch hätte vermieden werden können; er wolle im Grunde nicht sagen, daß der Naturzustand der Stand der Gleichheit gewesen sei. — Übrigens lassen sich alle diese Sätze, von denen Rousseau hier entlastet werden soll, mit dem Text in der Hand bei Rousseau nachweisen. — Der *Contrat* seinerseits sei nichts anderes als die Rekonstruktion des zweiten *Discours*. Da trete deutlich heraus, daß Rousseau und Aristoteles einig seien in dem Gedanken, daß der gesellschaftliche Zustand der dem Menschen natürliche sei. Burlamaqui, Rousseaus Zeitgenosse, habe das, was bei Rousseau latent bleibe, nur deutlicher herausgesagt: der Gesellschaftsstand sei der vollkommenste Stand des Menschen und eigentlich sein wahrer Naturzustand. Denn dem Verfasser des *Contrat* sei es nun ganz klar geworden, daß der Naturstand nicht die Gleichheit, sondern gerade die Ungleichheit bedeute, daß die Gleichheit nur im bürgerlichen Zustand zu verwirklichen sei. Der Quellenbeleg für diese Anschauung ist natürlich wieder, wie schon bei Lanson, jene *Contrat*-Stelle, die als Quintessenz der wahren und eigentlichen Meinung Rousseaus in allen seinen Phasen gefaßt wird. Was für eine Bedeutung nun freilich die Offenbarung von Vincennes, die Rousseau selbst für entscheidend hält, noch hat, bleibt bei dieser Ansicht unerfindlich. Bosanquet hat nicht bedacht, daß der *Contrat* schon sechs Jahre vor der Vincenner Krise (in Venedig i. J. 1743) konzipiert war, ja daß er in den Grundzügen schon ausgearbeitet war. Es hätte sicher etwas Komisches, wenn ein Mann von einem Gedanken, den er schon durchdacht und schriftstellerisch ausgeführt hat, aufs neue überwältigt würde wie von einer Offenbarung, bei der einem Hören und Sehen vergeht. An der Vernachlässigung der Tatsachen der Seelengeschichte Rousseaus scheitert Bosanquet.

Sein Verdienst, den *Contrat* gegen landläufige Mißverständnisse verteidigt und den tiefen Gehalt seiner Grundgedanken ins Licht gestellt zu haben, bleibt ihm dabei ungeschmälert. Wenn er darauf hinweist, daß der Vertrag bei Rousseau nicht eine geschichtliche Tatsache sein soll, sondern etwas, das Kant eine regulative Idee heißt, wenn er den scharfen Unterschied hervorhebt zwischen der *volonté générale* und der *volonté de tous*, so wiederholt er zwar nur, was schon des öfteren gesagt wurde, aber diese Wiederholung ist immer noch nicht überflüssig. Was wie eine Knechtung des Individuums unter den allmächtigen Willen der Majorität aussieht — für Faguet die Hauptsache am *Contrat* —, schiebt er beiseite als nicht wesentlich und ablösbar, aus einer Privatliebhaberei und Schwärmerei Rousseaus für Sparta, Rom und Genf stammend. Die *volonté générale*, eine Idee, mit der Rousseau die höhere Einheit zwischen Hobbes und Locke erreicht habe, sei ganz gut mit der Freiheit vereinbar; denn sie enthalte ja den wahren und eigentlichen Willen des Individuums, das ein soziales Wesen sei. Und darum kann er den oft verspotteten Satz, wenn der einzelne nicht wolle, so zwinge man ihn eben, frei zu sein, als ganz besonderen Tiefsinn nachweisen. Wird doch mit diesem Zwang nur meinem mißverstandenen, willkürlichen Privatwillen gegenüber mein tieferer eigentlicher Grundwille geltend gemacht. Alles schön und gut. Wenn nur Rousseau und seine spekulativen Nachfolger uns nachweisen wollten, wo diese wunderbare *volonté générale* residiert. Bosanquet weiß es: die *volonté générale* ist

die in den Beratungen der Vertreter des Volkes herausdestillierte, wahre öffentliche Meinung. Aber das ist eine Anglisierung des *Contrat*, von der Bosanquet so ehrlich ist, zuzugestehen, daß Rousseau sie abgelehnt hätte, falls sie ihm vorgelegt worden wäre. Daß sie aber den wahren Sinn und Geist seiner Lehre enthalte, dabei bleibt er. Wir aber erlauben uns aus guten Gründen an dem philologischen und philosophischen Recht dieser Lösung zu zweifeln.

Ein interessantes Einzelproblem, an dem der Reichtum der Ideen Rousseaus und auch der *embarras* dieser *richesse* zutage tritt, behandelt Bouglé in seinem Aufsatz 'Rousseau und der Sozialismus'. In Faguets simplifizierender Darstellung war hier alles klar. Der Rousseau des zweiten *Discours* ist — folgerichtig — Anarchist nach der Formel: Die Erde gehört niemand, die Früchte gehören allen. Wer zuerst ein Gütchen für sich einzäunte, war der Gründer der menschlichen Gesellschaft und der Feind der Menschheit. Der Rousseau des *Contrat* ist Kollektivist: der Staat Herr aller Güter, deren sich die einzelnen in der *aliénation totale* zu entäußern haben. Bei Bouglé erhalten wir ein Bild mit reicherer Färbung, weil er die vielen Gedankenströmungen bei Rousseau beachtet, wie auch die vielen Sozialismen. Man darf nach Bouglé die Frage nicht so stellen: Wie will Rousseau das Privateigentum behandelt wissen? Denn dann kommen wir über die Widersprüche nicht hinaus. Neben dem eminenten Eigentumsrecht der Gemeinschaft im *Contrat* steht die vorsichtige Behandlung des Privateigen, die Rousseau den Gesetzgeber und Verfassungsschöpfer (in seinen Schriften über Polen und Korsika) kennzeichnet: einige indirekte Steuern auf Luxuserzeugnisse und einige Einkommensteuern; das ist alles.

Erheben wir uns, wie billig, über einzelne Textstellen zu großen Gesamtanschauungen, so ist nach Bouglé eine Geistesverwandtschaft unverkennbar zwischen dem konstruierenden, utopistischen Sozialismus eines Saint-Simon und Fournier und dem Kontraktgedanken, der *conception contractuelle de la vie sociale*. Denn dieser Gedanke besagt ja: Richten wir die Lebensbedingungen ein ohne Respekt vor Besitz und Macht, vor Vorrechten, vor der Geschichte, wie wenn freie und gleiche Männer zusammengetreten wären. Dagegen scheint Rousseau um so weniger zu tun zu haben mit dem realistischen, positivistischen, wissenschaftlichen Sozialismus von heute, der sich von diesen luftigen Gedankengespinsten eines einzelnen, vom Glauben an die konstruierende Vernunft überhaupt abwendet, sich selbst als streng notwendiges Stadium einer weltgeschichtlichen Entwicklung betrachtet und mit dem Mittel des Klassenkampfs zum Sieg zu gelangen gedenkt. So hat denn Kautsky unsern Rousseau von den Rockschößen des Sozialismus abgeschüttelt. Vergebens — Rousseau ist auch mit dieser Spielart von Sozialismus durch manche Fäden verbunden. Eine entwicklungsgeschichtliche Gedankenreihe des zweiten *Discours* hat der Marxismus eines Engels aufgegriffen und verwertet. Dort präludiert Rousseau dem sogenannten historischen Materialismus, indem er die Fortschritte des Ackerbaues und der Metallverarbeitung, also technische Fortschritte, verantwortlich macht für das Aufkommen des Eigentums. Er kommt auch der sozialistischen Theorie nahe genug, nach der das sozialisierte Eigentum die richtige Synthese bildet für die These des primitiven Kommunismus und die Antithese des durch die Industrie individualisierten Privateigentums. Den proletarisierten Industriearbeiter, diesen Träger und Vollender der heutigen Entwicklung, hat Rousseau ja allerdings nicht würdigen können, weil er ihn nicht gesehen und erlebt hat. Er ist, seiner zurückgebliebenen Zeit entsprechend, noch etwas Mittelstandsromantiker. Der Bauer, der auf dem eigenen Gute sitzt, der freie Kleinhandwerker, dem die Kraft und die Geschicklichkeit seiner Arme die Unabhängigkeit verbürgt, ist der Mann nach seinem Herzen. Auch der Abscheu vor der Maschine und maschinellen

Technik und vor der Arbeitsteilung, sein Ruf: Zurück aufs Land! ist eine Romantik, die dem modernsten Sozialismus wenig zusagt. Trotzdem erklingen bei ihm schon die furchtbarsten Schlachtrufe, die gefährlichsten Losungsworte der Agitation des Klassenkampfes. Hierher gehört das Evangelium der Volksverehrung, der Abgrund, den er aufreißt zwischen den ausgebeuteten Enterbten und den ausbeutenden Bevorrechteten — 'das Volk allein bildet das menschliche Geschlecht; streicht man alle Könige und alle Intellektuellen weg, man würde nichts vermissen und es würde nicht schlechter gehen' —, seine Tiraden gegen den Luxus, den Müßiggang und den Reichtum, der durch sein bloßes Dasein schon rechtswidrig ist und gleichbedeutend mit brutaler Vergewaltigung, die Denunziation gegen die besitzenden Klassen, daß sie zu ihren Gunsten die Gesetzgebungsmaschine erfunden haben und noch handhaben ...

Man kann nicht erwarten, daß ein Politiker wie Jean Jaurès, von dem eine Rede in unseren Sammelband eingefügt ist, zu der kritischen Frage, die wir hier verhandeln, Stellung nimmt. Natürlich ist es an sich interessant, einen Vorkämpfer des heutigen politischen Sozialismus über den großen Wegbahner der sozialistischen Stimmung zu hören. Es ist schön von Jaurès, daß er Rousseau in keiner Weise als Schulhaupt in Anspruch nimmt, weder für die Sozialdemokratie im allgemeinen, noch für eine ihrer besonderen Spielarten. Nur einen Ahnherrn der sozialen Gesinnung sozusagen sieht er in ihm — mit Recht —, und zwar einen Ahnherrn, auf den die Familie stolz sein kann. Der Quell seiner sozialen Gesinnung ist nach Jaurès kein persönliches *ressentiment*, keinerlei Art von Neid — und hier hat Jaurès sicher recht gegen die Verunglimpfung seines Helden durch Nietzsche —, vollends nicht, wie man oft hören muß, kleinlicher Ärger über die schnöde Behandlung, die seinen diplomatischen Verdiensten in Venedig zuteil wurde, überhaupt kein negatives Gefühl, sondern etwas durchaus Positives, Reines und Großes. Das volle Herz, das überströmt von den Freuden, die ihm die Natur, die ihm Gott verleiht, das weckt in ihm den heilsamen, den fruchtbaren Schmerz über das Ungenügen und die Ungerechtigkeit der gesellschaftlichen Ordnungen. Und damit hätten wir nun doch eine in Rousseaus Gedankenwelt eingezeichnete Einheitslinie, freilich nur so skizzenhaft angedeutet, daß eine eingehendere Diskussion sich noch nicht verlohnt. Im übrigen habe Rousseau auch einen Fehler oder eine Schwäche, und das ist sein Kleinglaube: er traut seiner 'Schimäre' nicht Kraft genug, nicht Macht genug über die Zukunft zu. Aber das sei eine verzeihliche Schwäche. Denn er habe ein Erlebnis nicht, um das wir reicher sind als er. Dieses Erlebnis, das sich Französische Revolution heißt, sagt uns, daß wir nicht verzweifeln dürfen. Hat die Revolution das eine der Rousseauschen Probleme, das der Souveränität, dem Rousseauschen Gedanken gemäß, oder was gleichviel heißt: dem rechten Rechte gemäß, gelöst, so werden wir für das zweite, das Eigentumsproblem, auch noch eine Lösung finden. 'Und die Größe der Ereignisse wird, wie es immer war in französischen Landen, dereinst der Größe des Gedankens entsprechen.'

In große geschichtliche Zusammenhänge wird Rousseau von anderen Mitarbeitern unseres Sammelbandes gestellt. Claparède zeigt in ihm den genialen Bahnbrecher für die biologisch-entwicklungsgeschichtliche Weltanschauung, besonders in ihrer Anwendung auf die Kindheit. Der große Genfer hat die wichtigsten Erkenntnisse der neueren Biologie über Wert und Bedeutung der Kindheit im Haushalt des Lebens vorweggenommen. Nicht weniger als fünf der wichtigsten von der neueren Forschung nachgewiesenen Entwicklungsgesetze lassen sich ansatzweise mehr oder weniger deutlich in *Emile* aufzeigen. Auf dieser Grundlage vermag es Claparède, ein in der Tat entscheidendes Votum in der vielverhandelten Frage nach der Originalität der Erziehungslehre Rousseaus abzugeben, und zwar zu

Rousseaus Gunsten. Man braucht gar nicht zu leugnen, daß bei Montaigne, Fénelon, Locke viele psychologische und pädagogische Lichter aufblitzen, die Rousseaus Weg erhellten. Es ist doch ein grundsätzlicher Unterschied zwischen ihren aufgerafften Erkenntnissen und seinem großen wissenschaftlichen Zug. Er ist und bleibt der erste, der die Kunst der Erziehung auf eine wissenschaftliche Erfassung — wir sagen vielleicht besser auf eine genial richtige Anschauung von der Kindheit aufbaut. Eine Frage bleibt übrig, auf die Claparède keine Antwort gibt, vielleicht weil er sie, seinem Thema gemäß, überhaupt nicht behandeln wollte: Wie kommt Jean-Jacques, der im Guten und im Schlimmen ein unnormales Kind war, und der in seinen reiferen Jugend- und Mannesjahren sich nicht viel um Kinder kümmert, zu seinen das Wahre so wunderbar treffenden Intuitionen von der gesunden Kindheit?

In gediegenen, bei der Schwierigkeit des Gegenstandes fast allzu gedrungenen Ausführungen behandelt Delbos die interessante Frage der Nachwirkung Rousseaus bei Kant. Die Parallele Rousseau-Kant ist so lehrreich, daß man sie sich nur noch mehr ins einzelne ausgeführt wünschte. Delbos gehört zu denen, die bei Rousseau zwei Ströme unterscheiden, einen rationalen (*Contrat social* und *Emile* teilweise) und einen, den er *sentimental* heißt (Zweiter *Discours, Héloïse* u. a.); das Wort *sentimental* deckt sich wohl am ehesten mit dem in der neueren Psychologie gebrauchten Ausdruck *emotional*. Die letztere Strömung wirkte, wie zu erwarten war, mächtig ein auf die kongeniale Sturm- und Drangbewegung; aber auffallenderweise auch auf Kant, der doch nach Temperament und Charakter fast ein Antipode Rousseaus war. Und zwar wirkt sie — höchst seltsam! — gerade in dem Augenblick, da Kant sich schon loslöst von der dem Rousseaugeist so verwandten englischen Gefühlsmoral, der sich Kant vorher zeitweilig zugewandt hatte. Es ist eben offenbar nicht Rousseau der Theoretiker, von dem sich der Königsberger Denker erfaßt fühlt, sondern Rousseau der Mensch. Und der Mensch Rousseau wirkt im Menschen Kant eine Umwertung der Werte; er bricht in ihm den Wissenschaftsstolz und erweckt in ihm die Achtung vor der schlichten, reinen Menschlichkeit: 'Rousseau hat mich zurechtgebracht'. Nebenbei: Ob Kant zu dieser Empfänglichkeit für diese Einwirkung gerade durch seine pietistische Erziehung vorbereitet war, wie Delbos meint, mag billig bezweifelt werden.

Eine zweite spätere Beeinflussung geht von Rousseaus rationalem Gedankensystem aus. Es freut mich, daß Delbos einen Gedanken bestätigt, der mir bei der Lektüre der *Economie politique* kam, und dem ich in meinem *Rousseau* (S. 27) Ausdruck gab — doch Delbos hat die Priorität der öffentlichen Aussprache: In Rousseaus Gesetzesbegriff ist die Wurzel des Kantischen Gedankens der Autonomie und der Kantischen Gleichung: Autonomie = Freiheit; nur daß Kant die Rousseausche *volonté générale*, die das Gesetz gibt, aus der rechtlich-sozialen Sphäre in das Forum der sittlichen Innerlichkeit überführt. 'Gehorsam gegen das Gesetz, das man sich selbst vorgeschrieben hat, das ist die Freiheit': dieser Satz stand bei Rousseau zu lesen, ehe ihn Kant in seiner Sprache und mit seinen Formeln in der *Kritik der praktischen Vernunft* offenbarte. Eine Spur dieses Tatbestandes — der Übernahme einer ethischen Idee aus dem politischen Werk Rousseaus — findet Delbos in feinsinniger Weise in dem schon oft bemerkten juristischen Charakter der Kantischen Ethik. Es scheine, als habe die Kantische Lehre eine gewisse Seite des Rousseauschen Geistes zum Siege geführt, um eben damit eine gewisse andere Seite desselben Rousseaugeistes zu überwinden. An einem meist nicht beachteten Ort findet Delbos bei Kant sogar eine Formel für die Versöhnung der beiden widerstreitenden Tendenzen Rousseaus, die nicht blos philosophisch interessant, sondern sogar 'geschichtlich richtig sein dürfte'. Die beiden *Discours* haben voll-

kommen richtig den Widerstreit der Kultur mit der Natur des Menschengeschlechtes als tierischer Gattung nachgewiesen. Der *Emile* und der *Contrat* wollen zeigen, wie die Anlagen der Menschheit als sittlicher Gattung, im Sinn ihrer Bestimmung so entfaltet werden können, daß die Menschheit, als sittliche Gattung, nicht mehr im Widerstreit sei mit der Menschheit, als rein natürlicher Gattung. Das Ergebnis von Delbos' Aufsatz darf man vielleicht dahin zusammenfassen, daß Rousseau durch Kant und in Kant aufgehoben ist in dem doppelten Sinn, den das Wort bei uns hat; wobei man dann freilich die Frage aufwerfen kann, ob Kant gerade für das Beste und Tiefste an Rousseau das erforderliche Organ hatte: Rousseaus Naturintuition und Naturmystik; seine schöne menschliche Natürlichkeit konnte Kant doch wohl in keinem Sinn des Wortes 'aufheben'. Doch das ist eine Frage der Wertbeurteilung. An Tatsächlichem könnte vermißt werden nur etwa der Hinweis auf die Postulatentheologie, deren Begründung Kant einfach aus dem *Emile* herübergenommen hat, nicht zum Nutzen seiner Sache.

An die noch schwerere Aufgabe: 'Fortwirkung der Rousseauschen Geisterrevolution bei Goethe und Schiller' hat sich B e n r u b i gewagt. Allein die schöne Begeisterung für den Genfer Propheten und die Sachkenntnis, mit der Verfasser an sein Thema herantritt, genügen hierfür nicht. Es braucht auch noch kritische Behutsamkeit, die zu vermissen ist, wenigstens in dem Abschnitt über Goethe. Benrubi sucht zwar, und findet deshalb auch, eine Menge zum Teil recht interessanter Einzelparallelen zu Rousseauschen Gedanken in Goethischen Äußerungen. Auch ist ja außer allem Zweifel, daß der jugendliche Goethe von Rousseaus Geist einen Hauch verspürt hat, ja von ihm inspiriert wurde. Allein, es ist doch im höchsten Grade auffallend, wie wenig Goethe von Rousseau spricht. Lange Reihen von Seiten könnte man füllen mit seinen Urteilen über andere Franzosen, bedeutende und unbedeutende; wer wissen will, was er eigentlich von Rousseau gehalten hat, wird Werke, Briefe und Gespräche vergeblich durchblättern. Sehr kühn ist daher Benrubis Eingangssatz: *Goethe a admiré et aimé Rousseau de sa plus tendre jeunesse jusqu'à sa mort. Quand il parle de lui, il en parle presque toujours avec sympathie.* Uns fällt vielmehr auf, wie Goethe sich ausschweigt, und das ist sicher nicht zufällig. Er ist höchstwahrscheinlich in Rousseaus Wesen auf etwas gestoßen, das ihm nicht zusagte; und zwar wird es wohl das Romantische und Subjektive an ihm gewesen sein, das ihm zuwider war, das er vielleicht als ungesund empfand. Darüber kann man streiten. Jedenfalls ist es eine schlimme Einseitigkeit, wenn man über den Berührungspunkten die ungeheure Verschiedenheit der beiden Naturen übersieht, die sich gerade in d e n Werken zeigt, die ohne Rousseaus Anregung vielleicht gar nicht entstanden wären. Gewiß ist Werther eine Art von Saint-Preux, und gewiß hat Goethe vieles von sich in Werther hineingelegt. Aber wenn Rousseau in seiner heißen Leidenschaftlichkeit sich ganz mit seinem Saint-Preux identifiziert, so hält sich Goethe seinen Werther doch sehr in der Distanz: die Kühle und Objektivität bei aller tiefen Sympathie mit seinem Helden ist nicht zu verkennen, weil eben Goethe noch etwas ganz anderes ist als sein Werther. Darum ist das Wort vom *Rousseauisme* des *Werther* mit aller Vorsicht aufzunehmen, und ganz dasselbe gilt von dem Verhältnis, in dem Verfasser und Held der *Confessions* einerseits, Verfasser und Held von *Dichtung und Wahrheit* anderseits zueinander stehen.

Besser kommt Benrubi mit Schiller zurecht, der ja in der Tat viel Rousseauhaftes in sich hat. Die Definition des sentimentalischen Dichters (in *Über naive und sentimentalische Dichtung*), die Schiller ja auch auf sich selbst gemünzt hat, paßt ganz vorzüglich auf Rousseau.[1] Die Rousseau-

[1] Mit den Worten übrigens, mit denen Schiller den sentimentalen Dichter charakterisiert, hatte sich Rousseau schon selbst gekennzeichnet (in seinem

stimmung und die Rousseaugedanken der Erstlingswerke werden treffend aufgezeigt und bis in Einzelheiten verfolgt. Die darauf folgende Wendung Schillers zur Kunst, deren Lebensfunktion er mit geradezu religiöser Begeisterung verherrlicht — nichts ist ja falscher als der Spottname Moraltrompeter, den ihm Nietzsche aufgetrieben hat —, die Lobpreisung der geschichtlichen Kulturentwicklung in den großen Kulturgedichten, die Gemeinschaft mit Goethe, das alles bedeutet dann freilich eine Abwendung von Rousseau in jedem Sinn; das dürfte Benrubi mehr zugeben, als er es tut. Im übrigen bleibt die tiefe Seelenverwandtschaft Rousseaus und Schillers bestehen, auch in der Periode von dessen klassischer Reife, sobald wir nur etwas in die Tiefe gehen. Und dabei hat man gar nicht nötig, Rousseau mit Benrubi nach der Dreistufendialektik von Boutroux und Lanson umzudeuten. Nein, wir können Jean-Jacques ganz so lassen, wie er war, und brauchen auch Schiller nur so zu nehmen, wie er wirklich war, nämlich allerdings etwas anders, als er in dem Bilde erscheint, das die Festredner und die Verehrungsvereine von ihm zu entwerfen pflegen, und das Nietzsche in die Irre geführt hat. Man muß die Untertöne der Schwermut und Wehmut verzehrender Sehnsucht bei ihm hören, wie sie aus dem Gedicht *Der Pilgrim* hervorbrechen — und dieses Lied hat viele Geschwister —, diese unbegreiflicherweise so oft überhörten Herztöne. Dann kann man nicht mehr verkennen, daß die Saiten seiner Seele in e i n e m Einklang erzittern mit denen der tiefleidenden Seele des *promeneur solitaire*.

Das Verhältnis Rousseaus zu T o l s t o i, über das Benrubi früher (in den *Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau* 1907) einen hochinteressanten, tiefeindringenden Aufsatz veröffentlicht hatte, behandelt in unserem Sammelband D w e l s h a u v e r s. Hier springt ja das Verwandtschaftsverhältnis und — bei allem Respekt vor der Ursprünglichkeit Tolstois sei es gesagt — das Abhängigkeitsverhältnis in die Augen. Tolstoi selbst hat es nie geleugnet: 'Rousseau ist mein Lehrer seit meinem fünfzehnten Jahre. Rousseau und das Evangelium waren die beiden großen wohltätigen Einflüsse meines Lebens.' Im Gegensatz zu Benrubi zeigt Dwelshauvers hin und wieder die Neigung, den Graben, der die beiden Propheten trennt, etwas breiter und tiefer zu machen als er ist; wobei er Rousseau nicht ganz gerecht wird. Es ist z. B. nicht richtig, daß Rousseau zu einer gewissen Zeit seines Lebens den schuftig-schlauen Bedienten Molières geglichen habe. Von einer 'Bedientenseele' Rousseaus zu reden, ist ein Unrecht. Sein Gefühl gegen die Reichen und Mächtigen war nie der Neid (darin hat Jaurès vollkommen recht). Den Kampf einer edlen Seele gegen die gemeinen, niederen Triebe hat auch Rousseau geführt, nicht bloß Tolstoi. Wenn dieser in seiner *Beichte* 'reservierter' ist als der Verfasser der *Confessions*, so spricht das nicht ohne weiteres zugunsten der *Beichte* und zuungunsten der *Confessions*. Dagegen ist der Parallelismus der Weltanschauungen der beiden Männer richtig gezeichnet, der sich ja weit hinein bis in die Einzelheiten verfolgen läßt: die scharfe Kulturkritik, die nicht bloß dem Kulturbestand zu Leibe geht, den offenkundigen sozialen Schäden, wie der ungerechten Ungleichheit, der Fäulnis und Heuchelei der Kulturträger, die vielmehr den Schaden in seine Quelle zurückverfolgt und in den gepriesenen Kulturmächten selbst, in Philosophie und Wissenschaft, in Kunst und Technik die Verunreinigung und das Verderben aufspürt; das Motiv dieser Kritik: der Durst nach intensivem, wahrem, natürlichem Leben (bei Tolstoi das Problem vom Sinn des Lebens, bei Rousseau die Rückkehr zur Natur); das Suchen in derselben Richtung: die Hinwendung zu den primitiven Menschen und

Brief an den Herzog Ludwig Eugen von Württemberg vom 10. Nov. 1763), nur daß e r statt sentimental *romanesque* sagt, was der bessere Ausdruck sein dürfte.

Völkern bei Rousseau, zu den einfältigen, hartarbeitenden, gutherzigen Bauern bei Tolstoi; bei beiden die sympathische Neigung zum einfältigen Herzensglauben inmitten einer skeptischen, ironischen, blasierten Welt. Und man könnte, Benrubi und Dwelshauvers folgend, noch lange so fortfahren.

Dabei darf dann freilich die Verschiedenheit und der Gegensatz nicht übersehen werden. Der Gegensatz in einzelnen Anschauungen fällt dabei weniger ins Gewicht; daß z. B. der Rousseau des *Contrat social* eine sehr positive Stellung zum Staat einnimmt, Tolstoi, der Idealanarchist, eine durchaus ablehnende. Wichtiger ist der psychologische Gegensatz, den man, teils in Übereinstimmung mit Dwelshauvers, teils im Widerspruch gegen ihn, so formulieren könnte: Tolstoi ist die radikalere und tiefere Natur. In die Abgründe des Zweifels und der Verzweiflung, an die der vornehme Russe durch sein vielbewegtes Leben geführt wurde, hat Rousseau, wenigstens in den Jahren vor dem Ausbruch seines Wahnsinns, nie auch nur einen Blick geworfen. Aber Tolstoi hat mit der Unnatur, die er in seiner Bekehrung ertötete, doch auch manches Natürliche und Menschliche in sich umgebracht, ohne das der Mensch nicht leben kann. Daher sein utopisches Bergpredigtideal, das sich nun einmal nicht ins Leben umsetzen läßt, und an dem Tolstoi selbst bekanntlich gescheitert ist. Rousseau, mit seinem starken Erdenrest und in gewissen Zügen zeitlebens ein Kind des harmloseren 18. Jahrhunderts, hat der Tragik des Lebens wohl nicht so scharf ins Auge gesehen, bleibt dafür aber mehr auf dem Boden der Natur und der schönen Menschlichkeit. Sein Menschenideal im *Emile* gehört nicht zu den höchsten Idealen, welche die Geistesgeschichte kennt. Aber es läßt sich danach leben.

In dem bedeutenden Schriftchen von A. Görland, *Rousseau als Klassiker der Sozialpädagogik*, finden die Unitarier, wenn man die um Lanson so bezeichnen darf, wertvollen Sukkurs. Rousseau — und zwar wohlgemerkt nicht der Rousseau der *Economie politique* oder der *Considérations sur le gouvernement de Pologne*, nein, der Rousseau des *Emile* — ist Sozialpädagog, nicht Individualist. Damit ist der Stier bei den Hörnern gepackt, um mit Luther zu reden. Das Individualistische im *Emile* komme auf Rechnung der schriftstellerischen Einkleidung; das 'Ich'-Temperament des Schriftstellers, des Renaissancemenschen habe die Wissenschaftsabsicht Rousseaus etwas verdunkelt. Diese wird nun mit großer systematischer Entschiedenheit — man möchte sagen: prachtvoll energisch — im Sinne des Neukantianismus gedeutet: Rousseau gehört zur Familie der intellektuellen und ethischen Idealisten und Aprioristen, zu der Denkerreihe: Platon, Descartes, Leibniz, Kant, Pestalozzi. Der *Emile* selbst ist ein straff einheitliches Werk: die drei Erziehungsstufen (die Erziehung zum Individualstand des physischen Glücks, zur gesellschaftlich-industriellen Arbeit, zur moralisch-politischen Arbeit) bilden einen Zusammenhang, in dem sich ein einheitlicher Zug der Gedanken aufweisen lasse. Und — der Verfasser sagt nicht so, aber so meint er es — der *Emile* und der *Contrat* gehören zusammen: 'In dem Mut zur reinen Sittlichkeit soll der Mensch Politiker sein. Denn Moral und Politik sind eins. Darum muß Erziehung Erziehung zur Politik sein.'

Ich glaube nicht, daß der Verfasser recht hat. Meine eigene, von der seinigen abweichende Ansicht zu begründen, ist hier nicht der Ort. Ich muß dafür auf meine Darstellung von Rousseaus Pädagogik[1] verweisen. Hier sei nur auf die Stellen im 'System' hingewiesen, in denen Görland Rousseaus Meinung offenbar nicht trifft, und anderseits sei unumwunden anerkannt,

[1] Paul Sakmann, *Jean-Jacques Rousseau.* Berlin, Reuther & Reichard, 1913 (5. Band von 'Die großen Erzieher', hg. von R. Lehmann).

daß Görland sich auf Gedankenpartien stützen kann, die ihm recht zu geben scheinen und in denen das Wahrheitsmoment besteht, das er vertritt. Zum ersteren eins vor allem: in seinem Bestreben, Rousseaus Naturalismus, der ihm nicht paßt, in den Kantischen Moralismus umzubiegen, verengt er Rousseaus Begriff von Natur, der eben nicht aufgeht in den Görlandschen Begriff: 'Grundgesetz, vor allem moralisches Grundgesetz des Menschen'. Das ist zu wenig, zu eng für die Gottnatur, von der wir das Leben und die Grundtriebe des Lebens haben, für die hohe Schicksalsgöttin, die Rousseau verehrt, Rousseau, der weniger moralistisch ist, als Görland ihn haben möchte, und mehr religiös. Sodann: die entscheidende, freilich nicht ganz leicht zu verstehende Stelle bald nach dem Eingang des ersten Buches über den *homme* und den *citoyen* exegesiert Görland nicht richtig. Dort begründet Rousseau seine grundsätzliche Entscheidung für den Individualismus. Endlich hat Görland die Freiheit, in der Rousseau das noch nicht gewissensreife Kind erziehen will, moralistisch gedämpft — im Interesse der ihm am Herzen liegenden Einheitlichkeit der sittlichen Erziehung. Er hat ja ganz recht, daß diese Freiheit nicht Willkür, Zügellosigkeit, Laune bedeutet, aber er schwächt Rousseaus Polemik gegen die Gehorsamserziehung nun doch ganz unerlaubt ab, wenn er zum Beispiel sagt: das Kind solle nur nichts bloß *aus* Gehorsam tun, es soll sich bei seinem Tun eines Gehorsams nur nicht *bewußt* werden. Trotzdem nichts *aus* Gehorsam geschehe, solle es doch von Anfang an an unweigerlichen Gehorsam gewöhnt werden. Der letzte Satz ist ein augenscheinliches Mißverständnis der Stelle S. 77, 21 *(Emile,* Ausg. *Firmin-Didot): Il n'y a point ici de milieu, il faut n'en exiger rien du tout, ou le plier d'abord à la plus parfaite obéissance.* Das zweite Glied des Dilemmas, das völlige Zerbrechen des kindlichen Eigenwillens, will Rousseau hier denen als unumgängliche Folgerung zuschieben, die überhaupt mit irgendwelcher Pflichtforderung an das Kind herantreten. Er für seine Person will selbstverständlich nichts davon wissen, redet auch nicht — beim gewissensunmündigen Kinde — von der Gewöhnung zu einem 'wertvollen Gehorsam'. Auch nicht um ein 'Zügeln der Begierde' durch den Zögling handelt es sich, nicht um eine Verinnerlichung, eine 'Zueignung' irgendwelches Prinzips oder Gesetzes. Die 'Beschränkung der Begierde' ist eben nicht 'eigene Leistung aus einem Prinzip des Willens'. Sondern die überlegene Kraft des Erzieherwillens, der die hohe Schicksalsmacht stellvertretend darstellt, läßt es gar nicht zum Aufkommen der Begierde kommen, indem er dem Trieb — aber nur dem Trieb, nicht der Laune — freiesten Spielraum läßt. *So* denkt sich Rousseau die pädagogische Methode, deren praktische Durchführbarkeit hier nicht in Frage steht.

Es soll nun aber nicht geleugnet werden, daß Görland manches in *Emile* schärfer gesehen hat als diejenigen seiner zahlreichen Erklärer, die dieses Werk zu sehr vom zweiten *Discours* her deuten, über den hinaus der *Emile* doch einen Fortschritt bedeutet. Emil ist und bleibt ein auf sich selbst stehendes, streng autonomes Individuum, aber ein solches, das in fruchtbare Beziehungen soll treten können zu *den* Menschen, zur Gesellschaft, zum Staat. Emil soll nicht bloß der 'gute' Mensch der Natur, er soll auch, wenn die Pflicht es so will, 'tugendhaft' sein können. Hier sind Verbindungsbrücken, die Rousseau zum *Contrat* hinübergeschlagen hat. Daß sie diese Verbindungsbrücken zu Fundamenten des Werkes umgestalten möchte, das ist die Einseitigkeit dieser durch den Reichtum an kräftigen systematischen Gedanken ausgezeichneten kleinen Schrift.

Eine ganz besondere Note kennzeichnet das Buch von *Champion, J.-J. Rousseau et la Révolution française*, das keine Jubiläumsschrift ist und nicht mit bewunderndem Aufblick zu seinem Helden geschrieben wurde. Wenn es auch gewiß nicht feindselig gehalten ist, so weht in ihm doch der kühle Wind jener Objektivität, die ihren Gegenstand etwas unter sich sieht

und in der Entfernung der Überlegenheit hält. Übrigens: wenn man das Wort bibelfest, angewandt auf Leute, die ihre Bibel in- und auswendig kennen, umprägen darf, so kann man von einer Rousseaufestigkeit Champions reden, in der er wohl wenige seinesgleichen hat. Geschrieben ist das Werk zur Widerlegung von Männern wie Taine und Lemaître (in dessen vielberufenem Buch Champion nur einen Abklatsch von Taine sieht), m. a. W. gegen die Meinung, welche Rousseau für den politischen Ideenfanatismus der Revolution und für die Greuel von 1793 verantwortlich machen will. Die Revolution, zeigt Champion, habe ein politisches System Rousseaus weder anwenden wollen noch können, einfach weil er keines hatte. Hier kommt das Buch also für unser Problem in Betracht. Champion geht nämlich noch viel weiter als Faguet, dem doch nur der Dualismus Rousseaus zu schaffen machte. Er findet ein Chaos in ihm; und es ist fast amüsant, die gelinde Verzweiflung mitanzusehen, in den diesen klarheitsbedürftigen, einheitsdurstigen Franzosen der guten alten Schule die vieldeutigen, widerspruchsreichen Orakel des Genfer *citoyen* versetzen. Der *Contrat* ist ihm eine unverdaute Aneinanderreihung zusammenhangloser Erwägungen; es sei unmöglich herauszubringen, was sein Verfasser eigentlich wollte und dachte; er habe es wohl selbst nicht gewußt.

Champion legt nun, dem polemischen Zweck seines Buches entsprechend, besonderen Nachdruck auf die Stellen, in denen Rousseau seine abstrakten, prinzipiellen, radikalen Sätze einschränkt. Seinen Anklägern gegenüber, die wie Lemaître ihn und die Guillotine beständig in einem Atem nennen, führt er Rousseau den Relativisten vor, den konservativen Rousseau, den Revolutionsgegner, den Patriarchalisten, den timiden Vertreter des Grundsatzes: *Quieta non movere!* Man bekommt den Eindruck einer so harmlosen Unschuld den Revolutionsgreueln gegenüber, daß man an das Schillersche Wort denkt: 'Dies Kind, kein Engel ist so rein'. Allerdings — nebenbei gesagt — auch so rein von Verdienst; die Revolution wäre gekommen auch ohne Rousseau, sie hatte Hunderte von Propheten und Wegbahnern außer ihm, und sie lag in sachlichen Notwendigkeiten begründet. Doch im Ernst: man staunt darüber, wie vieles von dem, was A. Wahl[1] bei Montesquieu als Reaktionsgedanken bezeichnet, d. h. als Gedanken, welche die Revolution zu überwinden berufen waren, doch auch bei Rousseau zu lesen steht. Immerhin: man sollte eben doch kein Buch schreiben bloß zur Widerlegung anderer Bücher. Einmal laufen einem dabei Übertreibungen mit unter, wie z. B. das ungeheuerliche *toujours* in dem Satz (S. 112): *Il a toujours recommandé de respecter la tradition.* Und dann hat es Champion in der Bewertung jener Stellen, in der Verteilung des Akzents sozusagen vollkommen versehen. Man kann ein perfekter Rousseaukenner sein und doch kein Rousseaupsycholog. Mit Champions Methode könnte ein Voltaireforscher ein ganz ähnliches Buch über Voltaire schreiben, in dem gezeigt würde, daß Voltaire entfernt nicht der Kirchenfeind und Pfaffenfresser war, als der in der Überlieferung fortlebt. Und die Überlieferung, welche die Züge zu simplifizieren liebt, hätte dann noch mehr recht als dieser Gelehrte. Noch viel mehr recht hat diese Überlieferung, wenn sie in dem absolutistischen Rousseau der 'idealen Forderung' den wahren Rousseau sieht und nicht in dem Relativisten der vorsichtigen Einschränkungen, ja wenn sie ihm die Revolution auf den Kopf zusagt und ihn ihren Vater heißt. Die Ideale des Rechts und der Gerechtigkeit, zu deren Sprachrohr sich Rousseau machte, haben nun einmal etwas Revolutionierendes. Die langen Stellenreihen aber, die Champion für seine Anschauung ins Feld führt, erklären

[1] A. Wahl, *Montesquieu als Vorläufer von Aktion und Reaktion.* 'Historische Zeitschrift' (109. Bd.) 3. Folge 13. Bd.

sich einfach psychologisch aus einer Eigentümlichkeit Rousseaus. Der emotional erregte Rousseau ist immer von einer unerhörten Kühnheit, die aber sein schwacher Wille nicht durchzuhalten vermag. Ruhiger geworden oder irgendwie zur Besinnung gebracht durch den Widerspruch anderer oder durch die Schranken der Wirklichkeit, erschrickt er regelmäßig über die Gefährlichkeit seiner eigenen Gedankengebilde. Dann gleicht er dem Goethischen Zauberlehrling und kann die Geister, die er gerufen, nicht schnell genug loswerden. Das ist auch ein Dualismus, ein formaler, der sich bei ihm durch sein ganzes Werk, die individualistisch wie die sozialistisch gestimmten Schriften, durchverfolgen läßt. Zu dem besonderen von Champion behandelten Problem darf hier wohl auf das zurückverwiesen werden, was oben (S. 209) von und über Bourguin gesagt wurde.

Das durch einzelne feine Bemerkungen und durch wohltuende Sympathie mit dem Helden ausgezeichnete Festschriftchen von Ewald Wasmuth wendet sich an einen weiteren Kreis von Lesern und macht keine Ansprüche auf strenge Wissenschaftlichkeit. Es ist eine Art von psychologischem Kommentar zu den *Confessions*, die so ziemlich die einzige Grundlage für die hier gegebene Konstruktion der Seele Rousseaus bilden. Es wird so allerdings eine gewisse Einheit gewonnen, aber auf eine billige Art, sofern die Offenbarungen, die Rousseau über sich in seinen Werken gegeben hat, fast ganz außer acht gelassen werden. Wer die 'Wurzeln seiner Philosophie in seinem Leben aufzeigen' will, muß uns über diese Philosophie selbst etwas Bestimmteres sagen als das, was der Verfasser davon sehen läßt. Mit dem einen, an sich nicht unrichtig beobachteten Zug, daß er ein nervöses, impulsives Phantasiegenie war, ist nicht alles erklärt. Für diese oft zarte und feine, aber öfters auch etwas vage Stimmungspsychologie tritt das Problem, das uns hier beschäftigt, eigentlich gar nicht in Sehweite.

Die beste und reifste Frucht, die uns das Jubiläumsjahr bescherte, ist ohne Frage das aus Festvorträgen hervorgegangene Buch von Bouvier, der als Vorsitzender der um Rousseau hochverdienten *Société Jean-Jacques Rousseau* und Herausgeber ihrer *Annales* heute die erste Autorität unter den Rousseauforschern ist. In allem, was das Biographische im engeren Sinne betrifft: Lebensgang, Umwelt und Zeit, persönliche Beziehungen, Einflüsse und Nachwirkungen, haben wir hier etwas endgültig Abschließendes erhalten. Und in der Form ist das Buch ein Meisterwerk.[1] Diese Kunst, mit wenig Strichen ein Charakter-, ein Zeit-, ein Milieu-Bild zu geben — ein besonders feiner Zug dabei ist das Verweben von außerordentlich glücklich gewählten Rousseauworten in den Text der Schilderung —, der hohe Standpunkt der Überschau, von dem aus alles einzelne in der verwirrenden Fülle dieses reichen Lebens wie von selbst an die richtige Stelle sich ordnet und ins rechte Licht tritt, vor allem die tiefe Menschenkunde und reife Lebensweisheit, die unseren Biographen zum berufenen Deuter dieser rätselvollen Seele machen, das alles ist klassisch an diesem Werk. Und wie es beim Klassischen zu sein pflegt, ist es eben der gleichmäßigen Vollendung wegen schwer, einzelnes besonders hervorzuheben; man muß durchaus den mächtigen Eindruck des Ganzen auf sich wirken lassen.

Es entspricht nun nur dem bisher dargestellten Stand der Forschung von heute, wenn uns der Aufriß der Rousseauschen Weltanschauung in diesem Buche nicht gleich einwandfrei erscheinen will. In der Frage, die uns hier beschäftigt, stellt sich Bouvier durchaus auf die Seite Lansons. Der Über-

[1] Da für eine eingehende Diskussion, wie sie dieses Werk beanspruchen kann, hier in diesem Rahmen nicht Raum genug vorhanden ist, so darf ich wohl auf meine Besprechung des Buches in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* verweisen.

blick über Rousseaus Grundgedanken, mit dem er die Analyse der Hauptwerke einleitet, wird ganz in dem aus Lansons Literaturgeschichte bekannten Schema gegeben und unterliegt daher den oben (S. 208) gegen diesen erhobenen Einwänden. Im Verlauf der Darstellung jedoch und namentlich am Schluß schiebt sich an Stelle der Lansonschen logischen Systemeinheit eine andere eigenartige Auffassung der Einheitlichkeit von Rousseaus Geschichte und Werk, die einer Entwicklungseinheit des inneren Lebens. Wenn bei Lanson jede Schrift ihren bestimmten geometrischen Ort im System hat, wenn jede an ihrem Ort ein bleibend gültiges Moment der Wahrheit des Gedankenganzen ausspricht, so sieht Bouvier in den früheren Werken Stufen, über die Rousseau zu einer Höhe hinaufschreitet, auf der er das Frühere als überwunden hinter sich läßt. Der zweite *Discours* z. B. enthält, von dieser Höhenlage aus gesehen, Irrtümer, die Rousseau mit den Werken der Reife stillschweigend zurückgenommen hat. Um eine Trias handelt es sich auch hier, aber nicht um eine logische Trilogie, sondern um einen Dreistufengang. Erste Stufe: die Jahre der Unselbständigkeit und der Anpassung an das Wesensfremde, Traditionalismus, von den Jahren in den Charmettes bis 1749 (Leitmotiv: *il faut faire comme les autres*). Dann Finden des Selbst, Wendung in der Erweckung: Opposition des *sentiment intérieur* gegen Traditon und *raison générale*, Individualismus, Autonomie, Naturalismus, Romantik. Endlich langsame Höherentwicklung und Läuterung der erst trotzig auf sich selbst stehenden, auf ihr Eigenrecht pochenden Eigenpersönlichkeit, die nun ein Höheres über sich anerkennt: Sozialethik des *Contrat social*, die religiösen Glaubenszeugnisse des gereiften Rousseau. *Rousseau dépasse infiniment Jean-Jacques, l'homme de la nature et le promeneur solitaire. Quelles étapes magnifiques sa pensée a franchies depuis les paradoxes des premiers Discours* (S. 400). Es ist einer der Höhepunkte dieser Biographie, wie dieser Prozeß sittlicher Läuterung und Vertiefung geschildert wird, namentlich in der Geschichte von Rousseaus Meditation über seine Verschuldung an seinen Kindern; noch niemand hat uns in die einzelnen Phasen dieser *contritio* einen solchen Einblick tun lassen.

Es ist keine Frage, daß an dieser Auffassung viel Wahres ist. Diese sittliche Entwicklung ist es, die zwischen dem Naturalismus Diderots und Rousseaus, die eine Zeitlang einander zum Verwechseln ähnlich sahen, einen tiefen Graben zieht. Aber den *instinct moral* nun als den *fond* Rousseaus zu bezeichnen, ihn als *essentiellement moraliste* zu charakterisieren, das ist doch wohl eine Übertreibung dieses Zuges, der vielleicht der schönste, aber nicht der tiefste an unserem Helden ist. Uns will bedünken, wenn man von einem *fond* dieser dichterartig reichen Natur reden will, so müßte es doch der Naturglaube sein, der auf den tiefsten Erlebnissen seiner Seele ruht. Da ist er ganz er selbst, wenn er dieses Gottes voll zum Flug in die mystisch-pantheistischen Höhen sich erhebt oder hingegeben ruht am Busen der mütterlichen Erde. Die ekstatischen Ergüsse des dritten Briefes an Malesherbes, die wunderbaren Naturschilderungen der *Confessions*, das in *Emile* entworfene Ideal des *homme de la nature*, das sind die echtbürtigen Geistesschöpfungen Rousseaus. Mehr bloß anempfunden ist das *citoyen*-Ideal des *Contrat* — darauf verfiel er in der Zeit, da er sich noch nicht gefunden hatte, angeregt von Jugenderinnerungen, um dann allerdings in dieses übernommene Ideal den ganzen Enthusiasmus seiner Seele einzuströmen. Und dasselbe gilt von der Genfer Pastoral- und Moraltheologie der *Profession de foi du vicaire savoyard*. Wie ließe sich sonst erklären, daß der *Contrat* und der *Emile*, den er doch gewiß nicht mit dem *Contrat* auch zurücknehmen wollte, wie das Bouvier vom zweiten *Discours* — wohl zu Unrecht — behauptet, so beziehungslos nebeneinander stehen, daß am Schluß der *Contrat* von Rousseau geradezu als Fremdkörper empfunden und in entscheidenden Äußerungen über sein Lebenswerk geradezu ignoriert

wird! Und die Glaubensartikel seines theologischen *credo* können ebensowenig die sichere Errungenschaft sein, als die sie in Bouviers Darstellung erscheinen. Wäre der Unsterblichkeitsglaube mehr als bloßes Postulat, wäre er lebendiger Besitz seiner Seele gewesen, so hätte diese unmöglich in die Bande des finsteren Komplottwahns geraten können.

Fassen wir den Eindruck unserer Übersicht zusammen. Wir sind heute dem Verständnis Rousseaus vielleicht näher gerückt als je zuvor. Noch aber hat es keine der widerstreitenden Auffassungen von Rousseaus Person und Werk vermocht, sich siegreich durchzusetzen. Um zur Einigkeit zu gelangen, soweit eine solche überhaupt möglich ist, dazu gilt es noch, dieselbe emsige Einzelforschung, die bisher vor allem dem Lebensgang und den persönlichen Beziehungen gewidmet wurde, nun auch den Gedanken des großen Genfers zu widmen, ihrer psychologisch-geschichtlichen Entstehung, ihrer Verwandtschaft und ihrem Widerstreit, ihrem Ringen im Geist ihres Urhebers. Hier muß philosophischer Geist mit philologischer Pünktlichkeit sich verbinden. Wir müssen neben der nun gesicherten Chronologie der Lebensgeschichte — soweit das möglich ist — auch eine gesicherte Chronologie der Ideengeschichte bekommen. Dann wird sich zwar nicht jedes Rätsel lösen, manches Rätsel vielmehr auch neu sich knüpfen, aber wir werden uns wenigstens klar werden über die möglichen Auffassungen, zwischen denen wir wählen können.

Stuttgart. Paul Sakmann.

Verzeichnis

der von Mitte Dezember 1912 bis Mitte März 1913 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Folk-lore. XXIII, 1 [W. Crooke, The scientific aspects of folklore. — F. Fawcett, Odikal and other customs of the Muppans. — W. W, Skeat, Snakestones and stone thunderbolts as subjects for systematic investigation. — Collectanea (u. a. Armenian folktales). — Correspondence. — Reviews (u. a. Jones, King Arthur, Griffith, Perceval of Galles und Brown, The bleeding lance, bespr. v. J. L. Weston)]. 3 [W. Crooke, The veneration of the cow in India. — W. H. R. Rivers, The sociological significance of myth-collectanea (u. a.: Dovinney-Oil, the night-man: a Manx folk-tale, by S. Morrison). — E. Clodd, In memoriam: Andrew Lang. — R. R. Mareth, A. van Gennep, W. H. R. Rivers, and P. H. Schmidt, Andrew Lang: folklorist and critic. — A. Lang: Last words on totemism, marriage and religion. — Reviews and short biographical notices].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XVIII, 4, 5 [M. Höfler, Der Frauen-Dreißiger. — J. Blau, Die alten Ewiglasten der eisernen Kühe und ihre angeblichen Rechtssymbole. — P. Tschurtschendaler, Die Abfahrt von der Alm im Pustertal (Tirol). — Kleine Mitteilungen. — Ethnographische Chronik. — Literatur. — Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde].

Miscellany presented to Kuno Meyer. By some of his friends and pupils on the occasion of his appointment to the chair of Celtic philology in the University of Berlin. Edited by Osborn Bergin and Carl Marstrander. Halle a. S., Niemeyer, 1912. IV, 486 S. M. 16 [A. Anscombe, Lucius Rex and Elentharius Papa. — G. Henderson, Arthurian motifs in Gadhelic literature. — Chr. Sarauw, Specimens of Gaelic as spoken in the Isle of Skye. — W. J. Purton, The dove of Mother — J. Roy. — J. H. Lloyd, From the book of Clanaboy. — R. Thurneysen, Das Futurum von altirisch *agid* 'er treibt'. — R. Priebsch, 'Grethke, warumb heffstu mi' etc.; das 'Bauer-Lied' Simon Dachs. — E. Anwyl, The verbal forms in the White Book text of the four branches of the Mabinogi. — H. Gaidoz, Le mal d'amour d'Ailill Anguba et le nom de Laenuce. — G. Dottin, Sur l'emploi de i. — E. Ernault, Les nouveaux signes orthographiques dans le breton du *Mirouer*. — J. Glyn Davies, Two songs from an Anglesey ms. — F. Sommer, Der keltische Dual. — R. J. Best, The Lebar Becc tractate on the canonical hours. — E. C. Quiggin, A poem by Gilbride Macnamee in praise of Cathal O'Conor. — E. J. Gwynn, Bécin Foris. — D. Hyde, Seilg mhór Shliabh Luachra. — M. Joynt, The fate of Sinann. — J. Lloyd-Janes, The development of the verbal r-forms. — J. Pokorny, Eine altirische Legende aus dem Buch von Leinster. — J. Fraser, A use of the verbal noun in Irish. — J. Rhys, Three ancient inscriptions (from Wales). — E. Knott, A poem by Giollo Brighde O'Heoghusa. — J. G. O'Keeffe, A portrait. — G. Coffey, Amber beads found in Ireland. — Th. P. O'Nowlan, Imchlód, aingel. — Tadhg O'Donoghue, Cart cech ríg co réil. — A. S. Green, Henry VIII, 'King of Ireland'. — J. Vendryes, A propos des groupes imitiaux *dentale+v*. — A. Bugge, Norse Coan words in Irish. — T. O'Máille, Merugud cléirech Choluim Chille. — W. P. Ker, On a lyric stave called in Irish *ochtfoclach bec*. — J. Sampson, The leaves that hung but never grew (a Welsh gypsy folk-tale). — C. Marstrander, Varia. — O. J. Bergin, Poems attributed to Gormlaith. — C. Marstrander, Dun na Trapoharla. — Deux contes irlandais].

The bulletin of the Bibliographical Society of America. IV, 1, 2. January—April 1912. 32 S. Doll. 1 per vol. [Mit Nachdruck sei auf diese Veröffentlichung der im Jahre 1904 gegründeten Bibliographical Society of America hingewiesen. Die praktischen Amerikaner haben sich hier, im Verein mit den von derselben Gesellschaft herausgegebenen *Papers*, ein Organ geschaffen, wie es uns in Deutschland fehlt, und das schon reiche und tüchtige Arbeit geleistet hat. Das vorliegende Heft gibt das Programm der im Juni 1912 abgehaltenen fünfzehnten Versammlung, die sich auch vielfach mit deutschen Bibliographien befaßte, ferner eine sehr bemerkenswerte Zusammenstellung der deutschen Übersetzungen Alexander Popes im 18. Jahrhundert, einen interessanten Bericht über die Nationalbibliothek in Chile und ihre bibliographische Tätigkeit, kurze Referate über Neuerscheinungen, eine Liste laufender amerikanischer Bibliographien (nach Stichworten geordnet) und schließlich die Fortsetzung einer Bibliographie der Bibliographien. Nach all dem scheint mir die Bibliographical Society of America, in Verbindung mit der Modern Language Association, wahrlich den Befähigungsnachweis für jenes großzügige bibliographische Unternehmen erbracht zu haben, über das ich in dieser Zeitschrift (Bd. 128, H. 3/4, S. 398 bis 400) berichten konnte. Hans Daffis.]

Jespersen, Otto, Lehrbuch der Phonetik. 2. Aufl. Mit 2 Tafeln. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1913. IV, 258 S. M. 5,20, geb. M. 5,80.

Schroeder, O., Vom papiernen Stil. 8. durchges. Aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1912. VIII, 101 S. M. 2,40, geb. M. 3.

Historisch-pädagogischer Literatur-Bericht über das Jahr 1910. Hg. von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. (2. Beiheft zu der Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.) Berlin, Weidmann, 1912. VIII, 372 S. M. 3.

The Carnegie trust for the Universities of Scotland. Eleventh annual report (for the year 1911—12). Submitted by the executive committee to the trustees on 12th february 1913. Edinburgh, University Press, 1913. IV, 90 S.

Gercke, A., und Norden, Ed., Einleitung in die Altertumswissenschaft. Bd. III. Griechische und römische Geschichte. Griechische und römische Staatsaltertümer. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1912. 428 S. und 16 S. Register. M. 9, geb. M. 10,50. [Der dritte Band des vorzüglichen Werkes ist für den Nichtphilologen zwar inhaltlich von großem Wert, methodisch aber naturgemäß nicht so wichtig als die beiden ersteren. Geschichte und Privataltertümer der Griechen und Römer, zumal die Geschichte, haben für uns Germanisten zwar die Wichtigkeit bedeutender Tatsachen, eröffnen uns aber kaum je die Möglichkeit vergleichender Blicke auf das eigene Arbeitsgebiet. Gewiß ist auch unser Studium selbst ein historisches, und nicht bloß, wie H. Usener urteilt, eine Vorbereitung des historischen Studiums, und so haben wir von den Urteilen der Beurteiler über die Historiker zu lernen und dürfen uns nicht scheu machen lassen, wenn etwa Belochs Urteil über Mommsen mit dem wenig übereinstimmt, das der beinahe gleichzeitig im selben Verlag erschienene Band 'Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer' (Kultur der Gegenwart, Teil II, Abt. IV, 1) von U. v. Wilamowitz und B. Niese bietet. Bei einer so eminent persönlichen Persönlichkeit wie Mommsen es war, wird eben der eine in der Subjektivität eine Gefahr sehen, die durch die exaktesten Untersuchungen (z. B. zur Kunstgeschichte), am besten eingeschränkt wird (so Beloch), der andere einen Vorteil, der auf den freiesten Gebieten sich am schönsten betätigen kann (so Wilamowitz). Da es aber zu den besonderen Vorzügen dieser Einleitung gehört, daß sie für 'Gesichtspunkte und Probleme' besondere Abschnitte übrig hat — wie denn nicht leicht der Plan eines solchen Werkes sorgfältiger durchdacht und die Ausführung besser überwacht war als bei

Gercke-Norden —, so können wir doch aus diesen Übersichten manchen Gesichtspunkt und manches Problem unmittelbar aufnehmen. Beloch weist (S. 149) auf die Verschiedenheit philologischer und historischer Auffassung hin, wobei er allerdings die Historie, wie mir scheint, zu abstrakt nimmt: 'die Geschichte — das Wort im höchsten Sinne genommen — ist eine enzyklopädische Wissenschaft wie die Philosophie; sie hat die Darstellung der gesamten Kulturentwicklung der Menschheit, in allen ihren Richtungen, zur Aufgabe'. Aber in diesem Sinne ist doch eben jede Wissenschaft enzyklopädisch; mir scheint vielmehr für das Verhältnis der Philologie zur Geschichte das Überwiegen des statischen Prinzips dort, des dynamischen hier ausschlaggebend. (Ich sage: das Überwiegen; denn natürlich kann weder die Philologie die Veränderungen noch die Geschichtswissenschaft die Gleichgewichtszustände außer acht lassen.) Oder er erörtert gelegentlich der antiken Wandersagen (S. 199) ein Problem, daß auch für die germanische Urgeschichte wichtig zu werden beginnt, die archäologische Wertung der wechselnden Kunststile. Allgemein spricht er (S. 202) das mehr als bedenkliche Wort aus: 'Nur was bewiesen werden kann, gehört in die Geschichte'; soll damit etwa das Ideal der mathematischen Evidenz wieder aufgerichtet werden, an dem bei uns ein so bedeutender Forschergeist wie Heinzel sich zugrunde gerichtet hat? — K. J. Neumann dagegen liebt weniger prinzipielle Aufstellungen als praktische Hinweise, z. B. (S. 417) auf die Methode der Rückschlüsse, die Art der Kodifikationen. Lehmann-Haupt versteht bei den Ausführungen über Prähistorie und Geschichte (S. 63) beides zu vereinigen. — Vor der Lektüre des neuerdings so stark empfohlenen Werkes von Ferrero warnt Kornemann (S. 263) alle, die nicht 'Kenner des Quellenmaterials und der Literatur' seien; was doch ein wenig an das 'Achgeschrei der zünftigen Perücken' bei Mommsens Auftreten (Beloch, S. 192) erinnert! Richard M. Meyer.]

Hermann, Eduard, Griechische Forschungen. I. Die Nebensätze in den griechischen Dialektinschriften im Vergleich mit den Nebensätzen in der griechischen Literatur und die Gebildetensprache im Griechischen und Deutschen. Mit zwei Tafeln. Leipzig und Berlin, Teubner, 1912. VIII, 345 S. M. 10, geb. M. 12. [Die Nebensätze in den Dialektinschriften und in der Literatursprache der Griechen werden in der alphabetischen Reihenfolge der subordinierenden Konjunktionen aufgezählt und beschrieben. Bei der Vergleichung hebt Hermann die Tatsache hervor, daß die Urkundensprache bereits eine Gebildetensprache war, sowie, daß die κοινή sich nicht bloß schriftlich, sondern auch mündlich verbreitet und neben die Volksmundart gestellt haben muß. Eingeschaltet ist dabei ein beachtenswertes Parallelkapitel: 'Die Entstehung der gesprochenen Gemeinsprache im Altgriechischen und Deutschen' S. 192—218. H. vertritt dabei gegenüber der herrschenden Ansicht, daß bis zum 19. Jahrhundert bei uns nur die Kanzleisprache hinausgewirkt habe, die These, daß schon im 16. Jahrhundert die Gemeinsprache auch mündliche Eroberungen gemacht habe, und bringt dafür eine Reihe Zeugnisse bei. Tatsächlich findet man in jedem Dialekt eine Zwischenstufe, die zwischen dem reinen Dialekt und der Gebildetensprache in der Mitte steht, also einen Kompromiß darstellt; in Nordtirol z. B. sagt man in bäuerlichen Kreisen *stoan*, in gebildeten *stein*, und als Zwischenform, je nach der angeredeten Person und der Umgebung, *staan*. In England sind bereits beim ersten Aufkommen der Schriftsprache, zu Ende des 15. Jahrhunderts, dreierlei Londoner Sprechweisen nachzuweisen: 1) die höfische des ersten Druckers Caxton, der als Gesandter gedient hatte, 2) die halbgebildete der Rechnungsführer von St. Mary, die notdürftig noch Latein konnten, und 3) die gröbliche, sehr gemischte der Buchhalter im Geschäftshaus Cely — alle zu gleicher Zeit in derselben Stadt London. Hermann hat also eine in den neueren Sprachen längst beobachtete

Durchkreuzung der mundartlichen Verhältnisse, durch Abstufungen der Bildung, auf altgriechisches Gebiet übernommen. Es ist eine dankbare, weil dem Leben abgelauschte Beobachtung.]

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXXIII, 12. Dezember 1912 [Golther: Strucks, Der junge Parzival. — Griffith, Sir Perceval of Halles. — Juneck, Gralsage. — Peebles, The legend of Longinus. — Nitze, The sister's son and the conte del graal. — Helm: Lüdicke, Vorgeschichte und Nachleben des Willehalm von Orlens von Rudolf von Ems. — Brenner: Angermann, Der Wechsel in der mhd. Lyrik. — Jung: Ewald, Der Humor in Chaucers Canterbury Tales. — Jordan: Reinhold, Die verschiedenen Fassungen der Bertasage. — Voßler: Stern, Dante und Goethe, übs. v. Daniela Thode]. XXXIV, 1. Januar 1913 [Moog: Diethey, Das Erlebnis und die Dichtung. — Goetze: Levy, Geschichte des Begriffes Volkslied. — Helm: Banz, Christus und die Minnende Seele; Beyer, Die md. Segremorsfragmente: Tiedemann, Passional und Legenda aurea; Hohmann, Beiträge zum Veterbuch. — Moog: Friedemann, Die Rolle des Erzählers in der Epik. — Richter: Mândvescu, F. G. Klopstock. — Traumann: Hansen, Goethes Leipziger Krankheit. — Bödtker: Akerlund, On the history of the definite tenses in English. — Glöge: Schölkopf, Das Naturgefühl in Byrons Dichtungen. — Becker: Zenker, Zur Mabinofrage; Mann, Das Rolandslied. — Küchler: Wiegand, Montaigne. — Herzog: Gierach, Synkope und Lautabstufung. — Hänsel: Kohler, Sieben spanische dramatische Eklogen].

Modern language notes. XXVII, 7. November 1912 [G. O. Curme, Force and function of 'Solch'. — L. C. Karpinski, Augrim-Stones. — G. T. Northup, Old Spanish *Brunda*. — H. S. V. Jones, A proverb in *Hamlet*. — J. S. Kenyon, On an idiomatic order of words]. 8. December 1912 [M. B. Ogle, Classical literary tradition in Early German and Romance literature. — G. B. Woods, The ballad of *The Gypsy Davy*. — T. M. Campbell, Novalis on form and content. — L. S. Friedland, Milton's *Lycidas* and Spenser's *Ruines of time*. — D. S. Blondheim, Rabbinial legend in the *Cavallero Cifar*. — W. Nicholson, Notes on Milton]. XXVIII, 1. January 1913 [Ph. Barry, An American homiletic ballad. — R. Tombo jr., The identity of the Hassenpflugs in Hauptmanns *The fool in Christ*. — St. L. Galpin, Notes on the sources of Deguileville's *Pèlerinage de l'âme*. — W. L. Phelphs, Browning in Germany].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XVI, 3. 1912 [A. Rossat, Les 'fôles' III. — J. Müller, Sagen und Schwänke aus Uri, 2. Forts. — S. Schlatter, Das Haus als Fahrhabe. — A. Borioli: Storielli, leggende, costumanze ticinese. — Miszellen. — Bücheranzeigen]. 4 [O. v. Greyerz, Das alte Guggisberger Lied. — M. Gabbud, Ephémérides bagnardes. — J. Meier, Der Eieraufleset in Dintikon].

Modern philology. X, 3. January 1913 [T. P. Cross, Notes on the chastity-testing horn and mantle. — T. F. Crane, New analogues of old tales. — I. H. Heinzelmann, Pope in Germany in the eighteenth century. — E. P. Morton, The Spenserian stanza in the eighteenth century. — D. C. Stuart, Stage decoration and the unity of place in France in the seventeenth century. — T. E. Oliver, Notes on the *Bourgeois gentilhomme*. — J. A. Adams jr., *Everey Woman in the Honour* and *The Pumb Knight*. — J. R. Hulbert, Chaucer and the Earl of Oxford].

Revue germanique, annie VIII, 2. Mars-Avril 1912 [Ch. Joret, La religion du jeune Goethe. — F. L. Schoell, Un drama élisabethain anonyme: 'Charlemagne']. 3. Mai-Juin 1912 [A. Leger, Wesley inédit. — F. Piquet, Le caractère de Don César dans la 'Fiancé de Messine']. 4. Juillet-Août

1912 [J.-M. Carré, Un ami et un défenseur de Goethe en Angleterre. Henry Crabb Robinson (1775—1867). — G. d'Haugest, Le premier roman de John Gelsworthy]. 5. Novembre-Décembre 1912 [G. Rabache, Austin Dobson, poète. — E. Pitrou, Une source des nouvelles de Theodor Storm. Le recueil des 'Sagen, Märchen und Lieder' de K. Müllenhoff]. IX, 1. Janvier-Février 1913 [E. Seillière, La morale de W. James et les éléments de l'activité mystique. — M. J. Minckwitz, Encore le *Willehalm* de Wolfram d'Eschenbach. — C. Pitollet, Carducci et la littérature allemande. — A. Koszul, Le roman anglais 1911—1912].

The modern language review. VIII, 1. January 1913 [H. V. Routh, The future of comparative literature. — F. Baldensperger and J. M. Carré, La première histoire indienne de Chanteaubriand et sa source américaine. — L. Ragg, Wit and humour in Dante. — G. C. Moore Smith, Doirniana. — M. Körner, Two poems attributes to Th. Körner. — A. S. Napier, Two fragments of Alfred's 'Orosius'. — W. W. Greg, A ballad of *Twelfth day*. — M. R. James and G. C. Macaulay, Fifteenth century carols and other pieces].

Modern language teaching. VIII, 7. November 1912 [A. Tilley, French as an instrument of liberal education. — Carfax, French and German in Scottish schools]. 8. December 1912 [St. Leathes, Modern languages and a liberal education. — Professor Skeat (Obituary). — T. B. Rudmose-Brown, The apotheosis of French poetry].

Germanisch-romanische Monatsschrift. IV, 11. November 1912 [P. Lehmann, Literaturgeschichte im Mittelalter, I. — Ph. Aronstein, Die Hexen im englischen Renaissancedrama, II. — Ch. Bally, Le style indirect libre en français moderne, II]. 12. Dezember 1912 [P. Lehmann, Literaturgeschichte im Mittelalter, II. — H. Naumann, Zur altnordischen Namengebung. — O. Floeck, Romantische Operndichtung. — E. Friedrichs, Ein russischer Literarhistoriker über Jean-Jacques Rousseau]. V, 1. Januar 1913 [A. Schirmer, Die Erforschung der deutschen Sondersprachen. — Alb. Ludwig, Deutschland und Deutsche im englischen Roman des 19. und 20. Jahrhunderts. — L. Jordan, Henry Becques Polichinelles]. 2. Februar 1913 [G. Jungbauer, Zur Volksliedfrage. — B. Fehr, Der deutsche Idealismus in Carlyles Sartor Resartus. — M. J. Wolff, Italienische Komödiendichter, II. Antonio Francesco Grazzini].

Studien zur Literaturgeschichte. Albert Köster zum 7. November 1912 überreicht. Leipzig, Insel-Verlag, 1912. 264 S. M. 9, geb. M. 10 [A. Götze, Der Untergang des Volksliedes. — P. Merker, Der Verfasser des anonymen Reformationsdialogs 'Eyn wegsprech gen Regenspurg zu synsz Concilium'. — H. Kleinstück, Zu Maternus Steyndorffer. — C. Kaulfuß-Diesch, Bandellos Novelle Timbres und Fenicia im deutschen Drama des 17. Jahrhunderts. — C. Höfer, Vom ältesten Weimarischen Hoftheater. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte von Carl Theophilus Doebbelin. — E. Bergmann, Neues zum Streit zwischen Haller und Lamettrie. — W. Hofstaetter, Die historische Bedeutung der Dresdener Zeitschriften im 18. Jahrhundert. — R. Riemann, Kassierte Kapitel der 'Theatralischen Sendung'. — J. Petersen, Die Minneburg in Schillers Maria Stuart. — F. Ulbrich, Radziwills Privataufführungen von Goethes 'Faust' in Berlin. Ein Abschnitt aus der Bühnengeschichte des Goetheschen Faust. — W. Deetjen, Zu Jean Pauls 'Komet'. — F. Schulze, Vom romantischen Geniebegriff. Ein Versuch. — Else Riemann, Th. Storms Bemerkungen zur Theorie der Novelle und die Entwicklung seiner Novellistik. — R. Buchwald, Praktische Grundlagen und Ziele der Literaturwissenschaft].

Germanisch.

The journal of English and Germanic philology. XI, 4. October 1912 [E. Voß, Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel. —

P. E. Titsworth, The attitude of Goethe and Schiller toward the French classic drama. — H. H. Bender, *Ἀπὸ κοινοῦ* in *Gudrun*. — G. Schütte, The geats of Beowulf. — J. E. Wells, H. Fielding and the history of Charles XII].

Nordgermanisch.

Språk och stil. XII, 3. 1912 [R. Hedvall, Om stilen i Runebergs lyrik särskilt med avseende på bildspråket].

Lind, E. H., Norsk-isländska dopnamn. H. 7. Uppsala, Lundequist. Leipzig, Harrassowitz, 1912. M. 3.

Naumann, Hans, Altnordische Namenstudien. (Acta Germanica. N. R. H. 1.) Berlin, Mayer & Müller, 1912. 194 S. M. 5.

Deutsch.

Hessische Chronik. II, 1. Januar 1913 [P. Th. Falck, Der Dichter Heinrich v. Ende. — Beiträge zur Geschichte und Charakteristik Gießener Professoren. — M. Ploch, Gießen vor hundert Jahren]. 2. Februar 1913 [Ph. Losch, Der Uriasbrief des Grafen von Schaumburg. — F. Schrod, Zur Entwicklungsgeschichte von Hessen. — M. Ploch, Gießen vor hundert Jahren, II].

Seiler, Fr., Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Vierter Teil: Das Lehnwort der neueren Zeit. Zweiter Abschnitt. Halle, Waisenhaus, 1912. XVI, 565 S. M. 8, geb. M. 9,60.

Weise, O., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 8. verb. Aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1912. VIII, 288 S. Geb. M. 2,80.

Söhns, F., Wort und Sinn. Begriffswandlungen in der deutschen Sprache. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1911. IV, 149 S. 8° Geb. M. 2. [Das vorliegende Buch setzt sich zusammen aus Einzelstudien über die Bedeutungswandlungen von mehr als 200 Wörtern wie *Bursch, Elend, Heimweh, Pfaffe, Zeitung, galant, hübsch, schmecken, stinken*. Der Verfasser geht immer auf die Grundbedeutung zurück. Kluge hat hierfür viel hergegeben (vgl. *Getreide, Hagestolz*). Überhaupt hat Söhns, wie er selbst sagt, die deutschen Wörterbücher benutzt, aber daneben hat er auch aus eigener Lektüre geschöpft. Der Stil ist lebendig; ihm fehlt nicht das Salz des Pathos und des Witzes in der Dosis, die bei einem Buche nötig ist, das 'nicht lediglich Wissenschaftlern, sondern jedem Dienste leisten soll, der Herz und Sinn für seine Sprache hat'. W. Nickel.]

Petzet, Erich, und Glauning, Otto, Deutsche Schrifttafeln des 9. bis 16. Jahrhunderts aus Handschriften der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München. II. Abteilung: Mittelhochdeutsche Schriftdenkmäler des 11. bis 14. Jahrhunderts. München, Kuhn, 1911. [Wir haben s. Z. (*Archiv*, Bd. CXXVIII, S. 228 f.) ausführlich auf diese wertvolle Veröffentlichung hingewiesen und können heute feststellen, daß die zweite Lieferung hält, was die erste versprach. Wenn das Werk fertig vorliegt, so wird sich nicht nur der Paläograph des Zuwachses an deutschem Übungsmaterial von erstaunlicher Ausdehnung und Vielseitigkeit erfreuen, auch der Philologe wird seinen Schülern Beispiele aus allen wichtigeren hochd. Mundarten und Mundartmischungen vorlegen können. Dazu kommt, daß der Reichtum und Wert der Münchener Sammlung die Vorlegung so vieler inhaltlich interessanter Stücke ermöglicht und damit den literarhistorischen Unterricht fördert und belebt. Die zweite Lieferung führt uns von der ältesten mhd. Liebeslyrik (dem Gruß aus dem Ruodlieb und der Strophe 'Ich bin dîn') bis zum Nibelungenlied (Hss. A und D); dazwischen ein schönes Blatt aus den 'Carmina Burana'. Der Löwenanteil fällt auf die geistliche Literatur, wie die folgende Liste zeigt: Bamberger Beichte (MSD, XCI) und 'Himmel

und Hölle (ebd. XXX); 'Von den Steinen und Wurmsegen (MSD, XLVII, 2) aus Clm. 536; Windberger Psalmen; Schwäbische Trauformel (MSD, XCIX); 'St. Ulrich' und das 'Lied an die Seele' aus Cgm. 94; 'Speculum ecclesiae'; die 'Geistlichen Ratschläge' und der Meßgesang (MSD, XLVI) aus der Benediktbeurener Hs. Clm. 4616; Heinrich v. Rugges Leich vom h. Grabe; Benediktinerregeln aus Cgm. 91 und 90; endlich die von Schönbach 1879 (Wiener Sitzungsberichte, Band 94) aus Cgm. 88 mitgeteilten deutschen Predigten, und das bayrische Plenar in Cgm. 66 ('Deutsche Evangelien'). So dient das vorliegende Heft vor allem den Studien der wichtigen Übergangszeit des 12. Jahrhunderts und ragt noch in die klassische Epoche hinein, der die dritte Lieferung gewidmet sein wird. Robert Petsch.]

Weinberg, Israel, Zu Notkers Anlautsgesetz. (Sprache und Dichtung, hg. von H. Maync und S. Singer, Heft 5.) Tübingen, Mohr, 1911. V, 40 S. 8°. M. 2, [Der Verfasser zählt zunächst aus, in welcher Anzahl von Fällen das bekannte Anlautsgesetz Notkers — germ. *þ, b, g; f* erscheinen als *d, b, g; v* nach Vokal und nach *l, r, m, n*, sonst als *t, p, k; f* — durchgeführt und in welcher es vernachlässigt erscheint, und stellt die Zahlen in Tabellen übersichtlich zusammen. Die meisten scheinbaren Abweichungen finden sich in der Stellung im Satzanlaute, wo bald überhaupt *t, p, k, f* erscheinen, bald der Auslaut des vorangehenden Satzes maßgebend ist, und am unregelmäßigsten ist das Gesetz beim *f* durchgeführt. Es zeigt sich aber, daß eine gewisse Gleichmäßigkeit innerhalb der einzelnen Schriften Notkers herrscht, von denen nur die Psalmenübersetzungen nicht mit beigezogen werden konnten, da sie bloß in späten Hss. erhalten sind. W. verwendet aber sein Material weiter in einem Exkurs über die Chronologie der Notkerschen Werke, die nach ihm in drei zeitlich verschiedenen Gruppen entstanden sind: 1. Boeth. I, II, Interpret. Categ.; 2. Boeth. III, IV und Cap. I; 3. Boeth. V und Cap. II. Gruppe 1 schreibt regelmäßig *t, g, k* im Satzanfang und unterscheidet *f* und *v*, Gruppe 2 schreibt nur noch *f* und gibt gegen den Schluß auch *d, b, g* im Satzanfange, Gruppe 3 läßt auch für den Satzanfang die gleiche Regel wie im Satzinnern gelten. Sodann spricht Verfasser die verschiedenen Auffassungen des Wechsels seit Grimm durch und kommt dann mit Hilfe des Vergleiches lebender Mundarten zu dem zweifellos richtigen Schlusse, daß es sich um Wechsel zwischen stimmloser Lenis und Fortis handelt. — Wir haben es mit einem recht brauchbaren Baustein zu dem Gebäude der deutschen Grammatik zu tun. August Gebhardt.]

Roethe, Gustav, Die deutsche Kommission der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Ihre Vorgeschichte, ihre Arbeiten und Ziele. Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern. Jahrg. 1913. I. Abt. XXXI. Bd. 1. H. Leipzig, Teubner. S. 37—74.

Bachmann, Albert, Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch. 5. u. 6. Aufl. Zürich, Beer & Cie., 1912. VIII, 307 S.

Ältere Urkunden in deutscher Sprache. Abt. A, Oberdeutschland. Nr. III, Schwäbische Urkunden. Hg. von Fr. Wilhelm. (Münchener Texte, H. 4.) München, Callwey, 1912. 24 S. M. 0,60.

Der Wiener Oswald. Hg. von Georg Baesecke. (Germanische Bibliothek CX, III, 2.) Heidelberg, Winter, 1912. 67 S. M. 2,20, geb. M. 3. [Auf den Münchner Oswald läßt Baesecke hier den Wiener Oswald folgen und versieht die 54 Seiten des Textes mit mehr als doppelt so viel Erläuterungen. Von der Kritik der Überlieferung, der Reime und des Inhalts ringt er sich empor zu den Urelementen der Dichtung, zu Bedas Erzählung von dem nordhumbrischen König Oswald, zum wunderbaren Raben des Legendenschreibers Reginald, dem sprechenden Vogel in der Kreuzfahrt Karls und dem Heidenkönig Harun in der 'Vita Caroli Magni': Die erste Fassung wird einem Spielmann in der Nähe von Aachen um 1170—80 zugeschrieben, dem

der *Ortnit* vorschwebte, sie wurde bald darauf in derselben Gegend christlich und frömmlich umgearbeitet. Von dieser Fassung leitet B. direkt den Wiener Oswald ab, zirka 1310.]

Brietzmann, Franz, Die böse Frau in der deutschen Literatur des Mittelalters. (Palaestra XLII.) Berlin, Mayer & Müller, 1912. VII, 236 S. M. 7.

Niewöhner, Heinrich, Der Sperber und verwandte mhd. Novellen. (Palaestra CXIX.) Berlin, Mayer & Müller, 1913. VII, 172 S. M. 4,80.

Buske, Walter, Die mittelhochdeutsche Novelle 'Das Rädlein' des Johann von Freiberg. Diss. Rostock. Berlin, Ebering, 1912. 104 S.

Strauch, Philipp, Meister-Eckhart-Probleme. Rektoratsrede. Halle, Niemeyer, 1912. 38 S. M. 1.

Geiger, Maria, Die visio Philiberti des Heinrich von Neustadt. (Sprache und Dichtung, H. 10.) Tübingen, Mohr, 1912. VII, 116 S. M. 5.

Klingner, Erich, Luther und der deutsche Volksaberglaube. (Palaestra LVI.) Berlin, Mayer & Müller, 1912. IX, 135 S. M. 4.

Jellinek, M. H., Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. 1. Halbband. (Germanische Bibliothek II, 7.) Heidelberg, Winter, 1913. X, 392 S. M. 7,50.

Becker, Adolf, Die Sprache Friedrichs von Spee. Ein Beitrag zur Geschichte der nhd. Schriftsprache. Halle a. S., Niemeyer, 1912. XXXII, 127 S. M. 5.

Grolimund, Sigmund, Volkslieder aus dem Kanton Solothurn. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 7.) Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1910. VI, 111 S. 8°. [Der rührigen schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, die, von anderen schweizer Vereinen unterstützt, eine umfassende Sammlung schweizerischer Volkslieder plant, bietet G. hier einen wichtigen Baustein. Seine Sammlung zeigt im allgemeinen jene Art der Anlage, die sich schon bei Köhler-Meyers 'Volksliedern von der Mosel und Saar' und E. Marriages 'Volksliedern aus der badischen Pfalz' bewährt hatte: Texte und Melodien vereint, bestimmte örtlich fixierte Fassungen, liedervergleichende Anmerkungen in knappster Form, aber sehr stoffreich. Ein besonderer Vorzug ist bei G. der ausführliche Index; er verzeichnet nicht nur die Liederanfänge, sondern auch die Anfänge der Strophen. Hätten alle Sammlungen diese Art Index, so wäre die Identifizierung irgendwo auftauchender Volksliedverse jedem wissenschaftlich Interessierten, nicht nur dem umfassend belesenen Spezialisten möglich. Für die John Meyersche Auffassung des Volksliedes bietet die Sammlung neue Belege, da Kunstlieder bekannter Verfasser in volksläufiger Form mehrfach begegnen. Eine Einleitung gibt nach eigenen Erinnerungen des Verfassers ein lebendiges Bild der Sangesgewohnheiten des Volkes. G. hat übrigens 1911 einen Band 'Volkslieder aus dem Kanton Aargau' folgen lassen. Heinrich Lohre.]

Benzmann, Hans, Die soziale Ballade in Deutschland. Typen, Stilarten und Geschichte der sozialen Ballade. München, Beck, 1912. 123 S. M. 2,80. [Benzmann, selbst ein Schaffender und zugleich als Kenner deutscher Lyrik vielfach bewährt, ist sich der Schwierigkeiten, die Physiognomie der 'sozialen' Ballade, als einer besonderen Typen- und Stilform der Ballade überhaupt, deutlich herauszuarbeiten, wohl bewußt. Er ist sich von vornherein klar darüber, daß 'auch allgemeinere oder ganz spezielle Motive und die allgemeinen Formen der Ballade für sie in Betracht kommen', und darf zum Schluß gestehen, daß er in seiner Abhandlung einen Überblick über die Entwicklung der künstlerischen Prinzipien innerhalb der sozialen Lyrik gegeben habe. So ist es Benzmann freilich nicht gelungen, unverrückbare und starre Grenzpfähle aufzurichten — schon der Begriff 'sozial' wird sich niemals durch solche festlegen lassen —, wohl aber hat er mit glücklicher

Beherrschung eines weitschichtigen Materials große Gruppen der Balladendichtung in natürliche Zusammenhänge gebracht und nach Ursache und Wirkung betrachtet. In dem ersten Abschnitt seiner Untersuchungen sucht er 'Wesen, Typen und Stil der sozialen Ballade' herauszuarbeiten und erkennt drei Momente als wesentlich: 1) das soziale Motiv, 2) die Hervorhebung des sozialen Gegensatzes (Moment der Kritik), 3) die Form der Ballade. Auf Grund dieser Prämissen ergeben sich ihm drei Haupttypen: 1) die 'Verbrecherballade' aus Konflikten mit den rechtlichen und sittlichen Mächten des Staates, 2) die Ballade von der Arbeit und den Arbeitenden aus den im eigentlichen Sinne sozialen Verhältnissen des Staates, 3) die Ballade als oppositionelle politische Dichtung, die 'sozialpolitische Ballade' aus öffentlich-rechtlichen Verhältnissen des Staates. Historisch-politische Gründe bewirken, daß erst seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts eine wirkliche Entwicklung der sozialen Ballade möglich ist. Diese Entwicklung gibt, auf reiche Belege gestützt, der zweite Abschnitt, welcher bis in die unmittelbare Gegenwart führt. Drei besondere 'Stile' prägen sich aus: 1) der Stil der 'Chanson-Ballade', auf französische Vorbilder (vor allem Béranger, Villon) zurückgehend, 2) der gewöhnliche — freie — Stil der Ballade, 3) der impressionistische moderne Kunststil. Hans Daffis.]

Zagajewski, K., Albrecht von Hallers Dichtersprache. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. H. 105.) Straßburg, Trübner, 1909. VIII, 269 S. 8°. M. 7,50. [Das Buch Zagajewskis ist eine Ergänzung zu Ludwig Hirzels 1882 erschienener Ausgabe der Gedichte Hallers. Hirzel hatte auf eine Darstellung der Sprache und auf ein Wörterbuch verzichtet, wahrscheinlich um seine umfangreiche Ausgabe nicht noch umfangreicher zu machen. 'Von der Anfertigung eines Wörterbuches hat der Verfasser Abstand genommen. Die Eigentümlichkeit der Sprache Hallers, welche nach des Verfassers Ansicht eine eigene ausführliche Darstellung erfordert, wäre damit ohnehin nicht erschöpft.' Zagajewski hat beides nachgeholt. — Von den Schweizerischen Gedichten erschienen zu Hallers Lebzeiten von 1732 bis 1777 elf Auflagen, die fast alle starke Änderungen aufweisen. Diese Änderungen sind in einzelnen Auflagen wohl auch inhaltlicher Natur (Milderung von zu scharfen religiösen und politischen Stellen), aber in der Hauptsache sind sie sprachlicher Natur: Änderungen der Formen- und Lautbildung, der Syntax und des Stils, der Metrik (Apokope, Synkope, Elision, Hiatus). Diese sprachlichen Änderungen sind es, die nicht nur für die Textgeschichte der Gedichte, sondern noch mehr für die Geschichte der Rezeption der neuhochdeutschen Schriftsprache wichtig sind. In den Auflagen, die nach Hallers Berufung nach Göttingen (1736) erschienen sind, also seit der 3. Auflage von 1743, ist Haller bestrebt, die Sprachfehler, die ihm die Kritik vorgeworfen hatte, d. h. das spezifisch Schweizerische zu tilgen und sich der schriftdeutschen Art zu nähern. Wie ihm dies gelungen ist, was Haller geändert hat und was er hat stehen lassen und die Gründe dafür, das alles wird von Z. in dem ersten Teil seiner Schrift im einzelnen dargelegt. Bei dem zweiten Teil, dem Wörterbuch, fiel mir auf, daß sich Z. bei vielen Worten nur auf Adelung beruft, statt das Grimmsche Wörterbuch, wo mehr Belehrung zu haben war, zu Rate zu ziehen. W. Nickel.]

Suchier, Wolfram, Gottscheds Korrespondenten. Alphabetisches Absender-Register zur Gottschedschen Briefsammlung in der Universitäts-Bibliothek Leipzig. (Kleine Gottsched-Halle, Bd. 7 u. 8.) Berlin, Gottsched-Verlag, 1912. [Dies kleine nur in ganz geringer Anzahl im Buchhandel erschienene Werk erleichtert der Kenntnis literarischen Lebens im 18. Jahrhundert den Zugang zu einer neuen Quelle. Die Korrespondenz Gottscheds, in 22 Foliobänden in der Universitäts-Bibliothek Leipzig aufbewahrt, war der Forschung zwar bekannt und ist auch bereits benutzt worden. Es existierte

zu diesen mehr als 4700 Briefen nur ein handschriftliches Register von Danzels Hand. Dies Register hat jedoch mancherlei Nachteile: Es ist chronologisch angelegt, ermöglicht also nicht eine schnelle Feststellung, ob dieser oder jener Literat des 18. Jahrhunderts mit Gottsched in brieflichem Verkehr gestanden hat. Ferner finden sich mancherlei Irrtümer in Danzels Register, wovon S. in seiner Einleitung einige Beispiele gibt. Und Danzels Arbeit ist nicht ganz vollständig. Suchier hat, um diese Mängel auszugleichen, die Briefschreiber Gottscheds aus den Bänden exzerpiert und ihre Namen in alphabetischer Folge geordnet. Es sind deren aus den Jahren 1722—56 etwa 900. Eine ganze Reihe davon waren auch sonst nachzuweisen. S. gibt solche Nachweise nach den bekannten Nachschlagewerken und Monographien über die Zeit. Besondere Schwierigkeit bot die Ermittelung anonymer und pseudonymer Verfasser. S. stellt sie in einer umfangreichen Rubrik 'Anonyme' zusammen. Eine ganze Reihe von Namen hat Suchier dabei gefunden. Andere sind verborgen geblieben. S. mußte darauf verzichten, systematisch nach Vergleichung der Handschriften anonyme Briefe bestimmten Verfassern zuzuteilen, da es nicht möglich war, solche Vergleichungen gleichzeitig an mehreren Bänden vorzunehmen. Ich halte den Verlust für nicht erheblich, da gerade derartige Ermittelungen wenig sicher gewesen wären. Vielmehr scheint es mir dankenswert, daß S. sich nur auf belegbare Quellen beschränkt hat. Daß er diese Quellen nicht den Resultaten beifügt, ist sehr zu bedauern, aber mit Raummangel zu erklären. Jedem Namen sind die Daten seiner Briefe, sowie ihr Ort in den Bänden und in Danzels Register beigesetzt. Durch diese Bezugnahme auf Danzels Register wird S.s Werk auch für ältere Zitate verwertbar. C. A. v. Bloedau.]

P e t s c h, Robert, Deutsche Dramaturgie von Lessing bis Hebbel. (Pandora. Geleitet von Oskar Walzel. Bd. 11.) München, G. Müller & E. Rentsch, 1912. LII, 220 S. Pappband M. 2,50. [Einen glücklichen Gedanken hat Petsch vortrefflich ausgeführt, indem er die Entwicklung der Theorie des Dramas im 18. Jahrhundert und bis weit in das 19. hinein durch umsichtig gewählte Zeugnisse und Bekenntnisse von Theoretikern und Praktikern lebendig darstellt. Eine ausführliche Einleitung hat, über die Bedeutung des verbindenden Textes hinaus, selbständiges Leben und klammert sich durchaus nicht ängstlich an die vorgelegten Proben. Lessing macht hier den Anfang, die Stürmer und Dränger folgen und treten zum Teil noch einmal, was sehr anschaulich wirkt, als Wegbereiter der 'klassischen und klassizistischen Ästhetik' auf. Im Zeitalter der Romantik, dem auch Grillparzer beigesellt ist, stehen neben den bekannten Führern auch, mit vollem Recht, Anreger wie Schopenhauer und Hegel. Das 'junge Deutschland' entsendet Grabbe, Börne, Gutzkow, Büchner, Heine, Laube. Den Beschluß machen Hebbel, R. Wagner, Otto Ludwig. Sehr sorgsame und aufschlußreiche Anmerkungen geben die Quellen und zeigen dem Weiterstrebenden den Weg. So eignet sich das hübsche Büchlein auch für seminaristische Universitätsübungen. Vielleicht könnte eine zweite Auflage Kant, W. v. Humboldt und die Vertreter der 'Aufklärung' mehr berücksichtigen, oder gar in kurzen Strichen bis zur unmittelbaren Gegenwart, bis zu Paul Ernst, W. v. Scholz usw. heranführen. Die Einleitung hat hier bereits Fäden angesponnen, die leicht weiter zu knüpfen wären. Eine willkommene Ergänzung des Ganzen würde eine ähnliche Sammlung für die Entwicklung der Bühnenkunst bieten; in seinem Buche über die 'geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert' hat H. Oberländer schon wichtige Vorarbeit getan. Hans Daffis.]

K n u d s e n, Hans, Heinrich Beck, ein Schauspieler aus der Blütezeit des Mannheimer Theaters im 18. Jahrhundert. Mit 4 Tafeln. (Theatergeschichtliche Forschungen, 24.) Leipzig u. Hamburg, Voß, 1912. VIII, 138 S. M. 5,50. [Aus Anregungen Max Herrmanns, denen wir schon eine größere

Zahl theatergeschichtlicher Monographien verdanken, ist auch diese fleißige und reife Erstlingsarbeit Knudsens hervorgegangen. Die äußere und innere Geschichte der Mannheimer Bühne war bereits durch Forschungen Koffkas, Wallners, Pichlers, Martersteigs und vor allem Friedrich Walters genügend erhellt; nun wendet sich der Blick ihren Hauptstützen, Iffland, Beil und Beck zu. Methodisch hat Knudsen manches von Vorgängern lernen können und benutzt dankbar die Gesichtspunkte, die Klopfleisch-Klaudius in seiner guten Arbeit über J. Chr. Brandes für eine Schauspielerbiographie aufgestellt hatte, und der, wie Julius Petersen in seinem Buche über Schiller und die Bühne, mit Nachdruck auf die Bedeutung szenischer Bemerkungen in den Dramen, die Schauspieler verfaßt haben, hinwies. In diesem Sinne weiß auch Knudsen die herzlich unbedeutende literarische Produktion Becks, die er übrigens verständigerweise nicht zu 'retten' versucht, auszunutzen. Das erste Kapitel, das 'Becks Leben' betrachtet, zieht mit Umsicht und Finderglück die entlegensten Quellen heran, weiß aber nicht, was kein Fehler des Verfassers ist, alle Rätsel zu lösen, vor allem nicht das so merkwürdige Schwanken der schauspielerischen Leistung Becks und ihrer kritischen Beurteilung zu erklären. Ein zweites Kapitel mustert Becks literarische Tätigkeit und geht in mühsamer Arbeit den einzelnen verschollenen und vergessenen Stücken nach, deren Fundort in einem Anhange festgelegt wird. Das umfangreichste dritte Kapitel schildert Becks Schauspielkunst nach eigenen Äußerungen in Theorie und Praxis, nach historischen Zeugnissen (Rollenbildern und Kritiken), schließlich nach den schauspielerischen Elementen seiner eigenen Stücke. Beck erhält, als Schüler Ekhofs, einen Platz zwischen Schröder und Dalberg. Er neigt theoretisch zu einem idealisierten Naturalismus, bleibt aber praktisch häufig im Theaterpathos des 18. Jahrhunderts stecken. Ein letzter Abschnitt gilt dem Regisseur, der eigene Wege geht, aber nicht den richtigen Wirkungskreis erhielt. Ein genaues Rollenverzeichnis und andere bibliographische Beigaben machen den Beschluß der gediegenen Arbeit. Hans Daffis.]

Petsch, R., Lessings Faustdichtung. Mit erläuternden Beigaben herausgegeben. (Streitbergs Germanische Bibliothek, Abt. II, Bd. 4.) Heidelberg, Winter, 1911. 57 S. M. 1,20. [Petschs Arbeit ist vor allem für philologische Seminarübungen bestimmt. Sie wird diesem Zweck gerecht, indem sie die Texte — den 17. Literaturbrief und das Berliner Szenarium, letzteres teilweise auch faksimiliert — sowie die wichtigsten Zeugnisse, vornehmlich Briefstellen zusammenstellt, darunter den bedeutsamen Bericht J. J. Engels. Die Anhänge weisen etwaige Quellen für einzelne Motive nach, z. B. Paulis Schimpf und Ernst. Die Einleitung verarbeitet den vorliegenden Stoff in instruktiver Weise: innerhalb der poetischen Entwicklung Lessings steht der Faust nach seiner Problemstellung zwischen dem dünkelhaften Pseudogelehrten des Jugendlustspiels — Der junge Gelehrte — und dem reifen Denker, der da überzeugt ist und bekennt, daß die reine Wahrheit nur für Gott allein ist. Lessings Verhältnis zur Faustüberlieferung bleibt zweifelhaft; die Kenntnis des Marloweschen Faust ist nicht nachweisbar. Während Lessings ältere Faustdichtung an der mythologischen Gestaltung der Faustlegende festhält, zieht unter den späteren Faustplänen die von J. J. Engel vermerkte Umgestaltung des Stoffes an: die Teufel üben ihre Künste, ihr Verführungs- und Vernichtungswerk nicht an dem wirklichen Faust, sondern an einem Phantom, das ihnen zum täuschenden Spiel überliefert ist; der wirkliche Faust wird im Traum zum Zuschauer dieser Vorgänge und fühlt sich erwachend gewarnt. Es ist interessant zu sehen, wie der Aufklärer Lessing zwar nicht so weit geht, mit Voltaire ('Le blanc et le noir') oder Grillparzer ('Traum ein Leben') alle märchenhaften oder wunderbaren Vorgänge in ein warnendes Traumgebilde zu verlegen, wie er aber doch wenigstens in reinlichster Scheidung das Übersinnliche und Übernatürliche von

dem Diesseitigen und Irdischen trennt. Die Welt der guten Engel und bösen Geister wird zwar sichtbar, aber nur für den Zuschauer, in dessen Phantasie sie wohl leben, und für Faust, der in Schlaf versenkt und träumend dem Zauber ihres Daseins hingegeben ist. Sie spielen nicht wie bei Goethe in die wirkliche Welt hinein; vielmehr bleiben die Sphären der Körper- und Geisterwelt streng geschieden, und nur im Traumlande weben sie durcheinander. Während sich demnach in der äußeren Gestaltung des Stoffes wesentliche Unterschiede zwischen Goethe und Lessing bemerkbar machen, indem die naive Phantasie des einen der reflektierenden Einbildungskraft des anderen gegenübertritt, ergibt sich in der Fassung der Grundidee eine Übereinstimmung beider Dichter; denn auch Lessing ist überzeugt, 'daß, wer immer strebend sich bemüht, erlöst werden muß'. Erich Bleich.]

Todt, Wilhelm, Lessing in England 1767—1850. (Anglistische Arbeiten, hg. von Levin L. Schücking, Nr. 1.) Heidelberg, 1912. 67 S. [Was in der vorliegenden Schrift behandelt wird, war wenigstens in den Grundzügen schon bekannt. Die Ausführungen im einzelnen, besonders über die Schicksale der Lessingschen Dramen in England, sind dankenswert. Es ist nur zu bedauern, daß der Verfasser nicht bis zur Gegenwart vorgedrungen ist, zumal da in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Teilnahme für Lessing reger wird (p. 41). Er hätte da auf den Zusammenhang zwischen ihm und Matthew Arnold hinweisen können, wobei Aronsteins Abhandlung ('Zeitschr. d. vgl. Literaturgesch.' XV, 235, 243 u. ö) nützliche Fingerzeige geboten haben würde. Dann wäre ihm auch der umfangreiche Aufsatz von J. Russell Lowell (im Anhang zu seinen 'Essays on the English Poets') nicht entgangen, vielleicht das Beste, was in englischer Sprache über Lessing geschrieben worden ist. Die Untersuchung verdient jedenfalls fortgeführt zu werden. Georg Herzfeld.]

Herders Shakespeare-Aufsatz in dreifacher Gestalt. Mit Anmerkungen hg. von Franz Zinkernagel. (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, 107.) Bonn, Marcus & Weber, 1912. 41 S. M. 1.

Gräf, Hans Gerhard, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. 3. Teil: Die lyrischen Dichtungen. 1. Band (des ganzen Werkes 7. Band). Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1912. XXII, 640 S. M. 20, geb. M. 21,50. [Nach anderthalb Jahrzehnten angestrengtester, entsagungsvoller Arbeit geht Gräfs monumentales Werk nun seiner stolzen, glücklichen Vollendung entgegen. Gerade bei der Lyrik mußten sich die Schwierigkeiten des Unternehmens häufen, aber auch der Gewinn besonders hervortreten. Für die Chronologie wie für die Erhellung der Gedichte ist hier ein unerschöpflicher Schatz aufgespeichert. Aus guten Gründen hat Gräf die für die früheren Bände durchgeführte alphabetische Anordnung nach den Überschriften hier aufgegeben und gegen die streng zeitliche Folge vertauscht. Der vorliegende Band gibt die Zeugnisse bis Ende des Jahres 1814. Der Schlußband, der in kurzem erscheinen soll, wird mit seinen Registern auch dem rasche Belehrung Suchenden erst die notwendigen Stützen bieten. Hans Daffis.]

Hagen, Erich v. d., Goethe als Herausgeber von 'Kunst und Altertum' und seine Mitarbeiter. Berlin, Mayer & Müller. II, 216 S. M. 4,50. [Eine ungemein sorgfältige Untersuchung, die methodisch alle Hefte der Goethischen Zeitschrift durchgeht. Vorausgeschickt ist eine quellenmäßige Darstellung ihrer Vorgeschichte, beigegeben ein 'Schreiben an einen Freund' 'über das neueste Heft von Goethes Kunst und Altertum' vom 18. Okt. 1824. Anzuerkennen ist noch besonders, daß Verfasser auch den Mut hat, Autorschaftfragen ungelöst zu lassen (z. B. S. 33, auch S. 99, 131 u. ö.). Lehrreich ist die Redaktion eines Aufsatzes Boisserées durch Goethe (S. 27). Ob wirklich Schubarth Goethe bestimmte, 'es moderner zu lesen' (S. 194), scheint mir

nicht ausgemacht; merkwürdig genug sind ja beider Beziehungen. Richard M. Meyer.]

Steinweg, Carl, Goethes Seelendramen und ihre französischen Vorlagen. Ein Beitrag zur Erklärung der 'Iphigenie' und des 'Tasso' sowie zur Geschichte des deutschen und des französischen Dramas. Halle a. S., Niemeyer, 1912. XI, 258 S. M. 7.

Faust, der Tragödie erster Teil, synoptisch hg. und eingeleitet von Hans Lebede. Berlin, Borngräber, 1912. 240 S. [Es war ein hübscher Gedanke, in großem, übersichtlichem Format, drei Spalten auf der Seite, zusammenzudrucken: den Urfaust, die erste Ganzausgabe von 1808 und das Fragment von 1790. Nicht bloß Literarhistoriker mögen sich darüber freuen, sondern denkende Leser überhaupt werden auf solche Weise zu literarhistorischer Beobachtung herangeführt. Engländer haben solche synoptische Methode des Herausgebens seit Jahrzehnten mit Vorteil geübt. Lebede hat mit Recht nur eine kurze Orientierung über die Entstehung der drei Fassungen vorangestellt, denn alles übrige sucht sich der Leser bequem aus den Paralleltexten zusammen, die zur Vergleichung geradezu anlocken.]

Kuberka, Felix, Der Idealismus Schillers als Erlebnis und Lehre. Heidelberg, Winter, 1913. VII, 290 S. M. 4,20.

Münnig, Elisabeth, Calderón und die ältere deutsche Romantik. Berlin, Mayer & Müller, 1912. 88 S. M. 3.

Varnhagen, Rahel, Briefe an Clemens Brentano. Mitgeteilt von Agnes Harnack. Aus: 'Zeitschrift für Bücherfreunde', N. F., Jg. IV, Bd. 2, 1912. S. 240—247.

Arndts Werke. Auswahl in 12 Teilen, hg. mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von A. Leffson und W. Steffens. (Goldene Klassiker-Bibliothek.) Berlin, Bong, 1913. I: CII, 324 S., II: 282 S., III: 250 S., IV: 223 S., V: 170 S., VI: 205 S., VII: 175 S., VIII: 181 S., IX: 250 S., X: 186 S., XI: 199 S., XII: 336 S., geb. in vier Bänden M. 8. [Kein geeigneteres Angebinde konnte dem deutschen Volke zur Jahrhundertfeier von 1813 geboten werden als diese nicht vollständige, aber gut gewählte Ausgabe des literarischen Freiheitskämpfers Arndt. Seine Werke sind von einer so mannhaften Persönlichkeit getragen, daß sie noch immer frisch und treffend, ja vielfach aktuell anmuten. Vorangestellt ist eine Lebensbeschreibung von Steffen, die es erklärt, wie aus dem geborenen Schweden ein begeisterter Deutscher wurde, dann unter Napoleons Einfluß ein überzeugter Preuße, endlich unter dem Einfluß kleinlicher Preußen ein Achtundvierziger. Gestorben ist er erst zwei Jahre, bevor Bismarck an das Steuer trat, erfüllt von seinen Gedanken, und die meisten von ihnen auszuführen begann. Es folgen die Gedichte; in der Einleitung dazu hebt Leffson mit Recht die enge Verwandtschaft mit Luthers Lyrik hervor; in zweiter Linie spürt man den Einfluß von Klopstock. Der zweite Teil bringt die Selbstlebensbeschreibung, die hier doppelt wichtig war, wo die Persönlichkeit ungleich stärker wirkte als der Künstler. Teil III und IV umfassen die Märchen; die Einleitung betont, daß sie nach dem Muster der Grimmschen aufgezeichnet wurden, wenn auch nicht mit derselben Volkstümlichkeit des Stils. Teil V enthält die 'Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein', die zwar im Jahre 1812 wurzeln, aber erst 1858 erschienen und heute noch seine bekannteste Prosaschrift sein dürften. In den nächsten vier Teilen wird der 'Geist der Zeit' wieder heraufbeschworen — wie er sich zu Montesquieu und Gibbon verhielt, wäre noch zu studieren. Teil X und XI erneuert die Erinnerung an den 'Bauernstand, politisch betrachtet', den 'Kurzen Katechismus für Teutsche Soldaten' von 1812, die 'Flug- und Lobschrift an die Preußen' 1813, die öfter zitierte als gelesene Broschüre 'Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze' und andere Weckrufe der Freiheitskriege. Im Teil XII sind noch verschiedene Aufsätze über

Belgien, Polen, Schleswig-Holstein u. dgl. vereinigt. Mehr als viele Denkmäler wird es dem deutschen Volke frommen, wenn diese prächtigen Schriften vom Verfasser des Liedes 'Der Gott, der Eisen wachsen ließ ...' gerade in jetziger Zeit viel gelesen und verbreitet werden.]

Stecher, G., Jung Stilling als Schriftsteller. (Palaestra CXX.) Berlin, Mayer & Müller, 1913. VIII, 280 S. M. 7,80.

Stein, O. Th., Der Dichter der 'Totenkränze'. [J. Chr. Frhr. v. Zedlitz.] Glogau u. Leipzig, Hellmann, 1912. 22 S. M. 0,40.

Brecht, Walther, Heinse und der ästhetische Immoralismus. Zur Geschichte der italienischen Renaissance in Deutschland. Nebst Mitteilungen aus Heinses Nachlaß. Berlin, Weidmann, 1911. XVI, 195 S. 8°. M. 6. [Unter ausgiebiger Benutzung der nachgelassenen Tagebücher behandelt B. Heinse und seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Renaissance in Deutschland und gelangt zu beachtenswerten neuen Resultaten. Nach ihm hat Heinse nicht, wie man bisher meinte, aus dem dunklen Gefühl vager Sympathie, ohne nähere Kenntnis, auf die italienische Renaissance zurückgegriffen, sondern weil er, auf einer entsprechenden Stufe moralischer Auffassung, d. i. der Vorstellung vom souveränen Individuum, wieder angekommen, auf Grund originaler Studien gerade sie als wesensgleich mit sich erkannte. Ihm erwuchs vor Burckhardt, Taine und Conrad Ferdinand Meyer, vor Goethe im Cinquecento das Land seiner Träume und seiner Phantasie; die Anregungen und Studien auf seiner italienischen Reise haben ihm die Farben zum 'Ardinghello' geliehen. B. gibt in der kurzen Einleitung eine kurze Schilderung von Heinses Wesen und Bedeutung für uns heute; er zieht den 'Impressionisten' an das Licht und verirrt sich vielleicht doch zu einer zu hohen Wertschätzung der Tagebücher. Denn wenn sie auch den naiven Impressionisten des Notizbuches, die Vielseitigkeit Heinses aufs anschaulichste darstellen, so können doch die abgeschlossenen Arbeiten in ihrem Wertvollsten nicht als 'fragwürdige Umredaktion aus dem Tagebuch', also als minderwertig angesehen werden, wenn sie auch mit unzulänglichem Können in die Romanform gegossen sind. Gut festgehalten ist die Doppelnatur Heinses, die Geteiltheit seines Wesens; das Vorherrschen des Kopfes, auch dem Gefühl gegenüber, setzt ihn in Gegensatz zu den Romantikern, während sein naturwissenschaftliches Interesse, das mit den Jahren zunahm und ihn schließlich völlig beherrschte, bereits an die Romantik erinnert. Wichtig ist in der eingehenden Beweisführung der Nachweis (Kapitel II und III), daß Heinse Quellenstudien betrieben hat und auf ihnen sein 'Ardinghello' und in einzelnen Punkten auch 'Hildegard von Hohenthal' (vgl. S. 150 ff.) beruhen. Im Anhang (vgl. auch S. 17—29) wird näher untersucht, welche Quelle Heinse für die (Ardinghello, ed. Schüddekopf, Leipzig 1907, S. 142/3) in einer Anmerkung erwähnte 'Geschichte der Bianca Capello' und für die (ebenda S. 57 u. 357) mitgeteilten Anmerkungen zur Geschichte der Isabella Orsini-Medici benutzt hat. Hermann Bräuning-Oktavio.]

Petsch, R., The development of the German drama in the nineteenth century. An inaugural lecture. Liverpool, University Press, 1912. 31 S. 1 s.

Gubelmann, A., Studies in the lyric poems of Friedrich Hebbel. The sensuous in Hebbel's lyric poetry. New Haven, Yale University Press, 1912. XVIII, 317 S. Doll. 2.

Dosenheimer, Elise, Fr. Hebbels Auffassung vom Staat und sein Trauerspiel 'Agnes Bernauer'. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. N. F. H. XIII.) Leipzig, Haenel, 1912. V, 220 S. M. 4,60.

Schreneck, Erich von, Richard Wagner als Dichter. München, C. H. Beck, 1913. VI, 218 S. Geb. M. 4. [Studien über Wagners Charaktere. Voran geht ein Kapitel allgemeiner Bewunderung für seine Gestaltungskraft, seinen Aufbau der Fabel, seine Ideen und Stimmungen, seine Sprache.

Noch allgemeiner ist das zweite Kapitel, über seine Romantik. Konkret wird der Verfasser im dritten Kapitel, wo er sich gegen die Versuche wendet, die alte Theorie von der tragischen Schuld auf Lohengrin und Elsa zu übertragen; er sieht in Lohengrin vielmehr den genialen Menschen und in Elsa ein Weib, das dem Genie nicht genügt. Liegt es nicht eher im Kern dieser Wundergeschichte und vieler verwandten Märchen, daß der Mensch nach dem Übernatürlichen nicht zu genau spüren darf, weil es sonst verschwindet? Treffend und sehr anregend ist das Kapitel IV, das drei zwiespaltige Helden miteinander vergleicht: Tannhäuser, den Sinnenmenschen mit der Anlage zur Askese; Amfortas, an Gott gekettet und von Gott getrennt; Tristan, voll Liebe für Isolde und doch für einen anderen sie werbend und einem anderen sie zuführend. Ähnlich vergleicht Schrenck in den nächsten Kapiteln den Hans Sachs, einen Dichtergeist modernerer Art, mit Walter Stolzing, der ein Minnesinger geblieben ist, sowie Wotan, in dem etwas vom deutschen Kleinfürsten der vormärzlichen Zeit stecke, mit Siegfried, in dem sich der Revolutionsgeist von 1848 melde. Die Schlußstudie gilt Parzifal, der Menschenweh und Gottesweh in eins empfinde. Müßte bei Wagner nicht noch mehr, als es hier gelegentlich geschieht, das Musikalische mit dem Dramatischen zusammen studiert werden? Bedingt doch die Musik eine gewisse Handlungsarmut und Empfindungsfülle der Gestalten; auch vermag sie einzelne Züge ganz anders zu betonen, als es mit den knappen Worten eines Operntextes geschehen kann.]

Knapp, Martin, Albert Knapp als Dichter und Schriftsteller. Mit einem Anhang unveröffentlichter Jugendgedichte. Tübingen, Mohr, 1912. XII, 288 S. M. 5, geb. M. 6.

Farinelli, Artur, Paul Heyse. München, 'Süddeutsche Monatshefte', 1913. 110 S. M. 1,50. [Mit vollem Recht darf Farinelli Italien Paul Heyses zweite Heimat nennen. Seit frühester Jugend hat der Dichter, 'ein verspäteter Renaissancemensch', 'ein Herzensbündnis mit dem Lande seiner Sehnsucht geschlossen'. Aber nicht immer hat Italien ihm — es sei nur an den Streit um Carducci erinnert — seine Liebe gedankt. Da wirkt nun die liebevolle, eindringende Studie des italienischen Professors wie die freudige, dankbare Abtragung einer lange gestundeten Schuld. Ein vortrefflicher Kenner deutscher Kultur und Literatur, dabei doch jeder Parteiung fremd, weiß Farinelli so behutsam wie zielbewußt die Wurzeln Heysescher Kunst bloßzulegen. Der entferntere Standpunkt des Beobachters nimmt ihm keineswegs Wärme und aufrichtige Anteilnahme, gibt ihm aber eine größere Unbefangenheit, als sie gerade Heyse gegenüber bei deutschen Kritikern in jüngerer Zeit zu finden war. Dabei verkennt Farinelli durchaus nicht die Grenzen und Hemmungen des Dichters und verhehlt sich und uns nicht, daß Heyses Art und Kunst, eine 'fertige Blüte bereits im Keime', keine eigentliche Entwicklung erfahren haben, daß der Dichter früh gewonnene Anschauungen im Schaffen und Leben unerschütterlich, allen Wandlungen der Zeit und des literarischen Geschmacks zum Trotz, bewahrte: 'Sein poetisches Werk ist im Grunde das hohe Lied der Liebe. Welche Fülle aber in diesem so mäßigen Gedankenreichtum!' Von hier aus ist es leicht zu verstehen, daß Heyse der kaum erreichte liebe- und verständnisvolle Schilderer der Frau geworden ist, daß er in der Psychologie des Mannes oft sprunghaft und unsicher erscheint. Aber auch seine Frauengestalten fliehen den Alltag und lassen letzte Konsequenzen mehr über sich ergehen als daß sie Katastrophen herausfordern: 'Ein tragisches Spiel, welches rührt, ohne tief zu erschüttern. Kein Schlagen des Schicksals mit hämmernder Wucht. Das Reich des Gewaltigen, des Urwüchsigen, des himmelstürmenden, prometheischen Ringens und Trotzens bleibt dieser Dichtung versagt. Den größten, unversöhnlichen Lebenskonflikten, den tiefsten, quälendsten Lebensproblemen geht sie geflissentlich aus dem Wege.' Gewiß ist das bei Heyse keine Nicht-

achtung der Kämpfe und Wunden unserer Zeit, sondern eine Lebensbedingung seiner Kunst, der so alles 'aktuelle' notwendig fehlen mußte. Sicher ist dies auch ein Hauptgrund, weshalb der Dichter Zeit seines Lebens einen so zähen, meist vergeblichen Kampf um Wirkung von der Bühne herab führte. So vermißt Farinelli auch in Heyses Lyrik, der gewiß tiefe, erschütternde Klänge nicht fehlen, zuletzt elementare Gewalt. Hans Daffis.]

Perrault, Charles, Feenmärchen aus alter Zeit. Jedes mit seiner Moral. Aus dem Französischen übertragen von Therese Tesdorpf-Sickenberger. Berlin, Meidingers Jugendschriften-Verlag, 1913. 125 S. Geb. M. 1,50. [Die Übersetzung ist von einer Dichterin mit heller Freude am Reiz der berühmten Erzählungen gemacht. Die Vorrede ihres Gatten enthält einige Worte zum Ruhme Perraults, für die wiederum die Übersetzerin ihm ein Gedicht vorangestellt hat. — Illustrationen.]

Kosog, O., Unsere Rechtschreibung und die Notwendigkeit ihrer gründlichen Reform. (Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht, H. 1.) Leipzig u. Berlin, Teubner, 1912. 24 S. M. 0,60.

Englisch.

Englische Studien. XLV, 3 [G. O. Curme, History of the English gerund. — W. van der Gaaf, The origin of *would rather* and some of its analogues. — R. Imelmann, Chaucers *Haus der Fama*. — K. Luick, Über die neuenglische Vokalverschiebung]. XLVI, 1 [O. Johnsen, Notes on Anglo-Saxon syntax. — O. Ritter, Zur Mundart des nordöstlichen Schottland. Randglossen zu Mutschmanns *Phonology*. — Fr. Brie, *Horestes* von John Pickeryng. — H. Conrad, Zu den Quellen von Shakespeares *Twelfth Night*. — C. D. Locock, Notes on the technique of Meredith's poetry].

Anglia. XXXVI, 4. 1912 [M. Eimer, Byrons persönliche und geistige Beziehungen zu den Gebieten deutscher Kultur. II. Geistige Beziehungen. — W. J. Lawrence, Windows on the Pre-Restoration stage. — H. Lange, Rettungen Chaucers. Neue Beiträge zur Echtheitsfrage von Fragment A des me. Rosenromans. II. — P. Fijn van Draat, Rhythm in English prose. — E. Einenkel, Der Ursprung der Fügung 'a good one'].

Beiblatt zur Anglia. XXIII, 10. Oktober 1912 [Walde: Steyrer, Der Ursprung und Wachstum der Sprache idg. Völker. — Born: Onions, A Shakespeare glossary. — Aronstein: Schipper, James Shirley. — Fehr, Studies in language and literature. In celebration of the 70th birthday of J. M. Hart. — Asanger: Schmitt, Shelley als Romantiker. — Lehmann: Kennedy, English literature (1880—1905). — Prosiegel: Sieper, Die Kultur des modernen England. I—IV. — Mühe, The magic flute (Die Zauberflöte). Transl. from the German by E. J. Deut. — Mozart's opera The magic flute. Its history and interpretation]. XXIII, 11/12. November/Dezember 1912 [Mařik: Horn, Das englische Verbum. — Ackerlund, On the history of the definite tenses in English. — Gabrielson, The influence of *w-* in Old English as seen in the Middle English dialects. — Fehr: Palm, The place of the adjective attribute in English prose. — Price: Courmont, Studies on Lydgate's syntax in the Temple of glas. — Bödtker: Wendt, Syntax des heutigen Englisch. I. Teil. — Andrae: Schulz, Die englischen Schwankbücher bis herab zu 'Dobson's drie bobs' (1607). — Ackermann: Maier, Entstehungsgeschichte von Byrons 'Childe Harold's Pilgrimage'. — Minckwitz, Byroniana und anderes aus dem englischen Seminar in Erlangen. — Eimer: Neudeck, Byron als Dichter des Komischen. — Mühe: Scott, Woodstock ed. Gaye]. XXIV, 1. Januar 1913 [Ekwall: van Hamel, De oudste Keltische en Angelsaksische geschiedbronnen. — Fehr: Mosher, The exemplain on the early religius and didactic literature of England. — Sidney, The Countesse of Pembrokes Arcadia. Ed. Feuillerat. — Bailey, Poets and poetry. — Reed,

English lyrical poetry. — Eimer: Coleridge, Complete Works ed. E. H. Coleridge. — Aronstein: Johnston, Th. Carlyle. — Becker, Bryan Waller Procter. — Mellin, Schulbücher].

Publications of the Modern Language Association of America. XXVII, 4. December 1912 [E. F. Shannon, The source of Chaucer's Anelida and Areite. — F. Tupper jr., The Shakespearean Mob. — G. B. Woods, A Reclassification of the Perceval Romances].

The Scottish historical review. X, 2. January 1913 [P. Hume Brown, A forgotten Scottish scholar of the sixteenth century].

The Sewanee review. January 1913 [R. D. O'Leary, The most empirical of the professions. — H. Merian Allen, The murder of a prime minister. — A. Marioni, The poetry of Charles Bandelaire. — A. Dyce, The poets and the daisy. — J. S. Moore, The religious signifiance of the philosophy of William James. — M. Sherwood, A day of Giorgone. — D. R. Anderson, A Jeffersonian leader: W. B. Giles. — D. M. Key, The dramatic element in the Iliad. — C. F. Tucker Brooke, King Lear on the stage. — B. O'Reardon, M. Hewlett. — L. P. Chamberlayne, Two recent books on Lee].

Grimm, Paul, Beiträge zum Pluralgebrauch in der altenglischen Poesie. Diss. Halle a. S., Kaemmerer, 1912. 168 S.

Beowulf nebst den kleineren Denkmälern der Heldensage. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen hg. von F. Holthausen. II. Teil: Einleitung, Glossar und Anmerkungen. 3. verb. Aufl. Mit 2 Tafeln. (Alt- und Mittelenglische Texte. Bd. 3 II.) Heidelberg, Winter, 1913. XXXI, 190 S. [Aus dem Vorwort: In dieser Auflage sind wiederum Einleitung, Glossar und Anmerkungen gründlich revidiert, vielfach erweitert und verbessert worden. Im Glossar wird man die bessernde Hand in manchen Einzelheiten bemerken; in den Anmerkungen sind die Realien immer noch mehr betont und neue Parallelstellen aus der altgermanischen Dichtung und den älteren Geschichtschreibern beigebracht worden.]

Old English riddles. Edited by A. J. Wyatt. (The belles-lettres series. Section I. English literature from its beginnings to the year 1100.) Boston and London, D. C. Heath & Co., 1912. XXXVIII, 193 S. [Einzelausgabe mit Glossar, Kommentar und einer gut orientierenden Einleitung, worin namentlich die Tabelle nützlich ist, die die bisherigen Deutungen der Rätsel synoptisch zusammenstellt. Von neuen Deutungen sind hervorzuheben: zu 59 nach Grein-Wülkers Zählung *riding well*, zu 62 *helmet*, zu 65 *man on horseback*, zu 76 *hen*. In der Deutung des sogen. ersten Rätsels schließt sich der Herausgeber im wesentlichen Bradley an; ob die Verse einer germanischen Sage nahestehen, sei trotz des Namens Odoaker nicht ganz sicher. Entstehungszeit: 8. Jahrhundert.]

Meyer, Willy, Beiträge zur Geschichte der Eroberung Englands durch die Angelsachsen. Halle a. S., Hohmann, 1912. 86 S.

Schofield, W. H., Chivalry in English literature. Chaucer, Malory, Spenser and Shakespeare. (Harvard studies in comperative literature. Vol. 2.) Cambridge, Harvard University, 1912. X, 294 S. [Ausgabe der Vorlesungen, die Schofield an der Sorbonne und in Kopenhagen gehalten hat. Einleitung: Chivalry less an institution than an idea; geschichtlicher Überblick. I. Chaucer mit einer Psychologie seiner Gentlemanzüge, die als die besten in seinem Leben und in seiner Zeit bezeichnet werden. II. Malory. Biographisches, Darstellung von Rittertum und Liebe und der Aristokratenlehre 'noblesse oblige'. III. Spenser. Einfluß von Chaucer und Freunden; seine Ritterideale stark verbunden mit Renaissancevorstellungen, die vielfach aus Castigliones 'Courtier' geschöpft sind: neuartige Verbindung von Rittertum und Gelehrsamkeit, besonders platonischer Art. IV. Shakespeare. Sein Ehrbegriff, seine entarteten Ritter, seine Übereinstimmung mit Chaucer und Verschiedenheit von Bacon. Conclusion: Eigenart der englischen Ritter-

lichkeit, die als 'aristocracy with the doors open' charakterisiert wird; Ausblick auf Washington und amerikanische Ritterlichkeit. Die Vorlesungen sind fein ausgearbeitet und haben gewiß sehr gefallen.]

Booker, John Manning, The French 'inchoative' suffix *-iss* and the French *-ir* conjugation in Middle English. (Studies in philology. Vol. IX.) Chapel Hill, University Press, 1912. I, 109 S.

Borchers, Kurt, Die Jagd in den me. Romanzen. Diss. Kiel, Fiencke, 1912. XI, 66 S.

Phrase-book. A 16th Century English-French. (Hollyband's French Littelton.) Edited by F. J. Curtis. (Sonderabdruck aus der Festschrift zum 15. Neuphilologentag. Frankfurt a. M., 1912.) Frankfurt a. M., Gebr. Knauer, 1912. 39 S.

Winboldt, S. E., Spenser and his poetry. (Poetry and life series. 9.) London, Harrap & Co., 1912. 157 S.

Bang's Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas: Bd. XXXIV, 2. Ch. Crawford, The Marlowe concordance. S. 201—360. [Die Konkordanz reicht jetzt bis *enfranchisement*.] Bd. XXXV. How a man may chuse a good wife from a bad, ed. by A. E. H. Swaen. XLIII, 120 S. [Die Einleitung berücksichtigt besonders das Verhältnis des Dramas zur Novelle des Cinthio, die in Riche's 'Farewell to militaire profession', 1581, ins Englische übersetzt worden war. Sowohl der italienische Text wie die Übersetzung sind abgedruckt.] Bd. XXXVI. Edward Sharphams 'The Fleire' nach der Quarto 1607 hg. von Hunold Nibbe. 89 S. [Über Sharphams Leben ist das Erreichbare zusammengetragen; auch über die Zusammenhänge seines Dramas mit zeitgenössischer Literatur, wobei eine Entlehnung aus der großen Prozeßszene im 'Kaufmann von Venedig' auffällt.] Bd. XXXVII. John Mason's 'The Turke' edited from the quartos of 1610 and 1632 by J. A. Adams jr. XXV, 104 S. [Die Einleitung ist wieder eine sehr nützliche und umsichtige Arbeit. Eine eigentliche Quelle von Mason's Stück ist nicht zu erweisen. Praktisch ist eine Zusammenstellung der Türkendramen S. XVI f.: Von 1579—1642 sind deren nicht weniger als 51 über die englische Bühne gegangen. — Die Materialien sind unerschöpflich in der Veröffentlichung verschollener Dramen und werden immer vorzüglicher in deren Erklärung.]

Eckleben, Käthe, Die tragische Ironie bei Shakespeare. Diss. Halle, Karras, 1912. 43 S. [Vor sechs Jahren schon hat Lederer in einer Berliner Dissertation die rhetorische Figur der Ironie bei Shakespeare behandelt, möglichst nach allen Seiten hin. Hier wird die tragische Ironie nach dem Inhalt gefaßt: a) wo eine Person in Unkenntnis der Sachlage 'mit der im Kunstwerke vorhergesehenen Ereignisfolge kontrastierende Erwartungen äußert'; und b) wo Mitspieler und Zuschauer nicht mit dem Zusammenhang vertraut sind, so daß die Erfüllung der Vorgänge ironisch empfunden wird. So geht die Verfasserin die einzelnen Stücke Shakespeares durch. Für Hamlet genügen ihr anderthalb Seiten, über Shakespeare hinaus hat sie die Untersuchung eigentlich nicht ausgedehnt. Soll sich der Philologe mit den von Ästhetikern aufgestellten Definitionen eines Kunstmittels so leicht begnügen? Statt Vollständigkeit der Fälle kommt dabei meist nur eine Beispielsammlung mit schwankenden Grenzlinien heraus.]

The works of Shakespeare. The winter's tale. Edited by F. W. Moorman. (The Arden Shakespeare.) London, Methuen, 1912. XXXIII, 125 S. [Sorgsame Ausgabe, an der namentlich die Einleitung hervorzuheben ist mit den neuen Quellennachweisen für Greene's 'Pandosto': The pastoral element offers some striking points of resemblance to the famous 'Daphnis and Chloe' of Longus; für die Abenteuer des Liebespaares bieten Heliodor und Achilles Tatius die auffälligsten Parallelen. Vielleicht war es das Erscheinen englischer Heliodor- und Longus-Übersetzungen, 1587, was den 'versatile Greene' veranlaßte, seinen Roman zu schreiben. Shakespeare hat den we

sentlich griechischen Charakter der Geschichte wohl erkannt und sich für eine Reihe von Personen — Leontes, Antigonus, Cleomenes, Archidamus und Mopsa — Griechennamen aus Sidneys *Arcadia* geholt.]

Conrad, Hermann, Unechtheiten in der ersten Ausgabe der Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung (1797—1801); nachgewiesen aus seinen Manuskripten. Berlin, Weidmann, 1912 (Umschlag: 1913). 93 S. M. 2.

Kittredge, George Lyman, English witchcraft and James the First. (From Studies in the history of religious presented to Crawford Howell Toy by pupils Colleagues and friends.) New York, The Macmillan Company, 1912. 65 S.

Sartorius, Heinrich, Die klassische Götter- und Heldensage in den Dramen Beaumonts und Fletchers, Chapmans, Ben Jonsons und Massingers. Diss. Straßburg i. E., 'Neueste Nachrichten', 1912. XX, 153 S.

Philip Massinger. Edited by L. A. Sherman. (Masterpieces of the English Drama.) New York, Cincinnati, Chicago, American Book Company, 1912. 416 S. [Von den Dramen sind hier abgedruckt 'The Roman actor', 'A maid of honour', 'A new way to pay old debts' und 'Believe as you list'. Die Anmerkungen und Einleitungen sind von Sherman besonders ausgiebig gemacht; namentlich der Vergleich von Massingers Aufbau mit dem Shakespeares ist lesenswert.]

Hudson, William Henry, Milton and his poetry. (Poetry and life series. 11.) London, Harrap & Co., 1912. 183 S.

Lee, Nathaniel, Sophonisba, or, Hannibal's overthrow. Nach der Quarto von 1681 hg. von F. Holthausen. Festschrift. Kiel, Lipsius & Tischer, 1913. VI, 60 S.

Kern, K. L., Die englische Lautentwicklung nach Right spelling (1704) und anderen Grammatiken um 1704. Diss. Darmstadt, Bender, 1913. 72 S.

Morgan, A. E., Scott and his poetry. (Poetry and life series. 12.) London, Harrap & Co., 1912. 180 S.

Lorenzen, H. L., Peveril of the Peak, ein Beitrag zur literarischen Würdigung Sir Walter Scotts. Diss. Kiel. Berlin, Blanke, 1912. X, 110 S.

Beutler, K. A., Über Lord Byrons 'Hebrew melodies'. Diss. Leipzig, Hoffmann, 1912. 192 S. [Die Gedichte werden eingeteilt in: 1) epische, 2) lyrische Monologe, 3) Hymnen, 4) didaktische Lyrik, 5) reine Lyrik. In dieser Reihenfolge werden sie dann im einzelnen auf ihre Entstehungsgeschichte hin besprochen.]

Beger, Karl, Die historischen Quellen zu Bulwers Roman 'Devereux'. Diss. Leipzig. Weimar, R. Wagner Sohn, 1912. VIII, 109 S. [I. Allgemeines: Entstehungsgeschichte, Art des Romans. — Autobiographische Elemente. — Verhältnis zwischen Handlung und historischer Schilderung. — Historischer Hintergrund. — II. Quellenforschung: England. — Milieuschilderungen. — Nolingbroke. — Ludwig XIV. und seine Umgebung. — Regentschaft Philipps von Orleans. — Rußland.]

Poe, Edgar Allan, Le poesie. Tradotto da Federico Olivero. (Scrittori stranieri.) Bari, Laterza & Figli, 1912. VIII, 236 S. [Das Träumerische und Mystische von Poes Versen kommt im melodiösen Italienisch sehr hübsch heraus. Die Übersetzung ist mit Schwung und freiem Stil gemacht. Eine nicht zu lange Einleitung sagt dem Leser, welche Stellung Poe besonders gegenüber Coleridge, Wordsworth und der englischen Romantik einnahm. Als Anhang sind *saggi critici* beigegeben.]

Cary, Esther, Beiträge zur Charakteristik von Stephen Phillips' Stil. Diss. Marburg, Koch. 1912. 91 S.

Collection of British authors. Tauchnitz edition:

Vol. 4371. J. Conrad, Twixt land and sea tales.
„ 4372. J. Galsworthy, The silver box and other plays.
„ 4373—74. J. London, The sea-wolf.

Vol. 4375. J. Galsworthy, The inn of tranquillity.
„ 4376. G. Moore, Salve.
„ 4377. A. Bennett, Those United States.
„ 4378. W. B. Maxwell, General Mallock's shadow.
„ 4379. M. Hewlett, Mrs. Lancelot.
„ 4380. H. A. Vachell, Bunch grass.
„ 4381. 'Rita', The house opposite.
„ 4382—83. C. N. and A. M. Williamson, Set in silver.
„ 4384. W. B. Yeats, A selection from the poetry.
„ 4385. J. Galsworthy, The island pharisees.
„ 4386. H. A. Vachell, The procession of life.
„ 4387. M. Autin, The promised land.

Delmer, F. Sefton, A key to spoken English. For the use of schools and private students. Berlin, Weidmann, 1912. VI, 164 S. Geb. M. 2. [Ein vorzügliches Lehrbuch, um idiomatisches Umgangsenglisch durch selbstgeschriebene interessante Aufsätze mit beigefügten Fragen zu vermitteln. Mit Recht sagt der Verfasser in der Vorrede: 'Every day English should be learned before literary English.' Die Themen, die seine Aufsätze behandeln, sind: der menschliche Leib, Krankheit, Nahrung, Kleidung, Zeit, Haus, Möbel, Stadt, Regierung, Familie, Schul- und Kirchenwesen, Vergnügungen, Skat, Stände, Handwerke, Geographie, Metalle, Jahreszeiten, Tiere und Pflanzen, Armee und Flotte, Verkehrswesen. Die Aufsätze sind speziell zur Erlernung der Wörter und doch zugleich mit einem persönlichen Interesse geschrieben. Das Buch ist eigentlich eine Anleitung zu englischen Gesprächen. Man kann es nicht zu warm empfehlen.]

Dick, Ernst, A new English course. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1912. VIII, 159 S. Geb. M. 2.

Ehrke, Karl, Der neusprachliche Unterricht an Real- und Reformanstalten. Marburg, Elwert, 1912. 64 S. M. 1,20.

Jones, Daniel, Phonetic readings in English. Heidelberg, Winter, 1912. XII, 98 S. M. 1,60.

Klein, A., Ich lerne spielend. Die unregelmäßigen Verba des Englischen nebst der Formenlehre und Syntaktischem. Eine Ergänzung zu jeder Schulgrammatik. (Mnemotechnische Bibliothek, II. 16.) Leipzig, Wartig, 1913. 32 S.

Lincke, K., und Cliffe, H., Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Lehranstalten. I. Teil: Elementarbuch. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1912. 181 S. Geb. M. 2.

Dick, Ernst, Englische Satzlehre. Zusammengestellt auf Grund von Beispielen aus dem englischen Lesebuch Twelve chapters from standard authors. I. Teil: Grammatik. II. Teil: Übungsbuch. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1912. IV, 155, 63 S. Geb. M. 2,40.

Bellows, Max, Schreibtischwörterbuch der deutschen und englischen Sprache. (Deutsch-Englisch und Englisch-Deutsch.) Korrekturbogen durchgesehen von Clarence Sherwood und Wilhelm Johann Eggers. Braunschweig u. Berlin, George Westermann. 1912. 806 S. M. 5. [Die Anordnung ist hier in neuartiger und recht praktischer Weise getroffen: die alphabetisch zusammengehörigen Wörter der beiden Sprachen laufen parallel auf dem oberen und dem unteren Teil jeder Seite; oben stehen die deutsch-englischen Wörter, unten die englisch-deutschen. Dadurch wird sowohl das Nachschlagen als das Vergleichen erleichtert. In ähnlicher Weise ist eine knappe Grammatik der beiden Sprachen vorangestellt, auch Maß- und Münztabellen.]

English poems with biographical notices. On the basis of a selection by Ludwig Herrig edited by Max Förster. Braunschweig u. Berlin, Westermann, 1912. VI, 151 S. Kart. M. 1,40. [Nochmalige Zusammendrängung zu einem Bändchen, das jetzt reines Gold enthält.]

Kirkpatrick, John, Handbook of idiomatic English as now written and spoken. Containing idioms, phrases and locutions. Heidelberg, Winter, 1912. XVI, 317 S. Geb. M. 4. [Eine große und wertvolle Anzahl idiomatischer Phrasen, nicht aus anderen Büchern, sondern aus dem Gebrauch geschöpft und alphabetisch geordnet von dem bewährten Leiter des englischen Sprachunterrichts bei den Edinburgher Ferienkursen.]

India. Selections from various authors. Für den Schulgebrauch hg. von H. und Th. Pesta. (Freytags Sammlung französ. u. engl. Schriftsteller.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1913. 117 S. Geb. M. 1,30.

Ricken, W., The great drama of 1066. (With an introductory chapter on the oldest history of England.) (Englische und französische Volks- und Landeskunde, Bd. 2.) München u. Berlin, Oldenbourg, 1912. VIII, 100 S. M. 1,40.

Bulwer Lytton, E., Nacht und Morgen (Night and Morning). (Sprachen-Pflege. Englisch. Bd. 5.) Berlin, Scherl, 1912. S. 448—559. M. 0,60.

Kingsley, Charles, The water-babies. Edited with notes and glossary by Marie Duve. (Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben. 32.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1912. 80, 40 S. Geb. M. 1,20.

Kerr, Ph. H. and A. C., The growth of the British Empire. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Adolf Schmidt. Mit 8 Abbildungen im Text und 1 Karte. (Französ. und engl. Schulbibliothek, Reihe A, Bd. 168.) Leipzig, Renger, 1913. IV, 88 S. Geb. M. 1.

Dick, Ernst, Twelve chapters from standard authors. 1850—1900. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1912. 203 S. Geb. M. 2,20.

Eliot, George, The miller and his children. Ein Auszug aus 'The mill on the floss'. Für den Schulgebrauch hg. von A. Leykauf. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1913. 160 S. Geb. M. 1,50.

Lautverwachsung und Lautabtrennung im Schweizerdeutschen.

Ernst Tappolet hat in der 'Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel i. J. 1907', Basel 1907, S. 324—340 unter dem Titel 'Zur Agglutination in den französischen Mundarten' eingehend und lehrreich über eine lautliche Erscheinung gehandelt, die auch für die deutschen Mundarten wichtig ist, wie er denn auch selbst einige Beispiele aus dem Schweizerdeutschen beizieht. Aus diesem möchten wir im folgenden noch eine Anzahl Belege beibringen, die zur Bestätigung der von Tappolet sowie von seinen Vorgängern und Nachfolgern[1] gemachten Beobachtungen und gefundenen Regeln beitragen dürften.

Die Agglutination, nach Tappolet eine der kleineren Streitkräfte, die neben den zwei Großmächten Lautgesetz und Analogie im Siegeszug unserer fortschreitenden Erkenntnis auf dem Gebiete des Lautwandels als Hilfstruppen einhergehen, ist ebenso wie ihr Gegenteil, die Deglutination, eine Lautveränderung, die davon herrührt, 'daß ein im Satzzusammenhang stehendes Wort "falsch", d. h. der grammatischen Tradition zuwider, abgetrennt wird und in dieser seiner neuen "irrtümlichen" Gestalt, vielfach die alte rechtmäßige Form verdrängend, in der Sprache Aufnahme findet' (*lierre, lendemain, loisir* zu *hedera, en demain, oisif; tante* aus *ta ante* = engl. *aunt*). 'Im Prinzip', sagt er, 'sind diese Verwachsungs- und Abtrennungserscheinungen' (wie er sie weiterhin auf gut Deutsch nennt) 'überall da möglich, wo eine enge syntaktische Verbindung ohne genügendes Korrektiv immer wiederkehrt.' Von der Häufigkeit der entsprechenden Stellung des Wortes im Satze hängt daher die Wahrscheinlichkeit einer Agglutination oder Deglutination ab.

Demgemäß werden auf schweizerdeutschem Gebiete Lautverwachsungen im Anlaut besonders zu erwarten sein in

[1] Tappolet ('Tapp.') a. a. O. — B. Fehr in 'Festschrift zum 14. Neuphilologentage in Zürich 1910', S. 303 ff., 'Zur Agglutination in der engl. Sprache'; 306, Anmm.; 329 f., sowie ebd. S. 158. 160: Behrens, Urtel. Tappolet ('Die e-Prothese in den franz. Mundarten'): Artikel-Agglutination. — Vgl. ferner noch: Tappolet, 'L'agglutination de l'article dans les mots patois' ('Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande', 1, 3 ff.; 2, 22 ff.; 3, 37 ff.); derselbe a. a. O. 337 über Meyer-Lübke, 'Zs. f. roman. Phil.' (1907) 19, 305 ff., 477 ff., 504, und dazu die Besprechung von Herzog in derselben Zs. 30, 368. Über Agglutination im Englischen: Kluge im 'Grundriß der german. Philol.', I², 1010. 1023 f. — (Jetzt auch über diese Lautvorgänge in Walliser Orts- und Flurnamen E. Muret im 'Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande' 1912, 49—83. — Morf.)

Ortsnamen

mit vokalischem Anlaut bei vorausgehender Präposition, da ohne solche die Ortsnamen in gewöhnlicher Rede sozusagen niemals gebraucht werden. Und ebenso wird bei Ortsnamen vielfach Abtrennung von solchen anlautenden Konsonanten vorkommen, die häufig als Auslaut von Präpositionen oder des mit Präpositionen verbundenen Artikels auftreten.

I. Beispiele der Lautverwachsung (Agglutination).

1) mit vorausgehendem *n*[1] und *m*:

(i)*n*, (vo)*n uoht, üehte* > *nüecht*: *Nüechtland*, *Nüechtere* (*nüəχtərə*), zu ahd. *ûhta*, *uohta* (g. *ūhtwō*, ἔρρυχον, Mk. 1,35; sskr. *ushas?*) = Morgendämmerung, Morgenzeit, *vigilia matutina*, sodann: Morgenweide, Nachtweide, Weide überhaupt (auch zusammengesetzt *uohtweide*, Weideplatz für die Nacht: Grimm, 'Weistümer' 1, 439, 441); Mhd. WB. 3, 191; Lexer, WB. 2, 1720; W. Wackernagel, Altd. WB. 307[b]; Leo Meyer, 'D. got. Sprache', § 474; Fick, Etym. WB.[2] 702; F. Vetter im 'Berner Taschenbuch', 1880, 196; Birlinger, 'Alemannia' 1, 167 ff.; 'Schweiz. Idiot.' 1, 75), wozu ahd. *uohterîn* (neben *uohtîn*, Schmeller, Bayr. WB. 1, 1720), das durch Anlehnung an lat. *nocturnus* zu *nuohtarnîn*, *nuohturn* (Graff, 'Sprachsch.' 2, 1024), mhd. *nüehtern*, *nüehter*, *ennuchtern*, ndd. *enugterne* (= nüchtern, d. h. noch in nächtlichem, vormorgendlichem Zustande befindlich?) wird: Wackernagel a. a. O. 217[a]; Schmeller a. a. O. 1, 1720; 'Schweiz. Idiot.' 4, 664 f. (woselbst auch ein Vb. *nüechtere*[n] = frühmorgens etwas zu sich nehmen, Graubünden). Die alte zeitliche Bedeutung von *ûhta*, *uohta*: Nachtzeit oder Morgendämmerzeit, zeigen u. a. noch die Schlettstädter Glosse des 10. Jahrhunderts *uhtibita* ('frühmorgendliches Gebet' oder 'Ausharren bis zum Morgen', 'Durchwachen der Nacht'?) als Übersetzung von Aen. 4, 301 *nocturni orgia Bacchi* (Steinmeyer u. Sievers, 'Ahd. Glossen' 2, 681, 53, und Sievers in den 'Beitr. z. dt. Spr. u. Lit.', 32, 154; vgl. *uhtsang*, *nocturna* (*vigilia*); *nuhttrinchan*, *jejunus potus*, Schmeller a. a. O. 1, 1720, 1562), die zahlreichen Belege aus Notker (Graff, 'Sprachsch.', 1, 138: Ps. 21, 1; 29, 6; 56, 9; 62, 2. 7; 107, 2; 129, 6; 118, 148), ferner die *ûhta* ('Heliand' 3419, 3463) und der *ûhtfugal* (Morgenvogel, Hahn, 'Genesis' 287) des Altsächsischen, sodann ags. *uhte*, *uhttîd* (Zwielicht, Frühzeit), *uhtfloga*, *uhtscada* (Zwielichtflieger, Zwielichtschädiger, Drache),

[1] In der heutigen Mundart ist das *n* ein nichtständiges, 'unfestes' (*nȳ ephelkystikón*), das nur vor vokalischem Anlaut des folgenden Wortes erhalten ist und vielleicht gerade wegen dieser sonst ungebräuchlichen Form leichter der Verwachsung unterliegt.

uhthlem (Frühlärm), *uhtcearu* (Morgenkummer), *uhtcrulic* (morgendlich); altn. *ótta* (Morgenfrühe); holländ. (ebenfalls mit Lautverwachsung: Schmeller a. a. O. 1, 1720) *nuchte, -en, -ens* (morgens oder vor Tag).[1] Die übertragene — abstrakte oder örtliche Bedeutung (das Weiden, der Weideplatz) — erscheint wohl zuerst in bäuerlichen Weistümern des späteren Mittelalters belegt: *des meiers knecht, swenne er kumet ab uchten,* Grimm, 'Weist.' 1, 821 (aus Betmeringen bei Stühlingen); *ein sunder uhtât,* ebd. 374 (aus Dornheim im Schwarzwald), ist aber sicher weit älter. Den Brauch der Nacht- oder Morgenweide, insbesondere für das Zugvieh vor der Morgenarbeit, halten noch Flurnamen fest wie *Nachtweid* (oberhalb Herblingen bei Schaffhausen, ein von Natur eingehegter Wiesengrund zunächst dem Dorfe); vgl. Lüthi in 'Pionier' 23 (1902), 23, und vielleicht die *Uotengasse* in Basel, Birlinger a. a. O. Aus mhd. Zeit erst wird die Benennung *Üechtland* = Land der Morgenweide, Weideland für die Gegend von Solothurn bis Freiburg, stammen,[2] woraus dann durch Agglutination *Nüechtland* (latinisiert *Nuithonia*) wird; ebenso der vielfach im Bernbiet vorkommende Ortsname *Nüechtere*^{n} (schriftl. *Nüchtern*; zur Bildung vgl. *Farnere, Heitere* = Ort, wo Farne, wo *Heiti* — Heidelbeeren — wachsen; zugleich Anlehnung an *nüechter,* nüchtern);[3] urspr. wohl = Weide. Da-

[1] In der alten zeitlichen Bedeutung und in der agglutinierten Form zeigt dieser Stamm ferner (neben *nüchtern* usw.) die Familie von schwzd. *nuochte*^{n} und *nüechte*^{n}, Vb. = dumpfig riechen (wie in der Frühe ein ungelüfteter Raum?), häufiger als Dimin. *nüechtele'* (allg. schweizerdtsch. = muffig riechen, auch — durch Vermischung mit *nüechter* — ein Gefühl der Nüchternheit haben oder geben; Adj. *nüechtelig*) und — mit Anlehnung an das Adj. *mucht* (Bern, Soloturn), **muecht, müecht* (Nidwalden) = matt, erschöpft (wofür auch *muchtlos*), feucht, dumpfig, diminuiert *müchtelig* (Sol., Id. 4, 70 f.; vgl. schwäb. und bayr. *müecheln, müechten, -teln, -zen* = schimmlig riechen, Schmeller, WB. 1, 1562, neben *nuchten* = riechen nach verdorbenem Mehl oder Brot, ebd. 1, 1720) —: *muechtele*^{n} (Luzern, neben *nuechtele*^{n}), *müechtele*^{n} (Bern, Aargau, Basel, Freiburg, V Orte) = schimmlig, moderig, feucht, dumpfig riechen, von Mehl, Getreide, Gefäßen (Id. 4, 71) und mit noch weiterer Anlehnung an *nüechter*: *nüechterle*^{n} (Zür., Oberland). Vgl. bei Frisius und Maler: *'nüechtelecht, mucidus,* graw, schimmlig'; bei Jer. Gotthelf ('Anne Bäbi', 1, Kap. 7): sonst graue es (in ungelüfteten Schränken) und fange an zu *nüchten*; bei B. Wyß: im chalte *nüechtende* Stübli (Id. a. a. O.).

[2] 1332 und 1353 heißt *Bern* urkundlich *Verona in Üchtlanden, Verona in Uchtland*: E. Welti im 'Anzeiger für Schw. Gesch., 1896, 450; 'Bll.$_{f}$ für Bern. Gesch., $_{f}$Kunst und Altertumskd.', IV, 1 (1908), 7. 28^{99}. *Uht-, Uht-, Ohte-, Oihte-, Ochte-, Oc-, Uechtland* und *-landen, Occh-, Otlandia* in 'Fontes Rer. Bern.' vom 13. Jahrhundert an. *Ötlandia, Ötland, Etland* (vgl. *Ettal*), *Euchtenland* bei Schmeller, 'Bayr. WB.', 1, 30. *Auchtland,* Id., 1, 84.

[3] Der Ortsname erscheint bei Durheim II, 244 \ mit Einrechnung von *Nüchtersmad* — zehnmal; Fontes V, 184, *in der Nuchterne* i. J. 1320;

neben dauern unagglutinierte Formen wie *Üechtland, Üecht* fort; letzterem Ortsnamen steht für denselben Hof eine andere mit dem dativischen Artikel der agglutinierte Form *Rüüch (uf der Üüch > uf der Rüüch)* zur Seite: meine 'Beiträge zu Jeremias Gotthelf', 1898, 1, 15.

(i)*n*, (vo)*n*, (go)*n*, (e)*n Ärgete > Närgete*, schriftl. *Nergeten*, Hof bei Hüttwilen, Turgau, zu schwzd. *Ärgete*, älter *Ägerte*, was wohl gegenüber anderen Ableitungsversuchen (J. Grimm *â-gierida* = nicht [mehr] gepflügtes Land, vgl. 'Schweiz. Idiot.' 1, 130) aus lat. *ager* (einem mittellat. **agretum*?) oder einer deutschen Kollektivbildung davon (vgl. *Stubete*, [Stuben-]besuch; *Sichlete*, Sichelfest; *Rislete*, Ortsname: rieselndes Erdreich?), wenn nicht am Ende aus deutschem *ê-garte* (wogegen freilich das offene *e* der ersten Silbe sowie das Geschlecht spricht) zu erklären ist: in allen Fällen war vokalischer Anlaut der Verwachsung günstig. Mit anderer Agglutination stehen neben dem Ortsnamen *Nergete* die Appellativa *Regerte* (< *in der Egerte*) und *Därgete* (< *d'Ägerte*), 'Schweiz. Idiot.' 1, 129.

(go)*n Ei*^{n}*sidle > Neisele*, Einsiedeln: in Soloturn gebräuchlich. Ebenso vereinzelt (aus Soloturn):

(i)*n*, (go)*n* oder *n*(ah) *Amerika > Namerika*: J. Reinhart, 'Der Jümpferlibuur' (Verein f. Verbr. gut. Schrr., Bern Nr. 67) S. 26. 79 (*i Nam., uf Nam.*), woneben anderwärts, z. B. in Graubünden, mit Verlust des vokalischen Anlauts *Merika* erscheint.

(de)*n Ägelsee > Nägelsee* (umgedeutet: *Nägelisee*): vielerorten für und neben *Egelsee* (See, worin Egel, Blutegel hausen),[1] 'Schweiz. Idiot.' 1, 130.

(i)*n*, (de)*n Akten, Acken* (Wasserleitung) > *Nakten-, Nacken-: Nackental* zu Vislisbach, Aargau; (ze)*m*, (i)*m* (uf e)*m Akten, Acken, Achen > Magden, Machen-: Magden*, Dorf im Aargau: *Magdenbüchel* zu Würenlos, Aargau; *Machenberg* bei Zurzach, Aargau, bereits bei Bonifacius Amerbach um 1520 (Burckhardt-Biedermann, 'B. Amerbach' S. 11). — Diese und andere Namen werden im 'Schweiz. Idiot.', 1, 166, zutreffend von *Akt, Akte, Agtot, Ageducht* = lat. *aquæductus* abgeleitet: sie haben teilweise noch Formen ohne Agglutination (*Aackhen Bühell, Achen-, Aggenbühl*[2] zu *Magdenbühel, Achenberg* zu *Machenberg*), sowie mit dem bestimmten Artikel agglutinierte Formen (*Dagtenwies* nächst dem *Nackental*) neben sich. — Die Ortsnamen mit *Nack-*

---

auch Flurname im Aargau und Wortspiel: *uf der N.* (*deheime*) *si* = auf dem Trockenen sein (mit dem Gelde), Bern; Id. 4, 665.

[1] Gehört auch der *Rigelsee* im Berner Oberland hierher, wo der best. Art. N. A. S. M. nicht wie in der Ostschweiz *də*^{n}, sondern *dər* lautet?

[2] *Äcke*^{n}*matt* bei Schwarzenburg wird nach Friedli, 'Guggisberg', 280, auch noch vom Volke so erklärt.

erklären wir uns nicht als Agglutinationen von *Ïcke* nach 'Schw. Idiot.' 1. 165, vielmehr dieses als Deglutination, s. u.

(Der wortspielende Name *Narragonien* bei Seb. Brant dürfte gleichzeitig auf einer volksmäßigen Agglutination [ge]*n Arragonien* beruhen.)

(uf e)*m Unnot* > *Munot* (nur schriftlich, mit gelehrter Anlehnung an *munitio*), die Veste von Schaffhausen: ursprünglich *An-nôt* (nach Schaffhauserischer Aussprache *Unôt*), Spottname des vermeintlich 'unnötigen' Festungsbaues; ein Seitenturm hieß *Undurft* (ohne Bedarf oder Notwendigkeit: 'Festschrift des Kantons Schaffhausen' 1901, 709; Id. 1, 299 f.

Nätte^{n}*bärg* und *Mätte*^{n}*bärg* s. u. bei *Ätti: Näcke*^{n} u. dgl. bei *Nacken*.

(Mit gleichzeitigem Verlust des — ebenfalls labialen — spirantischen Anlauts:)

(i)*m*, (us e)*m*, (uf e)*m Wistelach* > *Mistelach*, in der Stadt Bern, die das Gemüse von dort erhält, sehr gebräuchlicher Name von Berg und Landschaft am Murtensee, amtlich *Wistelach* (= links — wist[1] — am See?), frz. *Vuilly*. Vgl., mit Verlust des dem neuen Anlaut identischen Namenanlauts: Alt-Zürcherisch *Zürich*, *Züri* für *ze Zürich*; ferner *Zuttershuus* für *ze Sutershus*, Friedli, 'Guggisberg' 421, sowie auswärts, mit Verlust eines — wie *n* — dentalen Liquida-Anlauts: *Niflant* für *Livland*, Tapp. 305, und (bei Radolfzell) *Mindelsee* neben *Windelnsee*.

Ähnlich wohl:

(i)*m*, (uf e)*m Jucher* > *Mucher*, Dörfchen bei Aarberg, Durheim I. 4; II. 168, 230.[2]

2) mit vorausgehendem *t*, *d*:

(Sank)*t Alban* > *Dalbe*,

(Sank)*t Elsbeten* > *Delsbete*, für zwei Quartiere in Basel, Tapp. a. a. O. 325. Zu den Heiligennamen

(Sank)*t Urs* > *Durs*, *Dursli* (in Soloturn allgemein: 'Schweiz. Idiot.', 1. 467 f.) und

(Sank)*t Oswald* > *Dosel* (nebst *Osli*, *Öschli*, *Ösel* häufig

[1] *wišt* (< mhd. *winster*?) lautet bei uns auch der Zuruf an die Zugtiere, links zu gehen, d. h. gegen den links schreitenden Fuhrmann hin, wofür in der Nordostschweiz *harr* (her?) gilt. — Im 'Berner Taschenbuch', 1910, 17 wird '*Mistelach*', wie der Name 'im ganzen deutschen Sprachgebiet' laute, von '*Medio in lacu*' abgeleitet!

[2] Vielleicht gehört auch hierher (aus dem Elsaß) *Arlegia*, heute *Marley* (nach Trouillat): Fontes I, 235, v. J. 866. — S. A. Bacon, 'The source of Wolfram's Willehalm' (Mayne u. Singer, 'Sprache und Dichtung' II, Tübingen 1910), S. 107, möchte ebenso die frz. Ortsnamenformen *l'Archant*, *Larchamp* für *Aliscans* aus der Agglutination des Artikels (*l'Aliscans*) ableiten, was wir dahingestellt lassen, um so mehr, als die romanische Philologie diese Identität nicht anerkennt.

in Zug, Glarus, St. Galler Oberland, 'Schweiz. Idiot.' 1, 548) erscheinen ebenda die Namen: *Dursenkirche*; im *Dosel*, Stätte einer ehemaligen St. Oswaldskapelle, bei E. F. v. Mülinen, 'Heimatkunde' (woneben im Zürichbiet *im Osli*, Id. a. a. O. 548 'nach einem früheren Besitzer').

In diesen westschweizerischen Namen ist das *t* des neuen Anlauts, der Mundart gemäß, in *d* gewandelt, im folgenden (ostschweiz.) dagegen geblieben.

(Sank)*t Anna* > **Tanne*, in *Tannerbrünneli* = *'t Annenbrünneli*, an der Stelle einer St. Annenkapelle zu Ober-Stammheim (Zürich); die Anwohner heißen noch *Bäsitanner*, nach einem vorauszusetzenden *be Set-Anne*^{n} = bei (mundartl. *be*) *Sankt-Annen*. Farner, 'Altes und Neues', Andelfingen 1899. S. 14. Hier nach der Präposition ist das *Sankt* in vollerer silbischer Form erhalten geblieben als in *Tannerbrünneli*; vgl. basl. *zet Lienert* neben *Dalbe*, Tapp. a. a. O.; unten *zset Theódere*.

Von fremden romanischen Ortsnamen dieser Bildung ist zu den bei Tapp. angeführten (z. B. *Saint Chelvis* < *Sainch-Elvis* = St. Hilarius) als sehr bekannt noch (Sank)*t Elmo* > *Telmo* in Neapel zu vergleichen (auch in Sevilla gibt es ein *San Telmo*), ferner engl. *Saint Andrew* > *Tandrew*, *Tander*. B. Fehr a. a. O. S. 304.

Neben dem *t* von Sank*t* erscheint auch der bestimmte Artikel *d'* (= die) mit Ortsnamen verwachsen:

d'Akte > *Dagte* in *Dagtenwies*, s. o. unter *Akte*.

Vielleicht ist auch der westschweizerische Flußname *Zihl* neben der östlicheren *Sihl* aus Verwachsung mit dem Artikel *d'* zu erklären, sofern nicht das entsprechende lat. *Tela* (Fontes IV, 808, woneben aber ziemlich gleichzeitig *Zila* erscheint, ebd. s. Ortsverzeichnis), franz. *Thielle*, die ursprüngliche, deutsch sodann in *Zihl* verschobene Form darstellt. Nebeneinander stehen im Bernerland die *Zulg* und der *Sulgenbach* nebst zahlreichen anderen schweizerischen Orts- und wohl ursprünglich Flußnamen mit *Sulg-*, wovon also wohl *d'Sulg* > *Zulg* gebildet ist. Der zackige *Zagigrat* am Balmhorn könnte, da die Form *Sagigrat* daneben gehört wird, durch Vermittlung von *d'Sagi*, was dort 'die Säge' heißt, seine jetzt auf den Karten geltende Namensgestalt erhalten haben. Dagegen ist *Tschanz* für *Schanz*, Tapp. a. a. O.,[1] nicht als Verwachsung mit dem Artikel anzusprechen: *tsch* ist vielmehr die regelrechte schweizerdeutsche Wiedergabe des franz. *ch* von *chance*: vgl. die Namen *Tschampel* < *champel*, *Tschacht-*

[1] K. Jaberg im 'Bund' 1910, 30/31. August über B. Fehr, 'Zur Agglutination in der engl. Sprache' und E. Tappolet, 'Die *e*-Prothese in den franz. Mundarten' ('Festschrift zum Neuphilologentage in Zürich' 1910).

lan < *chastelan*, *Tscharner* < **charnier*, *carnarius*:[1] auch das neutrale Diminutiv von *Die Tschanz*, das gewöhnlich sogenannte *Schänzli* in Bern. heißt rein mundartlich *ds Tschänzli*.

3) mit vorausgehendem *r*:

(i de)*r*, (uf de)*r Ücht* > *Rüüch*, wohl mit Anlehnung an *rûch*, rauh, s. o. unter *uoht*.

Ist auch der Dorfname *Rafz*, an Ort und Stelle *Äfz*, *Äfzg* gesprochen (Id. 1. 124. 126), auf eine Lautverwachsung mit dem Art. Dat. Sg. Fem. zurückzuführen?

4) mit vorausgehendem *z* (von *ze*, zu):

ze Apfoltern > *Zapfoldern* (Kts. Solothurn) = bei den Apfelbäumen (*Affoltern* ist häufiger Ortsname; daneben *Affeltrangen* < *Affolterwangen*). Vgl. urkundlich *Zalchenegg*, *Zlangenwyl* (1533): Friedli, 'Guggisberg' 280. 36. — So wohl auch

ze Eglingen > *Zeglingen* (gegenüber *Eglisau*, dessen Namengeber Egli vermutlich auch in dem Namen des Dörfchens auf der anderen Rheinseite, jetzt *Seglingen*, steckt.[2]

ze Urzach > *Zurzach* (von woher nach Rüegers 'Chronik' 1047. 1091 ein Schaffhauser Geschlecht *Urzach* stammte)?

Ein altes *ze* dürfte als *s* (*š*) vorliegen in dem Namen der süddeutschen Nachbarstadt *Straßburg*, kelt.-lat. *Argentoratum* > (Argen)*t(o)ratburg* > *ze traʒburg* > *Stratsburg*[3] > *Straßburg*. Vgl. meinen Aufsatz '"Bern" ist Deutsch-Verona' in 'Blätter f. Bern. Geschichte, Kunst u. Altertumskunde' 4. 1. S. 23[88]. Die Anlehnung an l. *strata*, ahd. *strâʒa* (vgl. Dehio in 'Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins', N. F. XII (1897), kann immerhin bei der Bildung des deutschen Namens mitgewirkt haben.

Ebenso wird (trotz dem Flußnamen *Tanger*!) niederdeutsches *t* vermutet in dem heutigen Anlaut von *Tangermünde*: Von der Hagen in den 'Abhandlungen der Preuß. Akademie' 1852.

5) mit vorausgehendem *f* (von *ûf*, auf):

uf Üügste > *Füügste* (mhd. *ouwest*, Schafstall); vgl., mit Wegfall von *h*: *uf Hirschhorn* > *Firschhorn* und sogar *z'Firsch-*

[1] Ähnlich *tsch* < lat.-franz. *c* und *sc*: *Tschumi* (Familienname) < *comes*. *Tschudi* (ebenso) < *scutatus*? Vb. *tschämələ"* (zu Gevatter bitten) zu *l. scamellum*, *scamillus*, vgl. mhd. *schemelære*, Krüppel, Bettler (der sich auf untergebundenen Schemeln bewegt), eher als zu *schame* (Lexer, 'Mhd. WB.' 2, 698) oder zu mhd. *schëme*, Larve nhd. *Schembart*, wie in meiner Gotthelf-Ausgabe, Ergänzungsband 433, vermutet ist.

[2] So wird vermutet im 'Zürcher Taschenbuch' 1897, 137.

[3] So in Fontes R. B., s. das Ortsnamenverzeichnis.

horn, und, vor konsonantischem Anlaut: *uf Rüschegg* > *Früschegg* und pleonastisch *uf Früschegg*: Friedli, 'Guggisberg' 280[36].

II. Beispiele der Lautabtrennung (Deglutination) in schweizerischen (oder bei Schweizern vorkommenden) Ortsnamen sind:

1) bei anlautendem *n* und *m*:

(ge)*n*, (vo)*n*, (i)*n Naples* > *Aplaß*: so heißt die Stadt *Naples*, Neapel in einem Liede bei A. Hartmann, 'Histor. Volkslieder' 1 (1907), S. 7: *aus Aplaß her*.

(ge)*n*, (vo)*n Narrenberg* > (**Arenberg*) *Arenenberg*, *Arenaberg*: so der heutige Name — der volksmäßige und der von den Napoleoniden aufgebrachte — des bekannten Schlosses am Untersee, das einst *Narrenberg* hieß, was seinerseits wiederum schon eine Agglutination von *Arnberg* (zu *ar*, Adler) sein dürfte: J. Meyer in 'Schrr. f. d. Gesch. d. Bodensees' 35 (1907), 214.

(ge)*n*, (vo)*n*, (i)*n Nordschwaben* (*Nortsuaben*, *Noresvaben*, *Norswaben*, *Narsuaba*, Fontes I, 478 u. ö., im 12. Jahrhundert und weiterhin) > *Ortschwaben*, heutige Ortschaft in der Nähe Berns, Durheim I, 4. 33.

(i)*m Marsilie* > *Aarziele*, wie bis vor kurzem auch amtlich — mit Anlehnung an den Namen der Aar, an der sie liegt — eine Vorstadt Berns hieß, die aber im Mittelalter *Marsilye* genannt war. wohl nach der berühmten Seestadt; mündlich gilt durchweg die Form *Marzili*. Vgl. 'Berner Taschenbuch' 1880. 210; 'Bll. f. Bern. Gesch.' IV, 1, 24. In Fontes V, 381. 642 (14. Jahrh.) *molendinum Marsili*, *Marsili extra muros*; bei Justinger *Marsilye*; Fontes III, 31. 604 (13. Jahrh.) ein *P.* und ein *Uolricus Marsili* (diese nach dem Personennamen *Marsilje* in der Rolandssage genannt?). Bei Durheim (1838) II, 213 wird unter *Marziehle* auf S. 1 *Aarziele* verwiesen.

(uf e)*m Märbighorn* > *Ärmighorn*: so heißt auf den Karten der hohe lichtgraue Gebirgsstock zwischen Kander- und Kiental, den die Anwohner *Märbighorn* nennen, was — wie *Märbel* für *Märmel*, Spielkugel — eine Dissimilation von *Märmig* ist und zu mhd. *marmel*, Marmor, gehört.

(i)*m Mental* > *Emdtal*: an Ort und Stelle (im Kandertal) nur in der ersten Form gebraucht, die, wie das aarg. *Möntal*, auf *mene*[n], das Zugvieh leiten, *mene*, die Fuhr. zurückgehen mag (im 14. Jahrh. gibt es bei Steffisburg eine *area under dem Menwege*, Fontes V, 121); amtlich und auswärts gilt lediglich die zweite, die eine Anlehnung an *Emd*, Grummet, ist und vielleicht durch die Parallele zu dem am Flusse gegenüberliegenden, aus früherem *Heistrich* (< *heisterach*, Buchenwald) herausgedeuteten *Heu-*

strich unterstützt worden ist. Vgl. meinen 'Ergänzungsband' zu 'Jeremias Gotthelf' (1901), 619.[1]

Auch das urkundliche *'an Yesen'*, *'under dem Yesen'* (1357, 1360; Fontes VIII. 172. 374) hält Friedli. 'Guggisberg' 280[36], für jünger als das heute allein gültige *'Niesen'* (Bergname), *'im ultrenboden* (1533) für jünger als jetziges *Muelterebode*.

Von auswärtigen Ortsnamen gehört hierher (nebst dem obigen *Aplaß* in einem schweizer. Liede) die *Ortenau*, die im Mittelalter *Mortenouwe*, *pagus Mortenona* heißt (z. B. Fontes I. 435, i. J. 1155; 'Schrr. des Vereins f. Gesch. d. Bodensees' XIII. 79. i. J. 1007. 1025) und also wohl aus (i)*m Mortenau* (mit Ergänzung etwa von 'Gau' für *pagus*) entstanden ist. (Vgl. *Muotone* und *Votone* — sofern dieses *Uotone* zu sprechen ist — für eine und dieselbe Ortschaft in zwei verschiedenen Hss. in einer Urkunde von 961, Fontes I. 273.)

2) bei anlautendem *t*:

Den Verwachsungen in den Basler Kirchennamen *Dalbe* und *Delsbete* (Sank*t Alban*, Sank*t Elsbeten*) entsprach im 16. Jahrh. die Abtrennung

(Sank)*t Theódore* > *Sant Joder*: so heißt die schon im 13. Jahrh. den Heiligen *Theodor*, Andreas und Katharina geweihte Kirche von Klein-Basel bei Chronisten des 16. Jahrh. ('Basler Chroniken' I); die Deglutination offenbar gefördert durch volksmäßige Vermengung mit dem Namen des Walliser Heiligen St. Theodul, der dort auch als *St. Jodel* erscheint: 'Schweiz. Idiot.' 3. 11 f.; Gauchat in Herrigs 'Archiv' 97 (S. 7 des Sonderabdrucks); 'Schweiz. Theolog. Zeitschr.' 24 (1907). 242. Heute gilt wieder der historische Name, aber mit dem Ton auf der zweiten Silbe, der allein den Übergang in *St. Joder* ermöglicht hatte: *Sant Theódere, z'set Theódere*.[2]

3) bei anlautendem *z*:

**z'Zeinige*^{n} > *Einige*^{n}: das jetzt schriftlich *Einigen* genannte Dorf am Thuner See (schon in der Stretlinger Chronik um 1450 *Einingen* mit entsprechender Etymologie) hieß einst *Zeiningen* (wie heute noch eines im Aargau) und heißt mundartlich noch *Zeinige*^{n}: E. F. v. Mülinen, 'Heimatkd.' 1. 21; Friedli. 'Guggisberg' 280[36].[3] Jens Baggesens Parthenais nennt das Dörfchen in

[1] B. Fehr a. a. O. 305 erwähnt aus Baselland das nur auf Karten erscheinende *Mapprach* < *im Apprach*. — Ist vielleicht auch *Meggen* aus (a)*m Egge*" (an der Ecke des Luzerner und Küssnacher Sees) zu erklären?

[2] Auf einer Scheibe des Spießhofsaales im Histor. Museum zu Basel erscheint ein *'Theodor Ottlin* 1556'.

[3] Das ebendort verglichene *Zenggiwil*, obgleich schon 1570 *Zänkenwyl* geschrieben, dürfte doch eher Lautverwachsung aus *z(e) Enggiwil* als Lautabtrennung aus **Zankinwîlare* sein. Zweifelhaft ist uns das Verhältnis von (aarg.) *Umikon* und (zürch.) *Zumikon*.

den verschiedenen Ausgaben (nach O. Zürcher. 'J. Bs. Parthenais' 75) abwechselnd *Zeinigen* und *Hinigen* (dies wohl Druckfehler für *Einigen*).

**z'Zerilach* > *Erlach*: Burg und Städtchen am Bieler See (samt dem danach benannten Geschlecht) heißen so (*Erilaco, Herilaco*) seit dem 13. Jahrh.; daneben besteht bis heute als franz. Ortsname *Cerlier*, was von J. Stadelmann ('Archives de la société d'histoire du canton de Fribourg' 7 (1902)) auf den römischen Männernamen *Caerel(l)ius* zurückgeführt wird. Vgl. Meyer-Lübke im 'Schweiz. Arch. f. Volkskunde' 11. 150 [und Gauchat in Behrens' 'Zeitschrift' XXV², S. 122].

(*Tasgetium* >) **z'Zaschez, Zeschez* > *Aschinza*, heute *Eschez*, schriftlich *Eschenz*. Das auf der Stelle der Römerstadt *Tasgetium* (*Ταξγαίτιον*) bei Stein a. Rh. entstandene Dorf hat seinen heutigen Namen sicher nicht von dem Ausfluß des Rheins aus dem Untersee erhalten, wonach man ihn früher zu '*Exientia*' *(Exeuntia?)* latinisierte: die älteste deutsche Namensform ist *Aschinza*: wohl aber mußte *Tasgeti(um)* zu deutschem *Zaschezi, Zeschezе* verschoben werden, woraus sich durch Abtrennung des als Präposition *ze* gefaßten oder mit der Präposition verschmolzenen *z* (vgl. oben *z'Züri* > *Züri*) und durch *i*-Umlaut des *a* die heutige Namensform ergeben mußte.

4) bei anlautendem *h*:

(na)*h Hemishofen* > *Emishofe*^{n} und
(na)*h Hemmenhofen* > *Emme*^{n}*hofe*^{n}.

Die beiden kleinen Dörfer bei Stein a. Rh. tragen schriftlich noch den vollen Namen mit anlautendem *h*: an Ort und Stelle werden sie allgemein ohne solches ausgesprochen, was vermutlich eben auf Abtrennung des *h* bei der Verbindung mit *nâh* (nach) oder *gâ* (gen), wobei das *h* unbewußt zu der Präposition gerechnet ward, zurückzuführen ist. Zugrunde liegt bei beiden der Name *Henman* oder *Heimo* = Heimrîch, Heinrich. Ein unweit davon gelegenes turgauisches Dorf führt schriftlich und mündlich den Namen *Emmishofen*, mit dem unser '*Hemishofen*' in der Aussprache unbequem zusammenfällt und der wohl auch aus einem Namen mit anlautendem — aber in Aussprache und Schreibung endgültig verlorenem — *h* hervorgegangen ist. — Ähnlich dürften sich bei dem ebenfalls nahegelegenen Hof *Hofenacker* oder *Ofenacker* die beiden Namensformen verhalten, die schriftlich und mündlich nebeneinander gelten: schon in der Karte des Schaffhauser Gebiets von H. Peyer 1685 *Hofenaker*, aber im Volksmund stets *Ofenacker*.

Nicht bekannt ist uns auf schweizerdt. Gebiet und überhaupt im Deutschen ein Fall wie ital. *l'arena* > *la rena*, wo beim Zu-

sammentreffen zweier Vokale der vokalische Anlaut des Wortes verloren geht.

Viel seltener als im Französischen und Englischen scheinen im Deutschen und insbesondere im Schweizerdeutschen die Verwachsungen und Abtrennungen bei anderen Wörtern als bei Ortsnamen zu sein, die als unverständlich oder entlegen diesen Lautveränderungen keinen kräftigen Widerstand leisten konnten. Schon die Personennamen, von keinen feststehenden Präpositionen und ursprünglich auch von keinem Artikel in ihrem Anlaut bedroht, sind weit seltener als die Ortsnamen der Agglutination verfallen; bei Appellativen und Partikeln sind sie wenigstens in dem von uns in Betracht gezogenen Gebiete auf verhältnismäßig wenige, entweder fremde und seltene, oder im Gegenteil sehr häufige, flüchtig gesprochene Wörter beschränkt. Starke Verba, sowie Adjektiva, scheinen ihr, weil durch Verwandte geschützt oder aus syntaktischen Gründen, niemals erlegen zu sein.

Personennamen.

I. Verwachsungen.

Zu den als Orts- und Quartiernamen gebrauchten Heiligennamen (s. Ortsnamen: *Dalbe* u. dgl.) kommen als wirkliche Personennamen hinzu:

1) mit vorausgehendem *t*, *d*, von Sank*t*:

(Sank)*t Urs* > *Durs*, s. o., bei Hans Salat (Luzern, 16. Jahrh.), *Turs*, Id. 1, 467. Daneben in Doppelnamen *Durssepp* u. dgl. und auch als zweiter Teil *Vikterdurs* (Id. a. a. O.), worin die Namen der beiden Soloturner Heiligen vereinigt sind.

(Sank)*t Ottilie* > *Turtille*. Id. 1. 488, wo das *T* von dem Artikel *d'* abgeleitet wird. — Vielleicht auch

(Sank)*t Uti* (in Graubünden = *Ursula*) > *Tutti*, *Dutti* (ebd.; Id. 1. 468; und mit vorausgehendem weibl. Artikel *d* (= die):

d Susann > *Zusann*, wie dieser Name nebst seinen Kosenamen (*Züs*, *Züsi*, *Züseli*) in allen Stellungen lautet.

2) mit vorausgehendem *n*

des Possessivpronomens *min* gebildet sind die zu den Eigennamen zu rechnenden *Ätti* (= Vater) und *Äni* (= Großvater) in

(mi)*n Ätti* > *Nätti*, Id. 1. 584 f..[1]

(mi)*n Äni* > *Näni* (Graubünden), a. a. O. 247. 249,

wogegen in dem Bernerischen (Emmentalerischen)

dr Ätti > *Drätti* (Vater; 'Üse Drätti', Dichtungen von C. A. Loosli, Bern 1910[2]) eine Agglutination mit dem bestimmten Ar-

[1] Davon wohl auch der Ortsname *Nätte"bärg* und *Mätte"bärg* (<im N.) bei Friedli, 'Guggisberg' 14. 280[36].

[2] Vgl. Friedli, 'Guggisberg', 462.

tikel (vgl. Id. a. a. O. *Tratt* < *dr Att*) und in *Datti* und *Tatte* bloße reduplizierende Koseformen vorliegen.

Die ursprünglichen Eigennamen *Nani* und *Nevi* sind unter den Appellativen zu erwähnen; *Nann* und *Nanni* (zu *Anna*, Id. 1. 260) als reduplizierende Koseformen zu erklären.

II. Abtrennungen

sind uns bei Personennamen, wenn wir von dem unseres Wissens nur in dem bez. Kirchennamen gebräuchlich gewesenen *Sant Joder* (<*Sant Theóder*, s. oben) absehen, keine bekannt. Bloßes Schwinden des Anlauts am fremden Namen, das aber vielleicht auch auf ein verlorenes *Sankt* zurückgeht, hinter dem das anlautende *n* verloren ging, liegt vor in *(Hans) Evemuk* (= Johannes Nepomuk, zu Kaiserstuhl), Id. I, 108.[1]

Sachennamen.

In erster Linie stehen hier aus den erwähnten Gründen die

Fremdwörter.

Wir führen, meist nach dem 'Schweiz. Idiot.', an:

I. Verwachsungen.

1) mit vorausgehendem *n*, *m*:

(e)*n Amedêli* > *Namedêli* = *Agnusdei*, Id. 1, 127.

(e)*n Assel* > *Nassle*^{n}, Assel, Tausendfuß, Kelleresel, zu lat. *asellus*. Id. 1, 508.

(e)*n*, (vo)*n Esple*^{n} > *Nesple*^{n}, auch *Misple*^{n} (durch Vermischung mit *Mistel*? Grimm. WB. 6, 2258. 2269), zu lat. *esculus*? Id. 4, 509 (*nesplan* auch im Steiner Abtsrodel v. J. 1385. und der *Nespelboum bi Meinisberg* [Bern. 14. Jahrhundert], Fontes 7, 553).

(e)*n Evi* > *Nēvi*, *Nēvli* = dummes Mädchen, eig. *Eva*, Id. 1. 108. Vgl. *Nani* zu *Anna* (zugleich Reduplikation), Id.

(e)*n*, (vo)*n Ibsche* > *Nibsche*^{n} = Eibisch, *hibiscus*. Id. 1, 48.

(e)*n Ifele* > *Nifele*^{n} = Inful, a. a. O. 327.

(de)*r Rappel* > *Appel* = Ekel, sofern das Wort nicht eher aus dt. *Abwille* = *Aberwille* zu erklären ist, a. a. O. 361.

Vgl. von auswärts: (ze)*m Olfenter* > *Molfenter*, Geschlechtsname nach einem Haus 'zum Olfenter' (Kamel. *elephantus*). Alb. Heintze, 'Die dt. Familiennamen' (1882), S. 60. (Das md. *Nobishaus*, *-krug*, schweiz. *-kratten* = Hölle wird — mit it. *nabisso* neben *abisso* — durch J. Grimm von *abyssus* abgeleitet. Myth. 296. 672. 837. Nachtr. 279, dagegen bei Laistner — Germ. 1881. 65 — von *Obse*, got. *ubizwa*. Halle.) Hierher gehört auch der nach Id. 1. 467 aus schweizerdt. *Lam-arsch* = 'ars-lahmer', fauler

[1] Im Italienischen dürfte noch hierher gehören der Sultan *Aladin* bei Tasso (< *Sultanus Saladin*?).

Mensch, entstellte franz. Geschlechtsname *La Marche*. — Mit dem roman. Artikel ist nach Id. 1, 239 aus graubündn. *Ampe* (= schwzd. *Himpi*, Himbeere) ital. *lampone* gebildet.

Beruht das allgemein deutsche Lehnwort *Mergel* auf lat. *marga* oder auf Verwachsung von franz. *argile*, ital-lat. *argilla*, gr. ἄργιλλος, mit dem dativischen Artikel unter gleichzeitiger Anlehnung an *marg*?

2) mit vorausgehendem *r*:

(de)*r Ettike*^{n} > *Rettiker* = Schwindsucht, Freßsucht, wovon auch scherzhaft *Freßrätiker, Schlafrätiker* (Wintertur), zu lat. *hectica*, ital. *etica*. Id. 1, 599.

(de)*r Inschenör* > *Rinschenör* = Ingenieur.

Auf ehemals romanischem Gebiete entspricht

(de)*r aschil* > *Raschil* = Wagenachse (Graubd., Prättigau), zu rätorom. *aschigl*, lat. **axiculus*, Id. 1, 563; mit verwachsenem romanischen Artikel *l'arader* > *Laräder* = Pflugschar, Pflug (Graubd., Schanfik), zu rätorom. *arader*, lat. *aratrum*, Id. 1, 386. Vgl. (allg. schweiz.) *la retraite* > *Ladrätt*, Zapfenstreich, s. u. (und in der Berner Schülersprache *l'arrêt* > *Lär*, der Schularrest?).

3) mit vorausgehendem *s*:

(da)*s Alemöndli* > *Sälemöndli* (Zür.), die Anemone. Id. 1, 263.

(da)*s Immi* > *Simmi* = Immi, Hohlmaß, zu lat. *hemina*. Id. 1, 223.

II. Abtrennungen.

1) bei anlautendem *n, m*:

(ə) *Natere*^{n} > *Ätere*^{n}, *Ötere*^{n} (und hochd. *Otter*, holld. und engl. *adder*), zu lat. *natrix*, mit Anlehnung an *die Ader* oder *der Otter*? Id. 1, 588.

(a)*m* [?] *Matzman* > *Atzmann*, neben *die Matze* = Stock zum Einschlagen von Nägeln als Aufruf zu einem Volksaufstand (Wallis), zu ital. *mazza* = Keule. Grimm, 'Mythol.' ^{4} 913; A. 430. (Auch mhd. *agetstein* neben *magetstein* = Magnet dürfte hierher gehören.)

2) bei anlautendem *r*:

(de)*r *Reweranz* > (elsässisch) *Ewerants* (aus frz. *révérence*), das sich Hoffmann-Krayer ('Festschrift z. Basler Philologenvers.' 1907, S. 501: 'Ferndissimilation') noch nicht erklären konnte.

Ohne Vermittlung eines Präfixes erscheint die Abtrennung des *g* in dem seltenen Fremdwort *Gargel, Gargle*^{n} (mlat. *gargula*) > *Argle*^{n} (Zür.) = Einschnitt der Faßdaube zur Aufnahme des Bodens, Id. 2, 416[1].

[1] Für den französischen Anwohner des Lemansees war im 18. Jahrh. auch das schweizer. *Leckerli* ein mit dem franz. Artikel gebildetes Fremdwort,

Den Personennamen und Fremdwörtern reihen sich naturgemäß zunächst an einige Tiernamen mit vokalischem Anlaut, mit denen der vorausgehende Artikel als *n* und *d* verwächst:

I. Verwachsungen.

(e)*n Äber* > *Näber* = Eber, Id. 1, 46.

(e)*n Ägle*^{n} > *Nagel-, Nägel-, Nägeli-see* = Egelsee, Id. 1, 131; s. o. Ortsnamen.

(e)*n Assel* > *Nassle*^{n} = Assel, Tausendfuß, Kelleresel, zu lat. *asellus*, Id. 1, 508.

(e)*n Igel* > *Nigel* = Igel, zsges. *Sû-nigel*, Id. 1, 149 f.

(e)*n Urfer, Urfel* > *Nurfel, Nurfer* = Widder, Id. 1, 444, woneben, wohl mit dem Plur.-Artikel verwachsen, *Turfel* a. a. O.

(e)*n Üwel, Öüel* > *Nöüel* (Luzern) = Eule, a. a. O. 613, und als Pflanzenname (mit Sing.- oder Plur.-Artikel)

d(ie) *Erle*^{n} > *Derle*^{n}, ebd. 451,

sowie mit Fem.-Sing.-Art., der z. B. im Aargau *en* lautet, und gleichzeitigem Verlust des Anlauts *l*, der dann am Schluß des Stammes als Dissimilation aus *n* erscheint:

(e)*n Liənə* > *e Niəle* = Waldrebe (ahd. *liana*, die Liebende?), wozu dann wieder als Abtrennung *Iələ*^{n}: Friedli, 'Guggisberg' 78. *Nisple*^{n}, *Nibsche*^{n}, *Salemönli*, s. o. Fremdwörter.[1]

Als

II. Abtrennungen,

doch ohne Einwirkung eines Präfixes, vielmehr zum Zweck der Dissimilation eingetreten, sind wohl von Tiernamen aufzufassen:

Lerekli > *Erekli* = Lerche, a. a. O. 403,

Fifolter > *Ifolter* = Schmetterling, a. a. O. 19;

ferner von Namen einzelner Körperteile von Haustieren, unter Einwirkung des Artikels:

(da)*s Singeli* > *Ingeli* = Hautzäpfchen oder -glöckchen am Halse der ungehörnten Ziege (*Muttle*^{n}*geiß*), das mit einer *Singə-lə*^{n} (= *Schelle, lediglich in der Bedeutung 'Maulschelle' erhalten) verglichen wird, a. a. O. 336,

und als Lautverwachsung:

(da)*s Uter* > *Suter* = Euter, a. a. O. 606.

Andere Sachennamen.

I. Verwachsungen.

(e)*n Ack* > *Nack, Nacke, Nakte* = Beigeschmack (wovon ferner *Näckli, vornäckli*^{ch}, *nackele*^{n}, *näckele*^{n}) Id. 1, 163.

---

das Rousseau daher in der deglutinierten Form *des écrelets* braucht. Tapp. 325. Fehr 305.

[1] Englische Beispiele der Verwachsung in Tier- und Pflanzennamen bei B. Fehr a. a. O. 304: *an efet* > *a newt* = Eidechse, der Abtrennung *a nettle* > *an ettle* = Nessel.

(de)*m*, (a)*m Äuggeli* > *Mäuggeli* = knusperiger Rand, Auswuchs am Brot, a. a. O. 340.

(e)*n Ast* > *Nast* = Ast, allg. schweizer.-alemannisch (schon 1550 belegt), a. a. O. 572. Der Plural *Nest*, ursprünglich mit geschlossenem, dann mit offenem, bezw. landschaftlich mit überoffenem *e* gesprochen, hat zur Entstellung der Redensart *Hurst und Nest* (= Gebüsch samt Vogelnest) in *Hurst und Nast* (=Ast) bei Hebel geführt: Id. a. a. O. 574.

d(ie) *Asen*, (i^{n} de)*r Aslen* > *Dasen, Rasle, Raßle, Raßler, Rasli* = Holzgestell über Ofen, Herd oder Kamin (zu a.-, mhd. *ans, ansboum* = Balken), a. a. O. 504.

(e)*n*, (de)*r Äser, Öser* > *Nöser, Roser* = Schnappsack, Schulsack, Marktsack für Mundvorrat (zu *äsen, äs*), a. a. O. 506. Oder zu *escarius*? (Diefenbach Gl. 111: escarius etiam est bursa in qua ponitur esca pro via *ein neser*).

Lediglich auf die Grußformel beschränkt ist das in Schaffhausen gebräuchliche *No^{u}bȯd* für (Guete)*n o^{u}bȯd*.

(e)*n Atem, Öte^{n}* > *Note, Nötli* = Atem, a. a. O. 587.

(da)*s Äxtli, Ächsli* > *Sächsli*? = kleine Axt; oder zu *Sachs*, Messer? a. a. O. 617. 619.

(e)*n*, (de)*n Etter, Ätter* > *Nätter* = Zaun, Dorfbann, a. a. O. 597. Vgl. Weistümer 1, 446, *in sinen nettern*.[1]

(e)*n Ieneli* > *Nieneli* = Kleinod (Kindersprache), a. a. O. 20.

(de)*n Itruck* > *Nietruck* = das Wiederkauen (mhd. *it(e)rücken*, ags. *eodorcan*, holl. *edericken*, bayr. *itrucken*), a. a. O. 603.

Gelegentlich auch, als Mißverständnis eines Fremdworts:

(e)n Arie > *e Narie*, J. Reinhart, 'Der Jümpferlibuur' (a. a. O.) 86.

Hierher wohl auch

(i)*n äuders* > *in Näuderis* = zu nichts, zugrunde (*in öuders* = *in ruinum*: Id. 1, 91), sowie — mit Anlehnung an *Markt* — bern. *Marktseckli*, bei Gotthelf auch *Wartsäckli*, was Entstellung aus *Watseckli* (mhd. *wâtsac, wetschger*) ist: (mit e)*m wât-* > *mat-, Markt-s.*; vgl. oben *Wistelach*, und *Muetisher, Muetisē* < *Wuetisher*, mit Anlehnung an *muot*, Id.

Örli: (Eie)*r-örli* > *Eier-rörli* = ohrähnlich flaches, dann überhaupt dünn gewalztes Gebäck mit Eiern (1557: *eyer-* oder *milchörle*). an 'Röhrli' angelehnt, a. a. O. 414; doch vgl. 6, 1234.

(de)*r Üsel* > *Rüsel* = Abfall, Getreidestaub (woneben auch *Güsel* < *Ge-üsel*? doch vgl. Id. 2, 477: zu **giesen*, altn. *gjósa*, so-

[1] Dagegen sind wohl mit Anlehnung an *ätter* (Zaun, Gitter, Verschlag) aus *Lettner, *Lätter (lectionarium)* die deglutinierten Formen *Äther* und *-äti* für Borkirche ('Empore') entstanden (Id. 3, 1489), wobei vielleicht das *l* einer Zusammensetzung wie *Orgel-lettner* mitwirkte.

wie 472 ff.: *Gusel, gusle*^{n}, *Gusi*). Zu mhd. *uscle*, Funkenasche? Id. 1, 564.

Bloße Zusammenziehung von Präp. und Subst., mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtsein einer solchen, liegt vor in den häufigen Bildungen *das Zabe(nd), Zabig* ('zu Abend', Abendessen), *Zmorge, Znüni, Zimmis, Zmittag, Znacht* (wovon auch: *zum Znacht* u dgl.).

II. Abtrennungen.

(de)*n*, (in de)*n Nacken* > *Äcke*^{n}, *Äkte*^{n} = Nacken, mhd. *nac* und *nacke*, ahd. *hnac*, Vb. *hnîgan*, wovon nhd. *neigen, nicken, Genick*. Diese Ableitung (*Äcke*^{n} < *Nacken*) liegt auch der Bedeutung nach näher als die umgekehrte (Id. 1, 165) von ahd. *ancha*, mhd. *anke* > *Äcke*^{n}, wozu dann das ebenfalls schweizerdt. *Näcke, Näkte*^{n}, hd. *Nacken*, eine mit *n* agglutinierte Form wäre. — Als Ortsnamen finden sich beide Formen nahe beieinander: Friedli, 'Guggisberg', kennt einen *Näcke*^{n} und eine *Äcke*^{n}*matt* (22. 39; vgl. Durheim 1, 5. 236), die auf beide Arten erklärt werden können: *uf en* (= den) *Näcke*^{n} wie *uf en Äcke*^{n} kann zugrunde liegen; in der Ostschweiz, wo es *uf de* oder (vor Vok.) *uf der* heißt, läßt sich *Näcke*^{n} oder *Nack* (wenigstens dieses erscheint als Bergname) allein aus mhd. *nac* ableiten, nicht aber aus mhd. *anke*. (Einen Berg *Nag* gab es in der Westschweiz schon 1319: Fontes 5, 106.)

(i)*m Minggis* > *Inggis* = Versteck, aarg. für das sonstige *Minggis*=Vorrat, Durcheinander, heimlicher Winkel, a. a. O. 341.[1]

(de)*r Range*^{n} > *der Ange*^{n} = Bräune (Schweinekrankheit), gemäß mhd. *range, rankorn*, ndld. *wrang*, nach Id. 1, 330, wo aber auch umgekehrt *Range*^{n} als Artikel-Agglutination zu *Ange*^{n}, *Angel*, lat. *angina*, für möglich gehalten wird. Bei Manuel: *Got geb dem bapst den rangen!*

Lautabtrennung durch falsche Wortabtrennung liegt auch vor in *Rugg-grāt* > *Rugg-rāt* (= Rückgrat) und mit Wiederherstellung der vollen Form des ersten Teils: *Ruggə-rāt, -rād, -rōt*, vgl. schwed. *rygg-rad*, Id. 2, 821.

Auf bloßer Dissimilation scheinen zu beruhen

Lī^{n}*lache*^{n} > *Ilache* = Leinlaken, a. a. O. und Id. 3, 1004;

Lauele>*Auele* in *Schnee-aucle*, Id. 1, 6 (wohl mit Anlehnung an *Auele*, Mutterschaf);

[1] Neben *Mâtich* (= ungeordnete Menge von Gegenständen) hört man auch *Ûtich*. — Nach Wackernagel, Altd. WB. 307b, gehört bereits im 13. Jahrh. *ulmic* (= verfault) als aus *mulmic* deglutiniert hierher; vgl. *ulm, olm* = verfaultes Baummark, Mhd. WB. 2, 1, 28; Id. 1, 193: *olm* = Moder. — Auf niederdt. Gebiete ist aus ahd. *nabugêr* ('Nabengehr', Bohrer, mit Umstellung ahd. *nagubêr*, schwzdt. *Näpper*), durch Lautabtrennung nach dem unbest. Art., ndld. *avegaar*, engl. *anger* geworden. Fehr a. a. O. 306[1].

Lilje > *Ilie, Ilge* = Lilie. Id. 1, 179 (vielleicht unter Einfluß einer franz. Deglutination *lilj* > *Vilg?*), sowie der Eigenname *Ilje* neben *Gilg, Gilgien* < **Ägilius* < *Ägidius*, Id. 1, 181; 2, 213;

la Viola > *Aviönli* = Veilchen, Id. 1, 105,

und, mit Anlehnung an einen ähnlichen Stamm (*ê* = Gesetz, Brauch, vgl. *Ē-graben,* gesetzlich gestatteter Abzugsgraben, *Ēferi* — zu *faren* — dass., Id. 1, 108):

Rêbrett > *Ēbrett* = Leichenbrett, zu *rê* > *hrê,* Leiche, Id. 1, 7 (ê, 6).

Von Partikeln

(Präpositionen, Pronomina, Konjunktionen, Adverbien),

die bei ihrer Häufigkeit und ihrer öfteren Verbindung mit vorausgehendem *n* ein *n* vorsetzen oder das eigene anlautende *n* verlieren, sind im Schweizerdeutschen vorhanden:

I. Verwachsungen.

(i)*n,* (e)*n eben* > *nebe*^{n} = schriftd. neben. Vgl. bayr. *nâu* (adv. dem Strome nach) < *enouwe*: Schmeller, 'Bayr. WB.' 1, 1709, und ital. *nel, nella* < *in ella.*

(e)*n iədərə* > *ə niədərə, ə niədəri, əs niədərs* (Bern) = ein jeder, eine jede, ein jedes. Der in den Bernerischen Landmundarten erhaltene alte Diphthong *ie* hat das *n* des unbest. Artikels an sich gezogen. Anderwärts im Schwzdt. (im Aargau und in Gebirgsgegenden, Id. 1, 95) kennt man wenigstens die Formen *nieder, niede, nierige*; meist, namentlich in den Städten, ist für *ie-* das schriftdt. *je-* und daher keine Verwachsung mit *n* eingetreten.

Durchweg ist in Bern, Solothurn, Luzern-Entlibuch, Aargau, Baselland (Id. 1, 406) das Pron. der 2. Pers. Pl. (*ihr*) infolge der Verwachsung mit dem häufigen *d* (< *t*) der vorhergehenden Verbalendung auch in allen anderen Stellungen zu *dir, dier* geworden.[1] Im Bernbiet gilt auch vielfach für den unbetonten Dativ *əch* (< *īch*) in jeglicher Stellung die Form *nəch* (eig. Verwachsung von *i ha*^{n} *əch* u. dgl.); ebenso in der 1. Pers. für *is* (< *īs*) : *nis* (Verwachsung von *si hei*^{n} *is* u. dgl.). Auch den unbetonten Akk. Sg.

[1] Ebenso im Altnordischen und im heutigen Isländischen, wo dieses Pronomen durchweg *thér, thjér* statt *ér* lautet. — Ähnlich ist im ganzen Schweizerdeutschen aus dem Pron. der 1. Pers. Pl. *wir* durchweg *mir*, unbetont *mər*, geworden, indem das *n* der häufig vorausgehenden Verbalform, durch das *w* zu *m* labialisiert, für dieses *w* eintrat (durch Anlehnung an dieses *mər* sodann ist in manchen schweiz. Maa. auch das unbest. Pron. *mə* (= *man*) zu *mər* geworden). — Entsprechend haben wir auch in 'Personennamen u. Namengebung' (Bern 1910), S. 10 f., *Arminius* aus **Aran-wini(us)* abgeleitet.

M. des geschlechtigen Pron. der 3. Person *nə, nu* (Bern, Basel, Aargau, Luzern, Wallis, Id. 1, 400 f.) betrachten wir als festgewordene Verwachsung des (ostschweiz.) *ən, ə* (< *in*) mit vorhergehendem *i ha*^{n} u. dgl., nicht als Rest des ahd. *inan* (wie ebd. 401).[1]

Wenn R. v. Tavel ('Dr Stärn vo Buebebärg' 152. 183) schreibt: *je länger si redsäliger, je länger si wüetiger,* so liegt wenigstens in der Schreibung eine Verwachsung des *s* von *längers* (flektiertes Adj., Ntr.) mit dem folgenden *i* (= ie) vor.

Aus der häufigen Verbindung mit *ist* dürfte das Adv. *toffe*^{n}, *tuffe*^{n} (*u* offen) = offen (von der Tür) zu erklären sein, zu dem weiterhin ein Vb. *tu̯ffe*^{n}, *du̯ffe*^{n} (*u* geschlossen) gebildet ist (Bern-Guggisberg, -Seeland).[2]

II. Abtrennungen.

nit > *it* = nicht (Graubünden, Rheintal, Fricktal, Baselland; häufig z. B. bei Marg. Plüß, 'Lustigs und Truurigs' 42 f.), wegen der häufigen Verbindung mit den auf *n* ausgehenden Verbalformen (1. Sg., 1., 3. Pl.: *i*^{ch} *ha*^{n}*-nit, i*^{ch} *chumə*^{n}*-nit; mir, si hei*^{n}*-nit, chöme*^{n}*-nit*): Id. 1, 602. (Hier wird auch Abstammung von mhd. *iht* für möglich gehalten, wogegen aber das Folgende spricht:)

nüd > *üd, öd* = nichts, nicht (in St. Gallen und am Bodensee, Id. 4, 868. 874 f.; 'Schwizerhüsli' 1911, S. 30. Daneben aus Unterwalden, 16. Jahrh., *ūd* = etwas, mhd. *iuwit, iht,* Id. 1, 98). Vgl. schwäb. allgemein *ite, et* = nicht (ebenda auch *ai* für *nai*).

numə^{n} > *umə*^{n} = nur (Aargau und a. a. O., Id. 4, 751 f.), wegen der Häufigkeit derselben Verbindungen wie bei *nit* > *it*. *numə*^{n} aus *niht-wan* > *niuwan* > *nuwan* > *numan,* im älteren Schwzdt. auch zsgz. *nun,* im heutigen teils *numə*^{n} (*noment, nopment*), teils *nu*: Id. 4, 764 f.

[1] Ähnlich ist in einem Teil des westlichen alamannischen Gebietes der unbestimmte Artikel durch gelegentliche Verwachsung mit vorhergehendem *n* überall als M. *nə*, F. *nə*, N. *nə*, *nəs* festgeworden (z. B. bei Hebel *Ne Gsang in Ehre,* bei J. Reinhart, 'Der Jümpferlibuur', 3. Kap. Anfang: *ne Jux, ne Rolle, nes Hochzytchleid*), während das südlich und östlich davon gebräuchliche allgemein schweizerdt. *ə*^{n}, *ə*^{n} (aarg. fem. stets *ə*^{n}), *ə(s)* (das wohl unmittelbar aus *ein(en)* usw., nicht aus Abtrennung des *n* jenes agglutinierten westschw. *nə* usw. zu erklären ist) die Formen mit anlautendem *n* nicht einmal im Hiatus überall zeigt: *so-n-e(n) Ma, wie-n-e(s) Chind,* aber stets (wohl weil hier früher das *ch* von *noch* den Hiatus füllte) *no e Wili* (Weilchen), nicht *no-n-e Wili,* wie heute der Wahlspruch von Stein a. Rh., der örtlichen Sprache zuwider, oft geschrieben wird. — Die Gesetze des unfesten *n* in den verschiedenen Schweizer Mundarten sollten einmal genau dargestellt werden, ehe sie noch weiter ins Wanken geraten [einiges dazu: 'Dt. Litt.-Ztg.' 1913, 841 ff.].

[2] Friedli, 'Guggisberg' 358 f. 564[38] u. ö. Vielleicht hat gleichzeitig eine Imperativform *tu̯uf* < *tū̆ u̯uf* eingewirkt.

das(s) > *as(s)* = Konjunktion *das* (Nordwestschweiz von Solothurn an: z. B. J. Reinhart, 'Liedli ab em Land', S. 17, 11. 16. 17; stets bei Hebel), weil die Konj. (hd. *daß*) häufig nach Verbalformen (bes. Partizipien) auf *-t* steht (*ər het gseit - daß*), zugleich mit Anlehnung an *as* = als, also. Dasselbe *das* als Pron. dem str. (= dieses) zeigt diese Abtrennung des *d* niemals, vielmehr, entsprechend dem M. F. *dër, dic,* stets den erhaltenen Anlaut: *dăs, dās* (z. B. Hebel, 'Die Wiese': *das ordelig Städtli;* Reinhart a. a. O., S. 9, 3: *wie luegt das!*); als best. Art. behält es das *d* nur im Bernerischen: *ds,* wogegen in der übrigen Schweiz bloßes *s* gilt, wozu die vereinzelte Form *əs* (in der Steiner Mundart: *əs Chind* = das Kind, *əs Marili* = das Mariechen) die wiederum auf Abtrennung des *d* zurückzuführende Übergangsform darzustellen scheint.

dekein > *əkéno, əké* (k = gχ) = keiner, keines (neben der aus *dehein* assimilierten Form *keinə, kenə,* deren *k* = gχ dann durch Analogie auch in die durch Lautabtrennung nach Verbalformen auf *-t* entstandene Form *cheine* > *chéne* eingedrungen wäre?). Oder mhd. *enkein* > *ekéno*?

Schließlich ist der Dat. Sg. M. N. des unbetonten bestimmten Artikels. *dem,* in den meisten schwzdt. Mundarten durch Abtrennung nach Verbalformen auf *-t* des (häufig hinter einer Verbalform auf *-t, -d* stehenden) anlautenden *d* zu *əm* geworden: *əm Vater, əm Chind,* während die übrigen Formen das *d* bewahrt haben: Sg. N. A. *də* oder *dər Vater,* G. (bern.) *ds Vaters* (hier freilich allgemein schwzdt. *'s Vaters,* aber in der Nordostschweiz auch — aus *des* mit Abtrennung des *d* —: *əs V.* und — mit Anlehnung an die Präp. *in* —: *is Vaters*); Pl. N. A. *dVälter(e), dChind(e),* gespr. *pfältər(ə), gχind(ə),* D. *dən Chindən*; in betonter Stellung heißt aber auch der D. Sg. *dém Chind.*

Abtrennung des Anlauts einer vokalisch beginnenden Vorsilbe liegt vor in bern. *märələ,* umarmen < *um-ärmele*, zu *Arməl(ə)* = Armvoll, vgl. *hämpfələ* (Gotthelf Uli d. K., unsere Ausg. 5, 123) zu *Hampfələ* = Handvoll. Simon Gfeller (in 'Steine gespendet zum Bau der Berner Kunsthalle' [1911], S. 15, "s Tubelbett") macht daher einen unbewußt 'rührenden', aber bei der völlig undurchsichtig gewordenen Abstammung durchaus erlaubten Reim, wenn er sagt: *Im linde Bett si märmele, / Umhalse-n-u-n-ermärmele.*

Eine neue Wortform aus einem (ebenfalls schwachen) Verbum scheint sodann auch die Abtrennung des anlautenden Vokals einer Vorsilbe in Verbindung mit deren Anlehnung an einen fremden Stamm geschaffen zu haben in dem Verbum

lõse^{n} in der Bedeutung von ausleeren, ausgießen, das, in den Mundarten schweizerischer Gebirgsgegenden (bes. Bern), sowie aus älterem schweiz. Sprachgebrauch belegt, vom Id. 3, 1441 ff.

unter das allgem. gebräuchliche Vb. *lösen* = losmachen gestellt wird, während es doch wohl zu *ösen*, *er-ösen* = leermachen (a.-mhd. **ôsjan, oesen,* altn. *ausa,* Id. 1, 548 f., gehört, vermöge folgender Wandlungen:

ər-ösen > (Abtrennung des *ə* und zugleich Verwachsung des *r* mit dem Stamme) **röse* > (Anlehnung an *lös*) *lösen*. Id. a. a. O., 1[d] '*die fass lösen*' heißt also nicht: 'die Fässer aus dem Banne befreien', sondern: sie entleeren (demgemäß wohl auch ebd. 1[e]: *z'löse* [graubündn. *lösche*] *ge, la* = leermachen, aufgeben, vermieten); vgl. insbes. ebenda die Beispiele unter 2: Milch, Bier *lese* = ausgießen oder eingießen (Nidwalden), 's Wasser *löse* = harnen (allg.); *Es regnet, a's wemm-ses mit Zubren dar leschi* = ausgössen (Wallis); ein Becken, einen Sack, einen Jauchetrog, ein Fuhrwerk *löse*=leeren, entladen (Bern, Luzern, Unterwalden, Wallis; *'s Chrüegli löse*, Luzern: Id. 1, 915), ein Zimmer, eine Alp *löse* = räumen, entladen (Bern-Habkern, Obwalden); *ds Lagel löse* (Wallis, für ein Spiel = das Faß entleeren, s. a. a. O. 1442), sich *löse* = sich (Blase oder Darm) entleeren; *löse! ge löse!* Zuruf an den Büttentrager bei der Weinlese (Zürich); (*löse* und *ablöse* auch für Blut verlieren, s. ebd.); vgl. *î löse*; *eim es Züberli voll Wasser â-löse* (Unterwalden), ebd.; *ûs-löse*, ebd. 1443 (vom Regen: *es hed ... toll ûsglöst* = heftig gegossen [Bern-Ringgenberg]; vgl. *es löst uberiha* bei Friedli, 'Guggisberg' 58; ebd. *ahi löse* = heruntergießen, trinken, 384).

Lehrreich dürfte für den ganzen Vorgang der Lautverwachsung und Lautabtrennung die Beobachtung der Kindersprache sein, wo derselbe freilich, da Kontrolle und Korrektiv mangeln, in schwankender und zufälliger Gestalt erscheint. Meine Kinder sprachen lange von dem '*Arg*' Sneewittchens, da sie beim Erzählen *de Sarg* (N. A. Sg.) als *das Arg* verstunden, und gingen zum Briefkasten *a dər Ridegg* (vgl. oben *Mistelach* u. dgl.), wenn man sie zur Post *a dər Nideck* schickte. — Ferner die Abtrennung und Verwachsung ganzer Silben von Fremdwörtern in der Volkssprache, wie *Diakonissin* > *die Akonissin;* wie *Pietist* > *Epist*, wohl durch Vermittlung von (metathetisch) *Tepist*, Pl. *Tepiste* (= *d'Episte*); wie *la retraite* > (der) *Ladrätt* (= Zapfenstreich — und schon mhd. *l'empereur* > (der) *lampüre* —), oder umgekehrt in romanischem Munde *'s Lager* > *slagar* (= Speicher. Schutzhütte: A. Baragiola, 'Rassegne varie' Nr. 6 [1911], 152).

Bern. Ferdinand Vetter.

Zwei mittelenglische Prosaromane: The Sege of Thebes und The Sege of Troy.

(1422 bis ca. 1450.)

(Schluß.)

And as Boas telleth, thider come al þe chivalry of Grece. This excellent retenue ful made and comyn, Assembled and mostred vppon a faire playne in a faire day bifor the Cite of Arge which was right faire and mervelouse to be holde; For as my Auctor seith, sith þe world first bigon into þat day, was never seyn so faire a felde of peple And labour ynogh for many a herode for to distreve and blase þe Cates and baners of lordes, þe brightnesse of which shone vp to heven. This worthi king Adrastus ordeynyng ful worþely for þe said peple and principally for hem þat come thider at theire owne cost and charge, And gouerned him in suche wise þat euery man of þe said retenue, held him wel content and plesed. Ethiocles having knowlaeche of this mighty purpose taken a yenst him; In al soden hast stuffed his [fol. 7] Cite with vitaile and peple, waged fro many a contrey. purposingg-| fully to resist and withstond al þeire malice. Repairing strongely his Cite in casting of diches, Enforcyng his wallis, contremunyng his depe diches, machecollyng his hie toures, Enbrayng his wacches abought the Cite, fortefying his bruges and barreris with many a mighty cheyne, purveying ful wisely his ordenaunce for his defence with bowes and balesteres, springaltes and tegrettes And many a mighty bowe of brake and wyndeles, and many oþer cast of stone and of fire, sparing for no cost. Assignyng euery man fore the werre to his warde, where vppon, þeire lyves most be plegge. Which grete and mighty ordenaunce on bothe sides turned afterward to grete myschef on bothe parties, ffore hit preued well þere of þeym two, that weren so horribly goten ayenst all nature & ordenaunce, for as clerkes seyn, blode to touche blode, bringeth forthe corrupt frute. Resorting nowe ayen to king Adrastus, having his houge peple in assemble redy to take theire iournay, send forth a notable and a ffamous man a bisshopp called Amphiorax,[1] the moost wisest man holden of all þe world amonge þe peple of Grece, as hit were a prophet. For what by calculacioun, what by þe answere of his goddis,[2] he wold alwey tell in maner as hit shuld fall; for þe which cause, Adrastus hath sent for him to be his counseler in al his iournay; Amphiorax having suche experience in calculacioun, founde redely by þe influence of heuen that if he went with Adrastus in þat iournay, that he shuld be quyk deuoured of þe erthe;[3] Wherefor he purposed him fully to eschue þat iournay; praying and charging his wife, that if eny man come to seche him, þat she shuld not discouer him, for he wold go and hide him in savyng of his life. Anone messengers constreyned hir by othe to tele wher he was; To whom she said in saving of hir trouth. Goeth and secheth him in þe toure, where ye may finde him; [fol. 7b] To which place þey went And fonde him and brought him byforne Adrastus. To whom Adrastus yaf anone in charge on peyne of his dethe to go and be wel avised fore to yeue him true counsel of his iournay and purpose to Thebes ward. Amphiorax making his calculacioun serching oute euery constellacioun and influence of þe heuenes of þe tyme, that purpose taken: Abiding also þe answhere of his goddis, fonde verely and truly, that if Adrastus held forthe his iornay to Thebes, þat al þe chef blode of Grece shuld be destroied & lost And him self deuoured of þe erthe, And come ayen to þe kyng and seid.

[1] Lydgate v. 2798. [2] L. v. 2808. [3] L. v. 2830.

Truly *ser* if ye hold forth *your* io*ur*nay, þat ye haue purposed to Thebes, al þe blode rial of Grece shal be destroied and lost; ffor in taking of *your purpos*, al þe heuenesse aboue were so disposed; wherefor my counsel is þat ye be right wel avised; And as for þis io*ur*nay, sendeth to Thebes, assaying by oþer weyes and menes to haue *your* wronges amended and reformed. To whom Adrastus, Tedeus, Pollymet and many oþer estates answhered and seiden; Amphiorax thou toke not thi tyme of calculacio*un* a right, ne vnderstode, noȝt well thy goddis; ffor suche a peple as we haue, may not be overcome for al þe world after. Amphorax seid truly, that hit shuld turne to grete myschef and vengeaunce to al þe noble blode of Grece as he said bifore; Notwithstonding his saying and counselyng; Adrast*us* ordeynyng forth al his peple, ledyng with him Amphiorax yn a chare to geve him counsaile; So holding forth theire io*ur*nay, spreding al þe contrey abought with bright baners and harneys, that hit was mervelouse to se, making þeyre wey by þe worthi king Ligurgi*us* the which receyued Adrastus and al his ooste ful worthely, In whos lond, Adrastus and al his houge ooste were wel refresshed holding forth þat io*ur*ney til þey come bifore þat worthi Cite of Thebes; where þey ful proudely lighten downe, settyng vp full [fol. 8] many a riall pavilon and tent on eu*ery* side þe Cite, closing þe Cite all abought, making þeire logges,[1] and many a myghty warde on eu*ery* side; So þat þere might no man ȝssue oute of þe Cite vnslayne or taken, A rering vp many a big bulwerk-| on eu*ery* side, setting myno*urs* to þe walles in full ferse wise. Ethiocles seing al þis mortal ordena*unce*, p*ur*posed ayenst him, was gretly abasshed, and purveyed strong resistence ayenst theym and defence for him self. Ordeined ful many a siker warde and wacche on þe walles, making redy al þeire Artelery and cast of stone. And of many anoþer defence with ful siker serchercheo*urs* of wardes, purposing fully, that er he wold eny þing obey for to haue a ful sufficiant and p*ro*fitable enpoyntement. — Jocasta the quene and moder to Etheocles, and to Pollymet, seing þe grete myschef folowing, set hir self on horse,[2] taking with hir Antigon and Imyne hir doughters with oþer of hir *seruaunte*ȝ. And by licence of Adrastus come riding to his pavilio*un*. To whom he did ful grete reu*e*rence. Hir son Pollymet going a ȝenst hir, did to hir lowly obeysaunce, and to his susteres also. — Jocasta praying Adrastus, þat þere might some trety of þes taken and behad bitwen þe two breþeren, so that þere were no blode lost fo theire cause. Praying Adrastus and al þe lord*es* that were þere, þat she myȝt sey for þe part of Etheocles, þe which Adrastus graunted with right gode will. Jocasta desiryng þat hir son Ethiocles myȝt regne in Thebes durying his lyf with oute interrupcio*un* of eny man. His Brother Pollymet taking a part suffisaunt for to leve vppon, And to be vnder þe obeciens of Etheocle by cause he is þe elder brother. The Grek*es* sodenly maden answhere þere, and namely Tedeus, seying playnly, þey wold in no wise entrete with him, but if he wold resigne crowne, septre, and all þe dignite aftre þe coven*aun*t and statut*es* made bifor tyme, of which þey had þe copies redy to shewe. To which Jocasta coude in no wise [fol. 8b] make Ethiocles to enclyne. Then she returnyng ayen to the Cite leting the mortall werre haue his course, whervppon þe fers proude sowdeoures of þe Cite, come yssing oute at þe gates, skarmysshing aswel on horse as on fote with þe Grek*es*, At þe which, full many a doughti man was slayn on bothe p*ar*ties, And full many wounden and take on bothe p*ar*tyes. Aftre which scarmyssh so moche feruent yre and envy rose on bothe sides þat for þe deth none spared daiely to mete oþer in þe berde. And Tedeus alwey bare him so manly, that he was dred as þe deth. Fortuned vppon a day as þe story telleth, that Amphiorax in his chare beyng yn the felde amonge þe

[1] L. v. 3583. [2] L. v. 3740.

lordes, yeving þem his counsel, sodenly þe erth clef vnder his chare so wide, þat his chare and he there yn fel þorgh downe into helle, þe which sodenly closed ayen[1] as no thing as there ben; by whom ye may se, þat his merite for his Idolatry and mysbileue, and sey al befor, that he myȝt not voide but þat þe deuell[2] had his dom*nacioun* of him. Adrastus with all his oþer lordes, seing þis vengeaunce, mervailed gretly, having grete drede, *pur*posing to ret*ur*ne home ayen. The yonge lord*es* ful douȝti and auentures to þe werre, seiden playnely, that hit were a grete cowardise and shame infinite, for to leve so grete a *pur*pos for þe myschef of one mysviled wrecche. Considering also that þe Grek*es* neuer into þis day was neuer in no repreue of no nacio*un*, ne shamed in no wise, seying proudely, þat þey wold neuer go thens while þere were one left on lyve within þe towne, or stone, stondyng on þe wailis, but if hit were yolden at þeire wil. Adrastus with all oþer lord*es* seing and conceyving þe coragious desires of þe yonge lordis, token ful *pur*pos to abide þe vtmost ende, howe that euer fortune wold gou*er*ne þeim. Charging al maner of men to be redi in aray, ordeynyng ladders, picos, and many oþer wepon, full [fol. 9] cruelly assailing þe Cite on euc*ry* side with skaling, mynyng þe wallys foynyng and sheting, hewyng downe of bruges and barreris. They of within, in right manly wise, made þeire defence in casting of stone & wilde fire with brem stone, lede, picche molton, casting on þeir hedes, beting of bassenettis with axes, with ful many a mighty shotte outeward, foyned hem fro þe walles, filling ful her diches with slayn men. At þe which tyme, the worthiest werreo*urs* of Grece that preced ny þe walles were slayn, þe towne ful wel defended as fore that day. Adrastus thus disconfite, and beten fro þe walles, was gretly meved in hert, *pur*posed fulli to mete better; with hem of within, ordeynyng of þe newe al maner of ordena*un*ce and aray; he charged euery man for to come in here best wise eft [?] sones to assaile þe Cite. Ethiocles having knowlage of theire *pur*pose and com*m*yng touard þe Cite, awaited ful redely and ful proudely, issed oute, and met with theim in þeire com*m*yng in the felde. At which tyme, as hit fortuned, Pollymet asspying his broþer Ethiocles, ariued on horse, And with spere in honde metyng him ful manly, And with his spere bare Ethiocles þorgh þe body, of which stroke Ethiocles fel to þe erth, þe tronchou*n* of þe spere abiding in his body. Pollymet sodenly having pite of his broþer so myschened, light downe anone, and toke him in his armes And leid honde on þe trouchou*n*[3] to drawe it oute. Ethiocles ful of envy pulled oute his dagger And vnder his armes, bare him to þe hert, And so bothe of infortune, tel downe dede, At the which skarmyssh many a thousand was slayn on bothe *par*ties, And as Boas writeth al þe chef blode of Grece was slayne there and best in þe felde, saving only Adrastus and Campaneus,[4] And in like [fol. 9b] wise, al þe chenalry of þe Cite, of þe which io*ur*ney was ful grete henynesse and sorowe on bothe *par*ties. Thei of þe Cite stonding withoute hede or gou*er*no*ur* assembled hem togidre, and chosen theim a newe king to rule & gou*er*ne theym in that nede, þe which king was called Creon a ful cruel tyrant and a ful manly man. Adrastus ful hevy and sory of hert, send into Grece, lating þeim wite and knowe of þe grete infortune and myschef don at his sege. Of which tidinges, hit were to grete hevinesse to tel of þe sorowe þat was made of ful many a worthi quene[5] & Ladyes of grete estate, þat with ful sorowe chere, euc*ryche* enquered of other of þeire lord*es*, *pur*posing þeym euc*ryche* fore to go togidre to Thebes, fore to seche þeire lord*es*. Arraying þeim al in mantelles of blak barbed and all barfote with þe grettest sorowe and hevynesse that euer was sayne of one company.[6] So holding þeire io*ur*nay til þei come to þe Cite of Thebes where þei *pur*poseden to fetche þe bodyes of hir lord*es* home for to bury. Adrastus and

[1] L. v. 4036. [2] L. v. 4039. [3] L. v. 4286. [4] L. v. 4347. [5] L. v. 4413. [6] L. v. 4451.

Campaneus, seing so grete a multitude of ladies come in suche array, merveling gretly, Arysing vpp and went ayenst hem making theym suche chere, as he in his mortall sorowe might. But for to se þe sownyng-| and dedely sorowes, þat þe ladies maden, hit were to hevy to here, eu*e*ryche seching oute hir lorde martred in þe feld; The cruel king Creon alwey keping þe bodies, not sufring one to be remeued, but þat þey shuld be þere deuoured of wilde bestes, and wormes, which encresed gretly þe sorowe of al þe said ladyes, where they dwelled still in þe felde abought þe said bodies in suche dedely sorowe xv dayes vnto þe tyme þat of fortune, þe worthi Duke Teseus of Athenes repayring home oute of þe Ile of Femyne fro his worthi conquest, bringing with him his newe wife Ypolita þe quene wt hir [fol. 10] faire suster Emely, holding his io*ur*nay to Thebes with ful grete chevalry ful like a conqueroure. Al þes ladies seing him come, went al togidre ayenst him, falling al on knees bifore him; Praying and besechyng him to haue pite vppon þeym, And to help, þat þey might haue awey þe bodies of þeire lord*e*s, lying slayn bifore þe Cite. Enformyng him howe cruelli þe king Creon wold not suffre þeym to cary þe bodyes awey. Teseus having pite of þe ladies, ful knightly light fro his horse, taking theym vp in his armes eu*e*ry chone,[1] And bade þey shuld be of better cheere and confort; And seid that he wold do that were in his power to confort theym. Adrastus, and Campaneus going also ayenst him with ful disconfite and sory hert*e*s, enformyng h*i*m holy of al theire myschaunce. Teseus seing þe grete myschef and sorowe as wel of al þe ladies, as of Adrastus and Campaneus, went streyt to þe bodies lying in þe felde, And lete gader þeym togidre for to cary theym þens. Creon seing þat, come proudely with his peple issing oute fore to lette þeym; Teseus with his manly co*m*pany brakyn amonge þeym, and won þe yates of þe Cite, sleing in þe felde, al þat he might sette honde on. Campaneus won vp to the walles, where he faught ful manly, beting theym downe fro the walles, where at þe last Campaneus was slayn of infortune. Teseus with al his peple toke Creon and slewe al that was with oute, entring þe Cite, and slewe all that he founde within; Then he late smyte of þe hede of Creon, taking oute Jocasta and hir two doughter*e*s lete cast downe eu*e*ry house of þe Cite, And last no stone stond on the walles, but made hit playne, and euen with the soyle,[2] holdyng forth his io*ur*ney to Athenes. Taking with him þe ij yong knyȝt*e*s of Thebes, Arcet and Palamon breþeren of Armes, þat were of þe blode rial, but þei were sore wounded, deliuering to the ladies all þe bodies of þeire lord*e*s, þe which weren ful rially brent there wt many [fol. 10b] A worthi relik and Jewelles with clopes of gold, encense, mylke Bawme, and many oþer swete sauered spicery, And grete p*a*rte of þeym caried home into Grece with many a rial obseqims and sacrafice don abought þeym, which shul be þere in remembrau*n*ce vnto þe worldisende. Adrastus also dressing him into Arge where he leued but short tyme after, the which myscheues io*ur*nay and sege was iiijc yere bifore Remus and Remulus bigan the fundacioun[3] of Rome. Here endeth the Sege of Thebes.

Here bigynneth the Sege of Troye.

[fol. 11.]

As the noble and worthi clerke Guydo writeth in his boke and declareth, and so doeth þe famous clerk Dares also; How that som*e* tyme in Thesaile, there was a king called Eson, which list not in his yonge and lusty daies to take no wife, But at þe last, was so ferre growen in age, that his wittes weren not moost p*r*ofite ne right resonable, for toe rule and gou*e*rne his reme ne his peple. But he was fall in a maner of dotage fore age, ffor which

[1] L. v. 4530. [2] L. v. 4459. [3] L. v. 4624.

cause, he resigned bothe crowne and septre with hole estate rial to his broþer called Pyllios. But as clerkes seyn,[1] þt after by enchauntement and craft of medecyn, he was restored ayen to youth and lustynesse, and toke to wife one Medea vppon whom he gate a son þat was called Jason, þat whan he drewe to a certen of age, was committed to þe rule and gouernaunce of his vncle Pelleus, the which, bi prosses of yeris, was holden so noble and worthi of honde, þat his name sprongе so wide & ferre that euery man had grete ioye to here speke of his worthinesse & of his persone. — Pelleus aduerting and casting in his mynde, howe him self and his yssue might possede and enyoyse þe crowne and dignite perpetualli and to exclude, his nevowe Jason fore euer; compassed ful many a diuerse wey in his mynde, to þe confusioun and destruxioun of his seid cosyn, holding him vpp alwey with faire flatery, and shewed hole love outeward, where there was ful dedely hate inward;[2] saying to him vppon a day in the presence of al his Barons in this wise. — Nevowe Jason thy grete renowne and worthinesse sprongen so wide in euery contrey causeth me verry heuen and erthly ioy. But Jason for to haue thi worthinesse sprongen so wider and more largely and oponly to ben knowe, And as a conquerour for euer to ben dredde in euery contrey [fol. 11b] I haue founde a wey: Trusting fully that thorgh thi manhode hit shall well acheue within short tyme. Jason ful desirouse of manhode an worthinesse, thonked gretly his vncle, praying him to late him haue knowlage thereof, So þat by his supportacioun and labour, he might be þere at, in crece and forthering of his name. Pelleus conceyving well his corage and manhode, seid to him in this wise. — Cosyn hit is oponly knowen in many a londe, that within þe Ile of Calcos there is a Ramm that bereth a flece of golde, which is more worth then eny man can telle. And if thou; by thi myȝt and manhode mightest wyn and conquere that Ramm, thi renowne and name, shal spring, vp to heuen. And as þe worthiest for euer to ben put in remembraunce. Jason fulfilled with knightly corage and innocent of his fayre and false, compassed tresoun ayenst him by þe flatery of his vncle, withoute a vice of eny man, hath vndertake þis perlious emprise, was fully ymagened & purposed fully for his destruxioun and ende. Praying his vncle to ordeyne for him in al hast men and aray after his estate. Pelleus full ioyfull in hert, trusting fully hit shuld be his confusioun & ende lete do make in haste possible a shipp redy for him, as Guydo seith, hit was the fairest shipp that euer sailed vppon þe water fro lond to londe; Gouernour þereof was þe wise and redy Pilotes that hadde[3] redi knowlage and inspexioun of euery storme or tempest appering on þe sky, and also of sterre, ston, and nedle. Jason also havyng wt him in his vessell as his felawe, þe stronge and mighti Ercules with many anoþer lusty and manly man of Grece with ful leve take of his vncle, was vnder saile, ful worthely taking his iournay sailing an þe salt see touard þe Ile of Calcoys, where a tempest sodenly arose. And so hurled and labored þe ship til he was dryven into þe Ile of Troye, whereof Jason and his felaship weren right [fol. 12] fayne eny succour of the londe, for to haue some ese and rest after þeire perilous laboure on the see. King Lamedon being in his Cite of Troy, was enformed of malis, þat þere was a shipp stuffed with men of werre arryved in his londe, and come oute of Grece, supposing for some malis ayenst him or his peple. And anone sent messengers to Jason and seid to him in this wise. — For asmoche as ye that ben strangers ben arryved here, in gise or werre, withoute licence or saue condite, þe king chargeth you that in al hast ye remeve his grownde. For if ye disobey, and kepe not his commaundement, ye be of to feble power, for to resist and to with stonde his wil of you. — Wherefor we counsel you

[1] Lydgate, Book of Troy, 1. Buch, v. 129. [2] L. v. 190. [3] L. v. 660.

to voide in hast. Jason and Ercules, hering his message fro the king weren some dele aggreued in hert, answhering in this wise. Sirres, sith hit is þe kinges lust, þat we so sodenly shull departe, we shul not longe soiourne here. But if infortune, we ben dryven hider magre oure lust; but we had supposed that þe king of his goodnesse, wold rather haue send fore us strangers for to haue some dele refresshed vs, then in this wise to bannesh vs hens, thenking him, ne none of his harme in goode feithe, Praying you to sey to him on oure part; that sith we finde his kindenesse so strange to vs at þis tyme, And wol not suffre vs in no wise to rest on his londe, onys or this day iij yere if fortune wol suffre, we shall aryve somewhat nere him, wthoute licence, save condite, or protexioun of him, or eny of his; ȝe and in suche wise, that hit shal not be in his might; ne power to resist ne lette oure aryvaile ne tarying, while vs best lust. Thus token þei here leve and streite to shipp, and winde at wil tyl þei come to þe hauen of Calcos[1] where anone, Sithes, king of lond come him self in right gentil wise brynging þeym into Jaconytes his Cite, where his Palis was, as for that tyme, making al þe disporte and chere that might be don, charging al maner officers, so to attende abought theim, þat þey lakke no [fol. 12b] thing⊣ that may be to theire plesaunce. Bidding also the faire Medea his doughter and heire, which as Guydo writeth, was passing eny other as wel of beute as of persone, as of konnyng, norture, and knowing of al the sciences, nigromancy, magyk⊣ sortery, and oþer enchauntementes, that nowe ben forbode, that she shuld do al þe disporte and chere to Jason and his felashipp that she coude or might in performyng of hir fader wil. Avising alwey þe persone of Jason; Considering his worthi berthe of blode rial and his grete renowne and name of worthinesse, preised in many a londe, hath take to ful purpos to finde þe menys & weyes, if fortune wol. tore to be his wife. Taking no reward to fader heritage, ne none oþer worldely richesse. But within short tyme hath founde a tyme, place, and leysoure to þe execucioun of hir entent; First enquering of him of his blode and berthe. Afterward of his causes and iourneyes into þat contrey, whereto, he alwey made his answhere, and told hir þe trouthe of al þat she axed him, And of the emprise that he had take on honde. To whom she yaf answhere in maner as she þat had lost hir fraunchise, and in maner, stode vnder his power, And he innocent, and not knowing thereof, seying to him in þis wise. — Hit is goode, þat so noble and worthi as ye be, to be right wele avised, while ye stonde at large, to take vppon you so importable a charge, which is vnlikely and impossible for eny erthly man for to acheue, For truly in þat case, there may no manhode avayle And armour and wepon seruen for noȝt. For er that ye come to þe Ramm, ye most fight with ij bolis of brasse, either casting oute at þe mouthe fire and flawme, that wol bren and consume eny erthly mater, which bolys, ye most in suche wise ouercome, that ye shal take hem by the hornes, and so lede hem to þe yok: and ere þe londe with here laboure; that don and ouercome in suche wise, ye shal mete and fight with a dragon, maner of a serpent, whos venym is so contagius, þat þer [fol. 13] may no maner of metall abide þe malis thereof, the breth of hit, is worse þen eny pestilens, And þere may no wepon made of mater perish the skales. This ouercome and don, ye shal come to the Ramm, which is withoute defence or resistens; but for to atteyne so ferre, hit is impossible fore eny erthly man. Jason remembring well euery worde and perell, stode some dele asstonyed of him self, answhering ayen and seid. Truly my lady Medea of your gentil warnyng and counsell, y thonke you as your owne man in al þat I can or may; But truly sith that I haue so ferreforth take on this enprice, I shall do my full besynesse and power to

[1] L. v. 1198.

acheue it if fortune wol assent; ffor y had leuer ende and die with worshipp, þen endure and leve in repreue and shame; ffor then might euery man sey, þat Jason had vndertake emprise, which fore couardise durst not holde ne complete; Medea seing his manful corage, reioysed gretly within her hert, seying to him in this wise. — Right worthi Jason, sith ye list in no wise to leve your yournay, for the grete worthinesse and manhode that I haue herd of you, so that ye wol be ensured to me to be ruled and gouerned after me, I trust verely to shewe you suche menys and weyes, that ye shall acheue youre purpos; And truly withoute me, ye may neuer haue your entent in that mater; To whom Jason answered and seid, that truly with hert and wil, he wold be ruled as she list to gouerne him. Whereof she right fayne and glad, founde a place and tyme at more leysoure to enforme him. The night next folowing, she having a woman of hir assent, sent priueli vnware of eny man after Jason, which was right glad and fayne, to obey hir wil, come to þe chambre of Medea þat also was fayne of his commyng, setting him downe on hir beddes side.[1] And anone vnclosed a litul cofre and brought bifore him a litul ymage of golde where vppon she made him to swere, that he shuld folowe hir entent and wil in al thing. Jason alwey desiring to fulfill & acheue his purpos, folowed hir wil and lust in al thing. This othe & ensurans made, she seid to him. Jason ye knowe wele that I am doughter and heire to þe king my ffader, and I desire none oþer thing for my labour in saving of your life and worship, but þat ye wold take me, before al other. Jason thenking on hir noble berthe, grete beute, and worthi estate, graunted thereto with ful glad chere and hert; And were there vppon ensured on þe newe. Then she toke him A litul ymage of golde, þat he shuld bere priuely[2] on him, þe which was a siker defence ayenst eny spirit. Also she annoynted his body over al with a precious oyment, þat was a noble defence ayenst al maner of venym. She toke him also a viol[3] with a oynement for to cast in þe protes of þe bolys, whan þei gape vppon him which shal englewe þeire chaulys togidre, and bireve, theym here might. Also she toke him a ringe with a stone called Achenes, which shall cause him to be invisible, so neþer bolle, ne dragoun shuld haue no sight of him. She toke to him also a charme writen that first whan he come te þe sight of þe fendis, kneling with good deuocioun, shuld sey it. All þes thinges receyued and tauȝt toke his leve of Medea, and went to hir ffader for his licens to go touard his iournay. The king seing his manly corage seid to hym; Jason beth right wele avised, er that ye procede eny ferther in yournay consider wel þat hit is impossible for eny man for to acheue that purpos, And therefor my counsel is, that ye cese þerof ffor I take al þe goddis to recorde and witnesse, that hit is not my wil, þat ye shuld so put your body in aventure to be spilt of which, truly, I am right sory, not with stonding all the sermonyng, Jason, Ercules with all þeire lusty company taken theire leve, and went streite to bote rowing forthe into a litul [fol. 14] Ile, where þe Ramm with þe ffles of gold was in keping. Jason entring into þe lond alone, leving Ercules with al his peple within the bote, charging theym to abide there stil vnto þe tyme þat he come ayen; Taking his passage ful manly vnto þe tyme that he come to the sight of the dredeful bolys, where anone kneling on his knees, seid this charme as he was taught, and arose vp, taking his paas touard þe bolis, which with horrible and grisfull gaping, cast oute fire and flawme. Jason ful wisely and manly toke his viol with his licour, and boldely cast it into þeire protes, wherewith; all sodenly theire chaulys englewed togidre. So þat al theire might & power failed and cesed. Jason ful boldely toke þeim by þe hornes, þey enclined and obeied his lust to þe yok and plogh, with whom he ered þe londe, as

[1] L. v. 2829. [2] L. v. 3011. [3] L. v. 3052.

paciently as eny oþer beest. That emp*ri*se don, toke his wey streite to þe dragou*n*, which anone east oute suche an eire with venym, that wold enfecte al a contrey. Jason holdyng his ring on his honde, went streite to him, And anone þe dragou*n* lost sight, power, and might, where Jason toke his swerd, And be good leyso*ur* smote of his hede, And anone rased oute al þe tethe oute of his hede, and cast hem on þe londe that he had plowed wt þe bolys. Of which cursed sede spronge vp anone þorgh might of þe deuell men armed, which eu*er*yche slewe oþer anone in þt tyde. That so don, he went streite to þe Ram*m*, which made no defe*n*ce ayenst him, which he toke by þe hornes, and with a knyfe kutte his throte, And so at his owne, leyso*ur*, flowe of his riche skyn taking hit with him, and went to his bote, where Ercules with his meyne was abiding vppon his co*m*myng, þe which were right glad and ioyful of his co*m*myng, seying him save of body, during al which tyme, Medea being in an hie toure, sawe him fro pointe to poynte, howe he p*er*formed his emprise; Alwey p*ra*ying [fol. 14b] to his goddis fore his goode spede. Jason entring his bote with his flece and felaship ret*ur*ned ayen to king Sithes, þe which was right sory þt Jason hadde won so þe flees, but alwey, made him faire chere outeward. But som*e* clerk*es* seyn, þat king Sithes lete make þat bolles & dragou*n* in so horrible wise, by craft of nigromancy, to kepe his grete treso*ur*. But for that worthi conquest, Jason was renowned and named as for þe worthiest conquero*ur* in eny londe, by cause thereof sp*ee*ially: vppon which gilden flece, al þe courte and peple come reunyng fore to mervaile and wonder there vppon, eu*er*y man seying his avice þere vppon; the night folowing after his co*m*myng ayen; Medea being in hir cha*m*bre alone, sent p*ri*uely after Jason, which with ful hert and will, come to hir vnware of eny p*er*sone, telling hir euery dele of his io*ur*ney. Of which, she was right glad and ioyfull, so þat he last with in hir chambre al þat night, where, bitwen hem two. they founde a tyme and leyso*ur*, fore to stele awey be night into Greee with the flece of golde and al þe treso*ur* of þe king hir ffader, which was to þe confusiou*n* of Medea, ffor afterward, he left hir in grete myschef, And toke anoþer lady; And he hadde by Medea ij sones, And by cause they were so like Jason, Medea slewe hem bothe. But of hir I speke no more at this tyme. And whan Jason and Ercules were come to Grece, Pelleus, to al mennys sight made hem þe grettest cheere that euer man might, but in hert, hat was þe contrary. Jason telling Pelleus his oncle of al his aventures whereof, he made him full ioyfull, and told him also, howe he was in a tempest dreven into Troy where Lamedon king, sent anone, charging vs to voide his lond*e* on peyn of deth, which was to vs a ful grete disconfort after oure grete labo*ur* in þe see. Where vppon we made oure grete othes, And by his messengers sent him worde, þat er thre yere were passed, we wold aryve a litul nere him to his disese and harme if that we might; wherefor [fol. 15] we pray you oncle of yo*ur* goode help and succo*ur* in this mater. Pelleus anone with good hert graunted theire desire, saying þat he wold go him self with þem in þat io*ur*nay: sending Ercules to his Cosyn*e* Thalamon king of Messene with certen l*ett*res and tokenes, that he shuld come, with al þat he might gete, sending hi*m* also to the two worthi kingg*es* and bretheren Castor and Pollux, king of Sparrus and breþeren to Elyn*e* quene of Tyndarus; And also to Duke Philon that was lorde of the grete prouince of Grece. And al, with goode will graunted eu*er*y chone at Pelleus desire, to go with him to Troy. Pelleus in al hast possible made his retenue, And with al þes worthi lord*es* moustred in a faire grene playne, which was an houge multitude of peple taking theire shippes, and had wedur and winde at will, til þey come to þe riall haven called Symeont or Tenadoune right nygh þe noble Cite of Troy which haven þey toke within þe nyght. Pelleus anone assembled his lord*es* togidre, and seid to theym in this wise: Sirres

ye knowe þe cause of oure commyng hidre, and for what purpos, And þenk well, þt Lamedon is right manly, and wise and cruel of honde, wherefor but we preve wel oure manhode, oure name is lost fore euer. Ercules answhering ayen seid; yif ye wol be ruled be myn avice and counsel, I trust fully to acheue oure purpos. To whom þei graunted euery chone to ben ruled. Then my counsell is that king Castor take with him a suffisant felaship and be putte oute bifore, shewing him oponly bifore þe Cite wt baners displaied; king Thalamon with anoþer felashipp priuely as hit were in a busshement, if nede be to socour. Pelleus with al his peple abiding here still, And it hit nede to be succour and rescue to theym bothe; Jason and I, with anoþer meyne all priuely, er the day spring, ley vs all priuely vnder the vynes vnder þe wallis of þe Cite; So that whan Lamedon skarmeshith with you, we shal fal bitwen theym and þe towne, And so bitwen you and vs, for to take and sle hem, And [fol. 15b] parauenture, wyn the towne also that is so richely stuffed with al maner of tresour, where with, we may freight al oure shippes and lede into Grece; Al þe lordes thenking his counsell goode, folowed his entent. — Castor in þe mornyng, shewing him oponly bifore þe Cite with baners displaied in the felde in the sight of Lamedon and al þe Cite, Anone Lamedon assembled his peple, and with manly corage yssed oute at þe yates, meting with Castor, And in suche wise skarmeshed wt him that he slewe grete parte of his peple; And had not Thalamon come the rather with succour, hadde slayne Castor. But Thalamon brak so sodenly vppon Lamedon, þat he slewe grete peple of Troy; but alwey; þei of þe Cite yssed oute, And at þe last, put Thalamon & Castor to disconfite. Then Pelleus brak oute with a fers company skarmeshing ful longe tyme with þe Troians, sleying ful moche peple on bothe parties. Then brak oute Jason and Ercules and were sodenly in þe bak of þe Troians, that so, bitwen Ercules and þe Grekes, þe Troians weren slayn and disconfite. Jason keping still the yatis of þe Cite, where þey smeten of the hede of Lamedon and cast hit vnder horse fete, sleing al þe remenaunt, and so passeden into þe Cite, where they left on lyve noþer man, woman, ne childe, dispoyling al þe Cite of theire richesse and tresoure stuffing ful here shippes therwith, preseruyng Exeona doughter of king Lamedon on lyve, by cause of hir beute, but they casten downe þe Cite, and last no stone stonding vppon other, but made hit playne euen with the soyle. This vengeaunce so cruelli don, token theire shippes, ledyng Exeona with al oþer tresoure with theym into Grece. At which tyme, was Priamus son and eire to king Lamedon lying at þe sege bifor A Castell, whether tydinges come to him of al þis strong vengeance; he al distroubled and mased of al thes sorowful tydingges, sodenly last þe sege and come home, where he fonde no stone stondyng [fol. 16] vppon other, but al was playn leyde with the erthe, for sorowe of which, as wel for ffader, suster, and oþer ffrende and fore all the other harme, despite, and shame, he toke suche an hevinesse that longe tyme he was oute of him self. But by prosses of tyme, wt confort of frendes, he was drawen to sadnesse ayen; And anone there aftre he toke to ful purpose to reedefy and bilde þe Cite of newe, And in suche wise, that hit shuld not so lightly ben lost. And in al hast sende into many a contrey and diuerse londe, for þe moost prudent and wisest men of craft, that might be founde and gete, sparing for no cost ne expense, purposing fully to make suche a Cite and so strong, that he wold neuer drede fore none enemy, noþer for werre ne pees. To which, there came ful many a crafty masoun,[1] Carpenter, smyth, and al oþer þat longeth to suche occupacioun, that hadden ful redy knowlache and konnyng as wel in gemetry as in oþer sotel insight of werkes, where they toke here markes and mesures of lengthe and compasse of the Cite, the which was made so

[1] L. 2. Buch v. 496.

laıge, that a grete ryver ran þorgh the myddes. Where on was sette many a mylle, and stuff of fissh ynogh within þe same. Al maner of cornes and frutes growing within þe Cite, pastures, wede, and medewe, so that þey shuld neuer nede of no thing with oute. For as Guydo seith, hit was iij daies iourney abought the wallis which wallis were reysed of iiiixx cubites of heȝt And toured so thik-| that euery toure might succour other; And euery toure lx cubites hier þen þe wallis; And bothe wallis and toures ful bigely mascolde with depe diche and double ful mighty contremured; so that if eny man were within, he might neuer oute wtoute help. [fol. 16b] On which Cite was sette vj yates, of which, þe first hight Dardanydes, The second Tymbria, The third Elias, The iiiith Sethas, The fift Tamydes, The vj. Troianaan; And before euery of thes, was set a strong bulwerk as mighti as eny castell with barres and heps for a sure defence. There were also many smale posternes with planchettes if nede were to issue oute as wel in tyme of pes, as of werre. — He lete make also bi the one side of the towne an houge and a miȝti dongeoun[1] a toure that was hie and thick-|, þat no ordenaunce shuld hurt him, diched and countremured strongely; within which, Priamus held his palis, and was called Ilyon. He lete make also his worþi temple of his goddis ful richely arraied, where he made his rightes and sacrafices. This cite fully made and performed; Priamus sending into many a londe and towne for the moost subtile men of all maner of craftes that might be gete and founde, yeving theym bothe house and londe fre, as fore þeire owne lyves, setting euery craft by þeym self; Stuffing the Cite also with laborers And comeners, for to labour and plogh; Sending also into many a contrey for the manlyest men of werre þat might be goten, stuffing euery toure abought þe Cite with theym, to defende the Cite if nede were, Assignyng to euery toure a certen of lyvelode for theire wages eternaly to endure, within which cite, there was al maner of commoditees so that theym nede no thing to seche withoute, while þe worlde may endure, neþer for man ne beest. This Cite so worthely made and stuffed, Priamus ful rialli dwelling in his walis wt Ecuba his quene, having abought theym here childeren, Ector, Parys, Deyphebus, Elacyus, that was a noble clerk-|, Troylus, Palliodorus [fol. 17] and Gamenede, that died. Of doughteres Granthia that was maried to Eneas; Cassandra a ful grete dyueneras and Pollixene, and also of oþer sones goten on purchas xxxti ful worthi knightes. Priamus thus being in his grete ese and welthe, remembring him vppon a day on þe grete cruelte don to him, his lordis euery chone, saying to þeim in this wise. — Sirres ye knowen well of þe grete vengeaunce and cruelte don to oure Aunectors and destruxioun of oure Cite and tresoure by þe Grekes, And of þe taking and ravesshing of my suster Exeona þat is yit holden and vsed of king Talamon to hir opon and grete disclaundre and shame, and oures also, the which greueth me more then al þe oþer harmes. Wherefor be your goode avise and counsell I am fully purposed for to sende vnto þe Grekes to wite, whether they woll reforme and amende eny of þes grete wronges other no; To which purpose, al the lordes consented and saiden, hit were wel don to assay there wil therein. — Then for asmoche as Antenor was named and knowen for the moost prudent and wisest man of al þat contrey and in many anoþer londe also; Priamus sent him vppon his message, ad enbasset into Grece vnto Pilleus. saying in this wise. — Priamus king of Troy, wold þat ye remembre on þe grete wronge & vengeable cruelte don to king Lamedon his ffader, and to his Cite of Troy, And praied some dele to amende and reforme his grete wrong and distruxioun, And taking awey of al þeire tresoure, And in especyall þe withholding so longe of his suster Exeona to his grete shame

[1] L. 2. Buch v. 933.

and al hir kyn and frendes. To whom Pelleus answhered and seid: If that *Priamus* hold him greued or displesed of eny thing don by vs bifor this tyme, sey to him that he take amendis therefor where that he may, ffor truly of vs gete he nought. Antenor seing that hit was no bote to tary there no lenger, he went streite to king Thalamon and on *Priamus* bihalf, praied him to restore ayen, his suster Exeona [fol. 17b] that he had so longe bothe vsed and occupied, taking no reward of hir berth ne of þe goddis, To whom he yaf answhere and seid: Sey to Priamus, þat ayenst his wil and lust, I brought hir hider, And at his desire, y wol neuer sende hir ayen, and for his sake, she shal fare the worse. Antenor having his answhere, went streite to Castor and Pollux, praying theym on *Priamus* bihalf, some what for to make restitution of the grete wronges and harmes don to theym, to his fader and oþer of Troy, which yauen answhere and seiden, that if Priamus held him mysplesed for oure dedis don at Troy bifor this tyme, byd him hold him wel there to, lest he take more hereaftre if he noyse it to moche. Antenor having thes finel answheres, toke his shipp, and returned to Troy, and made ful report of al þeire answhere. *Priamus* right gretly meued of þes answheres, called bifor him Ector, and al his sones with all his oþer lordes, making Antenor declare to *hem* al þe croked answheres, whereof they were al graued sore. Priamus calling his son Ector, seying to him: That for asmoche as þe Grekes haue don vs þes grete wronges and harmes and also eternal shame, And taking and yit with holding of thi Aunte Exeona, And for all this, haue y but short answhere. I am avised to ordeyne a retenue of manly and worthli men, and to send the thider with theym as hir Capten, for to be avenged vppon the Grekes, and bring fro thens Exeona thyne Aunte; Ector answhering his ffader seid: Hit is well don to be well avised or ye sende in suche thidre, and to take so grete a purpos and emprise into suche a londe as grece is, hit were gode to thenk on the ende, ffor þe shame of my Aunte is moche lesse, þen þe losse of many a thousand lyves. His brother Paris hering him sey þes wordes seid vnto his fader: If hit lust you to lete me haue a retenue, I wol vndertake to fecche home my Aunte, oþer I wol do theym as grete shame or that I departe fro thens; Ector answhering his brother seid: [fol 18] Broþer hit is goode to be wele avised, for al þe might of Europ and Aufrik, ben allied and vnder subiecciou*n* to Grece and many anoþer mighti regiou*n*. And to vs, is noþer help nor succour longing, saue only þe province of Assie, which is right simple ayenst ai oure enemyes. Paris taking no reward to þe wordes of Ector, ne to no thing þat foloweth, but hath fully taken his purpos þe iournay vppon him, praying his fader, that peple and shipping might be redy in hast with suche stuff that nedeth there for parteyning and longing for his estate. Of which enprise and coragious wil, his ffader þe king was right glad and fayne, And in al hast, sent into al þe parties of his londe for þe best and manliest men that he might finde. And made vpp his retenue, ordeynyng shippes and al oþer stuff, that shuld long to him, so þat hit was al redy, as wel stuff of vitaile as oþer ordenaunce for þe werre bothe for water and for lond. Paris mostring his peple, toke leve and blessing of ffader and moder, and went to shipp, and hadde weder and winde at wyll, arryved in an Ile of Grece called Citheron, of which þe worthi king Menelaus was lord of; And of fortune at that tyme, was from home, for a title that he claymed in Tesaile. Paris with his felashipp being in this Ile in which, there was a temple of Diane the grete goddes. At þe which tyme, þe grete sollempnite and vigil of þe seid goddes was holden, To which sacrafices and offering, Al þe peple of þe contrey abought was come thider fore to do þeire olde costumes and dewtees. To which temple, Paris, with a certen of his felashipp, come for to se þe vsages of þat contrey. Fayre Elyne quene and wife to kyng Menelay, hering of þe

*co*mmyng of Paris into þe temple, come with a certen of hir maidones pryveli to haue a sight of that yonge lusty Paris, Taking hir place on þe one side of the temple, where Paris, with one suche as him lust of his felaship, made his walke and stacions, casting alwey his eye and sight *pri*uely touard the fayre [fol. 18b] Elyne, which sodenly was so planted in his hert, þat al oþer besynesse was for yete, and leide a side. Elyne being in here closet, seing this fressh lusty Paris, so wel demenyng in his array, walking alwey beside to and fro, sodenly was so sette in hir hert, þat al oþer thinges she foryete; stryving with hir self, how to finde a mene for to be in speche with him. Parys in like wise turmentyng in his mynde, howe to finde a wey to come to hir presence, Amonge which brennyng thoughtes, sode*n*ly hi last his felawe, and went streite into þe closet of Elyne; whereof she þe gladdest woman an live, having him in hir presence, They two holding þeym so longe togider in the temple, þat either hadde ful knowlache of oþeris hert; where there was no ioy to seche. Alle which tyme, hit was fully appoynted and accorded bitwen þeim two, þt she shuld go with Parys to Troy. They sette hir tyme and houre of þeire going; Parys taking his leve of hir, went streyte vnto his shipp, charging al his peple in her best array, to wayte vppon him, and also his shipmen, that his ship were vnder saile, in þe poynte, of þe day; Paris with his felashipp taking his wey ayen to þe temple, taking Elyne by the honde dispoiling þe temple of all þe Jewelles & relikes founden there in, holdyng his wey streite vnto þe palis of king Melany, robbing, dispoiling, and taking awey with him all þe richesse and tresoure founden there within, caryng hit to shippes with all hole oþer richesse and goodes founde within þe Ile. Elyne and he, with all þeire felashipp entring theire vesselles, drowen vp saile with winde at wyll went þeire wey, holding þe hie see, til they come to þe lord*es* of Troye, into an Ile, called Tededon, where they londed and rested theym, sending to his ffader king Priam*us*, certefying him holy as hit was fortuned. Priam*us* ful glad in hert fore þe taking of Elyne, trusting by hir, to haue hadde ayen his suster, but hit turned afterward to moche more myschef on bothe *par*ties. *Pri*am*us* taking with him Ector, Troylus; & all his oþer childeren and lord*es*, and come to þe Ile of Teledon, where Paris [fol. 19] Elyne and al here oþer felashipp was abiding þe wil of Priamus. The which anone lete array and ordeine þe mariage bitwen Paris and Elyn. After which, they anone conveied hir ful rially into Troy where they begon hir ful lusty lyfe. After which ravesshing of Elyne, þe grete noyse arose sodenly thorgh oute þe Ile of Sitheren, and so thorgh al þe londe of Grece vnto þe tyme that hit come to þe eris of king Menelay where he was in strange contrey. For sorowe of which, he fell in suche a soden rage, that he had ny destroied him self, but assoue as he myȝt apese his mortal sorowe, he returned home into Sitheron, where he fonde his palis, the themple, and al þe Ile abought elene dispoyled of al þe richesse, treso*ur*, and oþer goodis that was within. Þe which in suche wise, renewed his sorowes, that he was ny fal into dispaire; But by prosses of tyme with grete confort and labo*ur* of frendes, he was repaired to his wisdom and sadnesse. Sending in all hast vnto Castor and Pollux bretheren of quene Elyne, þat must be chef fore the pursute of Elyne; Sending also vnto al þe frendes that they might gete in eny contre to ben venged on þe Troians. — The Grekes holding hem self so rial and worthi, had ful grete despite, þt eny Troiane shuld be so hardy to do eny so grete outerage and shame wt in theire londes. Where vppon, they holy, toke fully to p*ur*pose eu*er*y lorde at his owne cost and charge to be avenged of that grete despite in al þe hast possible, co*m*myng to king Menelay in this wise. — First þe worthi Achilles Dyomede; king Tendalus; The worthi king Agamenon, that was made gou*er*no*ur* of þe grek*es* oost; king Patroelus, king Cylyus; king

Ajax, king Telamus; Vlixes, king Partheselaus, Neptolomys; king Pallamydes; king Pollydamus; Makary þe king of Perce; þe king of Daymes; Amphimacus; king Pollibete; Mathaon and Pollidrus; Duke Antiphis of Esida and of Eriale; Polliphebus, Carpenor, king of Capady, Trearius king of Beysa; þe king of Barbary [fol. 19b] Cariae, þe king of Coloson; þe king Philex of Trace; Duke Ampheus, Duke Forcunus of þe Ile of Bosy; king Philanyme of Tigre; king Porces, king Sygamon with his two bretheren of Ethiope; Teneres king of Dares; Archiligus: king Epistrophus. All which kinges euerych brouȝt a grete nombre of shippes stuffed sufficiently in þe moost mighti wise as wel of man as of vitayle; beside many a noþer lorde that come at þe desire of þes said lordes to ben avenged vppon þe Troians. — The king Priamus having knowlage of þis grete purpos taken ayenst him in so feruent wise, ordeined full manly and wisely by þe counsell of Ector to resist þeire malis in stuffing þe Cite with vitaile; þen ordeynyng so grete a nombre of men of werre; so that he hadde of kinges, Dukes and oþer grete lordes of name iiic and xiij bringing with theym vc þousand and xxiiij thousand beside al oþer stuff of þe Cite. Repayring ful strongly al þe defence of þe Cite — The Grekes assembling and mostring al þeire miȝti & houge power; in A day vppon a faire playne, which was ful merveloust to be holde; when anone was ordeined euery man to bere harneys to shipp, And euery capten their vasselles assigned; drawing vp Ancre and sayle, having weder and winde at will, on an hole flete sayling togidre vnto þe tyme that they come within þe londis of Troy into the haven of Symeont. Of which arryvale Anone king Priamus having ful knowlage, purposed fully to lette þeire arryvale, ordeynyng Ector, Paris, and Troilus, with grete nombre of peple to lette þeire aryvale if they moght. — The Grekes having knowlage of þeir purpos ayenst theym, purveied theire londing in ful wise aray and gode ordenaunce in saluacioun of theym self. Not with stonding, which Ector with his felashipp yaf þem suche batayle at þeire londing, that there was slayne on þe Grekes part xxiijM & iiijc men, And Ector himself there slewe king Protheselay and mo þen a thousand men with [fol. 20] his owne honde; After which, Ector returned ayen to Troy. The Grekes al þat nȝt commyng to londe; and in þe poynte of þe day, come in hole batail bifore the Cite with so grete multitude of peple, that they made xvij grete wardes with ful mighti ordenaunce in euery warde, And chef capten and cheften of al þe Grekes part, during þe sege, was king Agamenon, And on þe Troians part, was Ector chosen, having ful grete aspies of theire commyng that mornyng befor Troy; ordeynyng a certen of peple with him, met þeim in þe felde, scarmeshing togider til derk nyȝt, where Ector himself slewe ij kinges And grete parte slayne on bothe parties, but þe more part on þe Grekes side. After which day, þere was daiely sharmeshing during viij mouth and grete slaughter on bothe parties, and nameli on þe grekes part; Aftre which feruent werre was taken a trete during xl dayes for to releve men hurt on bothe sides. ...

[fol. 21] Atte which trety, Ector ordeined vppon on day with him his bretheren, Paris, Troilus And Deyphebus with a grete nombre of peple to fight with hem, Atte which skarmyssh was slayn xxxM and vijc on bothe parties, And there was Deyphebus slayn, And on þe Grekes part, king Archiligus, Potroclus, and king Amphimacus. But alwey the Grekes turned home at nyght with the worse; which skarmeshing engendred so grete hate & envy on bothe parties, that þey skarmeshed and fought dayely togidre with oute eny speche of trety ij yere and iij mouthe. Within which terme was grete multitude slayn on bothe sides, and principally on þe Grekes side. King Agamenon seing þe grete myschef and losse of peple, sending into Troy to Priamus for a trety that endured vj monthe, within þe which either party had her disporte with other, aswell þe Grekes into þe Cite as þe

Troians amonge þe Grekes. Vnder which trete, Calcas of Troy a Bisshopp a grete clerk, a devinour, founde by his calculacioun, and by þe answhere of his goddis, that Troy shuld be destroied within short tyme. Taking fulli to purpos to leve þe Troians, and to go to þe Grekes, which was ful wortheli and nobely receyued of þe Grekes for his gret name and fame. The Grekes purposing to giť him a rule and gouernaunce among theym; Trusting within short tyme by his wisdom to acheue here purpose ayenst Troy ffor what by his hie wisdom and answhere of his goddis, And also by cause, he knewe al þe counsell of Troy, he wold the rather bring hit to confusioun, And so by his false sleghtes and vntrue wyles did and performed; After which trety ended, þere bigan a newe feruent werre, skarmeshing daiely togider, þat peple was slayn on both parties ful grete and houge nombre. — Fortuned vppon a day, Ector come proudely skarmeshing with theim fro morow til derk nyght At which day, the Troians had þe worse, ffor there was slayn king Epistrophis and king Eros And Antenor a ful famous lorde and chef counseloure of Troy taken with many anoþer worthi lorde; by cause of which þei resort daily to so feruent and mortall werre, that hit endured [fol. 21b] xviij monthe withoute eny speche of trety. So þat þe peple on both parties were gretely amenesed and lost; but on þe Grekes part, þey weren oft refresshed, And on Troy part, no succour but euer wasted. Fortuned that at þe Grekes request, there was anoþer trety taken, þat endured iij monthe, during which, either partie come to and fro to oþer, disporting and pleying with oþer, vnder which trety, þe false traitour, Calcas that was made chef counselour on þe Grekes part, come into þeire counsell amonge þe lordes praying þeym that for asmoche, that he was of his owne volunte come to theym leving behinde him´ al þe goodis and namely his childe and doughter Criseide, þat þey wold geve him some prisoner of Troy, by þe which, he might haue oute his doughter fro þe Troians. To whom þe Grekes graunted anone, and yaf him þe famous man Antenor, that was one of þe chef counselours of Troy bifore, by whom afterward, was the Cite destroied and lost. For where that Priamus sende oute Cresside to fecche home Antenor, he was after Traitour to him and to þe Cite. The tyme of trety ended, Ector purposing him to made a proude iourney vppon the Grekes, ordeined him v wardes, eucryche to succour other. The nyght bifor, the wife of Ector lying in hir bedde, hadde a visioun in hir slepe by þe which, she vnderstode wel, that if Ector held his purpos the morowe in þe feld, that he shuld be slayn; where, she come rennyng to him, praying him as þat day to absteyn him fro þe felde, telling him hir avisioun; whereof, he seid, hit was but false bileue & Idolatri and set noȝt thereby. bidding hir to speke no more thereof, ffor he wold not breke his purpos for no thing. She rennyng to Priamus, praying him to restrayne his purpos, enformyng him what shuld folowe if he went oute that day, And to lete Paris and Troilus hold his purpos, which with grete peyne, obeyed his charge. Paris and Troilus skarmeshing in þe felde, which in short tyme were dryven a bakke touard þe Cite, but right grete nombre slayn on bothe partie. Ector in a maner seing theym disconfite, armed him in hast, taking his horse [fol. 22] and rode oute at þe yate returnyng the Troians ayen into þe feld encowntering king Philex, whom he slewe with his spere. Then come king Pallamydes with a grete multitude of peple, and fil vppon Ector To whom he returned and put at discoufiture, And smote him downe fro his horse, lighting downe for to rase fro him his cote, as hit was his vsage whan he had slayn eny lorde And as at that tyme, having none of his peple aboȝt him, vnware behinde him, come Achilles, and bare him thorgh with a spere, where þe floure of knighthode fel downe dede to þe grownde. Of whom anon þe noyse sprong thorgh the feld that Ector was slayn, ffor sorowe of which, þe Troians ful of sorowe

and care anone retu*r*ned ayen to þe Cite, carying þe body of Ector with theym. For whom, P*r*iamus, Ecuba, Pollicene, Paris, Troilus, and al þe Cite after maden þe gr*e*ttest lamentacioun and dedely sorowe, that with the lyves might be made ffalling fulli in dispaire, trusting none oþer, but in short tyme to lese the Cite, And all; for Ector was so noble of gouernaunce and so doughti of honde, that he had slaine with his owne honde xv kinges beside many a noþer lorde; And neuer feld, put discomfit; where he hadde þe gouernaunce vnto that tyme, which, he might not escape, eschue, ne voide, not wt stonding that he was warned bifore. Where vppon, the Troyans sent oute for a trety of vj monthe, during which, Priamus ordeynyng for þe sepulture, of Ector, full rially held þe obseqims and vigiles, braunyng therein the riche Jewellis, clopes of golde encense, bawmes, milke, with many a nother riche thing; so that þe sauo*u*r was made swete vp to heuen; Alwey conse*r*uyng þe body hole by craft of man for to endure bodely right as he did bifor, saving that he was withoute lite, ffor whom there was made a towmbe the moost rial and riche that might be ordeined. Ector stonding, there vppon flesshly, holding his swerd drawen in his honde, And by craft, there were ordeined smale pipes of golde put thorgh his hede strecching þorgh eu*e*ry veyne and lym of his body; þorgh [fol. 22b] which pipes was rennyng by craft a lico*u*r into eu*e*ry p*ar*t of his body, þat alwey kept þe body like fressh and grene and wel colored. Setting also vnder his fete a basou*n* with a certen of bawme, which made his breth as swete as euer hit was, And a winde by craft fro vnder his fete blowing thorgh him as he had ben quyk and brething, so that none stranger shuld well knowe, but þat he were on life. And of hys array hit were to longe to tell. But vnder þis trety taken bitwen þe Troians And þe Grek*e*s After this rial tombe made and don eyther p*ar*te come entre, disporting with oþer. Amonge which vppon a day Achilles entred the Cite with oþer Grek*e*s in A poer sowdiou*r*s array vnknowe of the Troians, for to se the gise and vsage of theym, holding his wey streite into þe temple, where þe obseqims and vigilis were in doing. Priamus, Ecuba, Paris, Troilus, with many A noþer lorde and lady, doing theire sacrafices and obse*r*uaunce, as þeire gise was for Ector; Ector alwey biholding fresshly and sternely on þeym, And namely as him semed on Achilles, with swerd drawe in honde; whereof Achilles was asstonyed and abasshed, stonding in doute whe*þ*er he was quik or dede. Saving he conforted him self with þe mortall hevinesse, that he sey there made for him, Amonge which prece, Achilles cast his sight a side, And sey þe faire Pollicene suste*r* of Ector and Troilus, whos love anone pe*r*shed his hard cursed hert in so strong a wise, that he might not wele endure his hard peines retu*r*nyng ayen to þe Grek*e*s with the grettest peyne that might be suffred, p*r*aying a seruaunt of his a well avised knight for to go vnto Ecuba vppon his behalf, desiring hir doughte*r* Pollicene in mariage Ecuba anone remembring on his worthinesse, and also of þe myschef that was like to folowe if she denyed his desire, she seid that she wold speke there of vnto P*r*iamus. Whereto P*r*iamus answhered and seid: If that Achilles woll take vppon him to make the Grek*e*s cese theire werre [fol. 23] And also that he wold be ful frende to him and to al þe Troians as alli*a*unce axeth, he wold graunte his wil therein. Of which answhere, Achilles was þe ioyfullest on lyve, promising fully to pe*r*forme his desire; Taking his wey streite vnto þe king Agamenon, where he was in counsell amonge his lorde*s*, yeving theym his avice and counsell, that for asmoche, as grete p*ar*t of þe peple is destroied, and howe that their goddis weren displesed for þe dethe of so houge a nombre that were slayn on bothe p*ar*ties, and þe quarel of þe Grek*e*s noȝt goode, but of pride don, he conde not sey, but yaf hem his counsell, to returne ayen to Grece er fortune turned fully ayenst theym, To whom they yaue answhere and seiden; Sithen

they hat bidden so longe, And as þei trusten nowe atte the poynte of wynnyng of the Cite, they wold not leve it so, but made al thing redy for the feld ayenst þe morowe, be cause þe trety was don that day. On þe morowe the Grekes rennyng bifore the Cite; Troilus, & Paris encountring hem in þe felde, slewe on þe Grekes part grete nombre and drove þeym home into þeire tentez dispoiling and brennyng their logges, Achilles holding him still and wold in no wise fight ayenst þe Troians for þe loue of faire Pollicene. On þe next day folowing Troiles with his company come oute proudely skarmeshing with theym and slogh grete nombre of theym, so that they flowen into þe Tent of Achilles, which stode at defence ayenst Troilus. The Grekes so releued on Troilus that of fortune, Troilus slowe king Pollibete and kingg┤ Mathaon, and wounded Diomede thorgh þe body, folowing theym so, þt his horse was slayn, his peple returned ayen, where Achilles with A grete peple fel on him and smote of his hede, And drewe the body after him at his horse taile, in þe moost shamefull wise, that euer eny worþi man had with oute cause. Wherefor Achilles, was gretely repreued as wel of þe Grekes as of þe Troians, ffor sorowe of which, Priamus, Ecuba, And al þe Troians were gretly in dispaire, ffor after Ector he was þeir protectour. Ecuba thonking on this grete cruelte & fals tresoun [fol. 23b] of Achilles, purposed fully be some tresoun to bring him to his ende, wherevppon she send to hir son Paris, and bade ordeine him a felashipp redy for to sle Achilles, for she wold send for him as for þe trety of þe mariage and to mete with hir in þe temple, where she shuld kepe him in secret wise vnto þe tyme þat he sey best tyme to fall on him and to sle him. Achilles the gladdest man on þe erthe whan he was sent fore, trusting to haue a ful ende of his mariage, he toke with him but one knight or two, come yn to þe temple, And as he kneled, one smote him vnder the fote, whereof he died anone, And then they lete smyte of his hede, And cast the body into the canel, where dogges and crowes shuld deuoure him. Aftre which tresoun so don to Achilles, the Grekes so feruently werred vppon þe Troians dayly, that grete party was destroied on bothe sides, and namely on the Troians party. — Vppon a day Paris making him redy for to make a iournay on þe Grekes, which in like wise, made þeym redy to ren bifor þe Cite, where, at þe yatis, they melle so feruently, that þere was grete slaȝt but þe Troians had þe worse, ffor Paris was þere slayn and grete parte of his peple, which renued þe sorowe of Priamus, ffore þen had he no cheften last on life to gouerne his peple. Where Priamus toke to purpos to kepe the Cite, and no more to issue oute, ne to skarmyssh with theym; Antenor and Eneas purposing fully to haue the Cite destroied come to Priamus seying in this wise: hit were nedeful fore to make a trety for a pes, and to restore ayen Elyne to hir lorde with tresoure for his damage, suche as might be accorded fore; Priamus hering þeire desirours, denied hir axing, they seing this, wenten to al þe comons of þe Cite And with þeire speche so deceyued þeym, þat they made al þeym come byfor the king saying, but if ye wol consent to þeire desires, þey wold depose him, and chese þem suche a king as shuld make a finell pes for al þeir profit. Priamus seying howe they had bent þe comyns with false flateryng that he might not be of might to with stond al þeir malis, consented to a trety for vi [fol. 24] monthe, vnder þe which trety, the false traitoure seid, þat al þe couenauntes shuld be engrosed and enrolled, and Elyne deliuered, and Exeona brought ayen with deliueraunce of al þe prisoners of eiþer party, And so to haue eternal pees, bitwen þe Grekes and Troians; In þe mene tyme, Antenor and Eneas with the consent of þe false traitour Calcas lete meke an horse of Bras so large and moche, þat hit was mervaile to speke thereof, which horse the Grekes desired to offre to the goddes Mynerva within þe temple of Troy, like as þey had made here avowes bifore tyme. Priamus graunting as fore their offering

and sac*r*afice þeir entent; which horse whan he was by craft brought vnto the yate, he was so houge, þat vnto þe tyme, þat þe walles weren broke to make þe yate larger, hit myȝt not entre; within which horse was hidde a þousand men armed; The Grek*es* also euery man redy in hir best aray, so þat whan þe horse were past þorgh þe brosten yate, þen men to lepe oute of his bely, And þere þei slewe al þat þey fonde aboute þe Cite, as porters and kep*er*s thereof. The Grek*es* awayting wel vppon þeym, ren yn at onys, and so won þe Cite; Priam*us* seing this myschef, fled into þe temple, where þei fonde hi*m* and slowe hi*m*, dispoiling þe temple of all þe richesse and tresoure saving that was þe two traito*ur*s, Taking oute Elyne and þe son of Achilles, sleing Pollicene, leving no pece with oþer of hir body, leding Eeuba into Greece for to stone hir there to dethe, breking downe þe wallis of þe Cite And slewe al þe peple found þer*i*n And brent eue*r*y house, but for to tell of þe debate & discord of þe Grek*es* for þe treso*ur* in þeire going homward, And howe eue*r*y lord slewe oþ*er*, And som*e* exiled for eue*r* oute of Greece, as Dares & Guydo writen hit wold make alonge pr*o*sses; but fro þe lying of þe sege into þ ende, were slayn on þe Grek*es* p*ar*ty viijcM vijcxvj men, And on þe Troians p*ar*ty were slayn vjcM & ixc men, And so as I suppose neþer p*ar*ty won gretly at the ende [fol. 24b] ffor afterward Eneas slewe Antenor, for he shuld not haue gretter rule þen he amonge theym that askope oute of Troy, And þe frendis of Antenor basshed and exiled Eneas for euer, where he lost all that euer he oþer aunceters gate, And alwey the ende of euery tresou*n* and falsenes to sorowe and myschef at the last. Amen.

Freiburg i. B. Friedrich Brie.

Lydgatiana.

IV. Unprinted texts from MS. Trinity College, Cambridge, R. 3. 21.

The present offering of Lydgatiana contains the texts of poems in a MS. of Edward IV's time, left anonymous by the scribe, but wrongly ascribed by John Stow, the Elizabethan antiquary, to Lydgate. His reason for this ascription must be that many genuine poems by Lydgate are found in the same codex. The Trinity MS., as may be inferred from a colophon, was in the possession of Roger Thorney, a citizen of London, and the patron who furthered the printing by Wynkyn de Worde of Trevisa's version of the *De Proprietatibus Rerum.*[1] It no doubt came originally from London. The ownership of the MS. by Thorney raises an interesting question as to the authorship of the two little childlike *Prayers* at bed and at uprising which are given below. They markedly resemble in metrical form and in tone the little *God me Speed*[2] which Trevisa inserted at the beginning of his translation from Bartholomew. Thorney's interest in this work by Trevisa makes it possible that he had access to some other MS. by that author, from which he had the prayers copied.

Among the other poems printed here, that on the *Battle of Barnet* is the most interesting. It presents the popular London view of Edward IV, who had endeared himself to the citizens by knightly displays and by other means hardly so honourable. Of the religious poems little can be said. *The Lament of Mary* is a late attempt to rival the beautiful earlier lyrics in this manner, and does not bear the comparison well. The *Life of St. Anne* and the *Psalms of the Passion* seem to be the work of the author of *Magnificentia Ecclesia,* printed by me from this MS. some time ago.[3] The *Birds' Matins,* printed from MS. Harley 2251 as Lydgate's in Halliwell's edition of the Minor Poems, may also be by the same hand. Of all the poems, that on the *Seven Deadly Sins* approaches most closely in its imitation to the genuine work of Lydgate.

[fol. 221] Incipit Vita Beate Anne matris Beate Marie Virginis.[4]

O] blessyd Iesu that art full of myght,
The ground of vertu and of all goodnes,
Quykyn my derkenes and send me som lyght,
For in the ys verrey sykernes;
Be my comfort and streyngth my febylnes,
In that I wold take on me for to wryte
Mekely Besechyng thy grace to endyte.

[1] So de Worde tells us in his preface. [2] Printed by the editor, 'The Nation', N. Y., July 30, 1908. [3] Publications of the Mod. Lang. Ass. of Am., Dec., 1909. [4] Lydgate *added by Stow.*

For in my-self ryght well I vndyrstand
My wytte but sympyll and lak eke of connyng,
Full vnabyll to take suche thyng on hand,
Weyke of spyryt and febyll in doyng,
Sauyng oonly by the gret supportyng
Wherfore, good lord, now make I my request,
To quyte me lyke as hyt pleseth the best.

Gret foly were, and also presumpsioun
In hym that ys both naked and bareyn
As in makyng to lak discrecioun
There nothyng ys to harde were to constreyn
The throuth to sey, I wyll be to yowe pleyn,
I am vnpurueyed and in no wyse sure,
Safe my good wyll feyne wold I put in vre.

Thus half in feare, somdell in cowardyse,
Whyche ys in maner a gret dyspleasure,
Sore I am trobled many sondry wyse,
Nothyng accordyng vnto my plesure;
But euyn clene contrary to my desyre,
I wold be sory truly to offend,
Natwithstandyng to labour I entend.

From heuen commeth helpe, ys an old prouerbe;
Wherfore I wyll take now to me corage;
God yaue vertu both to stone and herbe,
Whiche be vnresonable as in parage;
He were to blame and also gret damage
That hath hys wyttes ioynyd to resoun,
But yef he occupy well hys sesoun.

[fol. 221 v°] Hyt ys a vertu to rede in storyes,
And holy seyntes lyfes to translate;
Hit causeth to be in the memoryes
Of well disposyd pepyll in good state
To theym where grace ys nothyng desolate
But by perseueraunce theym to apply
Sore repentaunce puttyng awey foly.

For he that ys repentaunt, as I rede,
Mercy to hym cannat be denyed;
Gentyll Iesu hys owne body dyd sprede
For all synners on the crosse besyed,
And of the cruell Iewes defyed
Wherfore take we now vnto that good hede,
He neuer faylyd creature at nede.

He that for helpe lyst mekely to hym call,
He ys redy to euery good entent.
To let I wyll nat, what-soeuer befall,
I wyll kepe forth my purpose as I ment,
More hardynes the good lord hath me sent
A gret dell, than I had at the begynnyng,
I trust hys grace shall bryng hit to endyng.

To be rebukyd, lo, I were to blame,
In myn owne mynde, for doyng my dewte.

Of vertuous labour cam neuer yet shame,
For Idylnes ys nought, in no degre,
The moder of vyce ys, I am in suerte;
Therfore I wyll besy me to procede
And call aboue for help when I haue nede.

In hym ys mercy, in hym ys pyte;
Beware, ye cruell hertes mercyles,
Remembre hym well, take good hede and se
Put clene fro yow your froward crewelnes,
Ye shall repent hit tofore els dowteles,
For man without mercy, mercy shall mys,
He shall haue mercy that mercifull ys.

[fol. 222] Bethynke yow well on this noble story,
Of pore Lazar and Dives in your mynde,
How ryche he was, and now ys so sory,
Because to Lazar he was so vnkynde,
For lak of grace he was to blynde,
In worldly ryches without pyte,
For-euermore therfor dampnyd ys he.

O noble vertu callyd pyte,
That art so gret in the hygh court aboue,
Well ys hym that endewed ys with the,
Whyche came downe clerely for verrey loue,
For worldly ioy neyther to heue ne shoue,
Neuer man yet rad in holy scripture,
A piteous man dampnyd, thys am I sure.

O parfyte charyte, whyche art without pere,
Thow art best worthy forto haue the gre,
And to be worshippyd both ferre and nere,
For all vertues byn groundyd apon the
Feythe and hope of thy consanguinite;
He that these iij. lacketh ys but clene shent,
Woo shall he be, that hath hys tyme so spent!

I lowly make now my peticion
To all masteres that thys shall here or rede,
Submyttyng me to youre correccioun
For vnconnyng my symple penne doth lede
As a voyce in feare and eke in drede.
Thys ys the fyrst and eke the begynnyng,
Besechyng yow of your good supportyng.

Explicit Prologus [Lydgate: *in Stow's hand*].

[fol. 222 v°] O] blessyd Anne aboue predestinate,
Chose by the godhede of hys gret goodnes
To be moder of that inuiolate
Most glorious vyrgyn, grounde of mekenes,
Moder to the secund person pereles,
Abydyng styll in pure virgynyte
And euer shall in perpetuyte!

Most dere brethern, thys day to vndyrstond
As hit apereth by the story,

We halow and worshyp in eu*e*ry lond
Of seynt Anne chef the festfull memory,
Whyche ys departyd and is in glory,
And hath forsaken the carnall pryson
Of the body; to the soule a dongeon.

Thys gloryous Anne, happy, full of grace,
Ys caryed vp most worshipfully
To the hyghest of seynt*es* in that place,
W*ith* the seruyce of aungelles truly,
Vnto the eu*er*lastyng company
Of patriark*es* and pr*o*phetes old
She ys comyn, w*ith* ioyes manyfold;

Of whom she hath takyn hyr begynnyng,
And hyr flesshly habite by trew discent,
That God shuld send so by hyr forth-bryngyng
Vnto hys peple, thys was the entent,
Of the pure godhede, sothly, by assent,
By the frute of hir wombe redempciou*n*,
And vtterly distroy discenciou*n*.

Therfore oure modyr, all-holy chyrche clere,
Of thys holy matrone doth both ioy and syng,
Gardyd and holdyn vp, both fer and nere,
By hyr suffragys, and that in eu*e*ry thyng,
Wherfore with all deuociou*n* yeuyng
In preysyng of her gret laude and thanke,
ffor of oure wele she was the v*er*rey banke.

[fol. 223] She ys forsoth that blessyd hygh erthe fyne,
Of the whyche the heuynly potter hath made
Of the most swete shoure of hys dewe dyuyne,
The pot of oure hope whiche shall neu*er* fade,
The son of God conceued vs to glade
In oure nature hath brought forth incarnate,
Whyche of the hygh influence was create.

She ys the goodly felde circu*m*spect
W*ith* floures of the heuynly bames,
Of whos swetnes the v*er*rey pr*e*elect
Diffuse odo*ur*, clene w*ith*outen blames,
Hath wellyd out w*ith* hys fragraunt floures
Of lyfe by the costes, so louyngly,
Of all the world to comfort feythfully.

And in thys felde the spouse of virgyns all
Hath medled his myrre most delycious
W*ith* hys swete flauoures, whyche byn et*er*nall,
Hath tempred w*ith* the swetnes pr*e*cious
By the infinite power glorious
Of hys most excellent diuinite
The bitternes of oure sore mortalite.

Blyssyd Anne, whyche in op*er*aciou*n*
Of oure redempciou*n* ys gone out,
Lyke as the rote hath dominaciou*n*
Of the tre and the braunches round about,
Of whom the heuynly rodde, w*ith*outen dout,

Ys comen out that most blyssyd virgyne;
Seynt Mary, thys derk world to enlumyne;

Whyche gret *with* chylde, hyr owne begotyn son,
The hygh almond of the most dyuyne floure,
Hath brought forth to sease oure dyuysion,
Of whos swetnes dayly and eu*e*ry houre
The ioyfull refeccioun and socoure
Fedeth the aungellys in heuyn aboue
And men in erthe of *ver*rey pure loue.

[fol. 223 v°] Of Bethlem, forsoth, that nobyll cyte
Of Dauid, Anne ys gone out sycurly,
And come out of the hygh rote of Jesse
Whos blyssyd chyld that holy seynt Mary
Cryste hath brought forth, and borne most p*ar*fytely,
Whyche the captiuite had turnyd clene
Of Jacob and all comyng of hys strene.

And also the most harde durabyll wall
Of oure old auncyen enmyte[1]
Betwene God and man clerely ou*e*rall,
And by the mene of hys natyuyte
God in hys manhode, of his gret pyte,
Hath distroyed, oonly of his grace,
And ordeynyd hath, vs to his hygh palace.

How gloryous, how worthy, and dere
Ys thys modyr. & eke how p*re*cyous
To be takyn *with* hyr solempne prayere
Whyche hath brought vs a moder most famous,
Of oure redempcioun *ver*rey ioyous,
And in hyr includyd the testament
Of the hygh heritage by consentement,

Wherfore we ought to preyse thys holy Anne,
Modyr of thys most holy virgine,
With all worshyp that may be had or canne,
And *with* the holy pryuylege diuine
She hath begoten hyr that ys most dygne,
Whereyn she passeth other moders all,
More happier, and in especiall

Of suche a chylde to ioy the priuilege
Truly that shuld hyr owne maker begete,
And of all other the trouthe to allege;
Therfore ioy thow and be glad in thy fete,
Thow happy modyr! before other grete,
In conceuyng and bryngyng forth also
Suche oon that hath sesyd all oure wo,

[fol. 224] By whom the Aungelys hane theyr gladnes
And the ryght wisemen haue theyr p*ar*fyte grace
And synners foreu*er* forgeuenes,
By mercye of thys modyr in thys cace,
Of the modyr of Cryst, oure chyef solace

[1] enimyte *MS.*

Euer styll abydyng virgyn, pure and clene,
And euer shall, she ys oure parfyte mene.

The name of Anne, to sey hyt ys but grace,
For whyche, dere brethern, ye shall vndyrstond
She ys of grace full of the hyghest place,
In whom the herytage most surely doth stond
Of oure fadyr Jacob, lowsyng the bond,
By hyr most ennobelyd magnificence,
Puttyng awey clene all vyolence.

The twelue sonnes of Jacob, verryly,
Support the ground of the fundacioun,
Of the holy place of Anne, truly;
They lyste hit clene by hygh elacioun,
The most noble regale formacioun,
Ezechias, and Ozias, also,
Whyche byn bryght shynyng with other many mo,

As precious stones incomperabyll,
In the felyshyp yeuyng theyre beames,
And in the hous of the modyr stabyll,
Regale of god hath sent out hys stremes
With so craftyous shynyng and lemes,
No tong can telle how meruelously,
Of the hygh influence copiously.

Among whom Judas and Leui do shyne
Before all other, there most myghtyly,
Of whom the kyngdom and presthode, by lyne
Of the same pepyll, ys gon out truly;
The corner stone Cryst hath bound hem, surely,
Togedyr as two stone walles most sure,
In the blyssyd Anne, modyr clene and pure.

[fol. 224 v°] In hyr holsom formacioun onely
She ys that most clere matere capious,
Of the hyghest beldyng to magnify,
Of the kynrede of whom God gloryous
The fadyr, all-myghty, most precyous
Fouchesafe to make a syngler place new,
Of the glorious modyr and vyrgyn trew.

Of hys owne only begoten son dere,
Thys day, dere brethern, most specyally
In honour of thys matrone ferre and nere,
Most worshipfull and blessyd entyerly,
As we haue seyde before, now verryly,
And in thys day togedyr we byn come
We stedefastly beleue both all and some,

Out of thys world she ys departyd clene,
And worthy hit ys yet, neuertheles,
To laude and preyse hyr housbond by som mene,
Blessyd Joachim the man of nobles,
And of the most parfyte hygh holynes
Whyche were both oon flesshe ioynyd parfytely,
Of whom procedyd euyn naturally

The most blessyd and glorious virgyn
As God wold haue hym in oure worshippyng.
Forsoth the storyes shewyn by dyuyne,
That the most clere and parfyte begynnyng
Of thys worshipfull virgyn forth commyng
Out of the stok of Dauid, veryly,
Allwey styll pure, yeuyng lyghte feythfully

Vnto thys derk world most prosperyously.
Hyr fadyr Joachim neuertheles
And Anne forsoth hyr modyr eke truly
Of worldly goodys lackyd none doutles
They were myghty and puissaunt in nobles;
Of erthely thynges so gret influence
Passyng all other ferre in excellence.

[fol. 225] But yet were they more myghty a gret dele
Of prouyd vertues, so euydently,
As for theyre worldly ryches yet, and wele,
In the encresyng toke none hede onely,
Hyt was a thyng they set but lytell by;
But rather iustly ioyed in vertew,
Lawfully to lyue, all vice[s] to eschew.

Ne theyre appetyte was so mykell
In the ioy of thys world to folow here,
But more a gret dele redy to fulfyll
The heuynly Justyse that bothe ferre and nere,
They besyed hem, where that the pepyll were,
And labored bothe sore in studying,
In the law of God, without quarellyng.

For the whyche they lyued in the pepyll of God,
But moche more studiously they were,
And in theyre deuocioun was to gret od,
Passyng all other of that same pepyll clere
In theyre lyuyng they were withoutyn pere,
Whyche brought forth of theyre most noble kynrede
Most shynyng sterre coueryd with the godhede.

Whyche of hys pyte hath brought forth a Roose
Of the thorny pepyll, yet, notwithstandyng,
The fadyr and modyr, withouten gloose,
Of thys most holy pure virgyn beyng
Were clene withouten thornes hauyng,
But yet of theym byn they com reseruyd,
By goddes speciall grace preserued.

The Jewes be lykenyd to thornes,
For theyre obstinate froward crokydnes,
They may be callyd thorny well, ywys,
For why, the thorne ys bareyn and fruteles;
So in theym is nomaner of goodnes,
But byn perseueraunt in theyre erroure,
Forsakyng clene the heuynly socoure.

[fol. 225 v°] Also they cam bothe verrey felowly,
All of one wyll in parfyte charyte,

They were ioyned togeder lawfully
In the nobyll cyte of galyle,
The contrey callyd ys Nazareth, parde,
Where Joachim the fadyr was borne sure,
And Anne the modyr in Bethlem so pure.

And for they were bothe vn to God so iust
And all men aswell, *with*outyn fable,
For in hym was theyre verrey inward trust,
To the tempyll of God nothyng varyable,
To nedy pylgryms eke bothe ferme & stable,
Yeuyng two partys of theyre p[ro]pre good*is*
By oon assent, and *with* ryght good moodys,

The thryd part to theyre owne vse *reser*uyd,
Wheron they lyuyd bothe temporally,
And were susteynyd and so *preser*uyd
For to sey bareyn they were both truly,
About the seson of yeres twenti
The tempyll of God where that they hauntyd,
Deuoutly praying there god worshippyd,

Certayn dayes as they were wonyd to done
That they myght bothe des*er*ue, and in that case
Some worthy frute to God thys was theyre bone,
Of theyre owne flessh bryng forth *with*yn a space
A son or a doughter onely by grace
And whan that they had made theyre solempne a vowe
There as they were, in godd*es* *ser*uice, howe

What man*er* chylde soeu*er* they shuld begete,
By Godd*es* yefte besechyng inwardly,
Aftyr thys Joachym hys wo was grete
Heryng the rebuke, that so vnkyndely
Of Isacar the bysshop thretyngly,
As for to sey he callyd hym bareyne,
"There ys no frute brought forth betwene yow tweyne,

[fol. 226] In Israell", and when he thus had seyde,
Anon both sory and eke confusyd
Went forth hys wey, and was euyn dismayed
Nat to hys howse as he somtyme vsyd,
Ne to hys wyfe, he was clene abusyd,
But to hys shepard*es* sothly he went
Tyll bettyr tydynge*s* to hym were sent.

And the pyte dyuyne dyd recomfort
Hys greuous anguysshes and hys gret peyn.
An aungell from heuyn downe to hym resort
Bothe syght and spekyng made hym verrey feyn,
And promysyd hym a mayden souereyn
Of hys begetyng truly to be born,
To releue all that were but clene forlorn.

Sothly that a m*er*uelous dignite
Of the chyld, pronouncyd by the aungell,
Shuld opynly be knowyn in all degre
And also a m*er*uelous clerete be fell,
The aungell of lyght sent there for to tell

To Joachym the fadyr *with* gret lyght,
The aungell dyd appere to hym in syght.

And to hym declared of that virgyne
That shuld be borne callyd the *verrey* lyght,
Co*mm*yng forth of the heuynly lyght to shyne,
So mekyll thys holyest virgyn bryght,
Modyr to com and chose by Godd*es* myght,
To be the modyr of all holynes
Whyche that was born sure in clene p*ar*fytenes,

Of the most holy couple lawfully;
Therfore forsoth of ryght hit most nede be,
That of all good the best ys she suerly.
And of all holy the holyest ys she
Of bareyns frutefull virgynyte
And the most habundaunt frutefulnes
Whyche shuld be born clere in parfyte goodnes.

[fol. 226 v°] As a good tree bryngeth forth a ioyfull floure,
And of that floure a *verrey* frute of lyfe,
The furst were good, parfyte in eu*ery* houre,
The secund bettyr ferre, *with*outen stryfe,
That blessyd vyrgyn modyr, mayde, and wyfe;
At the last of these best inco*mpar*abyll
Whyche bryngyng forth was most alowabyll.

That co*mm*eth of a good fadyr and modyr
The co*mm*yng of the most blessed virgyne,
Mary ys bettyr passyng all other
Of whom the chylde that she brought forth most digne,
As for to sey that blessyd frute dyuyne
Of her wombe ys good chyef aboue all thyng,
For he was *verrey* lord of all and kyng.

Thys holy vyrgyn of these good co*mm*yng
Ys bettyr, and best of all hyr kynrede,
Borne in the house of hir fadyr beyng
As by the space of ıȷ yere in dede
Brought forth, and kept *with* aungell*es* by theyr rede;
Hyt ys beleuyd, thereyn no dout ys
To lytyll and moche the trouth cannat mys.

Also the trouthe techyng that hyt ys thus,
Knowyn playnly by informacio*un*,
And ys proued moche truer vnto vs;
For to make a trew declaracio*un*
There ys non hath suche dominacio*un*,
Insomoche there can be nothyng so trew,
She chaungyd oure sorowes vnto ioyes new.

That from the begynnyng she was kept sure
With holy aungeles allwey hourely,
Thys holyest virgyn that was so pure,
Forsoth for they had knowlege certeynly
Of hyr gret power, to com so myghtyly
Aftyr allmyghty God aboue all clene,
They knew she shuld of heuyn and erthe be quene.

[fol. 227] Begynnyng of the holy euangell
Sheweth by tretyng aftyr Mathew,
The boke of the genology doth tell
The nobyll discent, how that they came a rew,
Lynyally the playn trouthe for to shew,
Of Iesu cryst the son of Danid kyng,
Son of Abraham, so forth downe commyng.

And so forth the verrey pleyne Omely
Of dyuerse tretyse ys drawyn oute,
Therfor Matthew, euaungelist holy,
Wrytyng the booke clerely, without doute,
And besyed hym to bryng hit aboute
Of Iesu Crystes generacioun,
Makyng pleynly the declaracioun;

And callyd hym the son of these above
By other promyssys made certeynly,
Whyche was done of verrey speciall love
To these two Cryst made repromyse, onely,
Long before thys to Abraham, truly,
And seyde that "all the pepyll in thy sede
Shalbe blessyd on erthe with the godhede".

And also to Dauid forsoth he seyde:
"Of the frute of thy wombe shall syt on thy sete."
Abraham brought forth Isaac to eyde
And Isaac Jacob he dyd begete,
Thys foloweth forsoth the trouth for to trete,
The manhode of Crystes generacion
Whyche that he toke for oure sauacion.

Mathew fro the begynnyng of the promyse
That ys to Abraham remembryng
The most noble progenitours and wyse,
Whiche lyneally procedyng doth bryng,
Vnto Joseph a verrey chosyn thyng,
Housband of the blessyd virgyn Mary
Of whom was borne swete Iesus sycurly.

[fol. 227 v°] Whoso beholdeth and redeth onely
The hystory pleyn of the euaungell,
In Crystes most noble genology
All of habundaunce renneth, as a welle,
Downe vnto Anne, as the story doth telle,
That she shuld be a verrey chosyn merke
Of lawe and grace forto fulfyll thys werke;

By whom ys seyn that the gret dygnyte
Of all mankynde in Cryste shuld floryssh new,
And of hyr wombe, forsoth hyt ys to se,
She brought the floure forth, chyeff of all vertew,
Long before thys whyche nedys most be trew,
The holygost seyde, that of holy chyrche
A whyte clothe was made all oure wele to wyrche.

Figuryng of this whyte cloth she hath made
Of whytenes the coloure incomperable,

Hyt ys the same the whyche shall neu*er* fade,
The holygost spake of most laudable,
That blyssed virgyn, euer i*m*mutable;
She ys the whyte clothe and syndony,
That brought vnto all synners remedy.

Whyche was most pure and that she solde
And toke a gyrdyll to the Canane,
The snowy whytenes passeth manyfolde,
Of thys syndony betokeneth purete,
And the virginall clennes to beholde
In the whyche the blessyd modyr Anne
Abydyng styll whyche that she weued thanne.

The vndyrstandyng of this Canane
Ys he that loueth wonder feruently;
So dyd the good lord in hys mageste,
She was the self and eke the same truly
That she toke to the gyrdyll certeynly,
And for the gyrdyll what that hit dothe mene
Certys hyt ys the virgyne pure and clene.

[fol. 228] She was gyrdyll to the most louly lombe,
The secund p*er*sone of the Trynyte,
When that he was w*i*th*yn* hyr blessyd wombe,
The most feythfull trew louer yet was he
That eu*er* was of hys gret pyte;
He suffred peynes and oppressiou*n*
Euyn wyllyngly for oure t*ra*nsgressiou*n*

When the moder of good blessyd Mary,
That day she sprang in oure nature humayne,
And brought hyr forth in forme temporally
Out of the palace of hyr wombe certayne,
To the redempciou*n* of mankynde playne,
Whyche she solde to God the fadyr aboue
And in that virgyn was nothyng but loue.

Hyt well appereth the son incarnate
Of the fadyr all myghty made shuld be,
Pryce of the modyr clene i*m*maculate
And that p*re*cious virgyn Mary fre
Shuld appere to those in captyuyte,
Clene to delyu*er* hem out of thraldom
By hyr gret goodnes and blyssyd wysdom.

Whereof the holy aungell fro God was sent
To shew vnto the fadyr and modyr
Of thys most holy vyrgyn the entent
That shuld be borne excedyng fer all other,
Of oure feythe to be the guyde and rother,
Shewyng to hem hyr name and eke hyr lyfe
Hyr comyng pleyne to seasyng of all stryfe.

Also pronounced hyr in the tyme co*m*myng
The modyr of the son of God to be,
To whom the gret aungell seyde accordyng,
Gabriell, when he gret hyr on hys kne,
When she was come to full age in the gre,

Of maryage spousyd, certeynly,
To holy Joseph, but nat carnally,

[fol. 228 v°] Ne couplyd by carnall affeccioun,
The coniunccioun was verrey heuynly;
The godhede toke holely direccioun
Notwithstandyng hit was lawfully
Aftyr the course and fourme vsually,
There was no sensuall part that greued,
Hyt was all godly; and so hyt preued.

Sothely aftyr thys salutacioun,
Holy and worthy, sent fro the hyghest
To suche a virgyne of probacioun,
Excedyng all other, both most and lest,
She was the verrey modyr of behest
To thys world, that hath brought feythfully
The tresure of oure fynaunce fynally.

She was the vessell of electioun,
Chosyn by the deyte gloryous
To bere hym, that shuld make redempcioun,
For all mankynde shent and dolorous
The aungell seyde to hyr gracious,
The holyest that euyr was or shal be
Thow blessyd virgyn shal be borne of the.

"He shalbe called verrey goddes son."
She was kept therfor most souerenly
In kepyng of aungellis that seson,
They wallyd hyr clene round about, surely,
Such obseruaunce they dyd, and gret cause why,
They knew ryght well she shuld bryng forth the kyng
Of aungellys, passyng all erthely thyng.

And a gret whyle before that she was borne
Hyr name was knowyn, hyr lyfe, and dignite,
To bere hym that shuld were the crowne of thorne,
Preuyded by the blessyd Trynyte;
She was predestinat, and none but she
To be the worldes verrey chief comfort
By hym that shuld out of hyr wombe resort.

[fol. 229] But vnto this maner of kepyng most sure,
That ys fortosey heuynly and aungelike,
Was gret in the fadyres hous and pure,
But more excedyng ferre and autentyke,
In the holy houshold of God and lyke,
Whyche forto speke of ys incomparable,
No tong can tell how delectable.

Of whom forsoth she was offryd vp pleyn
In the temple, bothe fadyr and modyr
To God presentyd hyr, there both tweyn
And he receuyd hyr and none othyr
Whyche passeth before all the othere,
Natwithstandyng the other was ryght good
Thys ys verre[y] bettyr whoso vndyrstond.

God that hath takyn here to hym self truly,
He hath kept hyr of hys inly goodnes
By hys holy aungelys besyly,
He hath prescruyd hir full of mekenes,
Euyn at hys owne sanctuary pereles,
Hys owne dere son whyche was most pure and clene
Of God and men to be the verrey mene.

When the fulnes of tyme and the sesoun
Preuentyd before by tyme prefynyte
God sent hys son, whyche passyth all resoun,
Made of a woman without lawe to quyte
And theym redeme that lost were by delyte
By the lawe ageyne that were oppressyd.
Lowsyng theyre bondes that had transgressyd.

Also thys mayden, of God thus elect
And preelect, abode and dwellyd styll
In the temple of God, to hyr most dilect,
And she also set holyly all hyr wyll
The plesure of God onely to fulfyll
The worshipfull tempyll of god to preyse,
In that she myght the honoure for to reyse,

[fol. 229 v°] That with hir worthiest most precious
Parfyte feyre speche, inly delectable,
Holy blessyd and eke mellyfluous
That she myght therto be ryght acceptable,
That he that strong kyng Dauid & stable,
Of the rote of whom she ys descendyd,
As the trouthe before ys comprehendyd.

Hyt ys red in the psalme of Dauid pleyn
Dominus pars hereditatis mee "Thow good lord, part of myn enherytaunce".
Forsoth forsaken was she now certeyn
Of fadyr and modyr clerely in substaunce,
And there betakyn to Goddes vsaunce
Commyttyd to hym truly for to plese
And the old sorowes sothly to appese.

And how she lyuyd from that tyme forth,
Or how in the tempyll she behad hyr
Hyt ys nat possyble to sey for-soth,
To any man that euer was nygh or fer
To thynke or devyne all but veyne hyt were,
Hyt passeth to fer all mannys resoun
No tong can tell how she dyd that sesoun.

And all feyne speche that can bethougt truly
Shall fayle, hit ys incomprehensible;
And all the coniecturyng eke, sothely,
Vanyssheth, and ys clere impossible
To mannys resoun, clene insensible,
From the face of hyr superhabundaunt
Vertues, innumerable, extendaunt.

Of thys virgyns most excellent grace
In the conspect, of the hygh mageste

Of hym whyche chase hyr for hys restyng place
Preuydyd by the parfyte Trinite,
The mayde, the lyfe, the tyme, when hit shuld be,
Wherfore to yeue hyr dew laude and preysyng
Accordyngly hit passeth all connyng.

[fol. 230] O happy Joachim! therfor ioy thow
And be glad that thus hast deserued,
To be callyd the verrey fadyr now
Of suche a chylde, ioy thow, thus preserued;
But thow Anne that art also reserued
Joye now to gedyr, long tyme happyere
Then Anne the modyr of Samuel fere.

Thow hast brought forth the heuynly myrrour chyeff
And the parfyte lyly of chastyte,
The ground and mene off all oure bonechyeff,
The houshold of cleunes and honeste,
The lanterne of lyght and welle of pyte,
The consolacioun of all wrechys,
And of all trew pepyll the hope of blys.

Quene of aungellys, fountayn of mercy,
Mediatrice of thy ineffable grace,
Whyche to all synners art euyr redy
To helpe and comfort in euery space,
And to vs all worshippyng in what place
Of thys same day the gret solempnyte
She bryngeth grace of hyr benygnyte.

Lady of the world, make vs glad with the,
And with Cryst Iesu, oure lord, thyn owne son,
In euerlastyng ioy, for thow art verrey she,
The blessyd moder of redempcioun,
Bryng vs vnto thy sonnys hygh mansioun,
To whom be parfyte honoure and glory,
By all the worldes now infinitely.

Now blessyd seynt Anne, of thy gret goodnes,
With my trew hert I mekely beseche the,
Here my prayere and do thy besynes,
Be mene for vs all with thy doughtres thre
To that most holy blyssyd Trynyte
Of hys gret mercy, that we may be hys,
And when we dy to haue eternall blys.

Amen.

Explicit vita sancte Anne Matris
beate Marie virginis.

[fol. 174 v°] Incipiunt Psalmi Passionis domini.

o] Lord omnipotent, fader of oure creacyoun,
All thing producyng only by volunte,
Thy son transmysyng from hys habytacyoun,
Tendryst oure nature with pure virgynyte,
Whyche son immortal, with deth vs raunsomyd he,
To stable oure kynde suffryng better passyoun
To oure pore frealte spred hys myld compassyoun.

I the beseche, *with* soule humble and meke,
Pylgrym here on erthe and toward thy glory,
Beset *with* vice, in *ver*tu dull and seke,
That these X psalmes in spyryte of *pro*phesy
Pronouncyd of Dauyd, conquerour of Goly,
May be refuge and pauyce of defencyon,
To garde my spyryt when I of theym haue mencion.

And as thy sayd son, when he shuld nedys dy,
Behelde thy chyrche full rawe and yet remysse,
Exortyng thy peple to haue a specyall ey,
That the to prayse they neu*er* cese ne mysse,
So thow, my guyde, dyspysyng worldly blysse,
By thys fyrst psalme to ryse from wylfull syn,
And grace to purchase when I shall hens twyn.

Psalmus. Deus deus meus respice in me &c. *Ver.* Adoramus te *christe* & benedicimus tibi. Quia *per* sanctam crucem &c.

Caput mis*eri*cordie qui *pro*pter nos descendisti. *Oracio* in vtero virginis appensus ligno perfossus clauo. Vestiment*is* insuper sorti diuisis / surrexit liber ab inferis / *pre*camur ergo vt huius co*m*mercii non i*m*memor sis *popu*lis ab ore leonis ereptis rector qui fuisti quondam in te spectantibus liberator. *Per.*

Now by thy passyou*n* the churche clensyd ys
From all pollucio*u*n of orygynall syn,
And we renate vnto eternall blys,
By watyr of baptym both we and all oure kyn,
And fatly to fostre oure soules *with*yn,
Norysshed *with* sacrament*is* of thy lawe new,
Where feyth vs sheweth dyspeyre to eschew.

[fol. 175] Refresshe my mynde *with* stabyll *per*seue*r*aunce,
That I nat wandre in doute or in ambiguyte,
Let trew deuocio*u*n myn hert so avaunce,
That thy loue be my felycite;
Rule so my reso*u*n that I ne rely from the,
My maker, my keper, in all my welth,
Prese*r*ue from syn, conse*r*uer of myn helth.

Psalmus. Do*m*inus regit me. *Ver.* Esto nobis domine turris fortitudinis. A facie inimici. *Oracio.*

Rege nos suauibus *pre*cepcionis bonis. vt eterni habitaculi habitacione *per*cepta plenitudine *per*hennis pocula repleamur. *Per.*

The erthe ys thyne, the world thow dost enbrace,
Expellyng vyce from the yates of oure credence,
Excludyng Idols, oure mynde they nat purchace.
Thow vs exortyst that we cause noon offence,
But gladly receue *with* hert and dylygence,
The kyng of glory, stroyer of Portas infernall,
Losyng oure bondage to entyr hys heuynly hall.

Graunt, lord, to me by tythe of prescyence,
The lyues to sew of that gene*r*acio*u*n,

Whyche the ay seketh *with* full pure innocens,
In werk, in thought, in eu*e*ry occupacio*un*,
And that no fende haue in hys domynacio*un*
On my pore soule my neyghbo*ur* to begyle
But that thys psalme enbarre may hys fals wyle.

Psalmus. Do*mi*ni est terra. *Versic.* Saluum fac populum tuum do*mi*ne. Et rege eos vsque ineter*num*. *Oracio.* stabilior terre deus cui cuncta mundi plena deseru*it*. restitue nobis innocenciam vite. vt possimus te preuio montem sanctificac*ion*is ascendere. P*er*.

[fol. 175 v°] Ryght as thy pepyll chosyn of thy grace
Shuld thorough repentaunce confesse thyne infinite name,
So lat my mynde on thy love to arrace
Enforsyng my soule in ernest and in game,
The to remembre, that dred of worldly shame.
Me nat affaynte thorough synfull cowardyse,
And yef I stumble I shame nat sone to aryse,

And stable my flessh by vertuous conuersacio*un*
To myn approche, and guerdo*un* eke eternall,
So that my foes haue noon occasio*un*
With scornyng mockes, to kepe bond or thrall,
Dyrect my steppys that I from the nat fall;
Enbar confusyo*un* from hert, wyll, and speche,
And graunt thys psalm to be my gostly leche.

Psalmus. Ad te do*mi*ne Leuaui animam meam &c. *Versic.* Ostende nobis domine m*isericordi*am tuam. Et salutare tuum da nobis. *Oracio* libera nos ab omnibus angustiis nostris iustissime deus quia a*nim*as no*str*as exigim*us* obliuiscere quesumus delicta iuuentutis & ignorancie prioris no*str*e. vt siquid negligenter delinquim*us* clementer ignoscas. P*er*.

Besecheth thy grace *with* humble consecracio*un*,
* * * * * *
Thy churche here halowed and consecrat *with* thy blood.
To be theyre justyce, ioy, and gostly food,
In ryght to sew all thyne obse*r*uacio*un*,
Now kepe thy peple from all malignyte
That vice *with*draw nat oure loue, ay dew to the.

[fol. 176] And as for my tyme and werk,
Graunt me defensio*un* from all my gostly foone,
That they my wyll, myn hert, ne conscience breke,
But that my plesure be set to the allone,
And of thy mercy stable me as a stone,
That hope me comfort in eu*e*ry sore temptacio*un*,
So that I voyde the nett of dylectacio*un*.

Psalmus. Judica me do*mi*ne q*uoni*am ego in innocencia &c. *Versic.* ffiat m*isericordi*a tua do*mi*ne sup*er* nos que*m*admodum sp*er*auimus in te. *Oracio.*
Largire quesumus misericordiam tuam famulis tuis supplicibus et fac nos in veritate tua deuotos vt artibus no*str*is in innocencia restitutis liberari mereamur ab impiis per christum.

Thow art oure lyght illumynyng conscience clere,
To entre thy lawe, *with* feyth to lyue and dy,
Lat hope and ioy defend vs from all wyere,
And lovely drede let banyssh oure gostly spy
Thow beyng oure protect*our* we for no fals enuy,
Who shuld aproche *with* woo vs to assayle,
Where thow art *pre*sent eu*er* to our avayle.

Now gentyll lord, benygne and liberall,
As to Dauid yaue m*er*cy thorough repentaunce
And shewdyst hym grace to suppryse vices[1] all,
Let of thy pyte som v*er*tu me avaunce,
Lyft vp myn hert in continuall remembraunce
My conscience to serche, clensyd *with* charyte,
Offryng mysylf, sacryfice pure to the.

Psalmus. Do*min*us illuminacio mea &c. *Ver.* Exurge domine adiuua nos. Et libera nos pr*o*pter nomen tuum. *Oracio.*
Defende nos a castris & p*re*liis inimicor*um* adiutor o*mnium* deus vt in domo tue perpetuitatis durantes mereamu*r* vultu*m* tuum sp*iri*tuali cont*em*placi*o*ne suspic*ere*. P*er*.

[fol. 176 v°] Thy martyrs cryen *with* hert deuout and meke,
Theyre voyces byn herd in suffrage of theyre meryte,
Applaudyng thy p*re*sence syth lyfe thorough deth they seke,
And to tryu*m*phe eternally be knyt,
Suche ys thy guerdou*n*[2] from troubyll in pese to syt
For losse erthely to purchase and possede
The glory of heuyn to be theyre fynall mede.

Thy streynght of power, thy waraunt of pr*o*tecciou*n*,
Ys sure saufcondute from all our*e* gostly foon,
And I beleue the plenytude of thy dyleccyou*n*,
Ys bawme sufficient to hele vs eu*er*ychon,[3]
And though my soule be festred to the boon,
I shall neu*er* cease on the to call and cry,
The welle of pyte, multiplyed *with* m*er*cy.

Psalmus. Ad te do*mi*ne clamabo. *Ver.* Do*mi*ne fiat pax in virtute tua. Et habundancia in turrib*us* tuis. *Oracio.*
Fortitudo o*mnium* fortissime deus salua p*opulum* tuum & descendentib*us* in lacu*m* et ita nos in templo sancto tuo *vnami*ter in mente vt pacem cum proximis ore p*ro*ferimus puris cordib*us* teneamus. P*er*. X.

Stedfast in credence, exhorteth thys psalme p*re*sent,
With mynde deuout to obey all sacryfice,
As thy deth shuld cause vs to repent,
Thy ioyfull lyfe shall glade vs eu*er*y wyse,
With herty love oure passyons to suppryse,
And as Dauid the knew in spyryt of pr*o*phesy,
We ought the to worshyp *with* vs now man bodyly.

[1] vicell *sic MS.* [2] guerdoi*n sic MS.* [3] *This line in margin, same hand.*

Eke as thy chyldren in templys of thy law
Offred theyre wethers in homage and fewte,
Make me a wreche in vertues dull and raw,
Thy polysshyd Arke garnysshyd with beawte,
Of good thewes that I may to the
Present myn hert, contryte, humble, and meke,
That at my commyng[1] I be nat for to seke

[fol. 177] *Psalmus.* Afferte domino filii dei. *Versic.* Emitte spiritum tuum & creabuntur. Et renouabis faciem terre. *Oracio.*
dona domine virtutem populo tuo & effice nos templum spiritus sancti vt tibi de corde puro holocaustum preparemus. Per.

And as thy prophetys thow yauest in a clowde,
To know thy pask, thy deth, and resurreccion,
And to vs shewdyst thy propre voyce alowde,
Thow art the persone that breke all suspensioun,
And of oure bondage made for eleccyoun,
So thow, swete lord, cast thy mercyfull ey
On my pore soule, that I in clennes dy.

And as myn hert, my wyll, and full purpose
Ys the to serue, thy lawes, and thy plesaunce,
Graunt me deserue to be thy chylde ychose,
By actuall dede and trew perseueraunce,
And though my frealte me whilom doth greuaunce,
From consent to syn, that dede me nat assaile,
Yeue me defensioun, grace, and good counsaile.

Psalmus. Exaltabo te domine. *Versic.* Saluos fac seruos tuos et ancillas tuas . Deus meus sperantes in te. *Oracio.*
Susceptor omnium clementissime ne permittas delectari inimicos nostros super nos . sed ita in virtute tua nos corrobora . vt conuersum planctum nostrum in gaudium sanctitatis tue memorium iuigiter extollamus. Per christum

Oure feyth beleueth confessioun of thy name,
Yef we dyspose in vertu to perseuere,
That iustyce shall breke the panters of blame,
And we delyueryd to possede for euer,
By successioun, and waraunt, nat to disseuer,
Thy ioyfull place where thow takest entre,
With wytnes sufficient of men of Galyle.

[fol. 177 v°] And with this psalme, my yest of meditacioun,
Myne hert, my wyll, my love, and lyvely gost,
In to thyne handys, mekely, without elacioun
I holy yelde in sacryfyce for myn host,
In the for refuge my feyth and hope ys most,
Whyche I the pray in vertu me to nory,
That when I passe I may atteyne thy glory.

[1] connyng *MS.*

Psalmus. In te dom*in*e speraui. *Versic.* Mittenobis dom*in*e auxilium de s*anc*to. Et de syon tuere nos. *Oracio.*

Immensam multitudine*m* dulcedinis tue piissime deus suppliciter exoramus . vt dum veritate*m* tuam requirimus execrabilem . conteramus. P*er.*

Now to conclude the effect of my prayere,
What I desyre of thy hygh mageste
I wold beseche, w*ith* mynde and hert entyere,
To graunt me grace so disposyd [to] be,
Thy wyll to sue, all vyces for to flee,
Both of the fende and worldly elacioun,
And flesshly lust to haue in detestacioun.

And Sathan thow puttest to repreef,
When he approchyd to tempt the on the hyll,
Lat nat thys gyle on me haue bonnchief,
Ne to suppryse my most vnstabyll wyll,
Thow art my lord, lat nat my cause spyll;
Syth thow hast payed the raunsom of my lyfe,
Dystroy hys malcye, hys fraude, and all hys stryfe.

Thow hast me wasshe w*ith* water of thy passyoun,
Mengyd w*ith* blood as long as hyt wold rynne,
Thy chyrche me wis out of hys possessyoun,
When I abiured hys pompe and all hys kynne,
Now wasshe my conscience w*ith* teares clene w*ith*yn,
That mynde and dede be set, the to honoure,
W*ith* lastyng feyth vnto my dedly howre. Amen.

Expliciunt Psalmi Passionis Dom*in*i.

[fol. 276] A deuout prayere toward thy bedde at nyght.

nOW Ihesu lord, welle of all goodnes,
For þy gret pyte I the pray
Foryeue me all my wykkydnes,
Wherew*ith* I haue greuyd the to day.

Honoure & praysyng to the be,
And þankyng for þy yeftys all,
That I thys day receuyd of the
Now, curteyse Cryst, to þe I call.

Thys nyght from parell thow me kepe
My bodyly reste whyle that I take,
And as long as myn eyen slepe
Late my hert in þy seruyce wake.

For feryng of þe fende oure fo
Foule dremes, and fro fantasies,
Kepe me this nyght fro syn also
In clennes þat I may vpryse.

Saue my good doers fro greuaunce,
And quyte hem þat þey on me spende,
Kepe myne enemyes from noyaunce,
And yeue hem grace to amende.

Mercy, Ihesu, and gramercy,
My body and soule I the beken,
In nomine patris & filii
Et spiritus sancti, Amen.

Explicit.

[fol. 276 v°] A devout prayere at thy vprysyng.

[i]N nomine patris & filii,
Et spiritus *sancti*, Amen,
Mercy, Iesu, and gramercy,
My body and soule I the beken.

Now Iesu lord blessyd þou be
For all þys nyght þou hast me kept,
From the fende and hys postee,
Whether I wakyd or slept.

In gret dissese, in dedly syn,
Many on thys nyght fallen hase,
That mysylf shuld haue fall in,
Had þou nat kept me of thy grace.

Lord yeue me grace to þy worshyp
Thys day to spende in þy plesaunce,
And kepe me fro wykyd felyshyp
And from þe fendes encombraunce.

Iesu, my tong þou rewle also
That I nat speke but hit be nede,
Hertyly to pray for frend or fo
And harme noman in worde ne dede.

Cryste yeue me grace of mete and drynke
Thys day to take mesurably,
In dedely syn þat I nat synke
Thorough outrage of foule glotony.

Iesu, my lord, *Iesu*, my loue,
On all þat I am boundyn to
Thy blessyng sende from heuyn aboue,
And yeue hem grace þy wyll to do.

My good Angell, þat art to me sende
From god to be my gouernoure,
From euyll spyrytes thow me defende,
And in my desease be my socoure.

Amen.

Explicit.

[fol. 276 v°] **A Lament of our Lady at The Passion.**

Sequitur Meditacio de Passione Domini Nostri Iesu Cristi
(John Lydgate: added in Stow's hand)

T]here stood besyde the crosse of Iesu
Hys moder, hyr sustyr, and also Iohn,
Beholdyng hys woundes bledyng all new
They syghyd, þey sobbyd euer in on;
Hys modyr þus mornyng made her mon:

"Dere son, delyuer vs out of pyne,
Take me with the, my Ioyes be gone,
Lat bothe be lyke, thy deth and myne.

"Thy peynes to me they be so smert,
My sorow so sore, hit wyll nat slake,
That ys a swerde they perse my hert,
And euer wyll do, tyll dethe me take;
The peyne wherof hit maketh me quake,
But well I wote to com to the,
And euer ioy and myrthe to make
Full long therto now thynketh me.

[fol. 277] She lokyd vp hygh vnto the crosse,
She saw her son opon hit hyng,
How myght þat may haue had more losse
Than lese her son þat was a kyng?
She myndyd well, he made all thyng,
And myght haue sauyd hymsylf fro wo,
Therfore sorow to her hert dyd hyng
That he suffred suche wreches to sle hym so.

"Allas, dere son, thynkest þou nat on
How thow thyne angell to me sent,
And seyd þou wold become a mon
To saue mankynde þat þan was shent?
He gret me with grace & good entent
And seyd I shuld conceue with ryght
The lord on whom my loue ys lent
For thow art my son and God of myght.

Gabryell gret me all with grace
And all with myrthe he myngyd my mode,
And now I loke opon thy face
And se the, kyng, there on the rode
Spoylyd and sprynklyd all with blode,
Scornyd and scorgyd & all to-shent
Now may ther nothyng do me goode,
For sorow and care so hath me hent.

Somtyme I lappyd the in myne arme,
And thought full kyndely the to kysse
I weryd the wyll fro all kyn harme,
On the was all my ioy and blysse;
But now methynke hit ys all amysse
To se thy blood renne from the hert.
But I most take hit as hyt ys,
And sofre sorow with peynes smert.

Dere son, thow sokyd vppon my breste
And couеryd me well fro all kyn care;
I know well þou made bothe man and beste,
Heuyn & erthe & mekyll mare,
But now þou lernyst another lare
And suffrest dethe withoutyn skyll;
Allas, dere son, how shall I fare,
Rewle me & gyde me euen as þou wyll.

I lappyd the, I lullyd the, I layde the soft,
I kyssed the oft opon my kne,

And now thow makest me syng full oft,
To se the thus hang on thys tre.
Allas, wyll hit no better be,
Shall all my Ioyes þus fro me go?
Make here my ende, take me *with* the,
And lat me neu*er* abyde thys wo.

Than spake *þat* lorde wordys full mylde,
As he hyng vppon the tre:
"Woman take Iohn here to thy chylde,"
And þan anone to Iohn seyd he,
"Lo, here þy modyr, þow may her se."
And eu*er* aftyr *with* all hys myght
He socoryd *þat* lady, blessyd mot she be,
And s*er*uyd her truly, bothe day & nyght.

Yet mornyd that mayden in her mynde
When she saw *þat* her chylde was slayne.
Blame her nat, hit was but kynde;
Yet was there oo þyng made her fayne,
She wyst that he shuld ryse agayne:
But for all that she was full wo
To se her chylde suffre suche payne,
And hang there dede boþe pale & blo.

[fol. 277 v°] Euer she syghyd & seyde allas:
A carefull woman what sall I do?
My ioy, my comfort in eu*er*y cas
My owne dere chylde ys slayne me fro;
Why wold þese wyked Iewes do so
To sle my son *with*-outyn cause?
Wyte me nat þaugh I be wo,
For I may neyther bynde ne lause.

That blessyd lady, chosyn for chaste
To bere *þat* lord *þat* all thyng wrought
Heuen and erthe, wode and vaste,
Wat*er* and wynde, & all of nought;
Her sorow was suche *þat* she ne rought
To dy for dole of her son dere,
Her sorow so suyd her vnsought,
That nothyng myght amende her chere.

O lorde, sythe þou wold nat her spare,
That of her body toke flesshe & blood,
But as a caytyf let her haue care
When thow hynge nakyd on the rood,
Why shuld we wreches, *þat* neu*er* dyd good,
Groge *with* peyne or adu*er*site
But thanke & blysse the *with* myght & mood
In ioy or sorow, whether that we be.

Remembre, lord, of thy goodnes,
Howe *with* thy blood *þou* bought mankynde,
And brought hym frely out of dystres,
Fro the foule fende *þat* dyd hym bynde,
Where-euer for syn he shuld haue pynyd,
But *þat* *þou* for hy*m* dethe wold take,
Let neu*er* *þat* sorow renne fro our mynde
That thow wold suffer for our sake.

And late þy Godhede *gra*unte vs grace
That we mat mekely *with* all our myght
Thanke þe & looue, whyle we haue space,
Serue þe & blesse, boþe day & nyght;
And at oure (ende) come to *þat* lyght
Wheryn *þou* art & eu*er* shall be,
And eu*er* abyde þere in þy syght, —
Amen, Amen, for charyte.

Explicit (Iohn Lydgate: added by Stow.)

An Exortacion to auoyde and to put awey the seuyn synnes.

[fol. 275 v°] Syth in þys world þ*er* can noþyng be sewre,
Helthe ne lyfe, worshyp ne yet Ryches,
Profyte ne plesure, ne nought *þat* may endure,
But all ys changeable, bytter and swetnes,
Than were hit wysdom, a man to take sadnes,
And take to hym a p*er*fyte remembraunce
That eu*er*y day he know hys owne gou*er*naunce.

And call hy*m*self before hys owne conscience
Eu*er*y day ones to wete what he hath wrought,
Whether he haue do any thyng by neglygence,
Or elles of purpose and long contynued thought,
Wherby *þat* he in any syn were brought,
So *þat* he myght þan take hys confessour,
And se hys soule stond clene at eu*er*y hour.

And to reduce it quykly to hys mynde
Whether he haue synnyd by any wantones
In worde or dede by any man*er* of kynde,
Dedely or venially, let hy*m* serche expres
And to make amendys haue a sekernes,
That he may thynke opon hys synnes sere,
Eu*er*y day rede thys lessou*n* *þat* ys here.

[fol. 276] Cont*ra* Superbia*m*.
When we by p*r*ide & foule p*re*sumpsiou*n*
Exalte our-sylf and set our hert*es* on hyght,
Then þynke we nat, lord, of þy bytt*er* passiou*n*,
How þow were taken & led forþe in þe nyght,
Boundyn & bobbyd, & stoppyd was þy syght;
Haue m*er*cy, lord, and pardone *þat* offence,
As þou dyd Petyr *þat* denyed þe in þy *pre*sence.

Cont*ra* Iram.
When we be mouyd by þe syn of Ire,
And steryd by angor to fall to any stryfe,
Or ellys by malyse so ferre be set on fyre
Eyther to chyde or smyte *with* swerde or knyfe,
Lord, of þy grace reme*m*bre vs þan blyfe,
Howe þou were scorgyd & crownyd eke *with* thorn,
Than yeue vs charyte & let vs neu*er* be lorn.

Cont*ra* Inuidiam.
When we wykydly by þe syn of enuy
Hurt our soules by ded or wykyd þought,
Then foryete we how þe Iewes dyd hy
To make the, lord, before Pylat be brought,
And to accuse þe falsly þey sparyd nought,

Yet þ*ou* foryaue hem of þy blessyd grace;
So, lord, foryeue vs all our foule trespace.

Cont*ra* Accidia*m*.
When we be dullyd with slouþe or slogardy,
And set awey so ferre fro deuocioune,
Lord, of þy grace lyft vp our gostly ey,
That we may þen reme*m*bre þy passion,
Howe of þy blessyd body þer ran doune
Wat*er* and blood opon a mount on hyght,
Yet sesyd þ*ou* nat to wache & pray þ*at* nyght.

Cont*ra* Gulam.
O lorde, when we for lust of mete or drynke,
By smellyng or tastyng fall in-to glotony,
Than of þy grace, lorde, make vs for to thynke
How fourty dayes þ*ou* fastyd by and by,
And aftyr þ*at* þow were takyn on hy
Scornyd and scorgyd, troblyd & torment,
W*ith*outyn cause, for þow were innocent.

Cont*ra* Luxuria*m*.
Our fylþy flesshe, so full of corupcion,
So sone assauteth our carnall freelte,
And putteþ vs oft in suche tribulacion,
That of our flesshe we haue no remedy;
Then, lord, for þy passion and pyte,
Helpe vs & saue vs as þou dyd Poule, by grace,
And of þy m*er*cy pardon our trespace.

Cont*ra* Auaricia*m*.
Worldly desyre by wrechyd Couetyse
Of worshyp or profyte, by meanes vnmesurable,
Or in worldly þynge*s* to be to wyse,
Ys as þe see euer insaciable;
Refrayne þ*at* wyll, lord, & make vs able
To holde ys content of þy yeftys all
So þ*at* þe worlde neu*er* make our soulys thrall.

Explicit. (John Lydgate: in Stow's hand.)

A Song on The Battle of Barnet.

[fol. 244 v°] *Gaudete iusti in Domino,*
For now regneth ryghtwysly oure sou*er*ayn,
Trew enherito*ur* to the crowne, hys quarell p*re*ueth so,
Edward the fourth, by grace to attayn
W*ith* the crowne of England, on vs to rayn,
By iust tytle of hys descendyng,
All mys creatures to reconsyle agayn
Conu*er*timini, ye comons & drede yo*ur* kyng.[1]

Conuertimini, and leue your opinion,
And sey Credo, hyt wyll noon other wyse be,
For he ys gon, that louyd dyuysion,
Mortuus est, ther can noman hym se;
Now ys Iusticia in hys owne contre,

[1] The last line of each stanza is written, like a refrain at the side of the other, bracketed lines.

Prosperyng hys purpose to menteyne,
All myscreatures to reconsyle ageyne.
Conuertimini ye comons & drede your kyng.

Drede your kyng and your souerayn lord,
For he ys worthy to be louyd and dred;
Hys gloryous victory bereth record
That he ys both pacyent and sad,
Of a more famous knyght I neuer rad
Syn the tyme of Artors dayes,
He that loueth hym nat, I holde hym mad
Conuertimini ye comons, and drede your kyng.

Vppon Ester day befelle a pyteous case,
Many a man hys lyfe lost in that mornyng,
Cristus resurgens was song *with* "alase!"
"Allas!" may he syng that causyd all thys,
Sorow and care causyd many a day,
Orate pro *anima*, that he may com to blys,
Ye that [be] hys frendys, yow *prestys*, to pray,
Conuertimini ye comons, and drede your kyng.

Homo proponit, oftymes in veyn,
But deus disponit, The boke telleth pleyn.
quy serra serra.

Finis. (Lydgate, in Stow's hand.)

The Birds' Matins.

[fol. 196 v°]

aS I me lenyd vnto a ioyfull place,
Lusty Phebus to superuyde,
How god almyghty of hys gret grace
Had florysshyd the erthe on euery syde
The woodes and the medewes wyde
With gret habundaunce of verydyte;
Whyche causyd me so gret felycyte,

That styll I stood in a perplexyte
To Phebus my wyttes gan referre,
And on thys wyse he seyde to me
"Abyde a whyle, and thow shalt here
Hym commendyd, whyche dyd conquere
Thy sowle from pcynes perpetuall
And of hys blysse to make the parciall."

Then herde I a noyse celestiall,
Reioysyng my sprytes inwardly,
Of diuerse fowles, both gret and small,
Preysyng God *with* swete melody
In all hys werkes full reuerently
With an heuynly hympne and an holsom,
Conditor alme siderum.

The popyniay alone can syng
And seyde, "thys ys my propurte
With Aue or *Kirie* salute a kyng,
As scripture maketh mension of me,
In bookes of nature, who lyst to se,
Wherfore me thynk I do nat amysse
To welcome the king of heuyn blysse;

"That from the sete of the hygh trynyte
Into a vyrgyns wombe *im*maculate,
Descendyd thys tyme of fre volunte,
And so became man incarnate,
To restore hym to hys furst estate,
Wherfore I syng of his Natyuyte,
A solis ortus cardine."

[fol. 197] The Pellycan seyde *with* mornyng chere,
"Of cristes passyon I do compleyne
That mankynde hath bought so dere,
With greuous hurtes and bytter peyne,
And yet man cannat loue hym ageyne,
Wherfore I syng as I was wount,
Vexilla regis prodeunt."

The nyghtyngale lepyd from bow to bow,
And on the Pellycan she made a cry,
And seyde Pellycan why mornyst thow now,
Cryste ys rysyn from dethe truly
Mankynde *with* hym to gloryfy,
Wherfore syng now as I do
Consurgat Christus tumulo."

The larke also full naturally
Crystes ascension in humanyte
Comendyd *with* song, specially,
And seyde, "blessyd be thow, lord of felycyte,
That hast callyd man to so hygh degre,
That neuer desernyd of equyte,
Eterne rex altissime."

The dove also that ys so whyte,
In hert bothe meke and beauteuous,
Vnto the erthe she toke her flyte
And sang a song full gracious,
Of all songes most verteous,
And as I perseuyd she sang thus
Veni creator spiritus."

These byrdys all present apon a tre
Were gaderyd to gedyr, as couenant was,
Prayesyng oon God in trynyte
That all thys wyde world doth enbrase,
And thus they sang, both more and lase,
The melodyouse ympne *with* gret solase,
O lux beata Trinitas.

London. H. N. MacCracken.

Volkstümliche französische Lieder

aus Arienbüchern und Chansonssammlungen des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts.

Für die Kenntnis der in Frankreich während des 16. und 17. Jahrhunderts gesungenen Lieder, die man als volkstümlich ansehen kann, stehen uns nicht wenige gedruckte Quellenwerke zu Gebote. Während nun von diesen diejenigen, die nur Texte enthalten (*Recueils, Trésors, Elites des plus belles chansons* und wie sie alle heifsen), ziemlich fleifsig benutzt worden sind, haben die Liederhefte mit Musik weniger Berücksichtigung gefunden. Der Ursachen dafür gibt es mehrere. Einmal sind solche Liederbücher seltener als die Gedichtsammlungen, und viele derselben sind nur unvollständig erhalten. Die Sammlungen mehrstimmiger Lieder wurden bekanntlich damals in Stimmbüchern gedruckt; so kommt es denn vor, dafs von manchen derselben uns eine oder zwei Stimmen erhalten sind, z. B. Tenor und Bafs, oder nur der Alt, oder auch dafs die verschiedenen Stimmbücher eines und desselben Werkes auf verschiedenen Bibliotheken liegen, so dafs es oft schwer fällt, das vollständige Werk zusammenzubringen. Ein anderer Grund ist der, dafs aus den kontrapunktisch gesetzten mehrstimmigen Gesängen über ein Volkslied die ursprüngliche Melodie nicht immer leicht herauszulesen ist.[1] Jedoch mufs man dabei bedenken, dafs im Laufe des 16. Jahrhunderts die französische Chansonkomposition eine Umwandlung durchgemacht hatte;[2] man trifft neben kontrapunktisch imitierenden Stücken auch solche, die rein akkordisch gesetzt sind, aus welchen die volkstümliche Melodie, wenn eine solche vom Komponisten benutzt wurde, mit Leichtigkeit genau zu erkennen ist. Um so mehr ist dies der Fall, wenn die Melodie nicht mehr im Tenor, sondern in der Oberstimme, im Sopran steht, wie es gegen Ende des 16. Jahrhunderts Brauch wurde. Man wird natürlich nicht jede Melodie, deren Text volksmäfsigen Charakter hat, auch als eine im Volke verbreitete ansehen dürfen. Manchmal kann es sich auch um eine an einen bestimmten volkstümlichen Typus sich anlehnende Originalkomposition des betreffenden Musikers handeln. Doch weifs man, dafs viele Chansons aus der damaligen Zeit von den Komponisten nicht erfunden, sondern nur mehrstimmig gesetzt worden sind, und wenn die Melodie eines Liedes sich in mehreren Be-

---

[1] Diesen Grund gibt z. B. Weckerlin an (*L'ancienne chanson populaire en France*, Paris 1887) als Entschuldigung für die geringe Anzahl von mitgeteilten Melodien (p. IX).

[2] Vgl. darüber u. a. Ad. Sandberger: *Roland Lassus' Beziehungen zu Frankreich und zur französischen Literatur*, Sammelb. d. I. M. G. 1907, S. 395 ff.

arbeitungen durch verschiedene Tonsetzer ziemlich unverändert vorfindet, so kann man wohl auf ihre Volkstümlichkeit schliefsen. Eine eingehende Durchsicht der französischen Liederbücher aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts würde wohl noch manches Interessante zutage fördern. Bei der Untersuchung des Quellenmaterials für Studien über das französische Kunstlied jener Zeit fand ich in einigen *Livres d'airs* mehrere volkstümliche Lieder, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind oder von denen nur die Texte bekannt waren. Es schien mir daher interessant, eine Anzahl derselben hier wiederzugeben, und zwar alle, bis auf drei, mit ihren Melodien. Varianten werden nicht mitgeteilt, sondern es wird nur kurz angegeben, wo solche zu finden sind.

Die Melodien fanden sich in den fünf folgenden Arien- oder Chansonsammlungen:

1. *Airs mis en musique à quatre parties par Pierre Cerveau, Angevin. Paris, par la veufue feu R. Ballard et son fils Pierre Ballard, Imprimeur du Roy en musique 1599.* (Superius auf der Herzoglichen Bibliothek Wolfenbüttel.)

2. *Le premier livre de chansons et Airs de court, tant en françois qu'en italien et en gascon, à 4 et 5 parties, mis en musique par le Sieur Charles Tessier, musitien de la Chambre du Roi.*

Imprimés à Londres par Thomas Este, Imprimeur ordinaire. 1597. (Paris. Bibl. Ste-Geneviève. Vm 593[22].)

3. *Airs et vilanelles mises en musique à quatre et cinq parties par Pierre Bonnet, Limosin. Paris, veufue Ballard et Pierre Ballard, 1600.* (Paris. Ste-Geneviève V 1205—08.)

4. *Airs de cour à quatre et cinq parties par Pierre Guedron, Maistre et Compositeur de la Musique de la Chambre du Roy. Paris, P. Ballard. 1608.* (Bibl. Ste-Geneviève. ib.)[1]

5. *Recueil des Chansons de L. M. P. A Paris, par Pierre Ballard, imprimeur de la Musique du Roy. 1629.* (Privatbesitz.)

Die Texte der mitgeteilten Lieder stehen aufserdem beinahe alle in einem oder mehreren der zahlreichen *Recueils, Trésors, Elites* aus jener Zeit. Für die Bibliographie der letzteren genügt es, auf die Angaben in Haupts *Französische Volkslieder,* herausgegeben von Tobler (Leipzig 1877, S. 172 ff.), Weckerlin, *L'ancienne chanson populaire en France* (Paris 1887, p. XV ss.),[2]

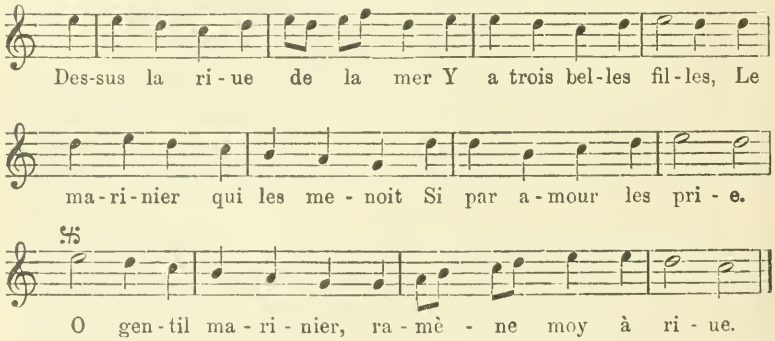
[1] Leider sind in dieser und der vorhergenannten Sammlung mehrere Blätter herausgerissen, und zwar gerade solche, die die Kompositionen einiger Chansons (z. B. *A Paris sur petit pont* oder *En place, marchande* etc.) enthielten. Da die Stimmbücher der Abtei Ste-Geneviève gehörten, ist es möglich, dafs man die Lieder ihrer etwas zu freien Texte wegen entfernt hat.

[2] Die von W. angegebenen Signaturen der auf der Bibl. Nat. befindlichen Drucke stimmen nicht mehr mit den jetzigen überein.

Sandberger, *Sammelb. d. I. M. G.*, 1907, den *Katalog der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel* (Abteilung Franz. Lit.) und meine kleine Abhandlung: Das Liederalbum einer franz. Provinzdame um 1620 (Festschrift zum 15. Neuphilologentag. 1912) hinzuweisen.

Die Beliebtheit, deren sich manche der betreffenden Lieder erfreuten, geht schon aus ihrer Aufnahme in mehrere, zeitlich oft ziemlich voneinander entfernte Sammlungen hervor. Einige derselben kehren in fast allen Recueils von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis in die ersten Dezennien des 17. mit mehr oder weniger Varianten wieder. Um so interessanter ist es auch, ihre Melodien zu kennen. Diese sind zwar nicht immer bedeutend; sie gehören vielfach dem Typus des einfachen Tanzliedchens an. Aber der Umstand, dafs verschiedene Musiker sich die Mühe nahmen, sie vier- oder fünfstimmig zu setzen, beweist, dafs auch sie sehr verbreitet und beliebt waren.

Der Inhalt mehrerer unserer Lieder ist ein anekdotischer. Es wird uns z. B. das Begegnen zweier Liebenden und die Folgen davon erzählt; oder das Abenteuer, das drei junge Mädchen, drei Damen, auf einem Spaziergang erleben. Zu dieser Gattung gehören die beiden folgenden Liedchen, die dem Arienbuch von Cerveau entnommen sind. Beide sind Tanzlieder, wohl aus der Gattung der einfachen *Branles,* das erste vielleicht besser dem Typus der *Rondes* entsprechend. Es lautet:[1]



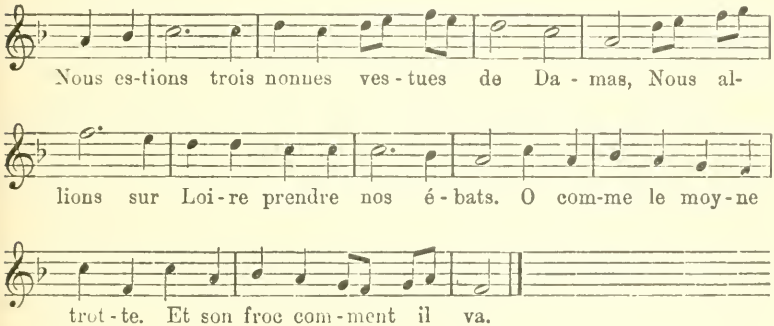
A la plus jeune s'adressa
Comme a la plus jolie:
'Bon gré mal gré me baiserez,
Je vous feray ma mie.'
O gentil ...

Lors il la prist et la jetta
Dessus l'herbe fleurie,
Aussitost qu'elle fut à bas
Elle fist l'endormie.
O gentil ...

Mais après l'avoir bien baisé
A haute voix s'ecrie:
'Las, quand vous aurez faict de moy
Ne vous en mocquez mie'.
O gentil ...

[1] Die Melodien sind alle ohne Taktstriche und ohne Takt- und Tempobezeichnungen.

Mehr Schwung hat die Melodie des nächsten Liedes, die ebenfalls aus dem Arienbuche Cerveaus stammt; Weckerlin teilt einen ähnlichen Text mit (a. a. O. p. 375). In den *Airs de cour* von 1597 kommt das Lied auch vor, leider ist davon meines Wissens nur die Tenor- und Bafspartie erhalten. Diese aber passen gut zu der Melodie,[1] welche Cerveau hat, woraus zu schliefsen wäre entweder, dafs das Lied Cerveaus schon zwei Jahre vorher ohne Autornamen gedruckt wurde, oder, was wahrscheinlicher ist, dafs die Melodie eine wohlbekannte und volkstümliche war, die von mehreren Komponisten benutzt wurde. Das Lied lautet:



Nous allions sur Loire
Prendre nos ébats,
Par là passe un moine
Qui nous salua.
O comme ...

'Dieu vous gard' les belles,
Belles Dieu vous gard'.

La quelle sera ce
Qui m'amie sera?

J'ay dans ma boursette
Encor cent ducas,

Et ma hacquenée
Et tout l'atiral.'

S'a dit la plus jeune,
'Je veux les ducas'.

S'a dit la seconde,
'Je veux le cheval'.[2]

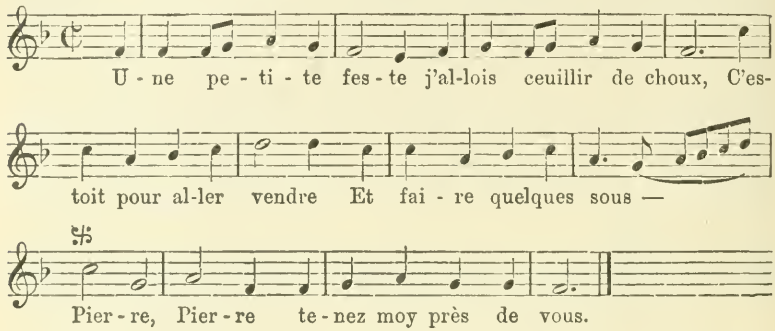
Sehr verbreitet scheint im Anfang des 17. Jahrhunderts folgendes Liedchen gewesen zu sein, von dem wir nur die Melodie und erste Strophe geben, da der Text bereits hier im *Archiv* (LXIV p. 232) und in der *Ztschr. f. rom. Phil.* (V p. 543) abgedruckt worden ist.[3] Die Melodie findet sich, fast genau

[1] Es konnten nach den zwei Stimmen auch einige Ungenauigkeiten im Druck der Melodie korrigiert werden. Diese Bafs- und Tenorstimmen der *Airs de cour de plusieurs autheurs* sind ebenfalls in Wolfenbüttel.

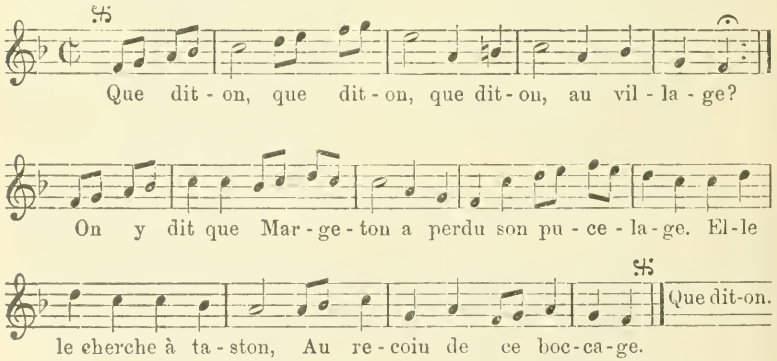
[2] Der Text endet hier, während in der Version *Nous estions trois dames*, die Weckerlin mitteilt, und die sich auch in der *Eslite* von 1608 findet, nur ein junges Mädchen spricht, das am Schlufs auf das Rofs steigt und davonreitet. — Vgl. auch die Version *Ztschr. f. rom. Phil.* V S. 547 und die Angaben von Parducci (*Archiv* CXXI p. 114).

[3] Der Text steht ebenfalls in *La Fleur* ... 1602, p. 205 und *Le Trésor* ... Rouen 1606.

übereinstimmend, in dem Arienbuch von Bonnet und dem von Cerveau. Sie ist ziemlich unbedeutend, wie man hier sehen kann:



Mit diesem und dem folgenden Liede sind wir schon mehr in die Realistik des alltäglichen Lebens versetzt. Das Lied *Que dit-on au village* finden wir in einem der letzten Bücher, die noch mehrstimmig gesetzte volksmäfsige Gesänge enthalten, in den *Airs à 4 et 5 parties* von Guédron 1608.[1] Der Komponist, Pierre Guédron, war damals Maitre et compositeur de la musique de la chambre du Roi und am Hofe Heinrichs IV. sehr angesehen. Möglicherweise hat er die Melodie des Liedes ein wenig galanter gestaltet, als sie ursprünglich war. Sie lautet in seiner Fassung:

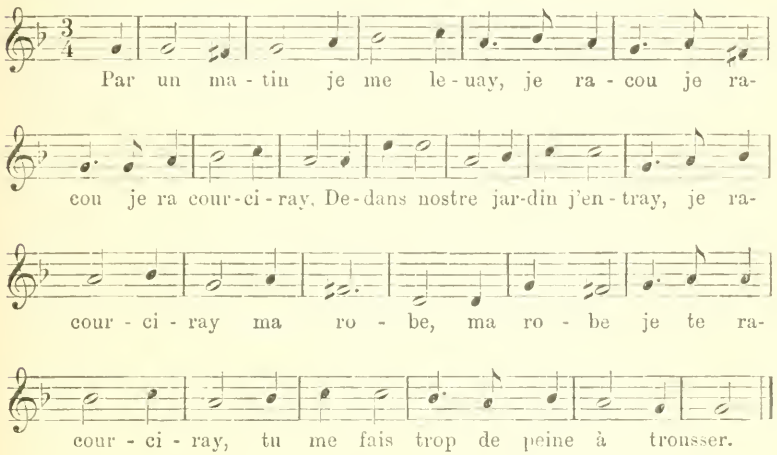


Das Mädchen gesteht dem erzürnten Vater, dafs Robin der Missetäter ist. *Il a ceuilli le bouton | Le plus beau du jardinage* heifst es am Schlusse des Textes, der, wohl auch etwas arrangiert, nicht viel Interessantes bietet.

In den Sammlungen von *Chansons pour dancer* findet man ziemlich viele solcher Lieder, die ursprünglich wohl in ein-

[1] Die Worte aufserdem in der *Elite de toutes les chansons* ..., ebenfalls von 1608.

facherer Form allgemein gesungen, aber für die vornehmere Gesellschaft etwas umgemodelt wurden. In einem 1629 herausgegebenen und von L. M. (vielleicht Louis de Mollier) verfafsten Recueil sind uns verschiedene jedenfalls volksmäfsige Lieder in etwas veränderter Form überliefert.[1] Unter denselben sei eins (wenigstens die erste Strophe mit der Melodie) als Beispiel mitgeteilt:[2]

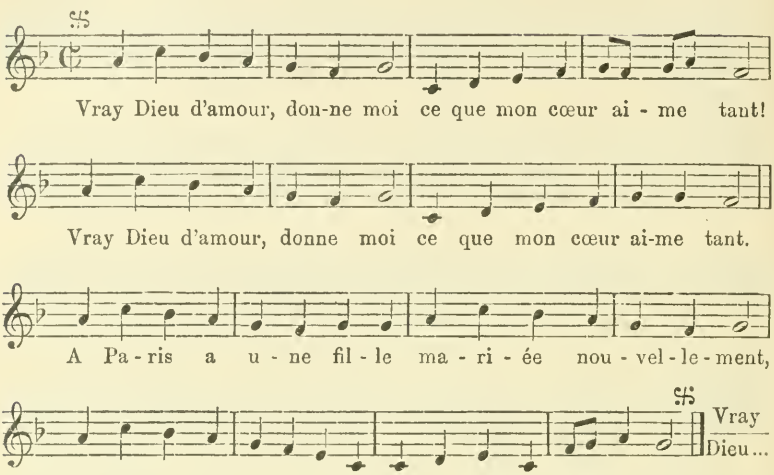


Viel mehr auf dem Gebiete des richtigen Volksliedes stehen wir mit folgendem Liede, welches das nur nach Vergnügen und Lust trachtende Weib uns vorführt. Auch die Melodie hat einen kräftigeren, frischeren Zug als die eben mitgeteilten Chansons. Der Text ist allerdings nicht ganz klar und logisch. Denn warum sollten die Eltern über die Schwangerschaft der Tochter betrübt sein, wenn wir im ersten Vers erfahren, dafs sie verheiratet ist? Vielleicht sind zwei ursprünglich unabhängige

[1] Der Verfasser gibt in der Vorrede, die er unter dem Namen des Berger Mélinte an die Bergère Isabelle adressiert, selbst zu, dafs er sich bemüht hat, die Tanzlieder so umzugestalten, dafs sie der berühmtesten Gesellschaften würdig wären. Der Passus lautet in seiner etwas merkwürdigen Orthographie: *Je me doute que dans celles qui sont à dancer beaucoup i trouueront d'abord des mouuemans extraordinaires; mais il faut tenir ferme et pour si peu que l'on ait d'air à la dance on en viendra facilement à bout; je l'ay fait à dessein de les élongner du commun é de les rendre plus dignes des plus celebres assamblées.*

[2] In den von Ballard 1724 herausgegebenen *Rondes, chansons à danser* findet sich dieses (I p. 114) und noch ein anderes Lied des Büchleins von Mollier, woraus zu ersehen, dafs viele der betr. Rondes schon anfangs des 17. Jahrhunderts im Volke verbreitet waren. Mit dem etwas verfeinerten Text hat dann Rolland (*Rec. de chans. pop.* I 120) unser Lied wiedergegeben.

Versionen vermischt worden. Der Refrain steht in engem melodischen Zusammenhang mit dem Liede.[1]



Tous les jours elle se mire dans un beau miroüer d'argent,
Et dit à sa chambrière Jeanneton venez avant.
Vray Dieu d'amour ...
'Regarde si je suis belle ou si mon miroüer ment.'
'Par ma foy mademoiselle, vous estes grosse d'enfant.
Vostre ceinture est levée on le voit apertement.
Vostre père et vostre mère en auront le cœur dolent.'
'Tu ne sais que tu veux dire ils sont morts tout maintenant.
Va depescher ta besongne, irons à l'enterrement.
Et n'ayons rien d'autre chose qu'à nous donner du bon temps.'

Es sei gestattet, im Anschlufs daran ein anderes Mädchenlied zu geben, dessen Melodie mir allerdings unbekannt geblieben ist. Der Text steht im *Recueil de plusieurs chansons nouvelles ... Lyon 1571.* Das Lied, welches uns die Bestrafung eines spröden Mädchens erzählt, ist vielleicht eine Bearbeitung einer älteren Chanson. Es ist *Chanson nouvelle* überschrieben und nach der Melodie von *O la voilà la belle* zu singen.

[1] Das Lied finden wir in den *Airs* von Bonnet, f. 45 vo. Die Melodie ist im Dessus, nur der Schlufs des Refrains wurde aus dem Tenor entnommen, da der Sopran an dieser Stelle in die Höhe geht und offenbar zu der Melodie im Tenor eine Gegenstimme bildet. Eine spätere Variante des Textes: Weckerlin p. 24.

A Paris il y a une tant belle fille,
Elle a tant d'amoureux qu'ell' ne sçait auquel rire.
Il en vint un qui la vint demander,
Elle est en fantaisie s'ell' le doit refuser.
O la voila la belle qui s'en va.
Ell' dit qu'elle est malade,
Qu'ell' ne dancera pas.

Depuis trois mois en ça il s'est faict une dance,
La belle y arriua pour estre la plus gente,
Y en eut un qui la prit par la main.
Ell' dit qu'elle est malade, qu'ell' ne dancera point.
O la voila ...

Hélas montre-la moy, compagnon ie te prie,
Je la feray dancer, ie le te certifie.
Et il a pris la belle par la main.
Ell' le veit si braue, ne le refusa point.
O la voila ...

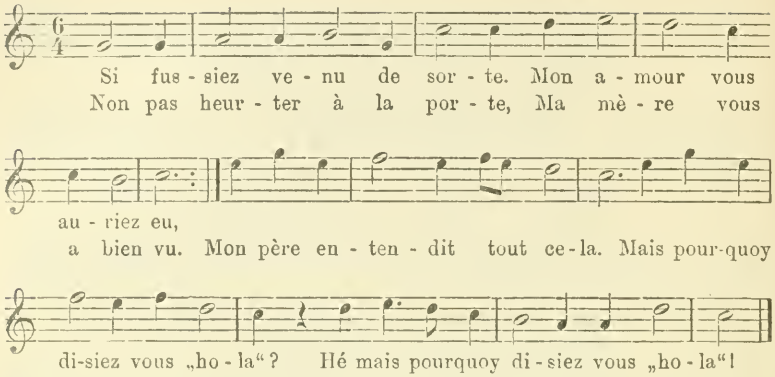
Quand ils eurent dancé deux ou trois tours de dance
Il dist au menestrier: 'donnez luy un bon bransle,
Et lui donnez ce bransle que sçauez
A la ieune fillette qui refuse à dancer.
O la voila ...

[Le bransle que c'estoit c'estoit le ouyst eu iouste,
Et tous ses compagnons si ce sont pris à rire.
O la voila ...][1]

Le galand que c'estoit il estoit de la France,
Le pourpoint de satin, aussi les chausses blanches
Et par dessus le colet chiqueté,
Aussi la plume blanche, les souliers découpés.
O la voila ...

Dramatischeren Zug haben diejenigen Lieder, bei denen wir den Vorgang direkt aus dem Munde einer der beteiligten Personen erfahren. Unter solchen Liedern scheint eins der verbreitetsten dasjenige gewesen zu sein, in dem ein junges Mädchen dem Liebhaber, der durch zu geräuschvolles Auftreten das Rendezvous vereitelt hat, bittere Vorwürfe macht. Weckerlin[2] teilt den Text nach einem Recueil von 1555 und einem von 1602 mit. Aufserdem findet man ihn noch im *Tresor* von 1619 und, mit der Melodie, in den *Airs* von Cerveau (1599). In der einen Version gibt das junge Mädchen schliefslich genaue Anweisungen zu einem neuen Rendezvous. In der von Cerveau mitgeteilten dagegen wird der Liebhaber wegen seiner Dummheit ziemlich barsch abgefertigt.[3] Das Lied lautet dort:

[1] Diese Strophe, die im Versmafs verschieden ist, ist jedenfalls als derber Kommentar der vorigen später hinzugefügt worden.
[2] A. a. O. p. 193 s.
[3] Auf alle Varianten einzugehen, würde zu weit führen.



Mon Dieu que pensiez vous faire
De venir à l'estourdy!
Vous avez fait le contraire
De ce que vous avois dict,
Mon père entendit tout cela.
Mais pourquoy disiez-vous: 'hola'?
Hé mais pourquoy disiez vous: 'hola'!

Il falloit venir de sorte
Que ne fussiez descouuert,
Tout le long de la grand' porte,
Le petit huis fut ouuert.
Sans faire tous ces mines-là,
Ny sans crier: 'hola', 'hola'!
Et ny sans crier: 'hola', 'hola'!

Pourquoy mettiez vous en doute
L'entrée du jardinet?
Claudine estoit à l'escoute
Pour vous mettre au cabinet.
Nous eussions faict cecy cela.
Que maudict soit ce beau: holà,
He que maudict soit ce beau: holà.

Si voulez avoir maistresse,
Allez à la place aux veaux.
L'amour veut plus de sagesse
Que n'en auez au cerueau.
Promenez vous par cy par là,
Vous n'aurez cecy ny cela,
Non, si vous dictes touiours: hola.

In dem folgenden Liede klagt ein junges Mädchen darüber, dafs sie ihre Liebe einem Treulosen oder wenigstens einem Manne, der sie vernachlässigt, geschenkt habe. Es ist mir bis jetzt nicht gelungen, die Melodie des Liedes ausfindig zu machen; wenigstens möge der Text,[1] der, soviel ich weifs, ebenfalls bis jetzt unbekannt geblieben ist, folgen. Er führt uns ein in das Leben einer bestimmten Klasse von Menschen, der Winzer, und das Lied ist überschrieben:

Chanson des vignerons.

Voulez ouyr chanter des vignerons la vie:
Souuent quand il pleut leur journée est faillie
Et quand il fait beau à la tauerne disnent,
Ma mère, tous les iours.

Or voy-ie bien que suis fille perdüe
D'auoir donné m'amour,
Perdu mon temps et ma saison,
Donné m'amour à ces faux vignerons.

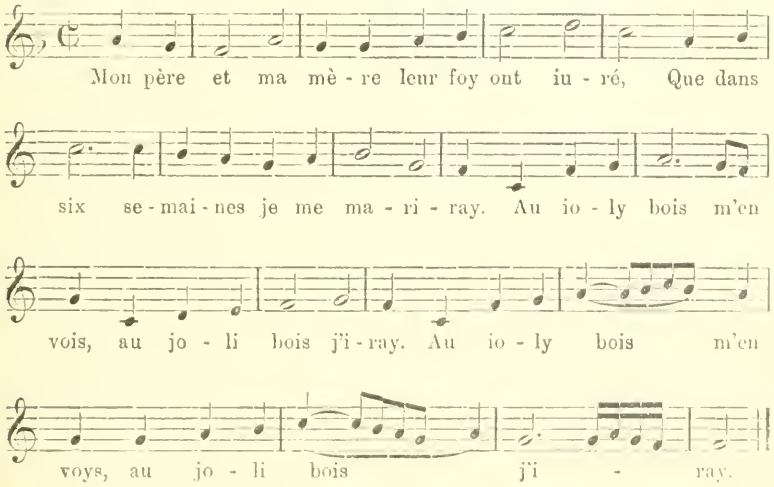
Joüan, Joüan va pour nouer nos treilles,
Sa miche à son poing auec sa bouteille,

[1] Er steht in *L'Eslite de toutes les chansons ... Rouen 1608*, p. 384.

Attendant sa venue ie ne fais que pleurer,
Je m'en vais boire à vous.
Or voy-ie bien ...

Quand Joüan revient travailler des vignes
Il crie le dos, puis après l'eschine.
Si veux me resiouir ne fait que rechiner,
Ma mère, tous les iours,
Or voy-ie bien ...

Zahlreich sind die Volkslieder, die von ehelichem Unglück, von mifsratener Heirat, von der *Malmariée,* erzählen. Ein solches, auch in verschiedenen Versionen erhalten, findet man in zwei mehrstimmigen Liederbüchern um 1600,[1] und zwar mit ziemlich identischer Melodie. Wir geben sie, wie sie bei Bonnet steht; die Verzierungen in der zweiten Hälfte des Refrains mögen vom Musiker herrühren, der die Melodie mehrstimmig setzte; doch wissen wir, dafs auch das Volk gern die Wiederholung einer musikalischen Phrase etwas ausschmückt.[2] Der Text ist bei Tessier identisch mit dem von Haupt-Tobler und von Weckerlin mitgeteilten. Die hier wiedergegebene Version differiert etwas in der Reihenfolge der Strophen und einzelnen Ausdrücke.



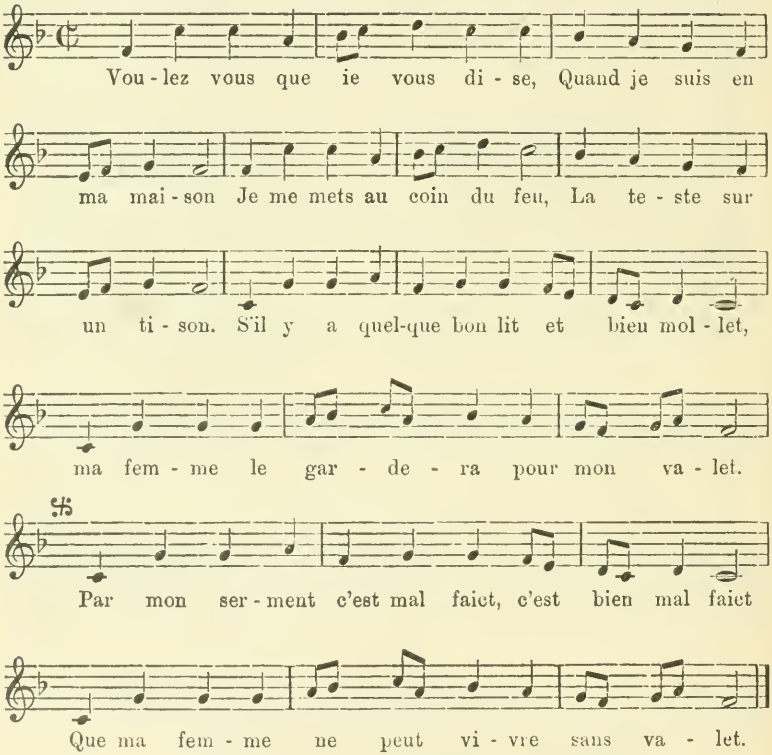
Que dans six semaines je me mariray
A un vieux bonhomme que je tromperay.
De belles paroles je l'endormiray,

[1] In den *Airs* von Tessier (1597) und denen von Bonnet (1600). — *Au joli bois m'en voys* ist auch der zweite Vers eines anderen Refrains. Das Lied steht auch in den Stimmbüchern Tenor und Bafs der *Airs de cour* 1596.

[2] Beispiele bei Tiersot (*Hist. de la chans. pop.* Paris 1889, p. 339 ss).

De ses vieux écus largesse i'en feray
A quelque jeune homme que bien i'aimeray.
Si le vieillard gronde ie le draperay,
Et en cornouaille ie l'envoyeray.

Das folgende Lied ist weniger bekannt. Es schildert in satirisch-komischem Tone das traurige Leben des Ehemanns, dessen Frau dem Hausknecht vor ihrem Gatten den Vorzug gibt. Mit seiner Melodie steht es in dem bereits mehrfach zitierten Büchlein von Cerveau.[1]



Voulez vous que ie vous dise,
Quand ie suis en ma maison
J'ay du bœuf et du mouton
Et du lard en sa saison,
S'il y a quelque chapon, quelque poulet
Ma femme le donnera à son valet.
Par mon serment ...

Voulez vous que ie vous dise
A quoy me sert mon valet?
Il demeure en ma maison,
Ma femme lui bout du laict
Et si luy en fait manger et de bon hait,
Moy qui fusa la charrue ie meurs de froid.
Par mon serment ...

[1] Besser ist es, die Melodie mit Auftakt zu notieren.

Voulez vous que ie vous dise
A quoy ie l'ay aperceu?
Par la fente de nostre huis,
C'est par là que ie l'ay veu.
Ma femme estoit sur son lit qui s'endormoit,
Mon valet estoit auprès qui la berçoit.
Par mon serment ...[1]

Zum Schlufs noch ein etwas derberes, von dem mir leider wieder nur der Text bekannt ist; in der *Eslite* von 1608 steht es unter dem Titel *Chanson ioyeuse* in folgender Fassung:

J'ay perdu ma femme,
Ce fut l'autre iour,
Je voudrois par mon âme
Voire, voire, voire, voire,
Je voudrois par mon âme
Que ce fut à tousiours.

Je voudrois par mon âme
Qu'elle le fut du tout.
Celuy qui l'a prise
Voire, voire, voire, voire,
Celuy qui l'a prise
M'a fait un fin tour.

Celuy qui l'a prise
M'a fait un fin tour.
J'ay fait faire criée
Voire, voire, voire, voire,
J'ay fait faire criée
Par tous les carfourgs.

J'ay fait faire criée
Par tous les carfourgs.
Un me la ramène
Voire, voire, voire, voire,
Un me la ramène
Par tres grand courroux.

Un me la ramène
Par très grand courroux,
Disant: voilà ta femme
Voire, voire, voire, voire,
Disant: voilà ta femme,
Sers t'en à ton tour.

Frankfurt a. M. Theodor Gerold.

[1] Théodor Botrel hat das Lied imitiert in seiner Chanson: 'Autant ma femme est belle et fière'.

Zur provenzalischen Bibliographie.

(*Gr.* 461, 165 und *Gr.* 233, 1.)

I.

Gr. 461, 165.

Im letzten Bande der *Zeitschr. f. rom. Phil.* (36, 345) teilt Bertoni aus Ms. D eine bisher nicht beachtete Cobla mit, die mit dem Verse *Girart carcifas coitos* beginnt. Genau wie diese in der Hs. einem Liede Peire Cardenals, mit dem sie offenbar nichts zu tun hat, angereiht und dadurch der Inventarisierung entgangen ist, soll nach Bertonis Meinung (a. a. O. und Anm. 1) auch eine weitere Strophe, die in D ebenfalls unmittelbar hinter einem Liede desselben Dichters steht, im Bartschschen Verzeichnis nicht zu finden sein. Diese Angabe ist nur insofern richtig, als Bartsch das Vorhandensein dieser Cobla in D in der Tat übersehen hat. Dagegen verzeichnet er sie richtig unter *Gr.* 461, 165, da sie auch in den Hss. T und P erhalten und nach letzterer im *Arch.* 50, 273 gedruckt ist. Der Inhalt der Strophe ist ziemlich belanglos, gibt aber dem alltäglichen Gedanken, daß eine klare Absage besser sei als eine bedingte und ungewisse Zusage, eine nicht ganz gewöhnliche Form. So muß die Cobla sich auch einer gewissen Beliebtheit erfreut haben, ist ihr doch die Auszeichnung zuteil geworden, in drei Handschriften aufbewahrt zu sein. Dieser Umstand rechtfertigt es vielleicht, wenn an dieser Stelle versucht wird, nach den beiden bisher gedruckten Versionen P und D einen verständlichen Text herzustellen. Leider sind beide Handschriften nicht vollständig. D weist eine Zeile mehr auf, acht Verse im ganzen, zeigt aber gegenüber P in der fünften Zeile eine offenbare Lücke. Beide Handschriften weichen im Text erheblich voneinander ab, keine von ihnen kann ganz befriedigen. Der Text, der hier geboten wird, stellt sich deshalb als ein Kompromiß zwischen beiden Versionen dar.

Meins pretz »si puesc«, qant om pot far,
qe qi·m ditz: »ia no·n farai re«;
qe·l »si puesc« fai home muzar,
e·l »non farai« gieta·l dese
de respi[e]ch, e pueis pensa d'als.
Per qu'eu dic que·l »si puesc« es fals.
e·l dir de no es plus certas,
si tot es un pauc plus vilas.

1. Mons *P*, pres *D P*, pois *D*, on *D*, pont *D*. — 2. dis *P*, Que si di que non fareire *D*. — 3. Que si pois *D*. — 4. El dirs de no ietal d. *D*, nom *P*. — 5. E de respich pueis p. d. *P*, *in D nur:* E pēssa dals. — 6. *fehlt P*, quen si pois *D*. — 7. El non farai ies moiz certainz *P*. — 8. Pero un pitet es uilans *P*. —

Übersetzung: Weniger schätze ich den Bescheid 'wenn ich kann', wenn man imstande ist, eine Sache auszuführen, als wenn einer zu mir sagt: 'ich werde nichts davon tun'; denn die Redensart 'wenn ich kann' läßt einen vergeblich warten, aber die Antwort 'ich werde es nicht tun' reißt einen sofort aus der Hoffnung, und dann sinnt man eben auf etwas anderes. Deshalb behaupte ich, daß der Bescheid 'wenn ich kann' trügerisch, die Ablehnung dagegen sicherer, wenn auch ein wenig unhöflicher ist.

II.

Gr. 233, 1.

Ein ähnliches Versehen Bertonis liegt vor, wenn er in der *Rev. des langues rom.* 55, 92 behauptet, die von ihm dort nach a′ abgedruckte Strophe von *Gr.* 233, 1 sei sonst nur noch in G, und zwar als *cobla esparsa* erhalten. Diese Behauptung muß überraschen, da die erwähnte Strophe als Einzelcobla außer in N[1] auch in Q (vgl. *Gr.* 461, 21) erhalten und in Bertonis Abdruck dieser Handschrift S. 208 zu lesen ist. Auch das *Breviari d'Amors* weist sie auf (v. 32135). Und noch mehr. Schon 1878 hat Clédat (*Rôle hist. de Bertr. de Born* p. 120) darauf aufmerksam gemacht, daß die fragliche Strophe auch von V dem Gedicht einverleibt wird. Er druckte die Strophe a. a. O. nach V ab und kam 1879 in der *Romania* (VIII, 268 ff.) noch einmal auf das Gedicht zurück.

Denn gerade dieses Lied war der Gegenstand mancher Kontroversen; handelte es sich doch darum, festzustellen, wer sein Verfasser gewesen ist. Die Meinungen der Handschriften gehen bekanntlich weit auseinander: *A B D* nennen Guillem de Saint Gregori, *Ce* Lanfranc Cigala, *M* Guillem Augier, *P U V* Blacasset und *J K T d* den Bertran de Born als Verfasser. Zu letzteren gesellt sich nun noch *a′*.[2]

Noch komplizierter wird die Sachlage, wenn man die Textgestaltung betrachtet. Stimming hat in seiner ersten Ausgabe der Lieder Bertrans (S. 222 ff.) nicht weniger als vier Stammbäume aufgestellt, je einen für Strophe I—III, Strophe IV, Strophe V und Strophe VI. Clédat (*Rom.* VIII, 268 ff.) hat demgegenüber seinen für das ganze Lied geltenden Stammbaum verteidigt, und Gröber (*Zeitschr.* III, 314) neigt mehr zur Annahme der Clédat-

[1] Suchier, *Riv. de fil. rom.* II, 150.

[2] Daß das Lied auch in der berühmten Saragossaer Hs. des Don Pablo Gil y Gil erhalten ist, darauf wies schon Stengel, *Jenaer Literaturzeitung* 1879, 350 hin. Dort wird es dem Pons de Capduelh zugeschrieben. Da der Text noch immer unzugänglich ist, muß die Hs. bei der folgenden Untersuchung unberücksichtigt bleiben.

schen Gruppierung, wenngleich er auch gegen diese schwerwiegende Bedenken geltend machen muß. Die Version der Hs. a′ vermehrt die Bedenken noch. Unzweifelhaft gehört diese Handschrift mit C M e in eine Gruppe, da es mit dieser manche Besonderheiten teilt: 1) nur a′ und C M e haben *asclar* (v. 32) statt *trauchar (trencar)*, 2) in v. 26 stimmt a′ fast wörtlich gegen die anderen Handschriften mit C M e überein, 3) statt v. 54 (v. 64 in a′) steht wie in a′ auch in C M e derjenige Vers, der in den anderen Handschriften den 52. (bzw. 62.) Vers bildet, an dessen Stelle die Gruppe C M e a′ etwas anderes setzt, 4) v. 37 endet auch in C M e *l'estors es mesclatz* oder wenigstens ähnlich (gegen *en l'estorn entratz)*, 5) wie C M e stellt auch a′ den 8. und 13. Vers um, 6) das Reimwort von v. 55 (65) lautet in a′ wie in C M e: *paratge*, 7) in a′ wie in C M e beginnt v. 2 mit *can uei* (statt *que fai*).

So weit wäre alles in bester Ordnung. Denn C M e bilden auch in der Clédatschen Aufstellung eine zusammengehörige Gruppe. Nun finden sich aber einzelne der genannten Eigentümlichkeiten auch in anderen Handschriften. Daß die ad 3) genannte Versvertauschung auch in P erscheint, mag noch hingehen. Denn auch Clédat nimmt an, daß gerade diese Handschrift einen eklektischen Text bietet und mehreren (zwei Gruppen) zugezählt werden muß. Verworrener aber wird das Bild, wenn man sieht, daß auch die von C M e weitabliegende Gruppe T V in v. 26 teilweise mit C M e a′ übereinstimmt, indem sie ebenfalls *intratz* (statt *mesclatz*) hat, wenn man ferner sieht, daß die ad 5) genannte Umstellung auch in P T U V erscheint, daß auch T V die ad 7) genannte Eigentümlichkeit besitzen, daß bezüglich der 4. Besonderheit T zu M C e a′ tritt, daß auch U V in v. 55 *paratge* aufweisen, daß endlich a′ und V die einzigen Handschriften sind, die die obenerwähnte sechste Strophe bieten.

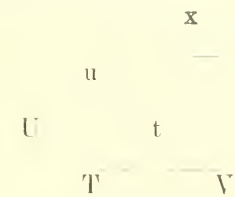
So sehr sich also a′ hier dem Ms. V nähert, so folgt es dieser Handschrift doch wiederum nicht in der Anordnung der Strophen. Denn hierin weicht V (mit T) insofern von den anderen Handschriften ab, als es Strophe IV und V umstellt. Auch zeigt a′ nicht das vielumstrittene letzte Geleit, das nur in T V erhalten ist und die aus Bertran de Borns Liedern so vertrauten Namen *Papiol* und *Oc-e-no* nennt. Und dennoch schreibt a′ das Gedicht dem Bertran de Born zu, setzt sich also durch diese Attribution wieder in scharfen Gegensatz zu der ihm ohne Zweifel nahestehenden Gruppe C M c.

Diese Beziehungen, die a′ zu den anderen Handschriften hat, zeigen nur zu deutlich, daß die Überlieferung dieses wie so vieler provenzalischer Lieder nicht in einfach absteigenden Linien sich bewegt, indem einem Schreiber mehrere Handschriften vorgelegen

haben können,[1] vor allem aber die von uns gar nicht nachzuprüfende mündliche Fortpflanzung eines Liedes, besonders eines so beliebten wie des vorliegenden, von großem Einfluß auf die Textgestaltung gewesen sein muß. Wenn also a′ noch zu denjenigen Handschriften hinzukommt, die das Lied dem Bertran de Born zuschreiben, so ist das doch nur eine scheinbare Stärkung der Autorschaft dieses Trobadors. Denn die a′ textlich am nächsten stehende Gruppe nennt andere Verfasser, und da a′ erwiesenermaßen auch zu T U V Beziehungen hat, so kann der Schreiber aus dieser Quelle auch seine Attribution geholt haben. Die Angabe der Handschrift a′ kann deshalb bei der Entscheidung über die Verfasserschaft kaum ins Gewicht fallen.

Es bleiben somit als diejenigen Handschriften, die Bertran de Born als Verfasser nennen, T einerseits und die eng zusammengehörigen J K d anderseits bestehen. Daß T diesen Verfassernamen bietet, ist an sich nicht bemerkenswert. Erstaunlich ist, daß U und V trotz ihrer unleugbaren nahen Verwandtschaft zu T nicht Bertran, sondern Blacasset zum Verfasser des Liedes machen, am erstaunlichsten aber, daß V (wie T) trotzdem das schon genannte Geleit bietet, das so deutlich auf Bertrans Verfasserschaft hinzudeuten scheint.

Dieses seltsame Verhalten von V zeigt zur Genüge, daß die Handschrift nicht nur in dem von Clédat folgendermaßen angegebenen Verhältnis zu T und U:



gestanden haben kann, sondern daß von V auch irgendwelche Beziehungen zu P und spezieller zu U hinübergingen. Aus U stammt der Verfassername, wie schon Gröber zeigte (*Zeitschr.* III, 315), aus T bzw. t das Geleit.

Ist es m. E. kaum möglich, die seltsame Zwitterstellung von V anders als eben geschehen zu erklären, so muß die Entstehung des Geleits, das von 14 Handschriften nur T und V bieten, in T oder seinem Vorbild zu suchen sein. Wie hätten so charakteristische Verse aus so vielen Versionen einfach verschwinden können! Sie tauchen in der Umgebung von T zuerst auf, und es ist gewiß kein Zufall, wenn gerade diese Handschrift Bertran de Born als Verfasser nennt, während der Rest der Gruppe das Lied dem Bla-

[1] Vgl. auch Stengel, *Jenaer Literaturzeitung* 1879, p. 350.

casset zuerteilt. Irgendeinem Schreiber oder Sammler ist der Gedanke gekommen, seine vielleicht in gutem Glauben gemachte Angabe, Bertran de Born sei der Verfasser des Liedes, durch ein äußeres Zeichen zu stützen, und er dichtete das Geleit, zu dessen Herstellung gewiß keine große Erfindergabe gehörte, hinzu. Vielleicht war es auch irgendein Spielmann, vielleicht gar der eigentliche Verfasser, der unter der Angabe, ein Lied des berühmten Bertran de Born vortragen zu können, seinen Hörern und Gönnern ein gefälschtes Geleit vorsetzte, um jedem Zweifel an Bertrans Autorschaft vorzubeugen und mittels dieser Art von Suggestion seinem Liede sicheren Beifall zu verschaffen.[1]

Wie immer das Geleit zu dem Gedichte gekommen sein mag, die Annahme, daß es keinen organischen Bestandteil des Liedes gebildet haben kann und nachträglich hinzugefügt worden ist, scheint mir unumgänglich. Und der Fall wäre ja auch nicht vereinzelt. In seiner Ausgabe der Lieder des Perdigon teilt Claytor (*Ann. Midi* XXI, 156) die Meinung Jeanroys mit, daß das zweite Geleit, in welchem die aus Folquet de Marseilla bekannten Verstecknamen *Aziman* und *Totztemps* erscheinen, wohl hinzugefügt sei, um Folquets Autorschaft zu stützen. Diese Annahme ist um so einleuchtender, als die einzigen Handschriften, die das Geleit bringen (C R f), auch wirklich Folquet als Verfasser angeben, während 15 andere Handschriften das Lied dem Perdigon zuweisen. Daß die letzteren im Recht sind, geht nicht nur aus den von Stroński (*Folquet de Mars* p. 131*) angegebenen Symptomen, sondern auch daraus hervor, daß in v. 11 der auch sonst bei Perdigon (*Gr.* 370, 3, v. 51) auftretende Versteckname *Mon Plazer* erscheint.

Ist aber erst einmal der Glaube an die Echtheit des Geleits in unserem Liede erschüttert, dann gerät auch eine der Hauptstützen für die Verfasserschaft Bertrans ins Wanken. Indem T Bertran als Autor nennt und zugleich das apokryphe Geleit bietet, erregt diese Handschrift das höchste Mißtrauen in die Richtigkeit ihrer Angaben. Hier liegt klar auf der Hand, daß die eine unwahre Behauptung die andere stützen soll.

Diese Unwahrheit bezüglich der Angabe des Verfassers kann nun aber durchaus unbewußt begangen worden sein. Gerade das, was man — und besonders Clédat — bisher als wichtiges Argu-

[1] Wie bekannt die Namen aus Bertran de Borns Liedern waren, zeigt die von Stroński (*Folq. de Mars.* XIII) nachgewiesene falsche Attribution von *Gr.* 80, 27. Da die letzte Strophe dieses Liedes — ein Geleit fehlt — mit *Rassa* beginnt und man wußte, daß dies ein bei Bertran de Born häufiger Versteckname (für Gottfried von der Bretagne) war, so ließ man sich (Ms. C) verleiten, ihm auch dieses Lied zuzuschreiben, obwohl dort das Wort *Rassa* reines Appellativum ('Geschlecht') war.

ment für die Autorschaft Bertrans ins Feld geführt hat, der Charakter des Liedes, hat vielleicht nicht nur den modernen Forscher, sondern auch den mittelalterlichen Gewährsmann getäuscht und zu seiner Behauptung veranlaßt.[1]

Daß ein kriegerischer Geist aus dem Liede spricht, wer will es bestreiten? Und welchem mittelalterlichen oder modernen Freunde der provenzalischen Literatur wäre es unbekannt, daß kein Trobador öfter und besser das Lob des Krieges gesungen hat als Bertran de Born, der 'Sänger der Waffen'. Und doch scheint mir ein Unterschied zwischen Bertrans Kriegsliedern und dem vorliegenden zu bestehen. Selbst in dem Liede, das nach Thomas' Ansicht (*Bertran de Born* p. XLVI) des Dichters Liebe zum Kampfe den tatkräftigsten, glänzendsten und, dürfen wir hinzufügen, absolutesten Ausdruck verleiht, geht Bertran wie in allen seiner Kriegslieder von ganz realen politischen Verhältnissen aus. Für ihn ist das Lied durchaus eine Gelegenheitsschöpfung (im guten Sinne), ja man darf vielleicht sagen Zweck- und Tendenzdichtung. Man vergleiche nun damit den Gehalt unseres Liedes, wie es, losgelöst von jeder Wirklichkeit, rein theoretisch einer möglicherweise vorhandenen Kampfeslust Ausdruck gibt, und man wird finden, daß es zwar den Liedern Bertrans an Allgemeingültigkeit und Zeitlosigkeit überlegen ist, ihnen aber an naiver Ursprünglichkeit nachsteht und sich dem Wesen der konventionellen Kanzone nähert. Man hat hier nicht, wie bei den Liedern Bertrans, das Gefühl, daß einer spricht, der dabeigewesen ist, mit Lust dabeigewesen ist, dem das Herz frohlockte beim Wiehern der Streitrosse und Waffenlärm. So haben denn Stimming[2] und Thomas,[3] meine ich, recht, wenn sie von unserer Dichtung sagen, daß sie von einem späteren Trobador herrühre und durch die Lieder Bertrans inspiriert sei.

Diesen Unterschied im Wesen der beiden Dichtungen machte sich der, welcher zuerst unser Lied dem Bertran de Born zuschrieb, gewiß nicht klar. Ihm genügte dessen auffallende Ähnlichkeit mit den Liedern Bertrans, um es diesem zuzuschreiben. Gerade weil aber dieser bewußte oder unbewußte Irrtum so überaus nahe lag, ist es nicht verwunderlich, wenn er zweimal begangen wurde. Man braucht keinerlei Beziehungen zwischen Ms. T und der Gruppe J K d vorauszusetzen und darf doch ruhig annehmen, daß diese Gruppe aus ähnlichen Motiven heraus und

[1] Wie leicht man sich auch durch noch äußerlichere Anzeichen täuschen ließ, zeigt auch die Anmerkung zu S. 328.

[2] Diese Meinung vertritt er wenigstens in seiner ersten Ausgabe p. 95—96; in der zweiten scheint er mehr an Bertrans Verfasserschaft zu glauben (p. 48).

[3] a. a. O., Anm. 1.

unabhängig[1] dazu geschritten ist, Bertran zum Autor des Liedes zu stempeln.[2] Erschiene es doch geradezu unverständlich, wie die weitaus größere Zahl der Handschriften von Bertrans, des berühmten Trobadors, Verfasserschaft nichts hätte wissen sollen, wenn dieses für ihn scheinbar so charakteristische Lied seinem Geiste entsprungen wäre.

Aber der Dichter von *Gr.* 233, 1 war nicht der einzige, der nach Bertrans Vorbild Lieder voll Kampfeslust verfaßt hat. Ähnlich wie er hat z. B. auch Blacasset das Lob des Krieges gesungen (*Gr.* 96, 6) und sich damit in das literarische Gefolge des Herrn von Autafort begeben. Zwar rühmt die provenzalische Lebensnachricht von ihm nicht nur, daß er seinem Vater Blacatz in allen Tugenden eines Ritters nachgeeifert hätte, sondern auch ein guter Dichter gewesen sei. Doch sind seine Lieder nur in wenigen Handschriften überliefert, was gerade nicht auf eine allzu große Beliebtheit seiner poetischen Erzeugnisse schließen läßt. Immerhin darf das nicht als ein Beweis gegen eine wenigstens zeitweilige Verbreitung seiner Lieder betrachtet werden.[3] Denn das Ansehen, das der Liederdichter im allgemeinen genoß, wurde in diesem Falle noch erhöht, weil er zugleich der Träger eines berühmten Namens war. So ist es denn wohl in weiteren Kreisen, als uns heute nach der Zahl der handschriftlichen Aufzeichnungen scheinen mag, bekannt gewesen, daß Blacasset auch Kriegslieder verfaßt hatte. Und wie die Kenner der Lieder Bertran de Borns einst dazu verführt worden waren, ein vielleicht herrenloses Lied diesem zuzuschreiben, so konnte es andere geben, die eine größere Vertrautheit mit den Liedern Blacassets zu einer Verwechselung des wahren Verfassers mit dem Sohne des berühmten südfranzösischen Edelmannes geführt hat. Auf diese Weise wäre es zu erklären, daß auch Blacasset als Anwärter für die Verfasserschaft unseres Liedes auftauchen konnte.

Diese Anwartschaft ist von Gröber auch schon aus einem anderen Grunde bestritten worden (a. a. O. p. 314, Anm. 3). Das Lied ist auch in Ms. D überliefert. Diese Handschrift kennt aber 'ebensowenig wie ihre älteren Verwandten A B die späteren Dichter Lanfranc und Blacasset'.[4] Mit dem Ausscheiden Lan-

[1] Auf diese Möglichkeit wurde schon von Gröber (a. a. O. p. 314) hingewiesen.

[2] Ähnliche Liedanfänge mögen zur Irreführung beigetragen haben: *Gr.* 80, 7 *Bel m'es quan vei camjar*, *Gr.* 80, 8 *Be·m platz car trega ni fis.* Vgl. Gröber, a. a. O. p. 314.

[3] So wird z. B. *Gr.* 233, 4 von Petrarca eines Zitats in einer seiner Kanzonen gewürdigt (s. Diez, *L. u. W.*[2] 282, Anm. 2), und doch ist dies Gedicht nur in zwei Handschriften überliefert.

[4] Bezüglich B irrte Gröber; denn diese Handschrift weist das Lied Blacassets *Gr.* 96, 11 auf.

francs[1] und Blacassets aus der Reihe der Bewerber bleiben außer den Ansprüchen Guillems de Saint Gregori noch die des Guillem Augier bestehen, den die Handschrift M zum Verfasser des Liedes macht. In Wirklichkeit bietet M den seltsamen Namen *Guielm Auger de grossa,* und Gröber hat schon in Boehmers *Rom. Studien* II, 455 nachgewiesen, daß hier gewiß eine Verstümmelung von *Guillem de San Gregori* vorliege, seien doch noch die Elemente *ger gro de* in dem von M angegebenen Namen zu erkennen und das *ssa* nichts als eine Erinnerung an das *san* aus dem Namen des von A B D überlieferten Verfassers Guillem de San Gregori.

Diesem bleibt demnach der vielumstrittene Ruhm, der Verfasser unseres Liedes zu sein. Der Dichter hat mit der Überlieferung seiner Lieder nicht viel Glück gehabt. Denn außer der Tenzone *Gr.* 233, 5, die ihn als Zeitgenossen des Blacatz und als Nichtadeligen[2] kennzeichnet, werden alle Lieder auch anderen Trobadors zugeschrieben. Als Verfasser von *Gr.* 233, 2 nennt a' wiederum Bertran de Born;[3] *Gr.* 233, 3 wird in E dem Pons de la Gardia zugeschrieben, und nur der Umstand, daß die andere Handschrift (C), die das Lied bringt, den besseren Text hat, spricht für Guillems Verfasserschaft;[4] *Gr.* 233, 4 ist in K anonym überliefert, was ja nicht gegen Guillems Autorschaft, die C angibt, sprechen würde.

Es ist deshalb sehr schwer, sich ein Bild von den dichterischen Fähigkeiten und Eigenschaften Guillems zu machen. *Gr.* 233, 2 würde ihn als nicht ungeschickten Nachahmer der Arnaut Danielschen Sextine zeigen; *Gr.* 233, 3 ist ein anmutiges Liebeslied, in dem man vielleicht insofern eine Gleichartigkeit mit *Gr.* 233, 1 konstatieren könnte, als der Dichter in beiden eine gewisse Vorliebe für die Aufzählung seiner Gedankenelemente zeigt (*Gr.*

[1] Wie sich die Autorschaft an den Namen dieses durchaus nicht kriegslustigen Dichters, der neben zwei Kreuzliedern noch eine Anzahl rein religiöser Lieder verfaßt hat, heften konnte, darüber vermag ich nicht einmal eine Vermutung auszusprechen.

[2] Er tituliert Blacatz stets mit *Seigner,* während dieser ihn kurzweg mit *Guillem* anredet. Ich betone diese geringe Abstammung, weil sie vermuten läßt, daß Guillem ein Spielmann war und vielleicht selbst sein Lied als solches des berühmteren Bertran de Born ausgegeben hat, um bessere Geschäfte damit zu machen (s. oben S. 328).

[3] Wir dürfen dieser Attribution füglich mißtrauen, da a' bezüglich der Verfasserschaft Bertranscher Lieder schlecht unterrichtet zu sein scheint. Denn außer *Gr.* 232, 1, das a' fälschlich Bertran zuschreibt, ist auch gewiß *Gr.* 332, 1 nicht von Bertran de Born, und ob das obszöne Lied, dessen Anfang a' unter Bertrans Namen überliefert, von diesem herrührt, ist mehr als ungewiß. Bei vier von den zwölf Liedern, die a' Bertran zuerteilt, darf man also an Bertrans Verfasserschaft zweifeln.

[4] Appel, *Ined.* p. 152.

233, 3 str. III und V); *Gr.* 233, 4 ist ein sehr schlecht auf uns gekommenes Liebesgedicht mit eigenartigem Bau der Strophen, in denen Zehn-, Zwölf- und Sechssilbler abwechseln und viele Binnenreime auftreten. Daß endlich Blacatz mit Guillem eine Tenzone zu wechseln geruhte, zeigt, welches Ansehens der Dichter sich erfreut haben muß.

Nicht ob die genannten vier Gedichte wirklich Guillem de San Gregori zum Verfasser haben, kommt hier in Betracht, sondern es gilt nur festzustellen, ob irgendeines der unter seinem Namen überlieferten Gedichte einen derartig schlechten Poeten offenbart, daß man ihm die Abfassung des berühmten Kriegsliedes nicht zutrauen könnte. Und da darf mit gutem Grund behauptet werden, daß auch von diesem Standpunkt aus keinerlei Bedenken gegen die Autorschaft des Guillem de San Gregori sprechen.

Mit der Frage nach dem Verfasser sind aber die sich an das Lied knüpfenden Schwierigkeiten keineswegs erschöpft. Zum Teil eng damit verknüpft ist die weitere, ob diejenigen Strophen des Gedichts, die nicht in allen Handschriften aufgezeichnet sind, diesem zuzurechnen sind oder nicht. Irgendwelche Zweifel an der Echtheit der fünften Strophe — der vierten in T V — wird man nicht hegen dürfen, da sie nur in C D M fehlt. Aber auch die mit dem Vers *Pros comtessa per la meillor* beginnende Strophe — in den meisten Handschriften die sechste, in a′ und V die siebente — wird dem Liede nicht aberkannt werden können, wenngleich D, T und J K d sie nicht aufweisen. Dabei darf man aber D eigentlich gar nicht in Betracht ziehen, da diese Handschrift schon nach der vierten Strophe abbricht, also überhaupt nur ein Bruchstück des Liedes bietet. Es sind demnach bei der nahen Verwandtschaft von J K d nur zwei Handschriften, die die Strophe nicht bieten. Wenn nun Thomas in seiner Ausgabe (p. 135) und Crescini[1] in seinem *Manualetto* (2. Aufl. p. 230) sie ohne Begründung fortlassen, so haben sie sich dabei wohl von demselben Gefühl leiten lassen, dem Stimming in seiner zweiten Ausgabe (p. 47) Worte verleiht: die Strophe mit dem Preise der Gräfin Beatrix paßt schlecht zu dem kriegerischen Charakter des Liedes.[2] Dies Gefühl ist durchaus richtig, aber bei einem Trobadorlied durchaus nicht berechtigt. Wie oft die provenzalischen Dichter gegen die Einheit ihrer Kunstwerke gesündigt haben, das beweisen neben zahlreichen anderen Beispielen auch zwei Lieder

[1] Ihnen folgt auch Schultz-Gora in seinem *Altprov. Elementarbuch*, p. 155.

[2] Für die, welche in Bertran de Born den Verfasser des Liedes sehen möchten, kommt noch hinzu, daß Bertran sonst nirgend eine Gräfin Beatrix besingt. Man wird Clédat (*Rom.* VIII, 273 und Anm.), der übrigens auch geneigt ist, nötigenfalls die Strophe zu opfern, darin recht geben, daß die Strophe nicht unbedingt gegen Bertrans Autorschaft zu sprechen braucht.

von Bertran de Born selbst, dem der Verfasser von *Gr.* 233, 1 also auch hierin nachgefolgt ist. In *Gr.* 80, 36 bedauert Bertran den Frieden, zu dem er gezwungen ist, um sich dann unvermittelt in der siebenten Strophe, der letzten vor dem Geleit, an seine Dame zu wenden. Ähnlich steht es mit *Gr.* 80, 28. In ihm behandelt der Dichter in sechs Strophen die Zeitereignisse, während er die letzten beiden Strophen — hier also sogar zwei! — seiner Liebe widmet. Die Abweichung im Inhalt darf demnach als Beweis der Unechtheit der sechsten (bzw. siebenten) Strophe von *Gr.* 233, 1 nicht geltend gemacht werden. Scheidet dieses Argument aber aus, so ist gar nicht abzusehen, weshalb die Strophe nicht echt sein sollte.[1] Denn es läßt sich auch nicht der geringste Beweggrund anführen, der zu einer nachträglichen Anfügung der Strophe hätte führen können, wie wir es für das mit *Papiol* beginnende Geleit annehmen durften und mußten.[2]

Schwieriger wird die Entscheidung dagegen bei der in a′ und V^3 überlieferten sechsten Strophe: *Amors vol drut cavalcador*. Die Strophe ist, wie oben S. 325 erwähnt, als *cobla esparsa* auch in G N Q und *a* erhalten. Stimming (2. Ausg. S. 47—48) und mit ihm Bartsch (*Literaturbl.* I. 145) meinen, die Strophe könne nicht zum Liede gehören, eben weil andere Handschriften sie als Einzelcobla überliefern. Diese Ansicht wäre, wenn man sie verallgemeinern wollte, kaum aufrechtzuerhalten. Denn eine stattliche Zahl von anonymen *coblas esparsas* erscheinen in anderen Handschriften als Strophen ganzer Lieder. Aus der Fülle von Beispielen wähle ich solche aus, bei denen durch den Strophen- und Versbau eine spätere Hinzufügung ausgeschlossen erscheint, nebst anderen, für die eine kritische Ausgabe hinreichende Gewähr

[1] Man hat weiter gemeint, da die Strophe nur in denjenigen Handschriften stehe, die einem anderen als Bertran das Lied zuschreiben, so sei sie möglicherweise von den Schreibern hinzugefügt worden. Diese hätten dann im Bewußtsein, daß die Strophe zu Bertran nicht passe, den Verfassernamen willkürlich geändert (Stimming, 2. Ausgabe p. 48; vgl. auch Bartsch, *Literaturbl.* I, 145). Diese Annahme erscheint schon insofern bedenklich, als sich dann der Fälscherprozeß von einem Vorbild ausgehend mindestens dreimal (bei neun Handschriften) in verschiedener Weise wiederholt haben müßte. Sie wird nun noch weiter dadurch erschüttert, daß auch Ms. a′ die fragliche Strophe aufweist und doch Bertran de Born als Verfasser nennt.

[2] Wir kommen also zu einem der Meinung Clédats gerade entgegengesetzten Ergebnis. Der französische Forscher war — allerdings im Jahre 1879! — geneigt, diese Strophe möglicherweise für unecht zu halten, während er für eine nachträgliche Anfügung des Geleits gar keinen Grund finden konnte.

[3] Bartsch (*Literaturbl.* I, 145) kennt schon im Jahre 1880, also vor dem Bekanntwerden von a′, zwei Handschriften, die diese Cobla aufweisen sollen. Das muß ein Irrtum sein, spricht doch Stimming in der 2. Ausgabe p. 47 (im Jahre 1892!) auch nur von V, in der die Strophe erhalten sei.

bietet, daß die Einzelcobla aus dem Zusammenhange eines Liedes gerissen ist: *Gr.* 461, 4 = 450, 3 str. II; *Gr.* 461, 26 = 335, 25 str. III; *Gr.* 461, 44 = 366, 9 str. IV; *Gr.* 461, 62 = 242, 20 (21) str. IV; *Gr.* 461, 77 = 366, 9 str. III; *Gr.* 461, 109 = *Gr.* 155, 10 str. II; *Gr.* 461, 164 = 450, 3 str. III. Man wird also im Gegenteil mit Bertoni (*Rdlr.* 55, 93) annehmen dürfen, daß viele *coblas esparsas* ihr Dasein der Loslösung von irgendeinem Liede verdanken.

Trotzdem wird man m. E. die fragliche Strophe, die infolge ihres in sich geschlossenen Inhalts durchaus den Eindruck macht, als sei sie von vornherein als Sondercobla gedichtet worden, als einen Fremdkörper in unserem Liede ansehen müssen. Weniger deshalb, weil das Reimwort *agradatge* schon einmal in dem Gedichte auftritt (v. 28), als infolge der Tatsache, daß die Strophe nur in a′ und V, die auch sonst Beziehungen zueinander haben, dem Gedichte einverleibt wird. Nur zwei Handschriften also, vielleicht sogar nur eine, sprechen dafür, daß die Strophe zum Gedicht gehört, zwölf dagegen, und vier weitere Handschriften zeigen sie als *cobla esparsa.* Ist es denkbar, daß eine Strophe einem Gedichte entnommen wurde und als Sondercobla eine weitere Verbreitung gefunden haben sollte als in ihrem ursprünglichen Zusammenhang? Hat man sich aber erst einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß wir in der Strophe ein späteres Einschiebsel zu sehen haben, so wird man auch leicht begreifen, wie es dazu gekommen ist. Die Strophe teilt mit dem Gedicht das Versmaß,[1] und die ersten beiden Zeilen:

Amors vol drut cavalcador,
gen d'armas e gen de servir

— nicht aber der Rest der Strophe — können auch dem Sinne nach Platz in einem kriegerischen Liede haben.

Bei dem sechszeiligen Geleit jedoch, das noch in P M e erhalten ist, fehlen derartige Erklärungsgründe ganz. Es hat kein Sonderleben als *cobla esparsa* geführt und hat — was ja bei einer Tornada auch nicht erforderlich wäre — inhaltlich keinerlei Beziehung zu dem Kriegsliede. Man sieht also nicht recht ein, wie jemand dazu gekommen sein sollte, ein so banales Geleit dem Liede hinzuzufügen, und die Tatsache allein, daß nur drei sich nahestehende Handschriften die sechs Zeilen aufweisen, lassen vermuten, daß auch in ihnen kein organischer Bestandteil des Liedes vorliegt.

Berlin. Kurt Lewent.

[1] Ähnlich schon Bartsch (*Literaturbl.* I, 145), der mit Hinweis auf Bertran Carbonel zeigt, daß *coblas esparsas* gern auf bekannte Liedweisen gedichtet wurden.

Uber italienisch *così*.

Der Deutsche gebraucht das Wörtchen *so* oft als selbständigen Satz wie die Bejahungs- und Verneinungspartikeln; je nach dem Tonfall hat es verschiedenen Sinn: 1) *so?* fragend, eine vorhergehende Äufserung auf ihre Richtigkeit untersuchend, = *ist es so?*; 2) *so* als Reaktion auf eine Mitteilung, gewissermafsen ad notam nehmend, = *also das ist so*; [dafs 1) und 2) wesentlich verschieden sind, sieht man aus der Verschiedenheit der Interjektionen, die man im einen und im anderen Fall anstatt des *so* einsetzen mufs: für 1) *ah?*, für 2) *u hú*]; 3) *so!* als Antwort auf eine Frage, die man nicht beantworten will, etwa in *Warum willst du das nicht tun?* Antwort: *So!* oder auch *Darum. Darum* erklärt sich offenbar als Verkürzung aus einem Satz, der den Grund, nach dem gefragt wird, wirklich enthält: *Darum weil die Umstände mich zwingen* (oder vielleicht noch eher aus einem trotzigen *Darum weil ich will*), von dem man aber, den Fragenden durch die falsche Erwartung erweckende Konjunktion gewissermafsen zum besten haltend, gerade den wichtigen *weil*-Satz verschweigt, vgl. auch das grobe *Weil!* in dieser Verwendung. Das *so* in diesem Fall wird sich wohl aus Sätzen wie *So bin ich nun einmal, So handle ich nun einmal!* erklären.

In allen bisherigen Fällen kann der Vokal von *so* je nach dem Grade des Affekts gedehnt, mit zweigipfligem Akzent gesprochen, diphthongiert werden: [*so*] (?!) > [*sō*] (?!) > [*sóō*] (?!) > [*sōᵘ*] (?!), ja es kann sogar der ganze Wortkörper wiederholt werden: [*so so*] (?!) oder auch [*sōᵘ sōᵘ*] (?!). Fast immer notwendig ist die Doppelung in dem folgenden Fall: 4) *so so* als Antwort auf die Frage nach dem Befinden; die Ständigkeit der Doppelung weist auf folgende Erklärung hin: vielleicht wird durch die zwei *so* auf die beiden Extreme, zwischen denen das Befinden liegt, angespielt: *ich befinde mich so so = ich befinde mich gut und schlecht zugleich.*[1] Wenn man, was allerdings

[1] Dafs in *so so* natürlich nicht immer empfunden wird, dafs das eine *so* auf etwas anderes hinweist als das andere, ist klar. Wer denkt noch bei dem Ausdruck *so wie so* für 'ohnehin' (betont *sówieso* oder *sowieśo*, nie aber *só wie sò*), dafs die beiden *so* verschiedene Alternativen bezeichnen: *ich weifs es so wie so* = 'ich weifs es in diesem und in jenem Fall', also = 'ich weifs es in jedem Fall'. Ähnlich wie 'sowieso' ist im Italienischen zu fassen: Barrili, *Come un sogno* S. 101: *non le dirò nulla di appassionato. Tanto e tanto la fermata è breve e non si presta agli indugi* (sonst genügt einfaches *tanto* für 'ohnehin'). Farina, *Mio figlio* S. 307: *tu ridi pure, io tanto tanto sposerò mia figlia*, S. 332: *le due ragazze sonarono forte per vincere il chiasso delle cianche, ma tanto tanto nessuno le udì*, im Französischen (Rabelais III 37) *La fumee ... evaporoit par dehors, ainsi comme ainsi se perdoit elle, jamais n'auroit esté ony que, dedans Paris, on eust vendu fumée de roust en rue*, vgl. die beiden Beispiele im

seltener vorkommt, sagt: *ich befinde mich so,* so hält man das *so* länger aus und fügt eine Kopfbewegung nach beiden Seiten hinzu, die mimisch die zwei kontradiktorischen Gegensätze an-

---

historique des Wortes *ainsi* bei Littré: *Là demanda aux chevaliers qui de lez lui estoient, comment l'ordonnance de leurs gens se portoit. Cils lui en recorderent la verité et lui dirent: Monseigneur, ainsi et ainsi, tous les Gennevois sont desconfits* ('ohnehin'; 15. Jahrh.), sowie das spätere (16. Jahrh.) *voilà ce qui en soy peut advenir ainsi ou ainsi* [*d'une ou d'autre façon*], *est déterminé en une sorte au conseil de Dieu.* Cuervo, *Dicc. de régimen* s. v. *así: así como así 'de cualquiera suerte', 'de todos modos'* mit den Nebenformen *así o asá* (nach *aquí—acá*, vgl. it. *così o cosà*) oder gar komisch entstelltem *así o asado*, etwa idiomatisch-deutsch 'gehupft oder gesprungen' zu übersetzen; ptg. *assim como assim* und negiert *nem si nem si* 'auf keine Weise' (Lang, *Liederbuch des Königs Deniz* S. 118). *So wie so* oder vereinfachtes *so* (vgl. it. *tanto tanto* > *tanto* 'ohnehin' und ptg. *como assim* 'ohnedies' aus [*assim*] *como assim*, z. B. Deniz, *Pupillas do snr. reitor* S. 90: *E, voltando-se para um criado pequeno, o qual viera ajudal-o a desmontar, continuou suspirando: Deixa estar, Miguel, deixa estar. Eucomo assim, não me desmonto. Torno a sahir*) ist im Deutschen dialektisch: es ist ein entschiedener Austriazismus, wenn Herzog, *Streitfragen z. roman. Phil.* S. 1 schreibt: *So hängt denn jene allgemeine Frage einerseits auf das innigste zusammen mit der besonderen, die ich im späteren behandeln will, anderseits rechtfertigt sich die Einstellung dieses Themas unter den Titel dieses Bändchens auch so.* (*so* weist nicht etwa auf Folgendes!) Dem *auch so* entspricht rum. *si asa* 'ohnehin' (Tiktin). Ein Germanismus liegt vor, wenn es in dem bekannten belgischen Stück *Le mariage de Mlle Beulemans* von Fonson und Wicheler heifst (I 9): *Je suis content qu'il ne mange plus ici. Je trouve qu'il est déjà assez autour de Suzanne, comme ça.*

Ein dem deutschen 'so' im Hauptsatz eines Satzgefüges entsprechendes *così* (also in derselben epanaleptischen Funktion wie im altitalienischen *si*) scheint sich vereinzelt zu finden, so bei Rovetta, *La signorina* S. 157: *siccome colle mie sostanze questo piacere non posso permettermelo, così, dacchè sono al mondo, legge draconiana e uguale per tutti: regali, niente!*, S. 211: *siccome ho fatto l'esperienza che tutte le donne sono eguali in faccia alla morale e al sentimento, così, per me, io prendo sempre quelle colle quali si fa più presto*, S. 228: *siccome la bellezza non è altro che l'espressione e il premio della bontà, così, non è vero, fa lo stesso* (sc. ob man jemand Schönheit oder Güte wünscht), also stets nach vorausgehendem *siccome*. Capuana, *Figure intravviste* S. 75: *E siccome ad essi scappava* [ein Witzwort] *spessissimo di bocca ... così era accaduto che egli se l'era sentito ... suonare all'orecchio per via.* Vielleicht ebenso Fogazzaro, *Piccolo mondo antico* S. 153: *poichè il villaggio, dopo Dio, santa Margherita e S. Sebastiano, adorava la "sciora Luisa", così ad un cenno suo i ragazzi le portavano fiori* (wohl kaum gehört *così* zu *ad un cenno*: 'nur so auf einen Wink'). Fogazzaro, *Fedele* S. 76: *siccome sarebbe una pazzia, così sono sicuro che pagate.* S. 231: *Ella è buono, buono, buono. Ma siccome il mondo non è così, e siccome c'è scandalo, così se Lei non si risolve a mandar via subito quella creatura, bisogna che mi risolva io a qualche cosa*; Serao, *Storia di due anime* S. 27: *siccome mi conosce da tanti anni, ed io conosco lui ..., così mi fa risparmiare qualche soldo*; Borgese, *D'Annunzio* S. 39: *Poichè per d'Annunzio non esiste altra gioia che la gioia fisica, così non esiste altro dolore che lo spasimo corporale* (dies ist ein unsicheres Beispiel für *così* nach *poichè*; vielleicht *così* =

deuten soll. Daſs die rhythmische Zweiteiligkeit des *so so* deutlich empfunden wird, geht daraus hervor, daſs oft noch das bloſs rhythmischen Gründen entstammende *la la*[1] bisweilen dem *so so* hinzugefügt wird. Immerhin könnte man auch annehmen, das einfache *so* sei verkürzt aus einem Satz wie *so wie es halt gehen kann*. Das *so so* wäre dann affektische Doppelung.

Das Italienische kann nun nicht nur (im Gegensatz zum Französischen) N° 1 und 2 durch *così* wiedergeben, sondern es sind ihm 3) und 4) besonders geläufig: so z. B. Matilde Serao, *Il paese di Cuccagna* S. 245 (N° 3): A. sagt: *Non è possibile*, B.: *Perchè?*, darauf A.: *Così*. Das Italienische zeigt uns ganz genau, wie *così!* aus einem Satz *perchè così è!* verkürzt ist: die unverkürzte Stufe haben wir z. B. bei Serao, *Capelli di Sansone* S. 150: *Non contate su me. — E perchè? — Perchè così*; Rob. Bracco, *Diritto di vivere* S. 64: Maddalena: *... l'officina non c'è più. —* Petruccio: *Perchè non c'è più? —* Madd.: *Perchè così è!*; *perchè così*, die Mittelstufe, in Deleddas *Odio vince*: Il Cavaliere: *Anche tu, fra poco, ti sposerai. —* Colomba: *Io? Mai! —* Il Caval.: *E perchè? —* Col.: *Perchè così*: *L'edera* S. 242: *Ma perchè? ma perchè? — domandava Gantine a ore lamentosa. — Perchè? Perchè così!* (eine andere Möglichkeit der gleichen Antwort ist: Capuana, *Paese della sagara* S. 48: *La posta mettiamola là, su quel sasso. — Perchè? — fece lo Scianeatello, impermalito. — Perchè sì — rispose Rien*; *perchè sì* = 'weil [ich sage:] ja'). Das *no* bei Deledda, *Via del male* S. 56: *E Pietro Benu, domandò a Maria. — È partito ad arare in quel di Lolloci. Perchè? — No, così; perchè è da molto che non lo vedo*, antwortet negativ nicht auf die tatsächlich gestellte Frage 'warum fragst du?', sondern auf die aus der Frage herausgehörte andere 'hast du einen wichtigen Grund, daſs du darum fragst'?. das *così* verweigert die Angabe des Grundes der Frage, und der *perchè*-Satz gibt endlich einen (auch nicht stimmenden) Grund — drei seelische Atti-

'ebenso': sicher dagegen ist:) Melegari, *Madamigella Cristina* S. 112: *Poichè noi ignoriamo di lei ogni cosa, così siamo obbligati di credere sulla sua parola.* — Dem deutschen fragenden *so?* = 'wirklich?', also *so* N° 1, scheint ebd. S. 474 zu entsprechen: *Eh così? Vuol proprio partire anche il suo padrone?* Capuana, *Figure intravviste* S. 4: *E così? Il fumo ha portato consiglio?* Fogazzaro, *Fedele* S. 174: *Il signor Janetto entrò affannato ... — E così? — disse Marcon ... Quel che m'immaginava, caro lei, — soggiunse*, besser ist aber die Auffassung: 'und folglich', 'also'. Vgl. Tomm.-Bell. s. v. *così* N° 55: *e così* 'modo di domandare l'effetto di qualche ambasciata mandata a fare, o di chiedere risposta a chi indugia a darla'.

[1] Sollte das deutsche *la la* aus dem Französischen entlehnt sein, so ist es doch im Französischen rein rhythmisch: Littrés und der Akademie Erklärung aus dem Adverb *là* ist weniger plausibel.

tüden spiegeln sich in so wenig Worten! (Ein dem it. *no* entsprechendes frz. *rien*, das die Frage abwehrt, findet sich bei Daudet, *Sapho*: *elle se réveillait toute joyeuse dans cette persuasion: il viendra aujourd'hui! Pourquoi? rien, une idée!*) Das antwortverweigernde *darum!* des Deutschen ist auch italienisch möglich: Serao, *Conquista di Roma* S. 422: «*Debbo andare*», *rispose ella, seria.* «*Perchè?*», *chiese egli, infantilmente.* «*Per questo*». Ebd. S. 373 beachte man den die Gefühlsnuance des *così* schildernden *come*-Satz: «*Ma perchè rinunziate?*» — «*Così*», *disse lei, come se quella fosse la inesplicabile parola della fatalità.* Anders zu fassen ist *Paese di Cuccagna* S. 402: *Come è stato, sorella mia! ...* — *Così, è stato!*, wo *così* zwar auch nähere Auskunft verweigert, aber direkt dem *come* entspricht: 'so [wie es eben gekommen ist! Frage nicht danach; genug,] es ist geschehen'.

Vielleicht ist das *so* N° 3, it. *così* ursprünglich als Antwort auf ein 'wie' gemeint: Serao, *Storia di due anime* S. 141: *Ma come sei capitata con lui? — Così! Per non esser sola, come una povera bestia abbandonata nella sua cuccia, per non esser sola, comprendi, per aver una finzione di amore, una finzione di protezione, una finzione di compagnia. Pellegrino appassionato*, S. 230: *Sei sicura che tuo marito ignori tutto? — Non ne sono sicura, ella replicò, a capo basso. — Come? — Così*, 'wieso?' — 'so!', so dafs das *così* nach *perchè* erst sekundär nach *come*-Fällen eingetreten wäre. Im Französischen ist wohl in solchen Fällen das häufigste ein deutschem *darum!, weil!* entsprechendes *parce que*: *Pourquoi est-ce que tu n'as pas fait cela? — Parce que.* Livet, *Lex. de Molière* belegt zweimal ein *parce* (einmal im Reim mit *farce*) in diesem ironischen Sinn, dessen komische Wirkung Rostand wohl in absichtlicher Nachahmung im *Cyrano de Bergerac* wieder aufleben liefs (S. 41): Bellerose: *Nous allons revenir après notre repas, Répéter pour demain une nouvelle farce.* Le Portier, à Cyrano: *Vous ne dînez donc pas?* — Cyrano: *Moi? Non.* (Le portier se retire.) Le Bret, à Cyrano: *Parce que?* Cyrano, fièrement: *Parce* — (changeant de ton, en voyant que le portier est loin) *Que je n'ai pas d'argent!*, wo allerdings ein alleinstehendes *parce* vermieden ist, immerhin aber durch den Reim mit *farce* und durch die Pause, die notwendigerweise das *changer de ton* begleitet, *parce* isoliert wird, was wieder durch die Verlegenheit Cyranos, der, nach Gründen suchend, *parce* langgedehnt ausspricht (also nicht [*parsk*], sondern [*parsɛkɛ*]), motiviert ist. Bedenkt man, dafs Rostand mit historischer Nachahmung psychologische Wahrscheinlichkeit verbindet, so wird man bewundernd zugestehen, dafs er wie sein Cyrano sagen könnte: *je choisis mes rimes.* Das Deutsche kann diese entzückende Nuance eben

wegen der Einteiligkeit seiner Kausalkonjunktion nicht nachahmen. Fulda übersetzt denn: *Sie speisen nicht! — Ich? Nein. — Warum nicht? — Weil ... Ich hab' kein Geld.*

Für *so so!* (unser *so* N° 4) finden wir auch it. *così così*. Die dabei ausgeführte Gebärde beschreibt De Amicis, *Cinematografo cerebrale* S. 185: *Diceva con accento aspro, rabbuiandosi: — La Grecia è stata ingrata con me; — con accento amorevole, rasserenandosi: — La Bulgaria, no. La Serbia (facendo un movimento d'ala con la mano spianata) ... così così* (die Punkte im Text). Doch auch einfaches *così*: Serao, *Paese di cuccagna* S. 167: *E come sta la marchesina Bianca Maria? — Eh così! ...*, *mormorò, con un sospiro, la vecchia*; *Conquista di Roma* S. 210: *Vi era gente alla tribuna diplomatica? — La contessa di Santaninfa e la contessa di Malgrà. — Bei capelli? — Così*; D'Annunzio, *L'innocente* S. 140: *Come ti senti, Giuliana? Ella risponderà: — Eh così ...* (Punkte im Text), *un po' meglio*; Deledda, *Nel deserto* S. 216: *Come sta? — Bene; e lei? — Così, un po' stanco*: die zwei letzten Beispiele zeigen, dafs wir es auch hier mit einer Art Antwortverweigerung zu tun haben: 'es geht mir so [sc. wie es mir eben gehen kann]', worauf, nach einer Pause des Besinnens wie bei 3), die geforderte Auskunft über das Befinden gegeben wird. Mit dem hier besprochenen *così così* hat natürlich das gedoppelte *così* nichts zu tun, das bei Neera, *Sottana del diavolo* S. 223 steht: *torna a guardare il magrolino pallido e biondo così così, come era l'amico suo*, das übrigens dem *come* keineswegs korrelativ vorangeht: 'den mageren Karl, der so sehr, sehr blond war, wie sein Freund'. Zu *così così* bemerkt Tomm.-Bell.: *non vo' dire per l'appunto come, per non dir male. L'indeterminatezza è un mal segno*: dieselbe Bedeutung hat frz. *comme ça* (= *ni mal ni bien*, Littré); bezeichnenderweise hat *ainsi*, das literarischere Wort für 'so', diesen Sinn nicht; auch mag der ursprünglich vergleichende Sinn von *comme ça* (= 'es geht mir wie das', 'so wie Sie sehen') mitwirken. Ebenso ptg. *assim assim*, rum. *așa și așa*.

Nun sei jedoch eine Übertragung des *so* N° 3 in das Satzinnere erwähnt, die im Italienischen wie im Deutschen in der gesprochenen Sprache sehr häufig vorkommen mag, natürlich in schriftlicher Fixierung seltener vorkommt: es handelt sich um den Typus *er tat es, so, ohne zu wissen warum*: das *so* ist dem Sinne nach gleichbedeutend mit dem nachfolgenden *ohne-zu*-Satz, es ist gewissermafsen die Antwort auf eine Frage, die sich der Erzähler selbst stellt: *Warum tat er's? — So!*; da diese Ausdrucksweise aber denn doch schliefslich zu unverständlich, zu schroff abweisend auf den Hörer wirken mufs, fügt er das wahr-

hafte psychologische Motiv (das eben im Nichtvorhandensein eines solchen besteht) im *ohne-zu*-Sätzchen hinzu. Der Italiener hat in solchen Fällen auch die Möglichkeit, den Auslautvokal seines *così* zu dehnen, das *-ì* sogar in drei Teile zu zerstückeln: [*kosi-i-i*]. Dieses *così* mufs in mündlichem Gespräch viel häufiger sein, da in mündlicher Rede infolge der oft notwendigen raschen Formulierung von Gründen und Motiven das Verlegenheitswort sich eben auch häufiger einstellt — ebenso wie das geläufige *coso* in der Literatur nur gelegentlich erscheint, etwa wenn mündliche Rede genau nachgeahmt werden soll, oder wenn ein über Sprache und Ausdrucksweise reflektierender Schriftsteller es zum Gegenstand seiner Betrachtung macht, wie De Amicis in dem Artikel *il signor Coso* seines *Idioma gentile* getan hat.

Immerhin gibt es einen Schriftsteller, der diese Ausdrucksweise in seinen Schriften konstant und mit den verschiedensten, oft schwer übersetzbaren Nuancen gebraucht: Matilde Serao. Ich zitiere aus *All'erta sentinella* (Novelle *O Giovannino o la morte*): *intendeva che egli non cercava sul serio, che le diceva delle parole, così per consolarla e ingannarla* (ohne Beistrich zwischen *così* und *per*, was aber bei der Nachlässigkeit italienischer Drucke nicht unbedingt beachtet werden mufs), etwa zu erläutern durch 'dafs er nur Worte mache, [warum? —] so! — um sie zu trösten etc.', das *così* etwa im Deutschen durch 'nur so' zu übersetzen. Ebenda in der Novelle *Trenta per cento*: *e niente più poteva trarla dal grande letargo spirituale dove il suo dolore non aveva più acutezza. Domandava di lui* [nach ihrem Gatten] *così, per una curiosità vaga, senza sparento, senza gioia.* Das *letargo spirituale* dieser Frau, die alles 'warum? — so!' tut, wird uns durch dieses *così*, das sie selbst, um das Motiv ihrer Handlungsweise befragt, gesprochen haben könnte, in wunderbarer Weise vergegenwärtigt und nahegerückt (eine andere 'Vergegenwärtigungspartikel', frz. it. *là*, die ebenfalls ursprünglich nur im Munde des momentanen Sprechers berechtigt, nun auch in die Erzählung übertragen wird, habe ich *Zeitschr. f. neufranz. Sprache*, 1911, p. 276 besprochen). In derselben Novelle: *non potette resistere a salire in casa, così, ad aspettare: la mordeva un bisogno di muoversi, di agitarsi, di cercare suo marito, anche inutilmente*; *così* = *so! um nur etwas zu tun*, ferner: *andò girando da un posto all'altro ...: al circolo che soleva frequentare* [sc. ihr Gatte], *al caffè, in un paio di case d'amici, così, come presa da una follia di ricerca*, ferner: *uomini, donne, giovanotti, non avevano la forza di restare nelle loro case: ne uscivano, correvano alla banca, con una speranza vaga, così, per istinto, di vedere la strada, le mura, le pareti* und *non credevano* [sc. *i provinciali*, die nach Neapel gekommen waren

und beim Lotto verloren hatten] *che un solo napoletano avesse perduto una sola lira; credevano così, vagamente, fantasticamente, a una grande commedia giuocata da tutti costoro, di Napoli, che avevano mangiato il loro denaro.* Man beachte die Zahl der durchgehends einer Novelle entnommenen Beispiele. Auf das *così* folgen meist Ausdrücke wie *per una curiosità vaga, per istinto, vagamente*, die eben das keinen bestimmten und bestimmbaren Motiven gehorchende Tun ausdrücken. Steht *così* allein, wie in *così, ad aspettare*, wird es fast gleichbedeutend einem *inutilmente*, das ja auch tatsächlich im nächsten Satze folgt. Im *Paese di Cuccagna* S. 31 wird das Interieur neapolitanischer Parvenüs beschrieben: *il lusso un po' volgare del broccato cremisi e rosso ..., la toilette racchiusa in una cupola di merletto ... e il grande armadio bruno ... che era in quell' epoca il grado supremo del lusso borghese ... e le numerose immagini di santi ... e infine la lampadetta di argento ...; e nella stessa stanza coniugale, così, per tenerezza borghese, per quel senso invincibile di patriarcalità napoletana, la culla tutta infiorata di nastri, dove dormiva, nella sua cuffietta ricamata, la piccolina nata da un mese soltanto.* Ich erkläre mir dieses *così* als eine vorläufige 'Antwortverweigerung', die die Schriftstellerin einer sich selbst gestellten Frage nach dem Grunde dieser pompös-kosigen Ausstaffierung der *stanza coniugale* folgen läßt, um Zeit zu gewinnen, die psychologischen Motive auseinanderzulegen: '[Warum war das Zimmer so ausgestattet? —] So! — Vielleicht war es bürgerliche Zärtlichkeit, vielleicht auch der neapolitanische Sinn für das Patriarchalische.' S. 56: *le signore contraddicevano vivamente, adulandolo* [sc. einen reichen Wucherer], *coprendolo di cortesie, col profondo istinto muliebre che fa loro prodigare parole e sorrisi, così, sapendo che qualche cosa finiranno per frutture.* Hier versetzt uns das *così* in die Denkweise jener Damen, die man sich so ausmalen mag: '[Warum schmeicheln wir ihm eigentlich?] — So! [Man kann nicht wissen, wozu es gut ist.] Etwas wird schon einmal dabei herauskommen.' S. 191: *temeva ... che indovinasse la verità, così per quell'intuito mirabile e sparpuntoso che hanno le donne* (ohne Beistrich!); S. 242: *Amati vedeva in Carlo Cavalcanti il pericolo ignoto ... lo vedeva così, vagamente, ma ostinatamente, ma senza saper bene il come e il perchè, ma vedendo lì lì, il pericolo.* Das *così* vor Wörtern, die das Vage, Unbestimmte ausdrücken, muß übrigens nicht immer als Antwort auf eine vorhergehende stumme Frage erklärt werden, es kann auch oft, wie in dem *lo vedeva così, vagamente* = 'er sah die Gefahr so (mit einer das Vage, Verhüllte andeutenden Gebärde) vor sich', ein Verlegenheitswort sein, das auf eine Anschauung hinweist, die dem Sprecher zwar

gegenwärtig ist, die er aber vorläufig noch nicht in Worte fassen kann. Der Beistrich nach dem *così* versinnbildlicht uns dann die Pause, die durch das Suchen nach präzisierenden Ausdrücken entsteht (vgl. das Analoge bei *là*). S. 320: *i suoi creditori che gli avevan ancora fede, così, perchè il suo nome era conosciuto in Borsa, perchè suo padre era stato un modello d'integrità e perchè egli stesso era stato così fortunato* (die Motive, warum jener Mann Kredit genofs, sind zu mannigfaltig, als dafs sie die Schriftstellerin stante pede aufzählen könnte; durch Vorausschicken des *così* holt sie gewissermafsen Atem), S. 353: *intendeva soltanto, così, confusamente, che quell'organismo si consumava di debolezza e di sensibilità; non pensava nè alle medicine, nè ai rimedi eccezionati; pensava solo, confusamente, così, che egli dovera salvare l'amor suo, nient'altro* (man beachte die Wiederholung des *così, confusamente* im Chiasmus, durch die der geschilderte traumwache Zustand uns besonders eindringlich gemalt wird), S. 417: *aveva tenuto mano al sequestro di don Pasqualino, così, acciecato anch'esso*, S. 458: *fuori stava, così, aspettando, incerto, agitatissimo*; *Il ventre di Napoli* S. 182: *egli si compiange, così, crollando le spalle, filosoficamente* (in den beiden letzten Beispielen ist wohl *così* nicht 'Antwortverweigerung', sondern von einem Achselzucken, also wie bei den Ausdrücken des Vagen von einer Geste begleitet zu denken); *Conquista di Roma* S. 271: (der Minister) *sapeva bene che ... eran con lui gli altri sette ministri, che questo corpo vigoroso di nove individui non si sarebbe fatto scalzare, così, senza una ragione al mondo*; *Lettere d'una viaggiatrice* S. 108: *un ritratto, in vero, di donna non più giovine, dalla bellezza che si sfiora sotto i veli disciolti del suo cappello, col suo mantello disciolto, posante, così, piena di una tristezza inconsolabile, il ritratto di una viaggiatrice che va, va, senza meta, non si sa dove, ed ella non lo sa, ella va, per andare, così, per vivere, giacchè nulla ella cerca più, di quello che ha perduto, giacchè sa di nulla ritrovare* (das zweite *così* gehört gewifs hierher, das erste: *posante, così, piena di una tristezza inconsolabile* wohl eher zu den S. 347 Anm. anzuführenden Fällen wie *occhi, neri così*: im Sprechen würde die Verfasserin bei dem *così* die schwermütige Pose jener Frauenfigur nachahmen; das *così*, das sie auch im schriftlichen Ausdruck beibehält, ist für uns Leser ein Antrieb, unserseits die entsprechende Geste zu finden; zugleich dient jenes *così* mit der darauffolgenden Pause dazu, den rhythmischen Effekt der getragenen Traurigkeit hervorzurufen). S. 306: *guardavo, così, curiosamente, ma senza emozione; annoiata forse, un poco, della mia indifferenza*; S. 345: *qua e là, piccole processioni di amici, di compagni, passarona, gridando gli*

evviva alla Repubblica, così, per uno sfogo di affetto. Wieder mit einer Geste zu begleiten ist wohl *così* in *Ventre di Napoli* S. 104: *E gli altri intestini di viottole che discendono, in quella regione, intestini ove si agita e vive della gente, vi sono degli uomini, dei cristiani, accumulati, così, e tutte le altre straducce adiacenti al Rettifilo. Capelli di Sansone* S. 163: *A Riccardo era venuto in mente che qualcuno potesse mandargli del denaro, così, per una combinazione, una eredità, un dono di un ammiratore ricco, un amico che glielo confidasse per negoziarlo*; *Storia di due anime* S. 142: *Domenico, egli mi fa schifo, e intanto, egli viene, e io gli do quello che ho, così, per debolezza, per viltà* ... (Punkte im Text), *per non esser battuta, la sera e la mattina,* S. 179: *chiusi col pittore dei santi, in una taciturnità d'avvilimento, di sgomento, di stupore, non sapendo che cosa dirgli, comprendendo così, vagamente, che nulla potevano dirgli e che nulla egli poteva udire,* S. 188: *io mi sono lasciata prendere, da uno qualunque, così, per debolezza, per tristezza, per non aver più che far di me*; *La Ballerina* I S. 79: *le aveva diretto qualche parola, così, per far anche lui il corteggiatore di una ballerina* ('so obenhin' = *così, sfuggevolmente*), II S. 50: *non si poteva più confessare, non si poteva più comunicare, così, così, senza una ragione forte, possente, che la scusasse, che le servisse di compenso* (die Doppelung des *così* verschärft den Eindruck der Grundlosigkeit der Angst vor der Beichte). S. 73: *neppure lo ricordava egli, così, con qualche dolcezza, questo sacrifizio che ella gli aveva fatto, l'ingrato* ('er erinnerte sich auch nicht einmal etwa mit einer Art Rührung an das Opfer'), S. 74: *quando aveva ceduto a Roberto Giargiulo, così, per una ragione arcana,* S. 164: *interrogati dal pretore, così, fuggevolmente, su le cause.* In einem Fall, wie II S. 108: *ella si domandava, così, chi mai poteva essere ucciso,* kann man interpretieren 'sie fragte sich so von ungefähr', während ein frz. (Plattner, *Ausführliche Grammatik* III 2, S. 97) *notre demoiselle, dit Jean Marie, grand'maman demande comme ça s'il faut mettre le couvert ici ou dans la salle* sowohl in der Bedeutung als in dem *effet érocatif* verschieden ist: diese durchaus vulgäre Wendung ist im Französischen zu erklären: 'sie fragte folgendes, [nämlich] ob', und ein solches pleonastisches *così* liegt nach Petrocchi in ital. *Dice così che non lo facciate strillare* vor, das wohl auch vulgär ist, wie ein von einem Schutzmann gesprochener Satz bei De Roberto, *La Sorte* S. 186: *ho portato l'ufficio al pretore; dice così che aspettino un momento* zu beweisen scheint. Etwas anders geartet sind französische Fälle wie Courteline, *Le train de 8 heures 47,* S. 96: *Ça fait que je vais vous dire, chef: je voulais vous demander comme ça de demander*

au capitaine — de demander — au colonel — au rapport de demain matin — une permission, wo das *comme ça* für den sein Anliegen nur allmählich herausstotternden Soldaten einen willkommenen Aufschub bewirkt; S. 27 auf die Frage, ob das ausgezahlte Geld nicht mit der Rechnung stimme, sagt der mehr Geld wünschende Brigadier: *Oh! je dis pas! fit le brigadier; seulement, j'avais pensé comme ça que si des fois ça s'aurait pu — Pris de gêne, ne trouvant pas le mot, il remplaça sa fin de phrase par une pantomime.* Vgl. fürs Italienische Barrili, *l. c.* S. 257: *due parole, gittate là a caso, e forse così per mo'di dire*: hier wie schon mehrmals erscheint *così* als Verlegenheitswort, das aufs Geratewohl — *così per mo'di dire!* — hingeworfen wird und oft im Satz syntaktisch nicht gerechtfertigt ist: Serao, *Conquista di Roma* S. 424: *Ma non potreste dirmi, così, un giorno, un'ora?* (der ein Rendezvous Begehrende schiebt schüchtern das *così* ein, bevor er mit seinem Verlangen gerade hervortritt); Ojetti, *Donne, uomini e burattini* S. 19: *Ma no, non so niente ancora. Dicevo, così ... per dire* (Punkte im Text). Rovetta, *La Signorina* S. 135: *Il favore che pensavo di chiederti ... è questo: fare una visita a Donna Stefania, per sentire, per capire ... così, che vento spira* (die im Text stehenden Punkte deuten die Absicht des Sprechers an, sich nicht ganz deutlich auszudrücken); Rob. Bracco, *Uno degli onesti*, Szene 4: Alberto [zu Federico] (lanciando uno sguardo di rimprovero e d'imponenza a Manina): *Già! Lei* [sc. Manina] *dice, capisci? ... Dice così ... Dice che io tema ... che la vostra separazione dia un cattivo esempio a mia moglie* (hier haben wir es zwar nicht mit einem aufserhalb der Syntax des Satzes stehenden *così*, wie in den vorigen Beispielen, zu tun, da im Italienischen *dice così*[1] 'er sagt dies' vollkommen korrekt ist — immerhin ist das *così* Verlegenheitswort; die Punkte sind im Text); Deledda, *Via del male* S. 219: *un negoziante di buoi che mi ha preso così, in una*

[1] Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* III S. 81 belegt das 'er sagt, hört so' (vgl. engl. *he says, thinks, hopes so*) nur als sizilianisch und rumänisch. Doch auch toskanisch (vgl. Petrocchi) ist *dice così*, nicht nur unpersönlich = 'es lautet so', sondern auch = 'er sagt dies', sowie *basta così!*, ferner neapol. (De Giacomo, *Teatro* S. 247: *io po dico accussì* etc.), sogar De Roberto, *La Sorte* S. 247: *ripetera spesso così.*

Hier sei ein merkwürdiger Gebrauch von *così* erwähnt, den ich bei Fogazzaro *Il mistero del poeta* fand: XV: *devo essere ancora più di così* statt *di quello che sono*, ebenso XVII: *più di così non mi disse e più di così non potei saper mai*, wieder *così* statt 'dies', diesmal nach Komparativen. Und so noch öfters: *Idilii spezzati* S. 20: *ella mi salutò appena, senza parlare. Meno di così non avrebbe potuto salutarmi*; *Leila* S. 271: *la ragazza assegnerà una pensione a suo padre; più di così, probabilmente, non vorrà concedergli*, S. 287: *più di così non gli uscì di bocca*; *Piccolo mondo antico* S. 393: *Così fu dentro Castagnola e peggio di così nel labe-*

specie di modo, tra il serro ed il socio (für seine Stellung findet der Sprecher kein passendes Wort — er hilft sich vorläufig mit *così* aus); vor *tra* noch öfter: De Amicis, *Cinematografo cerebrale* S. 322: *non ricambiava mai l'invito se non quando, così tra il faceto e il serio, gli ricordavamo il suo debito*; Neera, *Sottana del diavolo* S. 151: *la sua bella allegria era andata in fumo così tra un sospiro e una lagrimuccia*: *così* kommt so zu einer Bedeutung 'ungefähr', die wir weiter unten S. 351 in *così a fascio* finden werden; 'ungefähr' heifst es auch Neera, *l. c.* S. 86: *gli promisi che lo avrei tastato io così alla lontana*, De Amicis, *Cinematografo cerebrale* S. 168: *pare, così a luce di buon senso, che* ... (im Deutschen etwa: 'es scheint, wenn man die Sache ein bifschen beim Licht des gesunden Menschenverstandes betrachtet'). Fogazzaro, *Picc. mondo ant.* S. 132: *così delle volte* = *'talvolta', 'qualche volta'*. Barrili, *Come un sogno* S. 246: *così ad occhio e croce giudicai*. Schon bei Petrarca findet sich nach Tomm.-Bell. *stassi così fra misera e felice*, das durch *così* = 'mediocremente' erklärt ist. Mit dem 'Verlegenheits'-*così* sind wir nun aber vom Typus *domandava di lui, così, per una curiosità vaga* etwas abgekommen, der sich aufser bei der Serao nur selten findet: vgl. aus anderen Autoren: Deledda, *Vecchio della montagna* S. 1: *sua cugina Paska lo aveva abbandonato alla vigilia delle loro nozze. E senza motivo. Così, solo perchè ella si era improvvisamente accorta di essere graziosa e corteggiata anche da giovani signori* (die ruckweise mündliche Redeweise ist ebenso wie in dem *così* in dem vom vorhergehenden Satz als Stofsseufzer losgelösten *E senza motivo* nachgeahmt); *Sottana del diavolo* S. 135: *vi cacciò dentro due dita, l'indice il medio, così, per toccare* (*così* = 'nur so'): Barrili, *Come un sogno* S. 200: *Sentiva, così vagamente, in confuso, che forse l'avrei offesa* (man beachte das Fehlen der Interpunktion).

Nun gibt es aber noch ein anderes *così*, das ebenfalls im Satzinneren vor verschieden gestalteten adverbialen Bestimmungen steht und sich jedenfalls nicht aus einem selbständigen Satz erklärt. Beispiele, immer aus Mat. Serao, mögen vorangehen: Aus der Novelle *Trenta per cento*: *ella non chiedeva più niente nè vinto delle vinzze di Gandria*; Deledda, *Vecchio della montagna* S. 71: *egli non aveva mai veduto una donna più bella di così*; Deledda, *Odio vince* S. 310: Antine: *Tacete, se non volete che vi manchi di rispetto!* — Il Cavaliere: *Più di così?*; Neera, *Sottana del diavolo* S. 268: *Più di così non si potrebbe fare*; Butti, *Sempre così* S. 131: *Non potresti, no, essere più miserabile di così*. Ein Beispiel wie das letzte erklärt die Wendung: 'elender als so [sc. elend, wie du jetzt bist]', ebenso Capuana, *Figure intravviste* S. 7: *Siamo ragionevoli, Diana!* — *Da parte mia, più ragionevole di così?* [sc. come sono]. Vgl. Tomm.-Bell. *più di così* s. v. *così* N° 33.

a Dio nè a suo marito nè al mondo; e vivera così, alla giornata, all'ora, non fermandosi a considerare il suo stato; deutsch wäre die Pause nach *so* unmöglich, also etwa ein 'sie lebte so , für den Tag, für die Stunde', dagegen ohne die Pause wäre die Fügung 'sie lebte so für den Tag' etc. möglich, wobei das *so* aber keineswegs den Sinn von *so vor sich hin* hat, welch letzteres denn auch die richtige Übersetzung des ital. *così* ist. Ebenso (am Anfang eines Abschnitts, wodurch also die Deutung als auf früheres bezügliches Demonstrativ ausgeschlossen ist): *Vivera così, leggendo assai, passeggiando assai, passando ore intiere assopita in una preghiera, nella chiesa, senza scosse, senza sussulti, dandosi alle conversazioni esteriori, interessandosi a una quantità di fatti piccoli.* Ferner: *ella era abbandonata nel vasto mondo, così, senza appoggio, senza soccorso, senza una sola persona che le camminasse accanto*; ferner: *perchè volete nascondermi quel che soffrite, signora Eleonora? Forse che io non indorino tutto? Forse che io non so tutto così, fatalmente?* hier wäre man versucht, an das süddeutsche *so* = 'ohnehin', synonym dem *sowieso* (vgl. das roman. *sic* = 'trotzdem'), zu denken und zu übersetzen: 'ich weifs es ohnehin', doch da *così* nie allein in dieser Bedeutung vorkommt, wird es mit 'von selbst' wiederzugeben sein, wie noch öfters im folgenden. *Erano sopra una poltrona il suo mantello ..., il cappello, i guanti ..., ma ella non pensò neppure a prenderli. Se ne andò così, senza cappello, vestita di nero* (*così* = 'so wie sie war'); *e chi non lo avera questo permesso, se lo prendera da sè, così nel gran disordine dello spirito, buttando via ogni riguardo, ogni ritegno, non pensando che a correr via* (kein Beistrich! vor *così* = 'so ohne weiteres'). Aus der Novelle *Sognando*: *Sua figlia Luisa e' suo figlio Tom ... sono due macchine bene oliate che girano e gireranno così, fino all'ora della morte, così* = 'so weiter, so ohne Unterlafs'; *Paese di Cuccagna* S. 23: *siamo pieni di debiti e di mortificazioni, e mangiamo, ogni tanto, così, quando porto io un pezzo di pane a casa, così* = 'so aufs Geratewohl'; S. 41: *Avevano avuto tre bei figli ..., per i quali don Gennaro Parascandolo avera fatto, per arricchirli, terribilmente e freddamente, il suo freddo e terribile mestiere di usuraio aristocratico: non meno di cinquemila lire, alla volta, ed anche duecentomila lire, in una volta sola, sempre con l'interesse del dieci per cento al mese: così, spietatamente, per i suoi figli*; heifsen die letzten Worte: 'so, herzlos, [tat er] für seine Kinder' oder 'so ohne Rücksicht, herzlos, für seine Kinder'? S. 49: *Chi potera essere? Forse qualche persona condotta da un parente, da un amico, così senza neanche chieder permesso, con quella beata famigliarità che dal popolo napoletano sale alle classi più alte, così* = 'so

ohne weiteres' (kein Beistrich!): S. 61: *il vecchio istinto partenopeo, l'istinto del grosso guadagno ... sorgeva così, naturalmente, di fronte all'uomo che sapeva i segreti delle cose nascoste, così* = 'so ohne weiteres, von selbst'; S. 84: *Soffriva in tutto, nelle fierezza natia, nel suo riserbo di fanciulla offesa dal suo nome buttato così, in una disputa di pazzi, da suo padre,* nicht hieher gehörig, wenn *così* = 'in solcher Weise', hieher gehörig, wenn = 'so ohne Scham'; S. 87: *nè si era meravigliato quando la portinaia ... gli diceva, così, fra un profluvio di altre chiacchiere, che ...,* così = 'so nebenbei'; S. 185 (vorhergeht ein Dialog zweier Liebenden): *Si guardarono così, puramente,* das *così* kann sich auf nichts Vorhergehendes beziehen; dafs die Schriftstellerin eine mündliche Redewendung: 'sie schauten sich so an (mit entsprechender, nachahmender Augenbewegung) in Reinheit' hier in der Erzählung angewendet hätte, ist unwahrscheinlich;[1] also *così* wohl = 'so ohne alle anderen Gedanken':

[1] Etwas Derartiges liegt dagegen vor, wenn Ada Negri, *Dal Profondo* (*La voce del mare*) sagt: *Io ti dirò ciò che hai sofferto — Ma | mitemente, così, come di cose lontane, e che non possono colpire più.* Das *così* ahmt hier eine streichelnde, sanfte Bewegung nach. Oder in einem Gedicht in Fogazzaros *Fedele* S. 210: *Ma pur se una volta ancora, se un'ora sola, un istante ... Pria di parlar tu volessi un solo istante serrarmi, Ma tutta, così, ma forte, Dio! sul tuo seno e baciarmi,* wo das *così* die von der Phantasie mit der Kraft der Realität vorgestellte Innigkeit der Umarmung malt. Dafs schliefslich die demonstrative Kraft des *così* verloren geht (ebenso wie in *tanto* in Wendungen *rimanere con tanto d'occhi* oder *tanti saluti!* = 'viele Grüfse!', nicht 'so viele Grüfse!'; Barrili, *Cuor di ferro e cuor d'oro* S. 57: *rispose facendo un muso lungo tanto* = 'ein ellenlanges Gesicht'), sieht man Verga, *Storia di una capinera* S. 8: *Vedi come la mia lettera, sì i fatta triste senza che io me ne avvedessi! Non ci badare, Marianna. Salta a piè pari questo periodo sul quale tiro una bella croce, così ...* (die Punkte im Text); gewifs liegt hier noch eine Absicht der Briefschreiberin vor, die Geste der Adressatin recht anschaulich zu machen, aber S. 22 wird in einem Brief ein Hund beschrieben: *un bel cane da pagliaio, tutto nero, alto così,* wo die Geste, die in diesem Falle gerade notwendig wäre, um die genaue Höhe des Hundes zu bestimmen, von der Adressatin nicht erraten werden kann. Verga liebt dies *così*: *Per le vie* S. 97 (nicht in direkter Rede): *e tirava fuori dal cappotto anche le lettere sudicie e logore di Anna Maria — sapeva di lettere — un pezzo di ragazzo così,* S. 102: *inventava dei pretesti per lavarsi d'attorno i bimbi, che sgranavano gli occhi, neri così,* S. 133: *a trovare il Barletta veniva spesso Lippa, una bruna alta appena così, ma col diavolo in corpo*; Capuana, *Perdutamente!* S. 145: *gli ficcava addosso quegli occhi neri, grandi così, che pareva se lo volesse mangiare*; De Roberto, *La sorte* (in einer Beschreibung) S. 267: *le donne ... coi veli e i fiori in testa appuntati con gli spilloni di tartaruga, e i pendenti lunghi così*; ebenso Porta, *Poesie* S. 13 (ein Wald): *de rogher e de scerr gross insci fau*, übersetzt *enormi*', vgl. im Pariser Argot Villatte, *Parisismen* s. v. *ça*: *il a de ça* '(in Verbindung mit einer Handbewegung) er hat Geld, Herz, Talent, Genie', *elle a de ça* 'sie hat einen reizenden Busen', *c'est ça* 'das ist vorzüglich, pikfein', nun aber *comme c'est ça* 'wie wahr, wie natürlich das ist', wohl

S. 148: *varie volte, le due sorelle ... avevano litigato coi due fidanzati, li avevano cacciati di casa, ma per breve intervallo: la pace veniva fatto così naturalmente, così* = 'von selbst, ohne dafs man es merkte'; S. 165: *i due uscirono dalla stanza ... spingendosi innanzi lo studente ... Placidamente chiamò* [sc. Don Gennaro Parascondolo, der Wucherer, der die drei verabschiedet hat] *Salvatore per farsi spazzolare il soprabito: e il servo compì la sua opera in silenzio, cercando i guanti, il cappello, mentre Parascandolo riempiva di sigarette Tocos il suo*

---

schon ohne Handbewegung. Ähnlich bei Fogazzaro, *Pice. mondo ant.* S. 390: *ogni tanto lo strepito del treno lo toglieva dal suo torpore suggerendogli l'idea di una corsa angosciosa, richiamando il suo cuore a correre, a batter così*: jedermann wird mit *così* eine Bewegung der Hand von der Herzstelle weg und zu ihr zurück verbinden, aber es ist fraglich, ob Fogazzaro noch wünscht, dafs wir diese das Herzklopfen übertreibend nachahmende Geste ausführen sollen. Und welche Gebärde sollten wir bei dem *così* auf S. 331 ausführen? *mettera, suonando, tutta l'anima sua nella musica e avrebbe pur voluto essere con Luisa, suonarle il divino andante, unirsi a lei pregando in un inenarrabile spasimo dello spirito, così?* Soll dieses *così* das Vorhergesagte zusammenfassen und einschärfen, dafs er 'genau so' die Vereinigung wünschte? So scheint *così* nämlich in einigen Stellen von Matilde Seraos *Lettere d'una viaggiatrice* zu fassen zu sein: S. 23 wird aufgezählt, was die aus den einzelnen Provinzstädten Neapel, Turin, Venedig etc. nach Rom kommenden Italiener bei ihrer Ankunft in Rom vermissen müssen, dann wird mit einem einen eigenen Satz bildenden *Così!* die Aufzählung abgeschlossen und fortgefahren: *Ma se, invece di un giorno, voi restate, a Roma, cara amica indolente, una settimana ... voi bevrete il filtro che Roma appresta*; S. 38: *Roma, Roma, che fu, che dovrebbe essere, il centro di una vita larga e tumultuosa di bene e di male, sempre in ogni stagione, in ogni momento. Così!*, nun wird beklagt, wie Rom dieses Ideal einer Metropole so ganz und gar nicht erfüllt; S. 83: *poichè si deve aver il più profondo rispetto dell'anima altrui, bisogna mentire, ingannare. Così! L'inganno è una immensa pietà, nell'amore: Storia di due anime* S. 110 (nachdem erzählt wird, wie der Bursch dem Maler die Nachricht bringt, dafs die *padrona* ausgegangen sei): *Così! Non passava giorno, in cui Anna Dentale non si vestisse in elegante abito e non andasse a trovare suo padre* (*così!* = 'so war's!'); Borgese, *D'Annunzio* S. 89: *Le delicate* [sc. *poesie di D'Annunzio*] *sono soavi come i colli di Quirsa: 'E quella lor soavità, sospesa | fra i cieli chiari e l'acque trasparenti, | tu non la vedi quasi, ma la senti | come una gioia che non si palesa'* [dies sind Verse d'Annunzios!]. *Così: la percezione si è fatta acuta e la forma trasparente in tal modo che sembra cantata la 'spiritualità del senso'* (*così* = 'so ist's, 'infatti'). Häufiger ist in solchen Fällen *Proprio, precisamente così!*: Farina, *Mio figlio* S. 406: *per le giravolte che m'era toccato fare, arrivai in cimitero dopo mia moglie.* (Nun neuer Absatz) *Proprio così* [sc. wie ich es mir gedacht hatte], *la poveretta aveva avuto la mia medesima idea, ed era là, dinanzi a me*; Neera, *Sottana del diavolo* S. 230: *È questa una soddisfazione che la natura riserba alle madri e alle nonne di rivivere nelle loro creature al punto che i successi delle figliuole sono come successi propri.* (Neuer Absatz) *Precisamente così: La carnagione squisita di camelie che tutti avevano ammirato nella giovane fidanzata non era forse la sua, la sua carnagione di un tempo?*

porta sigarette d'argento russo. Così, ad un tratto, senz'essere annunziati, i tre fecero irruzione di nuovo nella stanza (*così*, sehr auffällig am Satzanfang, im Sinn von 'so ohne weiteres'): S. 293: *quattrocento o cinquecento franchi buttati così, dati al vorace governo, dati a un essere impersonale e odiosa* (das *buttati così* ist bedeutungsgleich mit *buttati là*); S. 303: *Agnesina, la bambinella, si era svegliata così, dolcemente, come ella soleva, senza piangere e senza gridare* (das *così* ist nicht etwa korrelativ zum *come*-Satz, sondern = 'von selbst'); S. 334: *Pasqualino, li volete dare, questi numeri certi ...* — *Non li posso dare, così, violentato*; S. 364: *non dite di no, così, ostinatamente, senz'aver neanche interrogata Bianca*; S. 364: *offendete un galantuomo, così, senza ragione* ('so ohne weiteres' oder Antwortverweigerung?); S. 369: *dispersa per il mondo, così dalle bizzarre complicazioni del destino* (*così* 'ohne weiteres, rücksichtslos' oder 'aufs Geratewohl'?); *Il Ventre di Napoli* S. 189: *un desiderio folle, funebre, di morire, spingendosi avanti ..., le donne sotto i piedi dei cavalli, così, ebbre di morte* (mit *così* könnte hier auch die Geste verbunden werden, die das Dahingestrecktliegen malt; *sotto i piedi dei cavalli, così* wäre dann ähnlich dem *buttati così*; *così* könnte aber auch 'ohne weiteres' bedeuten); *Lettere d'una viaggiatrice* S. 51: *pensate degli ufficii prefettizii, degli ufficii municipali ... così d'un tratto, brutalmente trasportati in quei palazzi*; S. 154: *e le umili violaciocche crescono ai piedi dei palmizii, così, dovunque vi è una mano che li curi o il sole che li baci*; S. 173: *recitare in italiano, in un teatro francese ... e recitare quell'Adrienne Lecouvreur che ebbe alla Commedia francese le più illustri interpreti ... e far questo, così, semplicemente, il giorno seguente ad un viaggio di venti ore*; S. 177: *ella come sempre non prende parte a balli, a circoli, a ruouts ... ella fa o rende qualche visita, così, a queste donne che sanno tanto bene ammirarla* (*così* = 'so nebenbei'); S. 215: *la ragazza sciocca che viene ad arrischiare un luigi, così in un minuto, per perderlo in un secondo minuto*: S. 232: *e ogni pacifico cittadino che va lì ... finisce per appartenere, così, naturalmente, a uno di quei grappi regali*; S. 240 (die Ex-Kaiserin Eugenie): *che vide sparire tutta la luce della sua vita, così, sotto un uragano di dolore* (*così* = 'plötzlich'); S. 277: *questi boulevards lontani, che bisogna andare a pescare, o per cui si passa soltanto così, per caso, cercando un amico salta fuor gauche o andando a visitare una chiesa, un giardino pubblico, un cimitero* (*così* = 'aufs Geratewohl'); S. 343: *Forse, qualcuna si occupava anche di politica, così, femminilmente* (*così* = 'so nebenbei, so ein bißchen'); *Conquista di Roma* S. 274: *anche il giorno prima egli aveva detto, così, con una certa*

noncuranza, al presidente del consiglio ...; *Capelli di Sansone* S. 276: *Ma che ammazzarsi; ma uno s'ammazza così, perchè muore il giornale?*; S. 346: *Ecco, signor Joanna, io ho osato venire da lei, così, senza presentazione*, in beiden Fällen *così* = 'so ohne weiteres'; *Storia di due anime* S. 20: *qualche santo era risalito in onore, nel culto terreno, così, improvvisamente*; *La Ballerina* I S. 103: *ebbe un minuto di tristezza, così, improvviso*. Bei anderen Schriftstellern: Zuccoli, *Donne e fanciulle* S. 127: *Perdiamo, Tatiana! Va a Roma, a raggiungere suo marito. Così, improvvisamente, bruscamente; non è più d'un mese, mi diceva che non avrebbe messo piede a Roma ... E ora, eccola che parte!* (um den Eindruck des Plötzlichen zu verstärken, ist das *così, improvvisamente, bruscamente* vom vorhergehenden Satz losgelöst, was zu dem *così* am Anfang des Satzes = 'plötzlich' in Seraos *Il paese di Cuccagna* hinführt); D'Annunzio, *La città morta* S. 155: *Ora imagina uno che inconsapevole bera un tossico, un filtro, qualche cosa d'impuro che gli avveleni il sangue, che gli contamini il pensiero: così, all'improvviso, mentre la sua anima è in pace*; D'Annunzio, *L'Innocente* S. 72: *ero sicuro che Giuliana si sarebbe ridonata a me, così, o prima o poi, con un solo semplice atto silenzioso in cui ella avrebbe saputo mettere 'tutto il suo perdono e tutto il suo abbandono'* (sollte D'Annunzio diese Worte zu uns sprechen, so würde eine 'Gebärde des abbandono' genügen; in der schriftlichen Fixierung mufste zu dem an sich vieldeutigen *così* noch eine lange psychologische Analyse treten; wenn trotzdem D'Annunzio das *così* voranschickt, so geschieht dies eben zur Verlebendigung des Ausdrucks); Neera, *Sottana del diavolo* S. 182: *un mio cugino è stato derubato dell'orologio e del portamonete, così, in un attimo, senza manco accorgersene* (vor Ausdrücken, die den Augenblick bezeichnen, vertrat *così* wohl ursprünglich eine rasche Bewegung); Bracco, *Diritto di vivere* S. 86: Antonio: *Domani mattina, voi vi imbarcherete sul Washington.* — Michele: *Domani mattina?! Così?! A rotta di collo?* (*così* = 'ohne weiteres, blindlings'); Deledda, *Cenere* S. 262: *Ma ti ripeto che essa ha una folle paura di te, e se tu vai ad affrontarla così, improvvisamente, è capace di commettere qualche pazzia*; *Odio vince* S. 271: *Lei non sa cosa è l'odio? E l'amore sa cosa è? Passioni che nascono così, senza che noi ne sappiamo il perchè*; *Nel deserto* S. 219: *un velo impalpabile ... ch'egli sente di non poter squarciare così, d'un tratto, violentamente*; Fogazzaro, *Idilli spezzati* S. 191: *le buone idee mi vengono così, misteriosamente*: *Leila* S. 224: *andava, andava, così, al caso, verso la signora Bianchi ... come un viandante smarrito va, nel crepuscolo,*

verso una luce lontana (*così* = 'so weiter'); S. 264: *egli crede tutto che la Chiesa crede, così a fascio e senz'averne notizie chiare.* Ein Beispiel wie Castelnuovo, *Novelle d'oro* S. 203: *Ella non poteva credere, ch'egli fosse veramente partito così, senza salutar nessuno, senza prender la sua roba* kann doppelt gefafst werden: 'so wie es schien, dafs er es getan habe', wo also *così* vollkommen 'korrekt' demonstrativ ist, oder 'so ohne weiteres': gerade solche doppeldeutige Beispiele geben den Schlüssel zur Erklärung. Dafs oft die Geste noch wirklich dem Schriftsteller vorschwebt, sieht man aus Deledda, *Cenere* S. 275: *voi finora non avete fatto altro che offendermi, uccidermi, giorno per giorno, sempre a tradimento, sempre, sempre! e rovinarmi, capite, rovinarmi sempre più, sempre più, come si rovina una casa, un muro, così, pietra per pietra, così ...* — *Egli faceva atto di buttar giù un muro, si curvava, sudava, quasi oppresso da una vera fatica fisica* (die Punkte sind im Text): wie weit ist aber von hier bis zu einem Fall wie Serao, *Conquista di Roma* S. 383: *Arrivarono a Porta Angelica, così, calmati, pacificati,* wo keine Geste mehr andeuten kann, dafs *così* 'von selbst', 'ganz unvermerkt' bedeutet, oder Capuana, *Figure intravviste* S. 9: *ed egli era felice di accorgersi che qualcosa già moriva in lui, che una purificazione già accadeva in lui, così ...*, wo höchstens die Punkte die Allmählichkeit der Reinigung andeuten.

Wir haben es hier überall mit einem demonstrativen *così* zu tun, auf das ursprünglich ein *come*-Satz folgen mufste (vgl. in Fall 4 *come sta la marchesina — eh così* [sc. *come può stare*]): diese ursprüngliche Fügung finden wir etwa bei Fogazzaro, *Il mistero del poeta* XXXV: *Racconterò dunque il tempo felice così senz'ordine come viene su dal cuore,* aber ebd. XXIII erscheint die Verkürzung: *gli parevа scortese di lasciarmi così su due piedi* [sc. *come era*], dieselbe Wendung *così su due piedi* bei Silvio Pellico, *Le mie prigioni* IV (wieder berührt sich *così* mit *lì*, indem *lì su due piedi* 'sofort', 'auf der Stelle' bedeutet). In manchen Fällen mag das *così* sich auf Vorhergehendes zurückbeziehen und so des *come*-Satzes entraten: *Il mistero del poeta* XVII: *ma io, preso così alla sprovveduta.* Ähnlich Verga, *Una peccatrice* IV: *si chiuse nella sua camera, così al buio; e si buttò sul letto, vestito com'era: così al buio* sc. *come trovava la camera*; im Parallelsatz hätte es ebenso lauten können *si buttò sul letto, così, vestito com'era,* vgl. das obenzitierte Beispiel *così, senza cappello, vestito di nero.* Im selben Stück der *Peccatrice*: *Indi alcuni suoni, tratti così a caso dal pianoforte, quasi le dita cercassero le note di una fantastica melodia, così al caso*: sc. *come venivano*: das *così, al caso* der *Leila* ist nur insofern verschieden, dafs *così* dem *al caso* nicht unter-, sondern

beigeordnet ist: aber auch hier kann man *così* [*come andava, cioè*] *al caso* ergänzen. Am Fall aus Castelnuovo ist S. 351 die Doppeldeutigkeit schon besprochen worden, ähnlich verhält es sich mit *Piccolo mondo antico* S. 270: *Le pare una bella convenienza di venire a nominarmi, così senza riguardi, il povero Franco?* Dafs Sätzchen wie *come era* oft ausgelassen werden, zeigt *Leila* S. 149: *Tollerantissima del dolore fisico, donna Fedele non parlava quasi mai delle proprie sofferenze ... non sapeva rifiutare a nessuno, così malata, la carità dell'opera propria* ('so krank wie sie war'), Verga, *Novelle* S. 182: *comminciò ad addormentarsi, così seduto, sulla panca e colle spalle al muro* — auch hier könnte man ohne wesentliche Sinnesänderung *così* von den Adjektiven unabhängig machen: *così, seduto*; *così, malata. così tra il faceto e il serio, così a luce di buon senso, così a croce ed occhio*, die oben unter anderem Gesichtspunkt betrachtet wurden, können auch durch Ellipse eines 'wie es sich ergibt' erklärt werden. Man vgl. noch Petrocchi s. v. *così*: *Eppure così contadino era molto educato.* Vgl. fürs Französische Haase, *Franz. Syntax* § 98: *l'armée, ainsi grande et mal ordonnée, tenait une étendue infinie du pays* bei demselben Vaugelas, der *ainsi blessé qu'il était* verlangt.

Da also zu dem *così* fast stets ein Satz gehört wie *come era*, so kann es, wenn der Satz nicht hinzutritt, selbst die Bedeutung 'so wie er, sie, es war' oder 'so wie es sich eben traf' haben; aus der ersteren Bedeutung entwickelt sich: 'ohne weiteres', 'ohne Umstände', 'von selbst', 'ohne Rücksicht, ohne Scham' (wo es sich um Personen handelt), aus der zweiten: 'nebenbei', 'aufs Geratewohl', 'plötzlich'. *Virera così* heifst ursprünglich 'sie lebte so [sc. wie es sich ergab]' = 'sie lebte so vor sich hin'. *Abbandonata così, senz'appoggio* = 'verlassen, so [sc. gelassen, wie sie war], ohne Stütze', so dafs *così* geradezu zur Bedeutung 'hilflos' gelangt. Ein *così* bei Serao, *Pellegrino appassionata* S. 232: *Poi, Marietta l'ha raccolto, questo biglietto: e l'ha poggiato sopra la mensolata, così, aperto, offerto a tutti gli occhi* ist gleich einem *così com'era*, ebenso Pascarella, *Poesie* S. 166: *Invece quello, quello ch'era un santo, Arimase accusì, cor core sfranto, Senz'anno che l'avesse consolato* 'rimase così com'era' = 'rimase là'. Wenn bei *così un poco* das *così* nach Tomm.-Bell. 'pare ripieno, ma tempera il dire', so kann als Vorstufe ein Fall angenommen werden wie Porta, *Poesie* S. 183: *Mi, inscì come se fà, Giubbianava per spass con la Tetton*, das in der meiner Ausgabe beigegebenen italienischen Übersetzung wiedergegeben wird: *là, io, così per celia, civettavo colla Tettona.* Wenn beim selben Porta Schläge *inscì a l'orba* erteilt werden und *inscì ai curt* 'senza preamboli' gesprochen wird, wenn es bei Tanfuci *così*

alla lesta, così di botto, così di stianto und allgemein *così alla meglio* heifst, so sind ebenfalls Ausdrücke wie *come vien viene, com'era possibile* hinzuzudenken. Ebenso Deledda, *Nostalgie* S. 147: *due ragazzi che progettavano d'andare a Roma, così* ['wie sie gingen und standen'], *senza soldi nè aiuti, come se si trattasse d'andare a Viadana*, S. 163: *le pareva d'essere sospesa, così* [wie sie im Augenblick war], *sotto un cielo crepuscolare, diretta verso un paese introvabile* und so in allen übrigen Fällen. Vgl. 'so [wie ich bin]' > 'ohne weiteres' im Französischen (etwa *comme ça, à l'improviste: comme ça, d'emblée*) und im Spanischen (Juan Ruiz in Kellers *Chrestomathie* S. 107): *et porque yo non podia con ella ansí fablar, puse por mi mensajero* (*ansí* 'direkt, mündlich'), im Ptg. Diniz *l. c.* S. 55: *as asserções que ... lhe vieram assim, nuas e cruas, ao conhecimento*, S. 112: *cuidas tu que elle se gastara assim com qualquer Maria do monte?* Cuervo s. v. *así* verwirrt einigermafsen die Sachlage, wenn er meint: (*así*) *en lenguaje familiar suele intercalarse para presentar alguna circunstancia de suerte que no parezca que se hace o promete demasiado, cual si se dijera: como usted ve, como usted oye, nada más*, und unter den Beispielen gibt *diré lo que así de presto se me ofrecera* und *¿qué hacen dos, así, cuando se aman?* Die beiden Fälle sind ganz verschieden geartet: im zweiten Satz ist das *así* mit dem früher belegten *comme ça* des Französischen, *così* des Italienischen identisch, die ich 'Verlegenheits'-*così* etc. nannte, es heifst zwar *como usted ve*, aber nicht im Sinn von *nada más*, sondern: 'Sie wissen schon, was ich meine'. Das *así de presto* gehört zu ital. *così alla lesta* und hat wieder keinen familiären Beigeschmack. Für das Verlegenheits-*así* gibt Cuervo unter einem eigenen Punkt Beispiele, unter denen besonders *Vergüenza no, sino así Como* ... interessant ist, weil von dem sonst stets unterdrückten Vergleichssatz wenigstens das *como* dasteht. Vgl. ptg. Diniz *l. c.* S. 127: *Tu sabes o que é o vento? — disse Daniel, espreguiçando-se. — O vento é cassim uma cousa ... como ... um assôprorresponden o homem* [ein Diener]. Auch im Rumänischen hat *așá* die Bedeutung 'nur so', 'ohne weiteres': Creangă. *Harap Alb* (Ausg. Weigand) S. 38: *parcă nu stringe în spate când îl văd așá* 'wenn ich ihn nur so ansehe', und genau deutschem 'nur so' entsprechend (Weig.): S. 37: *chiteștĭ că fata împăratŭlui Ros numaĭ așá se capătă* 'mir nichts dir nichts' (Weig.), vollständiger S. 17: *fata nu-i de cele de pe drumurĭ, s'o luaț numai așa, cum s'ar întîmplă* 'die man mir nichts dir nichts gewinnt' (Weig.); ein 'wie sie waren' wie in den italienischen Sätzen mit *così* + Adj. oder Partizip ist zu ergänzen S. 37: *ți le* [sc. paserile], *cu mîna în sîn, le rasucea gîtul cu viuda și*

apoĭ le mînca aşa crude, cu pene cu tot. (Vgl. Tiktin, *Rum.-deutsches Wörterbuch* s. v. *aşa*).

Einige von den italienischen Beispielen, die im obigen zum 'antwortverweigernden' *così* gezogen wurden, könnten auch hier einzureihen sein: *che le dicera delle parole, così per consolarla e ingannarla* (vgl. oben S. 340) könnte auch heifsen: 'so ohne Rücksicht, ohne Bedeutung, um sie zu trösten und zu betrügen'; in *col profondo istinto muliebre che fa loro prodigare parole e sorrisi, così, sapendo che ...* (S. 341) könnte das *così* zu *prodigare parole e sorrisi* gezogen werden: 'Worte und Lächeln verschwenden, so ohne weiteres', d. h. 'reichlich, ohne zu sparen'. Sind also hier die Übergänge fliefsend, so möchte ich doch die in ihren Ursprüngen durchaus verschiedenen Konstruktionen *lo fece così, senza ragione* ('antwortverweigerndes' *così*) und *lo fece così, senza riguardo* (*così* 'so ohne weiteres', ursprünglich demonstratives *così*) auseinanderhalten.

Ähnlich wie *là* (vgl. a. a. O.) ist *così* viel tonstärker als das deutsche Synonym: das sieht man unter anderem aus der Möglichkeit, *così* (etwa wie *assai*) nach das zugehörige Adjektiv stellen zu können: *Paese di Cuccagna* S. 81: *La discussione, in salone, era diventata vivace così, che si udiva tutto*, eine Stellung, die bei dem nicht mehr qualitativen, sondern quantitativen *così* (S. 347 Anm.) sogar Regel zu sein scheint.[1] So können denn

[1] Auch in der folgernden Bedeutung (deutsch 'und so kann es') scheint *così* oft eigenen Ton zu tragen, wie aus der Interpunktionsweise in folgenden zwei Beispielen aus *Sognando* hervorgeht: nachdem ein Gelehrtenleben beschrieben worden ist, wird fortgefahren: *e spesso intiere esistenze si consumano, così, ignorate*, wo das *così* auf das Vorhergehende zurückweist ('so wie ich sie beschrieben habe') und nicht der oben besprochene Gebrauch des *così* 'so ohne weiteres' vorliegt. Das *così* ist sozusagen eine isolierte Parenthese, wie man oft in der mündlichen italienischen Rede konstatieren kann. In derselben Novelle sagt Tommaso Gradgrind: *Inseguate dei fatti ai giovanetti e alle giovanette, non altro che dei fatti ... Non è che coi fatti che si forma lo spirito di un animale che ragiona: il resto non gli servirà mai a nulla». E, così, i suoi due figliuoli riescono, per un certo tempo, due perfetti animali ragionanti.* Am Schlufs eines Satzes: *Conquista di Roma* S. 130: *«Ecco Roma!» disse Giustini, innanzi al parapetto della terrazza. «L'avevo mai vista, tutta, così?»*: das *così* ist hier die höchste Steigerung, die nach *tutta* denkbar ist: deutsches 'Haben Sie es jemals so gesehen, ganz, so?' würde geradezu komisch wirken, man mufs irgendwie umschreiben: 'Haben Sie es je gesehen, in seiner Gänze, in dieser Schönheit?' Ebenso ist *così* die Spitze der Klimax bei Ojetti *l. c.* S. 128: *un vedovo, dopo tre mesi, seguire un'ignota per la strada, di sera, così!* Man beachte die Pause nach *così* bei Deledda, *L'edera* S. 75: *Brutto segno, quando zia Zua sospirava così, esageratamente*; Serao, *Pellegrino appassionato* S. 233: *un marito che sopporta il tradimento, così!* Sein starkes Tonvolumen erlaubt dem *così*, in Sätzen ohne Kopula zu stehen (vgl. S. 348 Anm.): Deledda, *Dopo il divorzio* S. 169 (am Anfang eines Absatzes): *Sempre così. Giovanna ricordava Costantino, così buono, bello, pulito e gentile, c*

auf das italienische *così* wie auf *là* jene oft so zahlreichen und absichtlich in der Form variierten adverbialen Bestimmungen folgen.

rimpiangeva il passato deutsch unmöglich: 'immer so', etwa 'immer das Gleiche!'). Farina, *Mio figlio* S. 366: *immagina che abbia dimenticato ... il mondo, per pensare solo ad essere innamorato di lei: tutti così i mariti*, oder in Buchtiteln wie *Così, la vita!* (ein Roman von Flavio Steno), wo der Franzose sagen würde: *Telle (est) la vie*, oder *Sempre così* (ein Drama von Butti). Der Bedeutungsgleichheit mit *tanto* und *assai* verdankt *così* wohl die Möglichkeit der Postposition nach seinem Adjektiv: D'Annunzio: *L'innocente* S. 107: *la sua sensibilità ... era esagerata così che io potevo ottener tutto da lei*; *La Gioconda* S. 212: *il mare è soave come il fiore del lino, immobile così che le lunghe imagini delle vele rispecchiate sembrano toccarne il fondo*, von denen aus wir zu *un ragazzo così* etc. (vgl. Petrocchi s. v. *così*) kommen, wenn wir Herzog, *Material. zu einer neupror. Syntax* § 112 folgen; 'durch Verbindungen wie die letzte [*uno poulido filho ansin* = 'une aussi jolie fille'] erklärt es sich vielleicht, dafs *ansin* die Bedeutung *tel* annehmen konnte: *uno persouno ansin*.' Dem ebenda zitierten *ansin dou tèms que se galejo* 'pendant que l'on devise ainsi' entspricht bolognes. (Testoni, *Sgnera Cattarcina* S. 204) *Perchè accosì quand le* [le mutande] *areva indosso E al girava per casa in quel mod lè, A me mi aricordava il conte Rosso*, wo das *in quel mod lè* zeigt, dafs gemeint ist: *quando areva indosso le mutande così. Così per dire* (Petrocchi) = *per così dire* wird sich jedoch nicht aus der emphatischen Verwendung des *così* erklären (Voranstellung des Verlegenheitswortes, vgl. S. 344 das von *per dire* durch Punkte getrennte *così*: 'so ... um [etwas] zu sagen', vgl. *così per fare* 'so, um [nur etwas] zu tun': Fucini, *All'aria aperta* S. 136: *fu chiamato, così per fare, il medico condotto*; S. 152: *n'ho letti un canto o due così pel fare*). — Endlich sei jenes die Sätze in Fragmente zerlegende emphatische *così* erwähnt in Sätzen wie Fogazzaro, *Fedele* S. 248: *Lei non deve guardare a queste piccolezze ... È un'abitudine, così, della lingua. Niente altro (così = questa?* oder: 'es ist eine Gewohnheit — so [wie soll ich sagen?] — der Zunge?'); Serao, *Storia di due anime* S. 140: *non so nulla, e sono in giro da due ore, Gelsomina, per trovarla e cammino, cammino come un pazzo, per incontrarla, così, mia moglie (= per incontrarla così?)*.

Wien. Leo Spitzer.

Die Entstehung des romantischen Trimeters.

Le vers est la forme optique de la pensée.
V. Hugo, *Cromwell*. Vorwort.

Vorbemerkung:

Dieser Aufsatz gibt umgearbeitet und erweitert den Vortrag wieder, den ich am 5. Oktober 1911 auf der Posener Philologen-Versammlung gehalten habe. Auf die benutzte Literatur wird in Anmerkungen verwiesen. Die Werke V. Hugos zitiere ich nach der *édition définitive* in 18° (Paris, Hetzel), und zwar gebrauche ich folgende Abkürzungen:

A. = *Angelo.*
AP. = *Actes et Paroles.*
CG. = *Claude Gueux.*
Ch. = *Châtiments.*
Cont. = *Contemplations.*
Cr. = *Cromwell.*
Crép. = *Chants du crépuscule.*
D. = *Dieu.*
DJ. = *Dernier Jour d'un Condamné.*
FA. = *Feuilles d'automne.*
HR. = *L'homme qui rit.*
Hern. = *Hernani.*
LB. = *Lucrèce Borgia.*
LPM. = *Littérature et Philosophie mêlées.*
Lég. = *Légende des Siècles.*
ML = *Marion De Lorme.*
MT. = *Marie Tudor.*
Mis. = *Les Misérables.*
NDP. = *Notre-Dame de Paris.*
NP. = *Napoléon le Petit.*
OB. = *Odes et Ballades.*
Postscr. = *Postscriptum de ma vie* (Paris, Calmann Lévy 1901).
QVT. = *Quatre-Vingt-Treize.*
Rh. = *Le Rhin.*
Roi. = *Le Roi s'amuse.*
Sh. = *W. Shakespeare.*
TL. = *Toute la lyre.*
TM. = *Travailleurs de la mer.*
VI. = *Voix intérieures.*

§ 1. Der klassische und der romantische Alexandriner.

Der sogenannte klassische Alexandriner, der Trägödienvers des 17. und 18. Jahrhunderts, ist bekanntlich ein Vers von zwölf Silben mit zwei festen Betonungen, einer auf der 6. Silbe, einer anderen auf der reimenden 12. Silbe. Auf die betonte 6. Silbe folgt eine feste Zäsur, der ein stärkerer syntaktischer Einschnitt entsprechen soll oder die wenigstens keinen engen syntaktischen Zusammenhang zerreißen darf. Damit ist für die Halbzeile eine gewisse syntaktische Selbständigkeit gefordert, die aber nicht so groß und fühlbar zu sein braucht wie die Selbständigkeit des ganzen Alexandriners, die der klassischen Metrik als Ideal vorschwebt.

Zu diesen zwei Hauptbetonungen mit unverrückbarer Stellung treten dann noch bewegliche Nebenbetonungen, gelegentlich auch Nebenzäsuren, und zwar in der Regel eine in jeder Halbzeile, so daß der ganze Vers vier Betonungen aufweist, die ihn in vier Teile gliedern. Zuerst immer eine Grundteilung in zwei Hälften, dann eine weitere Teilung der beiden Hälften in wieder je zwei Glieder.

Der Alexandriner wird so in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle zum *vers tétramètre,* wie ihn die französischen Metriker zu nennen pflegen.

Dieser Alexandriner bietet trotz seiner starren Grundteilung in zwei Hälften eine große Fülle rhythmischer Gestaltungen. Die ideale, streng symmetrische ist der in vier Viertel zerfallende Vers, der Alexandriner: (3 + 3) + (3 + 3), in dem auch jede Hälfte halbiert ist. Zwei andere Typen der Halbzeile sind (2 + 4) und (4 + 2). Aus ihrer Kombinierung mit- und untereinander und mit (3 + 3) ergeben sich neun verschiedene Gestaltungen, z. B. (2 + 4) + (3 + 3) oder (4 + 2) + (2 + 4). Weitere 27 Gestaltungen ergeben sich aus der Kombinierung dieser Halbzeilentypen mit den viel selteneren Typen (1 + 5) und (5 + 1) und dem ebenfalls sehr seltenen Typus der ungegliederten Halbzeile (0 + 6). So entsteht im ganzen eine Summe von 36 Formen des klassischen Alexandriners, darunter 25 tetrametrischen, denen noch die seltenen Formen mit mehr als vier Betonungen anzureihen wären. Becq de Fouquières hat seinerzeit als erster in seinem bahnbrechenden und trotz vieler Verkehrtheiten, trotz zu üppig wuchernder Spekulation auch heute noch sehr anregenden und wertvollen *Traité général de versification française*[1] die Liste der 36 Typen aufgestellt und sie mit zahlreichen Beispielen belegt, die fast alle aus Racine und Victor Hugo geschöpft sind. Auch aus Victor Hugo! Denn dieser sogenannte klassische Alexandriner hat die klassische Literatur überdauert und sich bis in die Gegenwart gehalten. Aber er besitzt nicht mehr sein altes Alleinrecht. Die Gesetze, die ihm einst seine Struktur vorschrieben und ihn auf sie festlegten, haben seit der Romantik keine Autorität mehr, und so sieht das 19. Jahrhundert neben den klassischen Typen andere neue auftauchen, die früher streng verpönt gewesen wären. Wenn man den modernen Alexandriner mit seiner ungleich größeren Bewegungsfreiheit (aber ohne auf die Reformversuche der Symbolisten und der verslibristischen Schule einzugehen) dem klassischen Vers gegenüberstellt, so fallen als die wichtigsten Unterschiede die folgenden ins Auge:

1. Auf die Reimsilbe, den Versschluß, braucht keine fühlbare Pause, kein starker syntaktischer Einschnitt mehr zu folgen. D. h. die syntaktische Selbständigkeit der einzelnen Verszeile wird nicht mehr gefordert, die Verse dürfen enjambieren. Diese Möglichkeit des Enjambierens, von der die Dichter des 19. Jahrhunderts unbeschränkten Gebrauch gemacht haben, verleiht nicht bloß einer Strophe oder Versreihe ein besonderes Gepräge, sondern sie berührt auch, zwar nur mittelbar, aber doch einschneidend,

[1] Paris, G. Charpentier, 1879.

die innere Gestaltung des einzelnen Verses. Denn sobald sich rhythmische und syntaktische Gliederung nicht mehr zu decken brauchen, sobald der Versschluß nicht mehr mit dem Schluß eines Satzes oder doch eines in sich abgeschlossenen Satzteils zusammenzufallen braucht, wird durch die Erschütterung des Gleichgewichts zwischen Rhythmus und Rede auch die Rolle der festen Betonung auf der 6. Silbe und der Zäsur nach ihr als der unverrückbaren Mittelachse des Alexandriners bedroht. Das Enjambement, das den Satz über den Versrahmen hinausfließen und ihn seinen Abschluß an irgendeiner beliebigen Stelle im Inneren eines folgenden Verses finden läßt, bringt es mit sich, daß die Mittelbetonung und Mittelzäsur an Bedeutung einbüßen, daß andere, an einer anderen Stelle auftauchende Betonungen und Einschnitte mit ihnen konkurrieren.

2. Der Einschnitt nach der 6. Silbe kann, wie das schon in klassischer Zeit, bei Racine besonders, gelegentlich begegnet, verwischt und im Zusammenhang damit auch die Betonung auf der 6. Silbe abgeschwächt werden. Die 6. Silbe kann mit den unmittelbar folgenden zusammen Glied einer syntaktisch eng gefügten Wortgruppe sein, sie kann später sogar tonloses Wort, Artikel oder Pronomen sein, ja endlich im Lauf der Entwicklung mit den folgenden Silben zusammen ein und demselben Wort angehören, so daß auch mit der größten Willkür keine Betonung nach der klassischen Regel mehr möglich ist. Dieser Abschwächung kann eine Verstärkung der beweglichen Nebenbetonungen entsprechen. Es gewinnt eine Betonung in der ersten Vershälfte oder (was auch in der Gegenwart seltener erscheint) eine in der zweiten Vershälfte an Wichtigkeit und wird vielleicht noch durch eine Sinnespause, durch einen markanten syntaktischen Einschnitt unterstrichen und hervorgehoben. Der Vers weist dann immer noch die Einteilung in zwei Glieder auf, aber die Glieder sind nicht mehr Hälften, sondern von ungleichem Umfang.

3. Der Abschwächung und Verwischung von Mittelbetonung und Zäsur kann aber auch eine Verstärkung von Betonungen und eventuellen Einschnitten in den beiden Vershälften entsprechen. Der Vers hat dann drei Betonungen, eine vor der 6. Silbe, eine nach der 6. und eine auf der 12. reimenden Silbe. Im Gegensatz zur grundlegenden und unveränderlichen Zweiteilung des klassischen Alexandriners zerfällt ein solcher Vers also in drei Teile, z. B. in drei Drittel, und das ist dann der symmetrische Typus 4+4+4: On est Tibère — on est Judas — on est Dracon.[1]

[1] Mehr Beispiele für Trimeter, auch für andere Typen, folgen unten in § IV.

§ 11. Der Trimeter.

Charakteristisch für diesen neuen Verstypus ist nicht die Anzahl seiner Betonungen. Denn ein Alexandriner mit drei Akzenten ist auch im klassischen Schema wohl möglich, sobald eine Halbzeile ohne innere Gliederung bleibt, wie es z. B. in den folgenden Versen Racines der Fall ist:

> Ne vous souvient-il plus — seigneur — quel fut Hector?
> Me refuserez-vous — un regard — moins sévère?

Charakteristisch ist vielmehr ihre Anordnung, die Art, wie die drei Betonungen verteilt sind, so daß keine von ihnen auf die 6. Silbe entfällt, sondern die 6. Silbe mitten in den zweiten der drei Teile verlegt wird, in die der Vers gegliedert ist.

Dieser Alexandriner bürgert sich während der Romantik in der französischen Dichtung ein. Man nennt ihn deshalb häufig *vers romantique*. Mit Rücksicht auf seine Dreigliedrigkeit haben ihm die französischen Metriker weiter die Namen *vers trimètre*, *vers ternaire* gegeben. Auch in seiner Struktur sind verschiedene Gestaltungen möglich, ähnlich wie im klassischen Schema. Neben die symmetrische Formel 4+4+4 treten andere wie 3+5+4 oder 5+3+4 oder 4+5+3. Becq de Fouquières hat theoretisch nicht weniger als 15 Typen aufgestellt und für 13 davon Beispiele aus V. Hugo beigebracht. Und da die französische Verslehre bis Maurice Grammont ganz im Bann seines Buches stand, ist seine Liste allgemein angenommen worden. Neuerdings hat sich Philippe Martinon in einem Aufsatz: *Le trimètre, ses limites, son histoire, ses lois*[1] ausführlicher mit dieser Frage beschäftigt. Ohne daß ich ihm überall beipflichte, scheint es mir doch zweifellos, daß verschiedene von Becq de Fouquières' Typen auf dem Papier stehen (z. B. 5+2+5 oder 1+6+5) und daß Alexandriner, die man nach ihrer Formel lesen wollte, rhythmisch unbefriedigend, wenn nicht unerträglich wären. Die Beispiele von Becq de Fouquières sind überhaupt nicht alle einwandfrei, da er bei der oft sehr heiklen Deutung der Verse nicht immer mit genug Vorsicht verfährt.

Dieser Trimeter behauptet sich seit der Romantik neben den alten Typen mit der binären Grundeinteilung. Aber er behauptet sich auch nur neben ihnen, ohne sie je verdrängt zu haben. Er hat sich, wie Becq de Fouquières treffend bemerkt, in ihre Reihen eingeschlichen und beansprucht nur einen bescheidenen Raum. Denn wenn Becq (p. 102) annimmt, daß auf den *vers romantique*

[1] *Mercure de France*, 16. Februar und 1. März 1909.

nicht mehr als ein Viertel der modernen Alexandriner entfalle, so ist diese Zahl noch viel zu hoch gegriffen und erklärt sich aus dem Übereifer, mit dem er alles zum Trimeter stempeln will, was sich irgendwie diesem Schema einzufügen scheint. Gerade bei V. Hugo, aus dem er sein Material schöpft, ist der Prozentsatz ein sehr geringer. Auch Martinon überschätzt ihn, wenn er (p. 57) von 5 % spricht. Ich habe z. B. in den mehr als 5000 Alexandrinern der *Châtiments* kaum 100 echte, unzweifelhafte Trimeter gefunden, das macht rund 2 % aus. Dabei zeigen die *Châtiments* V. Hugo auf der reifen Höhe seines Könnens, wo er alle technischen Mittel spielend beherrscht, und ihr Zeugnis ist, solange eine erschöpfende Statistik fehlt, besonders deshalb bemerkenswert, weil er hier, in seinem temperamentvollsten und leidenschaftlichsten Versbuch eine Vielgestaltigkeit der Rhythmen sucht und erzielt, wie sonst kaum mehr. In den früheren Versbänden, vom *Cromwell* an, ist der Prozentsatz eher geringer, und wenn er in der *Légende des siècles* anscheinend noch steigt, so gilt das nur von gewissen Teilen, in denen die Trimeter dichter auftreten, aber nicht für die ganze Summe der Alexandriner.

Auch der Trimeter hat seit seinem Eindringen in die Literatur eine starke Entwicklung erfahren. V. Hugo und mit ihm die romantische Schule halten noch sorgfältig darauf, das an den klassischen Rhythmus gewöhnte Ohr des Publikums und wohl auch ihr eigenes nicht zu heftig zu brüskieren. Sie vernachlässigen deshalb die Betonung der 6. Silbe nicht ganz, hüten sich, an die 6. Stelle im Vers z. B. einen Artikel zu setzen, sondern setzen immer eine Silbe, die zur Not, und wenn auch nur mit einiger Willkür, den rhythmischen Akzent zu tragen fähig ist. Der Trimeter, den ich oben zitierte, ist typisch für diese Gepflogenheit. Daraus ergeben sich leicht Zweifel und Unsicherheiten in der Beurteilung des Tatbestandes. Man kann oft genug schwanken, ob man einen modernen Vers als Trimeter oder aber als Tetrameter mit Zäsur-Enjambement und auffallend engem Zusammenhang seines zweiten und dritten Gliedes betrachten soll. Die Entscheidung läßt sich nur nach eingehender Analyse des Verses und seiner Umgebung fällen, manchmal wird sie geradezu unmöglich. Zweifel sind nur da ausgeschlossen, wo die rhythmische Dreiteilung durch unzweideutige Dreiteilung des Gedankens und syntaktisch-stilistische Dreiteilung mit drei gleichwertigen oder doch annähernd gleichwertigen und in sich fertigen Gliedern getragen wird wie in dem oben zitierten Beispiel. Denn der Trimeter läßt sich eben nur durch die Dreigliedrigkeit in Sinn und Ausdruck erkennen. Er ist noch kein festes, traditionelles, durch eine autoritative Metrik vorgeschriebenes oder durch Jahrhunderte alten Gebrauch eingebürgertes Metrum wie der

klassische binäre Alexandriner, in dem sehr wohl rhythmische und syntaktische Gliederung in Widerspruch geraten können.

Die französische Verstechnik konnte aber bei dieser romantischen und speziell Hugoschen Form nicht stehenbleiben. Sobald der Trimeter als neuer Typus erkannt und anerkannt war, mußte man allmählich das zaghafte Liebäugeln mit der überflüssigen Betonung auf der 6. Silbe aufgeben und auch Verse dulden, in denen an 6. Stelle irgendein tonloses Wort stand, und schließlich sogar Verse, in denen die 6. Silbe mit den folgenden zusammen ein und demselben Wort angehörte. Solche Bildungen wagt man seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (Martinon hat ihre Geschichte skizziert) und heute erträgt das französische Ohr auch Alexandriner wie die folgenden aus Leconte de Lisles *Qaïn* und Rostands *Cyrano*:

> Ils s'en venaient — de la montagne — et de la plaine
> Empanaché — d'indépendance — et de franchise.

Wenn Becq de Fouquières (p. 102) behauptet, vor ihm hätte sich noch kein Theoretiker mit dem romantischen Alexandriner beschäftigt, so irrt er sich. Schon 1844 spricht von ihm (und zwar meines Wissens als erster) Wilhem Tenint in seiner *Prosodie de l'école moderne,*[1] die offenbar nie sehr bekannt wurde und heute ziemlich vergessen scheint, obwohl sie sehr wertvolle Einblicke in die metrischen Umwälzungen der Romantik gibt, um so wertvollere, als sie in enger Fühlung mit den Kreisen der Romantiker entstanden ist. Tenints Buch, dem ein interessanter, vom 16. Mai 1843 datierter Brief V. Hugos vorangeht, nennt den Trimeter wie den Vers mit verschobener binärer Hauptzäsur *vers brisé*[2] und stellt ihn als den *vers parlé* dem *vers intact* oder *vers chanté* der Tragödie und Ode gegenüber. Seit Tenint und Becq de Fouquières ist oft über den Trimeter gehandelt worden, über seine Geschichte, seine Frequenz, seine ästhetischen Eigenschaften. Die Handbücher sprechen von ihm. Clair Tisseur widmet ihm einige feine Bemerkungen in den *Modestes observations sur l'art de versifier,*[3] Martinon behandelt ihn ausführlich in dem schon erwähnten Aufsatz, und besonders glücklich, mit besonderem Takt und Scharfsinn hat ihn M. Grammont in seinem schönen Buch *Le vers français*[4] untersucht und dargestellt.

[1] *Prosodie de l'école moderne. Précédée d'une lettre à l'auteur par V. Hugo et d'une préface d'Ém. Deschamps.* Paris, au comptoir des imprimeurs-unis. 1744.

[2] Auch V. Hugo gebraucht diesen Ausdruck im Vorwort zu *Littérature et philosophie mêlées* (März 1834). *Éd. déf.* in 18° p. 14.

[3] Lyon, Bernoux et Cumin, 1893.

[4] *Le vers français. Ses moyens d'expression. Son armonie.* Paris, Picard et fils, 1904. — Es war mir leider unmöglich, eine Studie von Aae, *Le tri-*

§ III. Die Entstehung des Trimeters. Theorien von Becq de Fouquières und M. Grammont.

Unter den Fragen, die sich an den romantischen Trimeter knüpfen, erhebt sich auch die nach seiner Entstehung, die Frage, ob er sich aus älteren Versmaßen entwickelt hat und wie und aus welchen. Für diese Frage liegen in der Hauptsache zwei Theorien vor, eine von Becq de Fouquières (in den Kapiteln *De l'évolution rythmique* und *Du vers romantique* seines Buches) und eine von M. Grammont in einem Aufsatz *Ragotin et le vers romantique* (in der *Revue des langues romanes* 1903, p. 5 ff.).[1]

Becq will die romantischen Alexandrinertypen als natürliche Weiterentwicklungen entsprechender klassischer Typen erklären. Die Trimeter entstehen aus Tetrametern durch Verwachsung des zweiten und dritten Gliedes. Z. B. der klassische Vers von der Formel (4+2) + (2+4) geht in die romantische Formel 4+4+4 über, sobald der syntaktische Zusammenhang zwischen dem 2. und 3. Glied enger ist als der zwischen dem 2. und 1. bzw. zwischen dem 3. und 4. Glied. So wird aus (4+2) + (2+4) zuerst 4+(2+2)+4 und schließlich 4+4+4. Ebenso hat sich der Vers 3+5+4 aus (3+3) + (2+4) > 3+(3+2)+4 oder der Vers 5+3+4 aus (5+1) + (2+4) > 5+(1+2)+4 entwickelt. Auf diese Weise leitet Becq alle romantischen Typen, die er aufstellt, von klassischen ab. Er sagt p. 103: '*Le mode romantique est né de l'instabilité accidentelle du mode classique.*' Und p. 114: '*Dans le vers classique lorsque le sens et la cohésion grammaticale resserrent le deuxième et le troisième élément, le rythme devient instable; et l'accent fixe, perdant son point d'appui, descend au rôle d'accent mobile. Ce changement de nature dans l'accent central du vers classique est le signe précurseur de son évolution rythmique.*' Und endlich p. 123: '*Dès que le sens soude fortement ensemble les éléments moyens du vers et les sépare des éléments extrêmes, la discordance devient complète entre le sens et le mode classique. La loi rythmique et la cohésion syntaxique doivent être considérées comme deux forces agissant en sens contraire, dont l'une tend à écarter et l'autre à rapprocher les éléments moyens du vers. C'est la résultante de ces deux forces qui détermine le mode. Si la loi rythmique est plus forte que la cohésion syntaxique, le vers est du mode classique; si, au contraire la cohésion syntaxique l'emporte, le vers est du mode romantique.*'

mètre de V. Hugo (Lund, 1909) einzusehen. — Über die Ausführungen von A. Rochette in seiner These *L'alexandrin chez V. Hugo* vgl. unten p. 367 f.

[1] Auch vorgetragen in seinem *Petit Traité de versification française.* Paris, A. Colin, 1908.

Dieser Wettstreit zwischen rhythmischem Gesetz und syntaktischem Zusammenhang läßt sich schon im klassischen Vers verfolgen. Becq zitiert aus Racine eine Reihe Alexandriner von unstabilem Rhythmus, die sich doppelt lesen lassen, sowohl binär als ternär. Der romantische Vers bedeutet ihm also nichts weiter als den natürlichen Abschluß von Entwicklungstendenzen, die bereits im 17. Jahrhundert auftreten. Der Trimeter Hugos ist die organische Fortsetzung des Tetrameters Racines.

Dieser Einfall war geistreich und verführerisch, und man braucht nicht zu erstaunen, wenn er lange Zeit ungeprüft hingenommen und wiederholt worden ist. Noch weiter ging, von ähnlicher Voraussetzung her, M. Souriau, der in seinem Buch *L'évolution du vers français au XVIIe siècle*[1] alle möglichen Arten des romantischen Verses und auch die Trimeter gleich zu Dutzenden bei den Klassikern finden wollte. Aber historisch ist die Theorie Becqs falsch und unhaltbar. Denn sie steht, wie Grammont richtig eingewendet hat, in scharfem Widerspruch mit den Tatsachen. Eine solche Entwicklung wäre wohl möglich gewesen. Aber sie hat nicht stattgefunden. Sonst müßte sich im Versbau nach Racine durch das ganze 18. Jahrhundert bis auf die Romantik herauf eine zunehmende Abschwächung der mittleren Betonung und Zäsur fühlbar machen, das wachsende Bestreben, mehr und mehr die wichtigeren Akzente in das Innere der Halbzeilen zu verlegen und die mittleren Glieder des Tetrameters durch engere syntaktische Kohäsion zusammenzuschweißen. Nun ist aber gerade das Gegenteil zu beobachten, ein Bestreben, die Mittelbetonung und Zäsur und damit die Selbständigkeit der Halbzeilen eher zu verstärken als zu verwischen. Der klassische Alexandriner entwickelt sich überhaupt nicht in der Richtung, die ihm Racine zu weisen scheint, sondern was im 18. Jahrhundert weiterlebt, das ist die starrere, engherzigere Technik, wie Malherbe und Boileau sie gelehrt haben.

Eine andere Erklärung hat Grammont versucht, indem er von den oft beobachteten und konstatierten Ähnlichkeiten zwischen der romantischen Verstechnik und der Verstechnik des 16. Jahrhunderts oder der Verstechnik von Dichtern wie Lafontaine und Molière ausging.[2] Der romantische Vers knüpft nach ihm nicht

[1] Paris, Hachette, 1893.

[2] Der Gedanke an einen Zusammenhang mit dem 16. Jahrhundert ist ja durchaus nicht neu. Die Romantiker selbst haben von jeher entschieden betont, daß sie sich gerade in ihren metrischen Neuerungen als Fortsetzer von Dichtern wie Ronsard und Regnier fühlten, als Fortsetzung einer natürlichen, durch Malherbe und Boileau verständnislos unterbrochenen Entwicklung. Am schärfsten hat diesen Zusammenhang und zugleich den mit dem Komödienvers der klassischen Zeit vielleicht Ste-Beuve hervorgehoben in seinen Studien über die Dichtungen des 16. Jahrhunderts, denen

direkt an das 16. Jahrhundert an, sondern im 17. Jahrhundert gibt es in Frankreich nebeneinander zwei verschiedene Arten des Alexandriners. Der Alexandriner von Ronsard und Regnier lebt doppelt weiter: einerseits wird er von Malherbe und Boileau reglementiert und wird zum Tragödienvers, anderseits erhält er sich mit seiner ursprünglichen größeren Bewegungsfreiheit und tritt mit dem strengen Alexandriner vermischt in der Komödie auf. Das ist der Vers, den Molière und Lafontaine handhaben, ohne sich ängstlich an die Vorschriften der offiziellen Metrik zu binden. Bei ihnen findet man schon Alexandriner mit sehr kühner Behandlung der Mittelzäsur. Grammont hat allein aus Lafontaines Lustspiel *Ragotin* Beispiele für die verschiedenen Verstypen V. Hugos gefunden, darunter auch einen Vers von scharf ternärem Gepräge:

Maudit château — Maudit amour — Maudit voyage!

Und ebenso wie die Romantiker ihr Drama aus einer Verschmelzung der tragischen und der komischen Gattung schufen, die die Klassiker noch entschieden auseinandergehalten hatten, ebenso wie sie sich ihre Sprache aus einer Vermischung der klassischen Sprache mit Elementen aus dem 16. Jahrhundert und der Komödiensprache schufen, so übernahmen sie für ihr Drama neben dem steifen Tragödienvers auch den geschmeidigeren Komödienvers, die beide miteinander kontrastieren sollten wie das Tragische und das Komische im Inhalt.

Diese Erklärung erscheint mir sehr einleuchtend für den romantischen Vers im allgemeinen, soweit er sich darauf beschränkt, die mittlere Betonung und Zäsur nachlässig zu behandeln, *Rejet* und *Contre-rejet* von Halbzeile zu Halbzeile und von Zeile zu Zeile zu gestatten. Aber für den Trimeter scheint sie mir unzutreffend oder doch mindestens nicht ausreichend, und zwar aus folgenden Erwägungen:

Grammont verfällt hier in denselben Irrtum, den er an Souriau und anderen mit Recht kritisiert hat. Es ist falsch, aus den

die Romantik die wertvollsten Anregungen verdankt. Er schreibt z. B. einmal: *'Cet alexandrin primitif, à la césure variable, au libre enjambement, à la rime riche, qui fut d'habitude celui de Du Bellay, de Ronsard, de D'Aubigné, de Regnier, celui de Molière dans ses comédies en vers et de Racine en ses* Plaideurs, *que Malherbe et Boileau eurent le tort de mal comprendre et de toujours combattre, qu'A. Chénier à la fin du dernier siècle recréa avec une incroyable audace et un bonheur inouï, cet alexandrin est le même que la jeune école de poésie affectionne et cultive et que tout récemment V. Hugo par son* Cromwell, *É. Deschamps et A. de Vigny par leur traduction en vers de* Roméo et Juliette *ont visé à réintroduire dans le style dramatique.' (Tableau de la poésie française au XVIe siècle* [1828]. *Éd. déf. préc. de la vie de Ste-Beuve par Jules Troubat.* 2 Bände. Paris, Lemerre, 1876. Bd. I, 106.)

klassischen Tragödien Trimeter herausfinden zu wollen, klassische Alexandriner, die syntaktisch in drei Teile gegliedert sind, nach dem Sinn und nicht nach dem traditionellen rhythmischen Schema zu lesen. Aber es ist nicht weniger falsch, Komödienverse als Trimeter zu deuten. Denn im 17. Jahrhundert und überhaupt so lange, als von der autoritativen Metrik der binäre Alexandriner als das einzige Versmaß vorgeschrieben war, gibt es keine Trimeter. Es wäre keinem Dichter eingefallen, seine Verse anders als binär (6+6) zu zäsurieren, Molière und Lafontaine ebensowenig als Corneille und Racine. Der Vers aus *Ragotin* z. B. ist nichts weiter als ein klassischer, binärer, aber unkorrekt gebauter Alexandriner mit auffallender Diskordanz zwischen der gedanklichen und der rhythmischen Gliederung. Nun wendet man vielleicht ein, daß es gar nicht so sehr darauf ankommt, ob die Dichter im 17. Jahrhundert ternäre Verse bewußt und mit Absicht gebaut haben, ob sie sie selbst als ternär empfunden haben oder nicht. Die Romantiker könnten ja trotzdem von der Form solcher Verse frappiert gewesen sein und versucht haben, sie nachzubilden. Aber wenn man das annimmt, braucht man gar nicht wie Grammont den Tragödienvers auszuschalten, man muß ihn im Gegenteil zur Erklärung mit heranziehen. Denn ebensogut wie den Vers aus *Ragotin* hätten die Romantiker ja auch z. B. die beiden folgenden, von den Dichtern gewiß nicht als Trimeter gewollten Alexandriner aus Corneille und Racine und andere ähnliche als Trimeter deuten und nachahmen können:

Toujours aimer — toujours souffrir — toujours mourir
Toujours punir — toujours trembler — dans vos projets.

Ferner ist zu beachten, daß die Freiheiten, die man sich im 16. und 17. Jahrhundert erlaubt, vor allem die mittlere Betonung und Zäsur betreffen, deren Wirkung durch eine stärkere Betonung und evtl. einen Einschnitt in der ersten oder (viel seltener) in der zweiten Halbzeile herabgestimmt wird. Zu einem Trimeter aber gehören z w e i starke Betonungen, bzw. Einschnitte vor und nach der 6. Silbe. Und Verse von dieser Gestalt sind im 16. Jahrhundert, dann in den *Plaideurs*, bei Molière und Lafontaine genau so selten und vereinzelt als bei Roucher, Delille und anderen Dichtern des ausgehenden 18. Jahrhunderts, an die man vielleicht denken könnte, um die Ahnenliste des Trimeters zu vervollständigen.[1] Die Analoga zum romantischen Trimeter sind also auch

[1] Vgl. zu diesen Dichtern die These von Daniel Mornet, *L'alexandrin français dans la deuxième moitié du XVIIIe siècle* (Toulouse 1907). Nach seiner Statistik entfällt bei Lebrun ein Trimeter auf 2144, bei Roucher ein Trimeter auf 956, in Delilles *Jardins* ein Trimeter auf 394 Verse. Dabei sind aber seine Zahlen sicher viel zu hoch gegriffen, wie verschiedene seiner

außerhalb der klassischen Tragödie, selbst in den Gattungen und Zeiten, die dem Dichter mehr Bewegungsfreiheit lassen, außerordentlich dünn gesät, und wo ja einmal eines vorzuliegen scheint, da ist unbedingt daran festzuhalten, daß es sich um keinen echten Trimeter handeln kann.

Ich meine überhaupt, daß es irreführt, die Frage nach dem Ursprung des Trimeters so historisch zu formulieren, ehe man nicht versucht, sie zuerst aus der Entwicklung eines einzelnen Dichters zu lösen. Der Trimeter wird wie jedes neue Metrum oder wie jede andere Variierung eines vorhandenen Metrums die Schöpfung eines Dichters sein, der ihn bewußt, mit voller Absicht zu gewissen künstlerischen Zwecken verwendet hat. Es nutzt daher nicht viel, für ihn in der Vergangenheit mehr oder weniger überzeugende Vorbilder aufzustöbern. Sondern ungleich wichtiger ist es, festzustellen, warum, aus welchem Verlangen, zu welchen Zwecken der Trimeter geprägt worden ist. Die erste Frage wird also lauten müssen: Wer hat den *alexandrin ternaire* in die französische Dichtung eingeführt? Und wenn das V. Hugo war, da die älteren an den Trimeter gemahnenden Verse, wenn sie überhaupt so gedeutet werden dürfen, auf jeden Fall ungemein selten begegnen und nur zufällige Gebilde darstellen, so wird die zweite Frage lauten müssen: Was brachte ihm der Trimeter als neue Form? Entsprach er etwa gewissen Besonderheiten seiner Denkweise und seines Stils, die im klassischen binären Alexandriner keinen passenden Rahmen fanden? Läßt es sich irgendwie nachweisen oder irgendwie wahrscheinlich machen, daß ein Alexandriner von ternärer Struktur für V. Hugo ein Bedürfnis war, daß es ihn reizen und drängen mußte, sich gerade diese Form zu schaffen? Dann erst kommt die weniger wichtige und allgemeinere Frage, ob V. Hugo zu seiner Auflehnung gegen das überlieferte Schema und zu seiner Neuschöpfung vielleicht auch durch die kühnere Verstechnik vergangener Jahrhunderte angeregt und ermuntert worden ist.

§ IV. V. Hugos Trimeter.

Die Antwort auf die erste Frage lautet jedenfalls, auch für den, der bei Lafontaine Trimeter zu finden glaubt: V. Hugo hat den Trimeter in die Dichtung des 19. Jahrhunderts eingeführt. Das ist unbestritten. Schon Tenint schreibt ihm diese Tat zu, obwohl auch er einen Alexandriner von Molière als Trimeter zitiert. Vor kurzem wurde zwar die Behauptung aufgestellt, es gäbe bei V. Hugo überhaupt keine Trimeter. Rochette meint in

Beispiele und vor allem auch die Tatsache beweisen, daß er bei Racine je einmal auf 2150 Verse eine '*coupe ternaire*' finden will.

seiner bedeutenden These: *L'alexandrin chez V. Hugo,*[1] was man fälschlich als Trimeter lese, seien genau wie die unechten Trimeter Racines binäre Alexandriner mit starkem Widerspruch zwischen der rhythmischen und syntaktischen Gliederung, es seien keine *vers ternaires*, sondern *vers tripartites*, die nur syntaktisch und dem Sinn nach in drei Teile zerfallen. Diese Ansicht ist aber unhaltbar und wird wohl allgemein abgelehnt werden. Die Gründe, die Rochette vorbringt, lassen sich leicht widerlegen, wie ich es schon an anderer Stelle ausführlich getan habe.[2]

Was ich dort sagte, will ich hier nicht wiederholen. Ich möchte nur noch einmal auf die Menge der Alexandriner von unverkennbarer Dreigliedrigkeit hinweisen, die V. Hugo gedichtet hat und die, zwischen binäre Alexandriner verstreut, offenbar überall besondere ästhetische Absichten verfolgen. Rochette wird wohl selbst nicht glauben, daß diese nach Hunderten zählenden Alexandriner zufällig und unbewußt entstanden seien, ohne daß sie sich für V. Hugo von klassischen Versen unterschieden hätten. Wenn sie aber nicht zufällig entstanden sind, wenn V. Hugo sie bewußt im Hinblick auf eine bestimmte Wirkung bildete, wie kann man dann behaupten, ihre ternäre Struktur sei nur syntaktisch-stilistisch, aber nicht metrisch? Das mag meinetwegen für die frühesten Verse von solchem Bau zutreffen, kann es aber nie und nimmer für die späteren. Denn im französischen Vers ist bekanntlich (trotz Saran und Rochette) die Lage der rhythmischen Gipfel durch die Lage der Wort- und Satzakzente, durch die Sinnesgipfel und Sinnespausen vorgezeichnet. Es kann also jederzeit durch die Gliederung der Rede eine veränderte rhythmische Gliederung bedingt sein. Im klassischen Vers ist freilich die Freiheit und Beweglichkeit der rhythmischen Gliederung insofern stark eingeschränkt, als die Grundteilung in zwei Hälften ein für allemal festgelegt ist. Sobald aber (wie seit der Romantik) diese Forderung keine autoritative Gültigkeit mehr hat, kann jede syntaktisch-stilistische Gliederung des Alexandriners auch zur metrischen werden und zur Entstehung einer neuen Alexandrinerform führen, sobald sie nur häufig und regelmäßig genug wiederkehrt, um sich durchzusetzen. Das ist der Fall bei V. Hugos Trimeter, dessen Dreiteilung ursprünglich vielleicht nur eine gedank-

[1] Paris, Hachette, 1911. — Ich lernte das Buch erst kennen, nachdem ich meinen Vortrag ausgearbeitet und gehalten hatte, fand darin aber eine willkommene Bestätigung meiner Ansicht, daß die Vorliebe für Dreigliedrigkeit eines der bezeichnendsten und auffallendsten Merkmale von Hugos Stil ist. Nur schade, daß Rochette aus dieser Erkenntnis nicht die naheliegende Nutzanwendung auf den Trimeter zieht, sondern dessen Existenz einfach ableugnet.

[2] In meiner Rezension in der Zeitschrift für franz. Sprache u. Literatur 1912, Teil II, p. 71 ff.

liche war, aber zur rhythmischen werden konnte und wurde, sobald V. Hugo den binären Vers zerbrechen (*vers brisé*!) wollte und bewußt und mit Absicht Verse prägte, in denen er die wichtigsten Sinnesgipfel und Sinnespausen in andere Silben als in die sechste legte.[1]

Rochettes Behauptung wäre nur dann erwägenswert, wenn er den Beweis erbrächte, daß Hugo auch seine ternären Alexandriner binär empfunden und gelesen hat. Den Beweis wird er nie erbringen. Gerade das Gegenteil läßt sich beweisen durch die Äußerung des Dichters selbst über den *vers brisé* und seine Bedeutung im Brief an Tenint, die Rochette übersehen hat.[2] Nur dies eine kann man zugeben, daß der Trimeter bei V. Hugo noch im Anfange seiner Entwicklung steckenbleibt. Die um die Mitte des Verses liegenden Silben und Wörter sind noch nicht, wie bei den Dichtern nach ihm, zur nahtlosen Einheit verwachsen. Er zeichnet noch, befangen in der Erinnerung an klassische Gewohnheiten, die 6. Silbe etwas aus, und so erscheint sein Trimeter — wenn nicht als Kompromiß zwischen der alten und der neuen Form, so doch — als eine Übergangsstufe zum reinen, dem binären Schema durchaus entwachsenen Trimeter, wie man ihn z. B. bei Leconte de Lisle oder noch später bei Dichtern wie H. de Régnier findet.

Die zweite Frage lautet: Was brachte der Trimeter als neue Form? Läßt es sich wahrscheinlich machen, daß V. Hugo einen Alexandriner von ternärem Bau suchte, gern übernahm, oder daß er ihm gar ein Bedürfnis war? Um diese Frage zu beantworten, ist es vor allem notwendig zu untersuchen, welchen Gliederungen der Rede, welchen stilistischen Besonderheiten der Trimeter entspricht. Ich gebe daher zuerst eine Auswahl von Trimetern, die verschiedenen Werken Hugos entnommen sind. Es kommt dabei nicht auf ihre ästhetischen Eigenschaften und Wirkungen im ganzen Gedicht an; es kommt auch nicht darauf an, wie sie der Silbenzahl nach gegliedert sind (in $4 + 4 + 4$ oder in $3 + 5 + 4$ usw.), sondern es kommt nur auf die eigentümliche Art ihrer syntaktisch-stilistischen und gedanklichen Gliederung an, so wie sie sich dem metrischen Schema anschmiegt und es unterstreicht. Es brauchen auch nicht alle Typen von Trichotomie im *alexandrin ternaire* hervorgehoben und belegt zu werden. Es genügt, die wichtigsten und häufigsten aufzuzählen, jene triadischen Typen, die uns in Hugos Stil überhaupt in beachtenswerter Fülle begegnen.[3]

[1] Cfr. auch das, was ich unten § X im Anschluß an Hugos eigene Äußerungen ausführe.

[2] Cfr. unten § X.

[3] Sehr umfangreiche Listen von Trimetern findet man bei Rochette, *L'alexandrin chez V. Hugo*, besonders p. 108 ff., 115 ff., 289 ff.

I.

Tranche montagne — ainsi que Basile — a la fièvre *Ch.* 298.
Tandis que nous — martyres du droit — nous expions *Ch.* 106.
Peuple russe — tremblant et morne — tu chemines *Ch.* 61.
Il s'embusqua — brigand des bois — dans les épines *Ch.* 111.
Deux ennemis — le czar, le nord — le nord est pire *Ch.* 224.
Il livrent tout — pudeur, vertu — martyr, regarde *Ch.* 50.
Qui donc es-tu — je suis ton crime — dit la voix *Ch.* 234.
Prends ton couteau — l'instant est bon — la république *Ch.* 13.
Nous avons mieux — le czar en est — mais ce n'est rien *Ch.* 232.
Tout est dit — que leur fait l'affront — l'opprobre engraisse *Ch.* 248.

II.

Dormez, maîtres — voici le jour — debout, forçats *Ch.* 67.
Sors de terre — sanglante et belle — et dresse toi *Ch.* 265.
Ouvre tes mains — et prends ce livre — il est à toi *Cont.* II 261.
Je crierai — Lève-toi, peuple — ciel, tonne et gronde *Ch.* 58.
Eve ondoyante — Adam flottant — un et divers *Lég.* I 10.
Morts vivants — aux labeurs voués — marqués au front *Ch.* 33.
Martyrs, adieu — le vent souffle — les pontons flottent *Ch.* 79.
Ils sont maudits — quel est leur crime — ils ont aimé *Cont.* I 139.
Dieu dit au roi — je suis ton Dieu — je veux un temple *Lég.* II 129.
J'étais la loi — je suis un spectre — il m'a tuée *Ch.* 149.
Sachons dire — Lebœuf est grand — Persil est beau *Ch.* 273.
Des aegipans — aux yeux de dieux — aux pieds de bête *Leg.* II 51.
L'aurore luit — pour eux sombre — et pour nous vermeille *Ch.* 33.
Tous calculaient — le mal à fuir — le bien à faire *Lég.* III 33.
Sur la terre — tantôt sable — tantôt savanne *Ch.* 315.
Comme la mer — tantôt cristal — et tantôt fange *VI.* 191.
Tous ces hommes — moitié princes — moitié brigands *Lég.* I 11.
Toujours la nuit — jamais l'azur — jamais l'aurore *Cont.* II 191.
Combien sont morts — combien mourront — qui sait le nombre *Ch.* 62.
Adieu la tente — adieu les camps — plus d'espérance *Ch.* 297.

III.

Tourna bride — jeta sa lance — et prit la fuite *Lég.* II 145.
Penchez vous — regardez l'homme — et scrutez la troupe *Ch.* 248.
Chœurs de démons — accords divins — chants angéliques *FA.* 72.
Rois vermoulus — faux dieux gâtés — codes pourris *TL.* II 39.
Soldats payés — tribuns vendus — juges complices *Ch.* 132.
Dogue aboyant — dragon farouche — hydre en colère *Ch.* 87.
Rufins poussifs — Verrès goutteux — Séjans fourbus *Ch.* 248.
Vivre casqué — suer l'été — geler l'hiver *Lég.* II 42.
Le vent gémit — la nuit se plaint — l'eau se lamente *Cont.* II 255.
Le progrès mort — le ciel est vide — l'art est creux *Ch.* 125.
L'eau le glace — le feu le mord — l'ombre l'accable *Lég.* I 90.
L'âne brait — le cheval hennit — le taureau beugle *Ch.* 337.
Armé d'un arc — vêtu de peaux — chaussé de cordes *Lég.* II 264.
La boue au cœur — la larme à l'œil — le fifre aux dents *Ch.* 162.
Les fleurs aux fronts — la boue aux pieds — la haine au cœur *Crép.* 61.
Des flots bénis — des bois sacrés — des arbres prêtres *Lég.* I 34.
Sauvant les lois — gardant les murs — vengeant les droits *Lég.* II 167.
Heureux d'être — joyeux d'aimer — ivres de voir *Lég.* I 31.
Courant les bals — courant les jeux — allant à vêpres *Ch.* 334.
Ici Fulton — ici Galvani — là Volta *Ch.* 337.
A bas l'esprit — à bas le droit — vive l'épée *Ch.* 44.
Vendez l'état — coupez les bois — coupez les bourses *Ch.* 129.

Dans le serpent — dans l'aigle altier — dans la panthère *Lég.* I 30.
Après Turenne — après Xaintraille — après Lahire *Ch.* 98.
Avec du jaspe — avec du marbre — avec du fer *Lég.* I 275.
Où donc ton père — où donc ton fils — où donc ta mère *FA.* 38.
Tantôt des bois — tantôt des mers — tantôt des nues *Lég.* I 29.
Du fond des nuits — du fond des maux — du fond des larmes *Pape* 31.
A qui le mont — à qui la ville — à qui le fort *Lég.* II 271.
Voici le Rhin — voici l'Elster — voici l'Adige *Ch.* 364.
Le lys est pur — le ciel est bleu — l'amour est doux *Lég.* III 154.
J'étais enfant — j'étais petit — j'étais cruel *Lég.* IV 132.
Elle est splendide — elle est prospère — elle est vivante *Lég.* I 271.
Il fut héros — il fut géant — il fut génie *Lég.* I 212.
On est Tibère — on est Judas — on est Dracon *Ch.* 201.
Marcher à jeun — marcher vaincu — marcher malade *Lég.* II 42.
Homme, tu mens — soleil, tu mens — cieux, vous mentez *Ch.* 149.
Dormez, les champs — dormez, les fleurs — dormez, les tombes *Cont.* II 271.
Sabrez le droit — sabrez l'honneur — sabrez la loi *Ch.* 14.
Gardez le deuil — gardez le sang — gardez la boue *Ch.* 297.
Gardiens des monts — gardiens des lois — gardiens des villes *Lég.* I 116.
L'horreur des bois — l'horreur des mers — l'horreur des cieux *D.* 206.
Le siècle ingrat — le siècle affreux — le siècle immonde *Lég.* I 10.
Où rien ne tremble — où rien ne pleure — où rien ne souffre *Lég.* I 29.

Mit diesen Beispielen sind, wie gesagt, durchaus nicht alle Trimetertypen und alle Gestalten trikolischer Gliederung im Vers erschöpfend aufgezählt, aber, soweit ich sehe, ihre vornehmsten und geläufigsten Typen. Gemeinsam ist den drei Gruppen dies: überall sind drei selbständige oder einander untergeordnete Teile derart zu einer Einheit verbunden, daß sie eng zueinander gehören und dabei doch leicht als Teile für sich erkennbar sind.

Am wenigsten entschieden erscheint die metrische Struktur ausgeprägt in den Versen der I. Gruppe, des einfachsten, primitivsten Trimetertypus. Zu ihr zählen jene Trimeter, bei denen am ehesten Zweifel auftauchen können, ob tatsächlich echte Trimeter vorliegen oder nur binäre Alexandriner mit Gleichgewichtsstörungen. Es entsprechen der ternären Gliederung des Verses zwar gedankliche und syntaktische Einschnitte (meist schon durch die Interpunktion gekennzeichnet) vor und nach der 6. Silbe, die bedeutend stärker sind als die in der Mitte. Aber die metrische Gliederung wird trotzdem nur leise und unauffällig durch die Gliederung der Rede unterstrichen. Immerhin ist sie fühlbarer in den letzten Beispielen von I, wo es sich um Satzverknüpfungen oder um eine Mehrheit von Sätzen handelt als in den ersten Beispielen, wo ein einziger Satz in drei Teile zerfällt, z. B. dadurch, daß zwischen Subjekt und Prädikat noch eine weitere Bestimmung eingeschoben ist. Was die Trimeter dieser Gruppe besonders von den folgenden trennt, ist, daß ihnen Symmetrie fehlt.

Durchsichtiger ist die Dreigliedrigkeit in den Versen der II. Gruppe. Die drei Teile sind (syntaktisch oder der Bedeutung nach) entweder gleich selbständig und gleichwertig, z. B. drei

Sätze (wie im Vers *Ils sont maudits* ...), oder zwei Teile sind (wieder syntaktisch oder der Bedeutung nach) enger miteinander verkettet und stehen dem dritten zur Seite (z. B. *Martyrs, adieu* ...), oder sie sind endlich dem dritten Teil untergeordnet (z. B. *Dieu dit au roi*: Einleitung und dann in zwei Teilen der Inhalt der Rede). Gleichviel wie sich die Beziehungen der Teile zueinander gestalten, charakteristisch für diese Verse ist überall, daß zwei ihrer Glieder innere Symmetrie zeigen, die sich im Parallelismus des Ausdrucks spiegelt. Der Parallelismus kann weniger auffallend oder auffallender sein, je nachdem genau dieselbe Wortstellung, Wortart und Wortform gewählt ist oder nicht (z. B. *Dormez, maîtres — debout, forçats*, dagegen: *Ève ondoyante — Adam flottant*). Je auffallender die Symmetrie in Erscheinung tritt, desto entschiedener wird sie zugleich die ternäre Struktur des ganzen Verses betonen, am entschiedensten natürlich da, wo die Symmetrie selbst durch Wiederholungen betont ist (z. B. *jamais — jamais, tantôt — tantôt, pour eux — pour nous*).

Die Verse der letzten Gruppe stellen den reinsten und ausgeprägtesten Trimetertypus dar, auch den, der bei V. Hugo am häufigsten vertreten ist. Es liegen vor drei syntaktisch und nach ihrer Bedeutung in der Rede durchaus gleichwertige Teile von geringerer oder größerer Geschlossenheit und Selbständigkeit (bis hinauf zu dem Vers, der aus drei fertigen Sätzen besteht). Drei Glieder einer Aufzählung, wie sie im Versganzen isoliert für sich vorkommen oder auch inmitten einer längeren, über mehrere Alexandriner ausgedehnten Aufzählung in einem einzigen Vers zusammengefaßt sind. Die drei Teile heben sich wieder scharf gegeneinander ab. Formal sind diese Trimeter im Gegensatz zu den vorhergehenden dadurch gekennzeichnet, daß alle drei Glieder innerlich streng symmetrisch sind. Nach außen kann die Symmetrie wieder verschieden abgestuft, unvollkommener und vollkommener sein, je nachdem die einzelnen Teile bis ins Detail parallel konstruiert sind oder nicht (man vergleiche den Vers *Tourna bride* mit *Le vent gémit* und *Vivre casqué*). Am vollkommensten erscheint die Symmetrie und am schärfsten und auffallendsten zeichnet sich die ternäre Struktur da ab, wo der Parallelismus der Konstruktion noch durch Wiederholungen hervorgehoben ist. Solche Wiederholungen können ihrerseits wieder um so auffallender sein, je umfangreicher und vor allem je bedeutsamer das wiederholte Element ist. Die Wirkung staffelt sich auf von den Versen, in denen dreimal derselbe Artikel, dasselbe Objektspronomen wiederkehrt (z. B. *Saurant les lois* oder *L'eau le glace*) über Verse, die zweimal dasselbe gewichtigere Element bringen (*courant — courant* oder *coupez — coupez*) bis zu den Versen, in denen ein bedeutsames Redeglied (z. B. Subjekt, Prädikat oder Objekt) dreimal wiederholt ist.

Zu beachten ist noch, wie in vielen dieser Verse Dichotomie mit Trichotomie vereint ist, und zwar auf folgende Art: Entweder gehören zwei Glieder enger zusammen und lassen sich als Einheit dem dritten gegenüberstellen (so in dem schon angeführten Vers: *Dieu dit au roi*), oder die drei Teile verhalten sich zueinander wie These, Antithese und Synthese. Zwei Glieder sind sich antithetisch gegenübergestellt, der dritte Teil bringt als Oberglied das beiden Gemeinsame (so der Vers: *Vivre casqué, suer l'été, geler l'hiver*). Oder aber es stehen drei Glieder nebeneinander, von denen eines selbst wieder in zwei Teile zerfällt (so der Vers: *Deux ennemis, le czar, le nord*). Dadurch wird natürlich an der triadischen Form des Verses ebensowenig etwas geändert als an der triadischen Form der Rede. Es handelt sich um eine bei V. Hugo außerordentlich häufige Erscheinung, in der die beiden prägnantesten Merkmale seines Stils verschmelzen: die Vorliebe für die Zweigliedrigkeit und die Vorliebe für die Dreigliedrigkeit, um eine Ausdrucksform, die es ihm möglich macht, auch innerhalb der Triade in Antithesen zu schwelgen.

Der Trimeter ist also ein Versmaß, das vorzüglich dazu geeignet ist, drei mehr oder weniger selbständige und in sich geschlossene, besonders auch symmetrische Gedanken, Bilder, Akte, Sätze in sich aufzunehmen und die Dreigliedrigkeit des Inhalts plastisch zu modellieren. Das hat treffend schon Tenint ausgesprochen, als er mit großer Begeisterung vom Trimeter schrieb: *'Ce vers admirable est d'un emploi tout nouveau. L'alexandrin se divise ... en trois tiers dont chacun souvent est un tout parfait et renferme une idée ... Cette forme est magnifique ... Souvent chaque hémistiche est comme une médaille frappée à l'effigie d'une pensée.'*[1]

§ V. Dreizahl und Dreigliedrigkeit bei V. Hugo.

Soll nun wahrscheinlich gemacht werden, daß der Trimeter eine Schöpfung Hugos ist, so gilt es einmal zu zeigen, daß in seinem Stil, in seiner Rhetorik überhaupt die Dreizahl und Dreigliedrigkeit eine hervorragend wichtige Rolle spielt. Es muß ferner gezeigt werden, daß die besonderen Formen triadischer Gliederung, die im Trimeter regelmäßig begegnen, sich auch außerhalb des Trimeters so zahlreich und regelmäßig einstellen, daß man sie zu den geläufigsten und bevorzugtesten Typen seines Ausdrucks rechnen darf. Am schlagendsten und überzeugendsten wird sich dieser Nachweis aus seiner Prosa führen lassen. Gelingt er, so liegt nichts näher als der Schluß: V. Hugo hat das Bedürfnis empfunden, diese bevorzugten, ihm so geläufigen Typen auch innerhalb des Alexandriners zu bilden, und hat sich deshalb,

[1] l. c. p. 75.

da ihnen der klassische binäre Alexandriner keinen passenden metrischen Rahmen bot, den neuen Vers von ternärem Bau geprägt.

Es überrascht zunächst, von einer Vorliebe V. Hugos für Dreigliedrigkeit zu sprechen. Denn das auffallendste Merkmal seines Stils ist zweifellos die Vorliebe für Zweiteilung, für zweigliedrige Parallele und Antithese. Man sollte also meinen, daß ihm der Alexandriner vom Schema 6+6 ein geradezu ideales Versmaß bedeutet hätte. Das trifft in der Tat zu. Der binäre Alexandriner findet sich in seiner Dichtung so zahlreich, daß man gar nicht erst zu betonen braucht, wie oft er wiederkehrt.

Aber neben der Zweigliedrigkeit spielt in V. Hugos Stil eine ebenfalls außerordentlich wichtige Rolle die Dreigliedrigkeit, nicht ganz so wichtig als jene, aber wichtig genug, um zu seinen hervorstechendsten Stileigentümlichkeiten zu gehören. Das ist seltsamerweise noch nie recht erkannt worden. Die Häufigkeit von Parallele und Antithese hat wohl zu sehr die Blicke davon abgelenkt. Nur Rochette[1] konstatiert die große Vorliebe Hugos für die Dreizahl und zitiert als Beweis den sehr bezeichnenden Ausspruch aus dem *Postscriptum de ma vie* sowie eine Reihe von Beispielen, eins aus der Trauerrede auf den Herzog von Orleans, die anderen alle aus Versen. Leider bleibt Rochette in seinem Dogma von der unveränderlichen Zweigliedrigkeit des Alexandriners befangen, das ihn blind macht. Sonst hätte sich ihm, meine ich, vor solchen Tatsachen von selbst die Frage aufdrängen müssen, ob nicht vielleicht doch eine neue rhythmische Gestalt des Alexandriners gegeben sei, ob nicht zwischen ihr und der auffallenden Vorliebe für die Dreigliedrigkeit ein enger Zusammenhang bestehe und ob die Einführung und Verwendung der neuen Form nicht durch Stilbedürfnisse Hugos verursacht oder zum mindesten stark begünstigt worden sei.[2]

Im *Postscriptum* (p. 92) liest man den folgenden Lobgesang auf die Dreizahl:

> Trois est le nombre parfait. L'unité est au nombre trois ce que le diamètre est au cercle. Trois est parmi les nombres ce que le cercle est parmi les figures. Le nombre trois est le seul qui ait un centre. Les autres nombres sont des ellipses et ont deux foyers. De cette perfection naît la curieuse loi que voici, applicable au seul nombre trois: Additionnez les chiffres composant un multiple quelconque du nombre trois, le total sera toujours divisible par trois.

Auch wenn wir diese charakteristische Äußerung nicht hätten, müßte uns sofort auffallen, wie sehr in allem, was V. Hugo denkt, spricht und schreibt, die Vorliebe für die Dreizahl herrscht, wie selbstverständlich und mit welcher Regelmäßigkeit und Hart-

[1] l. c. p. 103 f.

[2] Auch Martinon streift (l. c. p. 43 ff.) dicht an diesem Gedanken vorbei, aber ohne seine Tragweite zu überschauen.

näckigkeit ihm alles dreifach oder in dreifacher Gliederung erscheint. Dreigliedrigkeit, Dreiseitigkeit — das ist bei ihm mehr als eine bloße Stilgewohnheit, ist eine Denkgewohnheit. Der Prozeß seines seelischen und geistigen Erlebens pflegt in drei Wellen zu verlaufen. Der innere Rhythmus, den er in sich trägt, ist triadisch gegliedert.

Das würde sich durch zahllose Beispiele illustrieren lassen. Hier mögen ein paar genügen, die sich jeder Hugo-Kundige leicht vermehren kann.

Zuerst die Verteilung der Personen in Drama und Roman. Sie ist meist antithetisch orientiert, z. B. in *Hernani,* wo sich vier Hauptspieler gegenüberstehen (die Antithesen: Hernani — Doña Sol, Hern. — Don Carlos, Hern. — Don Ruy Gomez, Doña Sol — Don Ruy Gomez usw.). Aber häufig findet sich ein dreigliedriges System und die Antithese als Teil dieses Systems. Man denke an *Marion de Lorme* (Marion — Didier — Saverny), an *Le roi s'amuse* (Triboulet — François Ier — Blanche), etwa auch an *Notre-Dame* (der Archidiakon — Quasimodo — Esmeralda). Sehr stark ist das Dreieck betont in *Quatre-Vingt-Treize.* Die Hauptspieler sind Cimourdain, der Vicomte Gauvain, der Marquis von Lantenac. Grundantithese: hie Republik, hie Königtum. Cimourdain auf der einen Seite als Vertreter eines starren, unbeugsamen Republikanismus, der vor keiner Grausamkeit zurückscheut, auf der anderen Seite Lantenac als Vertreter eines ebenso starren, unbeugsamen, gewalttätigen und blindwütenden Royalismus. Ferner Antithese zwischen Gauvain und Lantenac, zwischen Neffe und Onkel, hier der Adel, der sich dem Volk anschließt, dort der Adel, der die Republik bekämpft. Und endlich Antithese zwischen Cimourdain und Gauvain, beide Vertreter republikanischer Gesinnung, aber dort *'la république de l'absolu'*, hier *'la république de l'idéal'* (man denke besonders daran, wie scharf dieser Gegensatz zugespitzt ist in der Unterredung der beiden im Kerker, Bd. II 243 ff.). Oder man denke an *Angelo.* Vier Hauptspieler ähnlich wie in *Hernani*: Angelo — Rodolfo — La Tisbe — Catarina. Aber im Vorwort weist V. Hugo eigens darauf hin, daß er den beiden Frauengestalten drei Männer gegenüberstellen wollte, zuerst *'le mari et l'amant'*, dann unter ihnen Homodei *'l'envieux, ce témoin fatal qui est toujours là'.* Auch *Ruy Blas* ist durchaus antithetisch gedacht und angelegt: als Helden Ruy Blas und die Königin, die Königin im Gegensatz zu ihrer korrupten Umgebung. Ruy Blas im Gegensatz zum korrupten Hof und Adel. Aber auch hier spricht der Dichter im Vorwort ausdrücklich aus, daß er der Königin drei Männer entgegenstellen wollte: Don César, Don Salluste, Ruy Blas. Und die drei Männer sollen drei Tatsachen verkörpern, die beiden ersten den Adel in zwei verschiedenen Formen seines Nieder-

gangs, der dritte das Volk. Zugleich bedeuten diese drei Männer die drei Arten dramatischer Dichtung, die V. Hugo unterscheidet: Don Salluste bedeutet das Drama, Don César die Komödie, Ruy Blas die Tragödie. Also in einem Stück verschmolzen die drei Gattungen, die sich an die drei Gattungen von Zuschauern wenden, die V. Hugo im Publikum unterscheidet, nämlich erstens die Frauen, zweitens die Denker, drittens die eigentliche Menge. Zugleich in einem Stück verwoben drei verschiedene Themen, ein philosophisches, ein menschliches und ein dramatisches.

Die Vorrede zu *Ruy Blas,* die diese Meinungen entwickelt und bis ins einzelne hinein ausmalt, ist recht merkwürdig zu lesen, aber nicht merkwürdiger als so viele andere Vorreden und so viele in seinem ganzen Werk verstreute Äußerungen, die uns persönliche Ansichten und Bekenntnisse des Dichters überliefern. Hugos Menschengestalten sind nur zu häufig leblose Konstruktionen, Verkörperungen einer Idee, ausgeklügelt, um eine These zu verfechten, um ein Problem zu diskutieren. Und in der Darstellung der Probleme, an die er rührt, der Thesen, die er verficht, der Gedanken, die er in die Welt hinausschickt, offenbart sich ebenso deutlich wie im System der Personenverteilung, ja noch deutlicher, seine Vorliebe für die Dreizahl, die mehr ist als eine Vorliebe, die Dreiseitigkeit und Dreigliedrigkeit, die sich hartnäckig und gewohnheitsmäßig, wie instinktiv und von selbst überall einstellt. Überall: in Kleinigkeiten, Spielereien, gleichgültigen Einfällen nicht weniger als in den großen Fragen der Kunst und Weltanschauung, die ihm am Herzen liegen und für die er seine prachtvolle Beredsamkeit entfaltet, in den knappen Aphorismen nicht weniger als in den breiten Auseinandersetzungen.

Drei Eigenschaften (weiß er) sind notwendig, um eine Frau zu bezaubern: '*être un homme, un grand homme et un gentilhomme, satisfaire sa dignité, contenter son orgueil, flatter sa vanité!* (*Postscr.* 173). — Drei Aspekte drängen sich ihm auf an Beaumarchais' Suzanne, die sich in den drei verschiedenen Formen ihres Namens spiegeln (*Suzanne, Suzette, Suzon*) und die er im Anschluß an diese drei Formen weiter ausspinnt (*Postscr.* 77 f.). — Von dreifachem Ruhm erscheint ihm Moses umstrahlt: *le capitaine, le législateur, le poète* (*Sh.* 333). — Was er in *Marie Tudor* behandeln will, das ist: *ce formidable triangle qui apparaît si souvent dans l'histoire: une reine, un favori, un bourreau* (*MT.* 5). — Drei große Geister nennt er, die in England an der Seite Shakespeares stehen: Cromwell in der Politik, Bacon in der Philosophie, Newton in der Wissenschaft (*Sh.* 282). — Bekannt ist die Unterscheidung dreier Epochen und dreier Dichtungsformen, die in der Vorrede zu *Cromwell* durchgeführt ist. Ähnlich unterscheidet er ein andermal, mehr als dreißig Jahre später, drei große Zeitalter: Homer bedeutet den Beginn Europas, Shake-

speare das Ende des Mittelalters, und das letzte barbarische Zeitalter wird mit der dritten Krisis, mit der französischen Revolution überwunden (*Sh.* 66), oder er unterscheidet im 19. Jahrhundert drei große Bewegungen, eine literarische, eine philosophische und eine soziale (*Sh.* 302 f.). — Drei Arten von Dichtern zeichnen sich ihm ab, der Dichter der Laune, der Dichter der Logik und der Dichter, der sich aus beiden zusammensetzt, sie ergänzt und in einer höheren Einheit resumiert: Horaz und Pindar von der ersten, Lucan und Hesiod von der zweiten, Juvenal und Homer von der dritten Art (*Sh.* 258). — Drei große Gaben braucht der Dichter: *la création, l'invention* und *l'imagination* (*Sh.* 63). — Drei Zentren birgt der Mensch in sich: Gehirn, Herz und Bauch, und jedes von ihnen ist ehrwürdig durch die große Aufgabe, die ihm zufällt: dem Gehirn der Gedanke, dem Herzen die Liebe, dem Bauch die Vaterschaft und Mutterschaft (*Sh.* 59). — Drei Forderungen enthält die wahre sozialistische Formel: *Rendre l'homme moral meilleur, l'homme intellectuel plus grand, l'homme matériel plus heureux. Bonté d'abord, grandeur ensuite, enfin bonheur* (*Postscr.* 151). — Auf drei Säulen ruhte in barbarischer Vergangenheit das soziale Gebäude: *le prêtre, le roi, le bourreau* (*DJ.* 21). — Drei große Anklagen erhebt er im Vorwort zu den *Misérables* gegen die moderne Gesellschaft: *la dégradation de l'homme par le prolétariat, la déchéance de la femme par la faim, l'atrophie de l'enfant par la nuit.* — Eine große Aufgabe harrt ihrer Lösung in der Gegenwart. Nun, da die alte Zivilisation weggefegt ist, gilt es aufzubauen: *Ici trois questions: Construire quoi? Construire où? Construire comment? Nous répondons: Construire le peuple. Le construire dans le progrès. Le construire par la lumière* (*Sh.* 237). — Drei Ideale hat der Mensch zu verwirklichen: *c'est de faire chair le vrai, le beau et le juste ... Le progrès humain vit de cette triple manifestation sans cesse renouvelée* (*Postscr.* 201).

Dreifach hat der Mensch versucht, in das Dunkel des Unendlichen einzudringen: *L'homme a sondé, d'abord avec la prunelle, puis avec le télescope, puis avec l'esprit ... Chacune des trois sondes de l'homme a rapporté quelque chose. L'œil a vu six mille étoiles, le télescope a vu cent millions de soleils, l'esprit a vu Dieu* (*Postscr.* 221 f.). — Drei Fragen drängen sich auf über das Leben im Jenseits, die zu erörtern sind, wenn auch manche Denker sie von sich weisen: *Aurons-nous un corps dans l'autre vie? mangera-t-on? Dormira-t-on?* (*Postscr.* 178 f.). — Den letzten, *Contemplation suprême* betitelten Teil, in den das *Postscriptum* ausklingt und der halb Hymnus ist und halb Gebet, müßte man fast ganz zitieren. Er hebt an: Wie der alte Jupiter von Ägina drei Augen, so hat der Dichter einen dreifachen Blick: *l'observation, l'imagination, l'intuition.* Die erste Gabe bezieht sich mehr auf die Menschheit, die zweite

mehr auf die Natur, die dritte mehr auf das Übernatürliche. Die erste macht ihn zum Philosophen und vielleicht zum Gesetzgeber, die zweite zum Magier und Schöpfer, die dritte zum Priester und vielleicht zum Offenbarer. Und diesen drei Gaben entsprechen drei geistige Familien, die Moralisten, die Philosophen und *les génies qui voient tout.* Diese dreifache Macht hat der Mensch Gott zugeschrieben: *de là la trimourti qui a précédé le triagme, qui a précédé la triade, qui a précédé la trinité. De là l'immémorial et universel triangle mystique adoré à Delphes, à Saropta, à Teglath-Phalazar ... Humanité, Nature, Surnaturalisme. A proprement parler, ces trois ordres de fait, sont trois aspects divers du même phénomène ... trois sphères concentriques ayant la même âme, Dieu.* Drei Stufen stellen sie dar, drei Horizonte. *Qui les voit tous les trois est au sommet. Il est l'esprit cubique. Il est le génie.* —

Und man lese endlich noch das kurze Vorwort zu den *Travailleurs de la mer,* das die Fülle dieser Beispiele durch ein letztes krönen mag. Es lautet:

La religion, la société, la nature; telles sont les trois luttes de l'homme. Ces trois luttes sont en même temps ses trois besoins; il faut qu'il croie, de là le temple; il faut qu'il crée, de là la cité; il faut qu'il vive, de là la charrue et le navire. Mais ces trois solutions contiennent trois guerres. La mystérieuse difficulté de la vie sort de toutes les trois. L'homme a affaire à l'obstacle sous la forme superstition, sous la forme préjugé et sous la forme élément. Un triple ananké pèse sur nous, l'ananké des dogmes, l'ananké des lois, l'ananké des choses. Dans *Notre Dame de Paris,* l'auteur a dénoncé le premier; dans *les Misérables* il a signalé le second, dans ce livre il indique le troisième. A ces trois fatalités qui enveloppent l'homme se mêle la fatalité intérieure, l'ananké suprême, le cœur humain.

Man könnte sich ferner danach fragen, ob die triadische Gliederung als bevorzugte Form seines Anschauens und Denkens auch in der Architektur seiner Werke zum Vorschein kommt, in ihrem Plan, im Aufbau der Handlung im großen, in der symmetrischen Anordnung der Kapitel. Auch dafür würden sich aus den Dramen und Romanen, auch aus den Gedichten, z. B. den Epen der *Légende des siècles,* Beispiele genug herbeischaffen lassen. Ich verzichte darauf, da Beispiele von kleinerem Umfang und gedrängterer Form, Detailbeispiele wohl überzeugender und beweiskräftiger sind. Ich will im folgenden Abschnitt an einem einzelnen Roman, an *Han d'Islande,* im Zusammenhang zeigen, wie mächtig die zum inneren Rhythmus gewordene Vorliebe Hugos für Dreiseitigkeit, Dreigliedrigkeit seinen ganzen Ausdruck beherrscht, wie einschneidend sie seine Erzählungstechnik, seinen Stil, ja sogar den syntaktischen Bau beeinflußt.

Bonn. Hanns Heiss.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Über einige Quellen zu Aelfrics Homiliae Catholicae.

I.

Max Förster (*Anglia* 16, S. 36, § 104) sagt bei der Besprechung der auf Augustin beruhenden Epiphaniashomilie der zweiten Sammlung (Nr. 3, S. 36 ff.): 'Außerdem gibt sie noch einige Bestimmungen über die Taufe (Z. 198—200; 206—210; 230—284), auf deren Quelle Aelfric zweimal hinweist: Z. 209 *æfter wîsra lârcowa tæcunge* und Z. 230 f. *wê rædad on dam ealdum gesetnyssum, pæt dâ hâlgan lâreowas getæhton.* Gemeint ist damit vielleicht die in Aelfrics Besitz vorauszusetzende Kanonen-Sammlung, vielleicht auch das bei jedem Priester zu erwartende Rituale'. Der argumentierende Ton jener drei Stellen weist aber eher auf den Kommentar eines Ordo hin, wie er uns z. B. in Amalarius' *De Ecclesiasticis Officiis* vorliegt, wo stellenweise der Gregor I. zugeschriebene Ordo Romanus (Migne P. L. 78, Sp. 937 ff.) zitiert und besprochen wird. Wie vertraut Aelfric mit Amalarius' *bôc be cyrclicum dêawum* war, geht aus den Zitaten und der namentlichen Erwähnung des *lârêow* Amalarius in den Hom. Cath. (Förster, a. a. O. S. 48—49) und aus den Anklängen in den drei Hirtenbriefen hervor. Ich glaube denn auch die Vorlage zu der dritten Stelle in Amalarius' *De Eccl. Off.* I, C. 23 und 24 (Migne P. L. 105) gefunden zu haben. Es handelt sich um eine Rechtfertigung dafür, daß die neugeborenen, noch unwissenden Kinder getauft werden. Die Abhängigkeit Aelfrics von Amalarius mag folgende Zusammenstellung zeigen:

Pa unsprecendan cild hi fullodon durh geleafan Pæs fæder and dære moder, and se godfæder wæs cildes forspreca and borh wid God, pæt hit heolde pone cristendome be Godes tæcunge. (S. 50.)

Ubi datur exemplum catechizandi et baptizandi infantes, quia videlicet per fidem et confessionem parentum in baptismo liberantur a diabolo parvuli, qui necdum per se sapere vel aliquid cogitare boni possunt aut mali. (I, c. 24, Sp. 1042.)

Dann wird weiterhin erwähnt, daß man dem noch stummen Kinde durch die Taufzeugen das Glaubensbekenntnis abnehmen müsse, da man nicht wissen könne, ob es so lange leben werde, bis es selber dem Priester mit der Überzeugung des Glaubens antworten könne. Dies ist eine freiere Wiedergabe von Amalarius I, c. 24, Sp. 1044 (Schluß): *Hoc quandiu non potest, valebit sacramentum ad ejus tutelam adversus contrarias potestates et tantum valebit, ut si ante majoris rationis usum ex hac vita migraverit, per ipsum sacramentum ... ab ... damnatione ... liberetur.*

Dann folgt als Exemplum die Geschichte des kanaanitischen Weibes nach Markus 7, 24—30, ganz nach dem Muster des Amalarius, dessen 24. Kapitel (*Comprobatur ex Evangelio posse salvari catechumenos per confessionem cæterorum fidelium*) mit dieser Geschichte anhebt. Amalarius knüpft daran einen langen Kommentar, den Aelfric wesentlich gekürzt hat. Nahe Berührung zeigt folgende Stelle:

Pa wæs seo dohtor gehæled durh geleafan dære meder; swa beod eac da ungewittigan cild gehealdene on

Ut istam audivit, propter hunc sermonem, id est, quem mater protulit, humilitatis et fidei, exivit dæ-

dam fulluhte þurh geleafan dæs fæderes and dære meder, and durh forespræce þæs godfæder.
(S. 50/52 u. wiederholt H. C. II, Nr. 8, S. 116.)

monium a filia: ita credimus per confessionem porrigentium infantem ad fontes, expelli dæmones a catechumenis. (Sp. 1042.)

Dann wird bei Amalarius eine lange Stelle aus Beda zitiert über dasselbe Exemplum, während Aelfric das Taufgelöbnis bringt (siehe Förster bezüglich ev. Quelle). Amalarius kommentiert das Taufgelöbnis auch und zitiert einige entsprechende Formeln im vorhergehenden Kap. 23, das Aelfric sicherlich auch gelesen hat; denn der Einleitungssatz, der bei ihm diesen ganzen Abschnitt über die Taufe eröffnet (Z. 230), ist diesem Kapitel entnommen:

Uton beon gemyndige hwæt we Gode beheton on urum fulluhte.
(S. 50.)

Itaque unusquisque vestrum ad considerationem suæ mentis oculos reducat, et sic servat post baptismum quod ante baptismum spopondit. (Sp. 1041.)

Nun gibt es in unserem Abschnitt noch drei Stellen, die bei Amalarius nicht zu finden sind. Zwei davon lassen sich aus einem anderen liturgischen Kommentar ergänzen, nämlich aus Theodulfs von Orleans *Liber de Ordine Baptismi* (P. L. 105, Sp. 223 ff.):

We rædad on dam ealdum gesetnyssum, þæt da halgan láreowas tæhton þone sodan geleafan þam mannum þe to cristendome gebugon, and axodon hí, hwæder hí woldon widsacan deofle, and on God gelyfan. Hí beheton þæt hí woldon swa dón, and wurdon da gefullode on halgum fante, mid þam behate.
(S. 50.)

Quod modo infantes catechumeni efficiuntur antiquus mos est. Quicumque enim ad apostolos credentes baptizandi adveniebant, instruebantur et docebantur ab eis, et instructi et docti de sacramento baptismatis et de cæteris regulis fidei, accipiebant sacrosanctum mysterium baptismatis. (Kap. I, Sp. 224.)

Ferner:

and hí (scil. *da unsprecendan cild*) *beod gehealdene þurh odra manna geleafan, swa swa hí wæron þurh odra manna synna geniderade.*
(S. 50.)

Nec immerito dignum est, ut qui aliorum peccatis obnoxii sunt, aliorum etiam confessione per mysterium baptismatis remissionem originalium percipiant peccatorum.
(Kap. I, Schluß, Sp. 228.)

Theodulf wirft auch Licht auf die zwei anderen Bestimmungen in Aelfric: Z. 198—200 und 206—210, die fast identisch sind und sich auf das Verbot, die Taufe zu wiederholen, beziehen:

Þeah de hwá widsace Crist æfter his fulluhte odde heafod leahtras gewyrce, ne dearf he beon eft gefullod, ac hé sceal his synna bewépan, and mid sodre behreowsunge gebetan. (S. 48, Z. 206—210.)

Ideirco autem baptismus non iteratur quia et Christus non amplius quam semel moritur. Peccata enim, quae post baptismum committentur, poenitentiae lacrymis, elemosynis, et cæteris bonorum operum exhibitionibus, non baptismatis iteratione delentur.
(a. a. O. Kap. 13, Sp. 233, Mitte.)

Die Schriften Theodulfs, Bischofs von Orleans und Abts von Fleury, genossen das größte Ansehen in England. Seine *Capitula* sind zweimal ins

Altenglische übersetzt worden: in CCCC 201[1] und in Bodl. 865.[2] Dieselben Capitula finden sich lateinisch in CCCC 201 und 265. Der erwähnte *liber* hat den mittleren Teil zur lat. Homilie geliefert, die als Nr. 4 in Napiers Wulfstan abgedruckt ist (*Primo necesse est, ut paganus caticuminus sit*), und von der die ae. Homilie Nr. 5 eine Verwässerung ist. In Aelfrics Hirtenbrief (I) finden sich Anklänge an Theodulfs *Capitulare*, so daß es wohl anzunehmen ist, daß auch der *liber de ordine baptismi* Aelfric bekannt war.[3]

II.

Die Fastenpredigt (H. C. II, Nr. 12, 188 ff.) erzählt die Gesetzgebung am Sinai (siehe Förster, § 85, S. 25). Es scheint, daß bei der Erklärung jedes einzelnen Gebotes Aelfric einer bestimmten Vorlage gefolgt ist. Bei 1—3, 5—6 ist mir die Vorlage bekannt. Da dieser Teil der Homilie über die zehn Gebote fast wörtlich im dritten Hirtenbrief wiedergegeben wird, beschränke ich mich hier auf die zwei Gebote, die in den Homilien sich vollständiger und enger an die Vorlage anlehnen als im Hirtenbrief.[4] Als Quellen kommen in Betracht: Alcuins *De decem verbis legis seu brevis expositio Decalogi* (Opp. I, P. L. 100, 567 ff.), der z. T. aus Isidors *Quaestiones in vet. test: in exodum* (P. L. 83, S. 301) abgeschrieben hat. Aelfric hat auch Isidor vor sich gehabt; denn die Erklärung zum zweiten Gebot konnte er nur bei ihm finden (s. meine Hirtenbriefe). Man vergleiche die fast wörtliche Übersetzung:

'Ne únriht-hǽm đu.' Aelc đæra manna þe hǽmđ buton rihtre æwe, he hæmđ unrihtlice; and se đe ofer his æwe hæmđ, he is forlír đurh his æwbrice. (S. 208.)	Non moechaberis, id est, ne quisquam præter matrimonii foedus aliis feminis misceatur ad explendam libidinem. Nam specialiter adulterium facit qui præter suam conjugem ad alteram accedit. (Isidor, a. a. O. § 11, Sp. 302.)
'Ne ofslih đu mann.' Manslaga biđ se đe man ofslihđ; and se đe ođerne to deađe forseyđ, and se đe ođres sawle forpærđ, se đe hungrigum ođđe nacodum gehelpan mæg	Non occides Etenim non solum opere perpetrans homicidium facit, sed etiam et qui incurrit in eum esurientem, vel nudum, qui mori possit, nisi indumentum cibumque

[1] Bei Thorpes *Ancient Laws and Institutes*, Bd. II, 394 ff. Eine Neuausgabe wird von mir besorgt für die Bibl. der ags. Prosa.

[2] Von Napier in E. E. T. S. in nächster Zeit zu erwarten.

[3] Die erwähnte lat. Predigt Nr. 4 Wulfstan, läßt sich Satz für Satz belegen: zuerst Jesse (P. L. 105, Sp. 791 C), dann Theodulf, dann Amalarius: E. O. Meine Belege stehen Fachgenossen gerne zur Verfügung. Zwei Sätze habe ich nicht belegen können. Die lat. Homilie ist übrigens Wulfstan nicht zuzuschreiben. Das bloße wörtliche Aneinanderreihen der Autoritäten liegt nicht in der Art Wulfstans. Zudem taucht sie zuerst in CCCC 190 auf, einer Hs., die viel Aelfricstücke und lat. Kompilationen,, aber keine Wulfstanstücke enthält, dann in CCCC 265, die, wenn schon in Worcester entstanden, keine Wulfstanstücke aufweist. Nr. 4 diente W. bloß als Vorlage.

[4] Die drei Hirtenbriefe Aelfrics hoffe ich dieses Jahr noch für die Bibl. der ags. Prosa veröffentlichen zu können. Alle Fassungen werden gedruckt, ferner der lat. Vorentwurf zu 2 und 3, auch die Quellen werden angegeben.

and nele, ac lát hinc acwelan on dære hafenleaste, ponne bid se eac durh his walhreownysse manslaga getcald. (S. 208.)

porrigendo subveniat, et idem homicida tenebitur. (Ebd. § 10, Sp. 302.)[1]

III.

In H. C. I, Nr. 33, S. 498, findet sich folgender Satz: *Þa diglan gyltas man sceal digellice betan, and da openan openlice.* Dies ist ein Grundsatz, der in der zweiten Periode der römischen Bußdisziplin zur Geltung gelangte (vgl. Schmitz, H. J.: *Die Bußbücher und die Bußdisziplin der Kirche*, Bd. I, Mainz 1883, S. 59, und Bd. II, *Die B. u. das kanon. Bußverfahren*, Düsseldorf, 1898, S. 98). Ich finde ein Vorbild in der Hs. CCCC 190 fol. 238: *Qui publice peccaverit publice arguatur et publica penitentia purgabitur*, und fol. 240 noch einmal ähnlich; ferner fol. 243: *Publica quoque crimina publica lamentatione plangenda sunt, occulta autem peccata secreta satisfactione per vitae correctionem et iugem luctum solvi possunt.* Dem Sinne nach findet sich dieser Satz häufig in fränkischen Quellen, hauptsächlich in Synoden (auch bei Theodulf: *Capitulare*, Sp. 211, und Rudolf von Bourges c. 44; vgl. noch Schmitz, Bd. II, 98[1]). Aelfric mag ihn in seinem Bußbuch gefunden haben. Aber welches Bußbuch war das?

St. Gallen. Bernhard Fehr.

Bruchstück einer neuen Handschrift der 'Fait des Romains'.

Bei der im Auftrag der Gesellschaft für fränkische Geschichte unternommenen Durchsicht der Kirchenbibliothek in Neustadt a. A. (Mittelfranken) fand Dr. Zellfeder eine hebräische Grammatik aus dem Jahre 1597 mit einem Einband aus beschriebenem Pergament.[2] Dr. Zellfelder, der in dem aufgezeichneten Text eine französische Übersetzung Cäsars zu erkennen glaubte, ließ die Decke ablösen und überließ sie mir zur weiteren Würdigung. Das Deckblatt enthält tatsächlich eine ziemlich freie Übertragung einer Stelle aus dem *de Bello gallico* (III, 14—19); aber wir haben hier, wie weitere Untersuchungen gezeigt haben, weder eine Abschrift der Jean du Chesne de Lille zugeschriebenen Übersetzung[3] oder derjenigen Robert Gaguins aus dem 15. Jahrh. noch einer bis jetzt unbekannten Übertragung Cäsars, sondern das Bruchstück einer neuen Hs. der unter dem Namen *'Li fait des Romains'* überlieferten Kompilation, die neben Sallust, Sueton und Lukan auch die Commentarii Cäsars, ohne sie zu nennen, als Quellen benutzt hat.[4] Die Kollation eines Passus unseres Ms. mit dem

[1] Nachträglich sehe ich, daß dieser Kommentar Isidors auch von Beda aufgenommen worden ist. In P. L. 93 Sp. 374 ff. ist er allerdings unter *Dubia et Spuria* aufgeführt. Hier finden sich auch Stellen, die mit dem oben genannten alcuinischen Werke übereinstimmen. Beim 2. Gebot in dem 3. Hirtenbrief ist aber Isidor immer noch die nächste Quelle, so daß er auch für 5 und 6 gelten dürfte.

[2] *Grammatices ebraicae sanctae linguae tres partes succinctae et perspicua brevitate conscriptae a Johanne Aventario Egrano.* Witebergae ex officina Cratoniana 1597.

[3] G. Doutrepont, *La littérature française à la cour des ducs de Bourgogne.* Paris 1909, S. 180.

[4] P. Meyer, *Les premières compilations françaises d'histoire ancienne*, *Romania XIV*, 1885, S. 1, und Loesche, J., *Die Abfassung der Faits des Romains.* Hallenser Diss., 1907, S. 6.

Kodex 23 083 der Pariser Nationalbibliothek, die Dr. Neubert die Güte hatte, für mich so besorgen, ergab inhaltliche und bis auf geringe Abweichungen auch formelle Übereinstimmung beider Texte. Nach den Angaben P. Meyers (l. c.) liegen die *Faits des Romains* in mehreren Hss. vor. Da aber in Deutschland von der betreffenden Kompilation außer diesem Fragment bis jetzt nichts aufgefunden worden ist, halte ich es für der Mühe wert, letzteres hier zu veröffentlichen. Einzelne Lücken habe ich mit Hilfe der im Jahre 1500 in Druck erschienenen Fassung[1] ergänzt und die Ergänzungen durch Klammer kenntlich gemacht.

Recto, 1. Sp.: ... ou por estre plus tort (sic) co[ntre le] vent · les nes des romains navoient [le] meilleur contre celes fors que en une cho[se c]e estoit en ce que plus estoient isneles [au]s gouvernauz et au rimer · qar eles estoient [plu]s couvenables et a tormente soffrir et a [a]ncrer en cele mer docean : De si dur fust [esto]ient que li bec des nes as romains ne les [poi-] ssent damagier · et si hautes estoient que [l]es nes aus romains ni pooient ataindre [pa]r darz et li lor dart descendoient a grant [dama]ige sor les romainz Se li venz estoit ... [l]es nes sabandonnoient au soufle · e [elles ne d]outoient guerres tempeste ne tor[mente] por lor grandesce et por lor force · Et se [elles che]oient en gue ou en petite mer ne [brisoient] pas legierement por pierre ne [por roch]e · A toutes choses estoient les nes [aus romains en peril] qui nestoient pas de ... si haut et cremoient [maintes choses] dont celles neussent garde ·

Com Brutus desconfist ceus de Vannes par mer

... Quant li [breton choisirent] les nes romainnes ... [s]esmurent dou port a len[contre] ... [e]ntor ·cc· et ·xx· nes bien char[giees de toutes menieres darmes Brutus fut en une] nef et ot tribuns et centurions [en chascu]ne des autres nes romainnes qui [maistres en] estoient · Mes Brutus ne nus de [ses comp]aignons ne veoit soufisant men[niere das]saillir · Qar il ne pooient rien for[faire aus] granz nes de dur chasne as bes de [lor peti]tes nes · Et li chastel des romains nes[toient] pas si haut de trop comme li chas[tel des] nes de Vannes · Et francois et breton [qui e]stoient es chastiax des nes pooient gi[ter t]ot de plain sor romains lor darz comme [cil qu]i plus haut estoient · Et li romain na[voie]nt pooir davenir a els a lor darz · Mes [li ro]main se fussent porveu dune chose [il av]oient fauz longues et tranchans bien

Sp. 2 acerees a lor darz · Mes se romain se fussent porveu dune chose il avoient fauz longues et tranchanz bien acerees aus borz de lor nef · si faisoient tant que les fauz acrochoient les cordes et versoient li mat a tot lor voiles · quant ce estoit fet il navoit en ceus des granz nes nulle esperance de sauvete · quar toute leur fiance estoit es voiles et el vent que li romain leur toloient aus fauz · Or recouvenoit que li remenant de lor estrif alast par vertu et par hardement de cors · Mes de ce estoient li romain souverain que volentiers mostroient lor hardement devant Cesar et toute sa grant ost qui esgardoit la bataille des monz et des tertres dentor le rivaige · Ne nus ni faisoit biau cop que Cesar et li sien ne veissent · porce se penoit chascuns de proesce mostrer et lues que li mat et les voiles estoient trebusch[ie] si com nos avons [dit ·II·] nes romainnes ou ·III· avironnoient une des granz nes si getoient cros et drecoient eschieles et se hastoient de monter li chevalier qui ainz ainz tant que il pristrent plusors nes en ceste guise · Quant li francois et li breton des autres nes virent que romain prenoient lor navie et lor compaignons par itel menniere il ... de metre els a la fuie tant quil tornerent les fronz de lor nes aval le vent · Mes si grant bruinaee

[1] *Lucan Suetoine et Saluste en francoys.* Paris, A. Verard, 1500.

leva errannent que la mers fu toute paisible ne ne se porent les nes mouvoir ne tant ne quant · Ceste chose aida molt aus romains a lor besoigne parachever quar il corurent seur ces nes qui ne se pooient mouvoir a force de gouvernauz et les pristrent toutes nen eschapa se petit non · Ce fu par la nuit qui lor vint autrement nen fust ja une seule eschapee · la bataille dura des tierce jusqua la noire nuit · la furent desconfit cil de la marinne de bretaigne la mennor de Vannes et dautre leu · et cil qui de france et daillors furent en leur aide venu

Verso, 1. Sp.: Car toute la jouvente et li vieil home de la terre en qui il avoit ne force ne conseill estoient venu a cele bataille et avoient concueilli leur navie de toute le marinne etfurent si desbarete que cil qui eschaperent ne sorent quel part vertir ne roi ne conseill navoient comment il poissent lor chastiax deffendre · et porce il se rendirent tuit et mistrent en la merci Cesar · mes il en prist molt grief venjance · parce que il ne voloit pas que les autres citez samorcissent a fere autretel et que li autre se gardassent de metre main en messagiers qui partout doivent estre seur · lors fist Cesar ocirre tos les anciens homes et les autres vendi ·

Com Viridonix (sic) est desconfiz en normendie par quintus tyturius

Entre icez choses Quintus tyturius que Cesar ot envoie en la contree deu en normendie o grant gent vint cele part viridonix avoit nom · li sires dou pais qui chies estoit de toutes les citez de la contree qui revelees sestoient et grant ost avoient assemblee et navoit gaires que cil devranches et devreus et de lisies avoient lor portes fermees contre Quintus tyturius et ociz toz les senators de cez · III · citez porce quil ne sacordoient pas a la guerre et puis sen estoient ale en lost · Viridonix ot en sa compaignie maint home conquiautiz de toute france eschis · et robeors qui desirreus estoient de bataille et de guerre plus que de gaaignier les terres · Quintus tyturius se tenoit en ses tentes que il avoit tendues en leu couvenable · Viridonix estoit logiez encontre a · II · mile pas et chascun jor issoit de ces isles[1] otot grant effort por assembler as romains · Se quintus tyturius volsist · mes il soffroit et atendoit tant que toute lost fust venue · Viridonix len avoit en despit · Si chevalier meisme en aloient disant mal et mist les uns et les autres en si grant cuidier que il lessast a

2. Sp.: assembler de paor · Que Virid[onix ...] tre de sa compaignie venoient ... corant jusque aus lices as romains · m[es] Quintus tyturius se tenoit quoiz por[ce que] ne li sembloit pas seure chose a assem[bler contre leur anemis a si grant ost se i[l ni] veoit son meilleur porce que Cesar q[ui] souverains commanderres estoit de tou[tes les] legions romainnes ni estoit pas et se i[l] commencast bataille a son pooir et il le [mes]cheist len le tenist a outrecuidie se ... blasme · Si com cil cuidiers fu affe ... que por paor lessast a assembler il a[pela a] soi ·I· sien prive vaillant home · G[allus a]voit non et li fist grant promesse · V[os irez] dist il aus tentes a ceus de la et fai[ndrez que] vos irez a eus por vos rendre et po[r nos guerpir] et direz que je et tuit li romain [de ma com]paignie avons tel paor que [nos natendons] que fouir nos en puissi[ons Apres direz que] Cesar a este desconfiz a v[annes et quil est en] tel peril que mande nos [a que nos aillons a] son secors en haste et no[s devons part]ir sempres comme cil q[ui ja voudrions] estre ailleurs · Gallus le [fist et dist ainsi com] quintus tyturius lost com[mande : Quant Viri]donix et li sien oirent ce [il dirent les uns aus] autres cor ni avoit donc que del b[ien faire] ... voit que de requerre les romai[ns a lor tentes et que] tes si biax cox ne faisoit mie a p[erdre · molt] de choses distrent viridonix et li [sien a ce con] seill achever si comme la douta[nce] ... [Quintus] tyturius de lassembler la parole [aussi que Gallus] affermoit la chierte de leur ost · e[t quil ne]

[1] *lices*, cod. 23083 der Nat. Bibl., fol. 40.

sestoient pas bien porveu de viande ... le que Cesar devoit estre desconfiz a [vannes] et ce que chascuns croit le legier ce qu[il vou] droit qui avenist · ainsi avint que cil [de lost] ne lessierent onques partir virid[onix] dou conseil ne les autres dus devan[t que o]troie lor fu quil prendroient lor ar[mes ...] iroient assaillir romains aus tent[es]

Das Blatt ist auf dem Recto wie auf dem Verso in zwei Spalten beschrieben; jede Spalte umfaßt 42 Zeilen. Die Höhe beträgt 28,5 cm, die größte Breite 19,7 cm. Die ursprüngliche Breite läßt sich nicht mehr feststellen, da die Ränder teils mit Messer oder Schere beschnitten, teils zerrissen worden sind. Von einer Foliierung ist nichts zu merken. Die Kapitelüberschriften sind mit roter Tinte in den Text selbst eingeschoben; die einzige vorhandene Initiale (E) ist blau gezeichnet und mit roten Schnörkeln verziert; eine Anzahl Lettern, meist der Anfangsbuchstabe eines Satzes oder eines Eigennamens, sind rubriziert. Als Interpunktionszeichen dient der Punkt. Daß die ganze Hs. jemals in Neustadt gewesen und dort zerschnitten worden sei, ist kaum anzunehmen, da die dortige Bibliothek keinen anderen Teil, nicht einmal als Bucheinband, davon enthält. Höchst wahrscheinlich kam die hebräische Grammatik schon gebunden dorthin. Wo nun das betreffende Werk herstammt, läßt sich schwer angeben, weil nach Mitteilung Dr. Zellfelders der Neustädter Bücherbestand aus einer Reihe Schenkungen entstanden ist und man nicht einmal den Namen des Stifters dieser Grammatik ermitteln kann. Nach der Schrift zu urteilen, deren ganzer Habitus französisch ist, wird unsere Abschrift wohl in Frankreich hergestellt worden sein. Eine nähere Lokalisierung derselben muß bei dem verhältnismäßig dürftigen Überrest vorläufig unterbleiben; höchstens kann man aus der Form *conquiautiz* neben *chastiax* et *biax* die Hand eines Abschreibers aus der Champagne oder der Pikardie vermuten.[1] Dem Alter nach steht die Sprache auf derselben Stufe wie diejenige des obengenannten Kodex 23 083, der aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammt.

Erlangen. J. Pirson.

Molière et Montausier.

Ob Molière wirklich, wie die *Segraisiana* behaupten, Charakterzüge des Herzogs von Montausier für seinen Alceste verwendet hat, dürfte wohl schwer zu entscheiden sein und ist an sich belanglos. Hingegen scheint mir in den widerspruchsvollen Anekdoten, wie sie von Abbé d'Olivet und Saint-Simon überliefert werden (vgl. *Oeuvres de Molière*, éd. Despois et Mesnard V, 387 f.), doch ein wahrer Kern zu stecken. Den wesentlichen Sachverhalt erblicke ich darin, daß man Montausier hinterbrachte, er solle als Misanthrop lächerlich gemacht werden, und daß Molière sich zu einer Rechtfertigung veranlaßt sah. *'Plus l'accusation étoit délicate, plus Molière sentit le coup. Mais il l'avoit prévenu en communiquant sa pièce, avant qu'elle fût jouée, à M. de Montausier lui-même, qui, loin de s'en offenser, l'avoit vantée, et avec raison, comme le chef-d'œuvre de l'auteur'* (D'Olivet). Ich glaube nämlich, diesen Vorfall durch ein zeitgenössisches Zeugnis bestätigt zu finden. Im letzten Heft des *Archivs* (S. 7 f.) habe ich darauf hingewiesen, daß sich im Vorwort des *Elomire hypocondre* wohl eine verkappte An-

[1] [Auch französische Handschriften kennen *iau* < ĕ l + Kons., cf. Suchier, *Altfr. Gram.*, § 58. H. M.]

spielung auf den *Misanthrope* als ein Selbstbildnis Molières befindet, das dieser versprochen hatte auf die Bühne zu bringen, das er aber aus unbekannten Gründen wieder zurückgezogen habe. *'Il a donc fait son portrait, cet illustre Peintre, et il a mesme promis plus d'une fois de l'exposer en veue, et sur le mesme Théâtre où il avoit exposé les autres ... J'attendois avec impatience et comme les autres curieux un spectacle si extraordinaire et si souhaité, lors-que j'ay appris que pour des raisons qui ne me sont pas connues, mais que je pourrois deviner, ce fameux Peintre a passé l'éponge sur ce tableau.'* Sollten diese Gründe, die Le Boulanger de Chalussay mit erheuchelter Unschuld verschweigt (*qui ne me sont pas connues, mais que je pourrois deviner*), nicht die Intrigen seiner Neider bei Montausier sein, die Molière verhindern sollten, sein neues Stück zu geben, die der Dichter aber vereitelte, indem er sich mit offenem Vertrauen an Montausier wendete?

Wien. Ph. Aug. Becker.

Peut-être.

Zu Ebelings Ausführungen in dieser Zeitschrift[1] seien noch ein paar Worte gestattet. Tobler sagt *V. B.* II² 6. *peut-être* sei aus einem parenthetischen Satze zu einem Adverbium geworden, und wir werden, da wir leider die Stimme des verehrten Meisters nicht mehr hören können, seine gewiß wohlerwogene Ansicht nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, sondern ernstlich erwägen müssen, was sich für sie anführen läßt. Man brauchte zwar nicht unter allen Umständen Toblers und Ebelings Ansichten als gegensätzlich aufzufassen, da ja auch eine Frage parenthetisch gebraucht sein kann. Aber wäre Tobler der von Ebeling vertretenen Meinung gewesen, so hätte er gewiß nicht verfehlt, mit aller Deutlichkeit auszusprechen, daß *peut-être* ursprünglich in fragendem Sinne gemeint sei. Anderseits lehnt Ebeling die Möglichkeit, daß afz. *puet estre* als eingeschobener Satz aufgefaßt werden könne, aufs bestimmteste ab: 'es kann sein' habe, ob eingeschoben oder nicht, afz. immer nur *estre puet*, niemals aber *puet estre* lauten können. Daß diese Meinung wohlbegründet ist, habe ich zu bestreiten um so weniger Veranlassung, als ich selbst schon vor langen Jahren in meinem *Fragesatz* § 194 ff. auf die Tatsache hingewiesen und sie zu erklären versucht habe, daß im Afz. nicht nur *estre* — worauf zuerst Morf in seiner grundlegenden Untersuchung über die Wortstellung im Rolandsliede aufmerksam gemacht hatte —, sondern auch *avoir* und die modalen Hilfsverben an der Spitze des Satzes in der Regel nicht geduldet werden. Freilich dürfen wir die Möglichkeit nicht aus den Augen lassen, daß in ältester Zeit *avoir, estre* und die modalen Hilfsverben noch genug Ton besessen haben mögen, um die Stelle am Anfang des Satzes einzunehmen: es fehlt nicht ganz an einschlägigen Beobachtungen: Strophe 9 des Alexiusliedes beginnt *Fu la pulcele de molt halt parentet*; Mätzner zitiert Synt. § 486. p 268: *Fu Jacob li mendrez fiz Isaac, Esau fu li greindres*, und im dritten und vierten Verse der *Eulalia: Voldrent la veintre li Deo inimi, Voldrent la faire diaule servir* sehe ich gleichfalls einen Beweis für die gegen spätere Zeiten noch größere Tonfülle von *voloir;* eine Frage hier mit Ebeling zu erkennen, vermag ich nicht; das scheint mir mit der schlicht erzählenden Art des alten Gedichtes in argem Widerspruch zu stehen, ja selbst wenn die *Eulalia* dem

[1] *Archiv* CXXIX, 206—14.

12. oder 13. Jahrhundert angehörte, so würde ich eine Frage an dieser Stelle durchaus nicht angebracht finden. Sie würde voraussetzen, daß der Hörer des Gedichtes über den Inhalt bereits unterrichtet wäre, was nicht der Fall ist und ein gerade dem Verfasser doch möglichst fernliegender Gedanke sein muß. Wie *voloir* könnte auch *pooir* ursprünglich noch tonreicher gewesen sein, und ich würde nicht für ausgeschlossen halten, daß *puet estre* trotz der ungewöhnlichen Wortfolge als 'es kann sein' aufzufassen wäre, wenn man annähme, daß die Wendung nach ihrer Bildung in sehr frühe Zeit zurückginge und infolge häufigen Gebrauches im täglichen Leben schon früh erstarrt sei. Dabei dürfte man gewiß bedenken, daß es sich in der Wendung *puet estre* um zwei schwachtonige Verba handelt, die beide die Stelle am Anfang scheuen,[1] auch daß *pooir* in der alten Sprache allein so viel Ton besitzt, daß es in prägnanter Weise im Sinne von *pooir estre* gebraucht wird (siehe Ernst Weber S. 21 f. seiner Dissertation *Über den Gebrauch von devoir, laissier, pooir u. a. im Afz.*, Berlin 1879).

Handelte es sich im Afz. nur um *puet estre* — woneben ja noch andere Formen bestehen —, so würde nicht einmal die Annahme einer frühzeitigen Erstarrung der Wendung nötig sein. *Il se conbatera, puet estre* könnte auch mit jener Regel von der Unleidlichkeit der modalen Hilfsverben an der Spitze des Satzes wohl bestehen, indem *il se conbatera* als Subjekt zu *puet estre* aufgefaßt würde, und selbst in einem Satzgebilde wie *ja se desfendu ne lor fust, puet estre, entre eus amors n'eust* würde es nicht gewagter sein, *puet estre* als Prädikat zu allem übrigen aufzufassen, als etwa in *E Deus, dist Carles, ja sunt il la si loinz* (*Rol.* 2429) die direkte Rede als Objekt zu *dist Carles* zu betrachten, und daraus, wie Morf *Rom. Studien* III S. 212 mit Recht tut, die Inversion des Subjektes *Carles* zu erklären. (Woraus nebenher sich ergibt, daß Ebelings Regel, daß im eingeschobenen Satze afz. die Wortstellung genau dieselbe bleibt, wie wenn der Satz für sich stände, der Einschränkung bedarf; vgl. auch *Parpense, proie ge, cest Seneir dont nos parlous*, womit *Dial. Greg.* 51, 13 die Worte *perpende, quaeso, hunc de quo loquimur Severum* wiedergegeben werden.) Und die Verwendung von *puet iestre* an der Spitze des Satzes könnte sich im Gefolge dieser beiden Verwendungen — am Schlusse und in der Mitte — eingebürgert haben.

Aber freilich, *puet estre* ist nicht die einzige, ja, wie es scheint, nicht einmal die häufigste afz. Form für *peut-être*. Neben ihm begegnen *puet c'estre* und am häufigsten *puet cel estre*, und zwar sowohl eingeschoben wie am Anfang oder am Schlusse des Satzes. Hierfür sind nun die für *puet estre* möglichen Erklärungen anscheinend nicht mehr haltbar, da die Inversion von *ço* oder *cel*, das doch nichts anderes als Subjekt zu *puet estre* sein kann, unerklärt bleibt. Für diese Inversion scheint in der Tat keine andere Erklärungsmöglichkeit vorhanden als die von Ebeling vorgeschlagene: in *puet ço estre* oder *puet cel estre* — und dann doch wohl auch in *puet estre* — eine Frage zu erkennen. Und doch kann ich mich hierzu nicht entschließen, weil die psychologischen Voraussetzungen wenigstens für eine rhetorische affirmative Frage, wie Ebeling sie annimmt, grundverschieden von denen

[1] Damit soll keineswegs in Zweifel gezogen werden, daß *estre puet* die regelrechte Stellung ist und daß, wenn *avoir* oder *estre* das Infinitivobjekt zu einem der modalen Hilfsverba bilden, sie ihren Platz vor den letzteren auch dann haben, wenn sie dadurch an den Anfang des Satzes rücken, wie z. B. *Erec* 3477: *Avoir me viaut, por ce vos het.*

sind, die bei Anwendung eines *peut-être* vorliegen. Bei den rhetorischen Jafragen ist der Redende seiner Sache so sicher als möglich und erwartet eben deswegen keinerlei Antwort. Dagegen ist für jede Situation, die zum Gebrauch von *peut-être* Veranlassung gibt, das Bezeichnende, daß der Redende, weil verschiedene Möglichkeiten der Auffassung vorliegen, die positive Bestimmtheit des Ausdrucks zu mildern wünscht. *Il se combatera puet iestre* (*Rigomer* 1169) ist lediglich eine Vermutung, die sich bestätigen kann oder nicht. Ohne *puet iestre* wäre sie dem Redenden, der den mit *il* bezeichneten Ritter gar nicht kennt (*'Dieu, qui puet eis chevaliers estre?'* geht voran), zu sicher hingestellt, daher mildert er sie durch den Zusatz *puet iestre*. Was es aber für einen Sinn hätte, wenn er seinen Worten (mit Ebeling) die zur wenn auch nur stillschweigenden Zustimmung herausfordernde Frage: 'Kann es (nicht) sein?' anfügte, frage ich mich vergeblich. Logischerweise könnte damit dem Hörer nur bedeutet werden: 'Du kannst doch die Möglichkeit nicht bestreiten, daß er kämpfen wird.' Damit würde aber etwas zu der vorliegenden Situation gar nicht Passendes ausgedrückt werden: denn weder hat der Angeredete irgendwelche Neigung zu solchem Widerspruch kundgegeben, noch kann dem Redenden im geringsten daran liegen, diesem eingebildeten Widerspruch zu begegnen. Und so wenig wie hier würde in allen mir vorliegenden Beispielen für *puet estre* eine affektvolle rhetorische Frage am Platze sein, um das auszudrücken, was tatsächlich zum Ausdruck gebracht werden soll: eine Milderung der jeweiligen Behauptung. Von der rhetorischen Frage 'kann das nicht sein?' führt keine Brücke zu dem bescheidenen 'es mag sein', so nahe beides auch zu liegen scheint. Aus eben diesem Grunde halte ich auch Ebelings Auffassung von *puet eel estre* = *puet ço el estre* für ganz verfehlt. 'Er wird kämpfen: kann das anders sein?' ist von einem bescheidenen 'er wird vielleicht kämpfen' unvereinbar weit entfernt, und wenn gelegentlich an dieser oder jener Stelle für *puet eel estre* mit der Bedeutung 'gewiß' auszukommen ist, so ist damit das Recht nicht gegeben, diese Bedeutung anzunehmen, solange die sonst allein nach zuweisende 'vielleicht' an diesen Stellen nicht ausgeschlossen ist. Und das ist für keine der beiden von Ebeling für die Bedeutung 'gewiß' in Anspruch genommenen Stellen (*Cligès* 4901, *Julian* 1770) der Fall; mir scheint im Gegenteil an beiden Stellen der Zusammenhang viel mehr für 'vielleicht' als für 'gewiß' zu sprechen. Ich glaube auch nicht, daß *puet e'el estre* bedeuten konnte: kann das anders sein?, sondern nur: kann das etwas anderes sein?, was denn doch keineswegs dasselbe sagen will, während 'kann das anders sein?' afz. *puet ço estre autrement* heißen würde (vgl. *puis qu'autrement estre ne puet*, *Barisel* 322).

Viel eher, als daß eine rhetorische, keiner Antwort bedürftige Frage vorläge, könnte ich mir denken, daß der Redende sich ursprünglich mit *puet e'estre* wirklich nach der Ansicht dessen, zu dem er spricht, erkundigen wollte, da er selber über die Möglichkeit seiner Aussage im Zweifel ist. 'Er wird kämpfen, hältst du das für möglich?' würde einem *il combattra peut-être* ziemlich gleichwertig sein. Aber solange kein Beispiel nachgewiesen ist, das eine Antwort auf *puet e'estre* aufweist, haben wir zu solcher Auffassung m. E. kein Recht. Zudem begegnet in der *Vie saint Thomas* ein Beispiel, das mir mit aller Deutlichkeit dafür zu sprechen scheint, daß in *puet eel estre* eine Assertion vorliegt. König Heinrich schreibt an Thomas (4528 f.): *A mei et a mun fil nuvele un granment De votre demorance. Puet*

12. oder 13. Jahrhundert angehörte, so würde ich eine Frage an dieser Stelle durchaus nicht angebracht finden. Sie würde voraussetzen, daß der Hörer des Gedichtes über den Inhalt bereits unterrichtet wäre, was nicht der Fall ist und ein gerade dem Verfasser doch möglichst fernliegender Gedanke sein muß. Wie *voloir* könnte auch *pooir* ursprünglich noch tonreicher gewesen sein, und ich würde nicht für ausgeschlossen halten, daß *puet estre* trotz der ungewöhnlichen Wortfolge als 'es kann sein' aufzufassen wäre, wenn man annähme, daß die Wendung nach ihrer Bildung in sehr frühe Zeit zurückginge und infolge häufigen Gebrauches im täglichen Leben schon früh erstarrt sei. Dabei dürfte man gewiß bedenken, daß es sich in der Wendung *puet estre* um zwei schwachtonige Verba handelt, die beide die Stelle am Anfang scheuen,[1] auch daß *pooir* in der alten Sprache allein so viel Ton besitzt, daß es in prägnanter Weise im Sinne von *pooir estre* gebraucht wird (siehe Ernst Weber S. 21 f. seiner Dissertation *Über den Gebrauch von devoir, laissier, pooir u. a. im Afz.*, Berlin 1879).

Handelte es sich im Afz. nur um *puet estre* — woneben ja noch andere Formen bestehen —, so würde nicht einmal die Annahme einer frühzeitigen Erstarrung der Wendung nötig sein. *Il se conbatera, puet estre* könnte auch mit jener Regel von der Unleidlichkeit der modalen Hilfsverben an der Spitze des Satzes wohl bestehen, indem *il se conbatera* als Subjekt zu *puet estre* aufgefaßt würde, und selbst in einem Satzgebilde wie *ja se desfendu ne lor fust, puet estre, entre eus amors n'eust* würde es nicht gewagter sein, *puet estre* als Prädikat zu allem übrigen aufzufassen, als etwa in *E Deus, dist Carles, ja sunt il la si loinz* (*Rol.* 2429) die direkte Rede als Objekt zu *dist Carles* zu betrachten, und daraus, wie Morf *Rom. Studien* III S. 212 mit Recht tut, die Inversion des Subjektes *Carles* zu erklären. (Woraus nebenher sich ergibt, daß Ebelings Regel, daß im eingeschobenen Satze afz. die Wortstellung genau dieselbe bleibt, wie wenn der Satz für sich stände, der Einschränkung bedarf; vgl. auch *Parpense, proie ge, cest Seneir dont nos parlous*, womit *Dial. Greg.* 51, 13 die Worte *perpende, quaeso, hunc de quo loquimur Severum* wiedergegeben werden.) Und die Verwendung von *puet iestre* an der Spitze des Satzes könnte sich im Gefolge dieser beiden Verwendungen — am Schlusse und in der Mitte — eingebürgert haben.

Aber freilich, *puet estre* ist nicht die einzige, ja, wie es scheint, nicht einmal die häufigste afz. Form für *peut-être*. Neben ihm begegnen *puet e'estre* und am häufigsten *puet cel estre*, und zwar sowohl eingeschoben wie am Anfang oder am Schlusse des Satzes. Hierfür sind nun die für *puet estre* möglichen Erklärungen anscheinend nicht mehr haltbar, da die Inversion von *ço* oder *cel*, das doch nichts anderes als Subjekt zu *puet estre* sein kann, unerklärt bleibt. Für diese Inversion scheint in der Tat keine andere Erklärungsmöglichkeit vorhanden als die von Ebeling vorgeschlagene: in *puet ço estre* oder *puet cel estre* — und dann doch wohl auch in *puet estre* — eine Frage zu erkennen. Und doch kann ich mich hierzu nicht entschließen, weil die psychologischen Voraussetzungen wenigstens für eine rhetorische affirmative Frage, wie Ebeling sie annimmt, grundverschieden von denen

[1] Damit soll keineswegs in Zweifel gezogen werden, daß *estre puet* die regelrechte Stellung ist und daß, wenn *avoir* oder *estre* das Infinitivobjekt zu einem der modalen Hilfsverba bilden, sie ihren Platz vor den letzteren auch dann haben, wenn sie dadurch an den Anfang des Satzes rücken, wie z. B. *Erec* 3477: *Avoir me viaut, por ce vos het.*

sind, die bei Anwendung eines *peut-être* vorliegen. Bei den rhetorischen Jafragen ist der Redende seiner Sache so sicher als möglich und erwartet eben deswegen keinerlei Antwort. Dagegen ist für jede Situation, die zum Gebrauch von *peut-être* Veranlassung gibt, das Bezeichnende, daß der Redende, weil verschiedene Möglichkeiten der Auffassung vorliegen, die positive Bestimmtheit des Ausdrucks zu mildern wünscht. *Il se combatera puet iestre* (*Rigomer* 1169) ist lediglich eine Vermutung, die sich bestätigen kann oder nicht. Ohne *puet iestre* wäre sie dem Redenden, der den mit *il* bezeichneten Ritter gar nicht kennt (*'Dieu, qui puet cis chevaliers estre?'* geht voran), zu sicher hingestellt, daher mildert er sie durch den Zusatz *puet iestre*. Was es aber für einen Sinn hätte, wenn er seinen Worten (mit Ebeling) die zur wenn auch nur stillschweigenden Zustimmung herausfordernde Frage: 'Kann es (nicht) sein?' anfügte, frage ich mich vergeblich. Logischerweise könnte damit dem Hörer nur bedeutet werden: 'Du kannst doch die Möglichkeit nicht bestreiten, daß er kämpfen wird.' Damit würde aber etwas zu der vorliegenden Situation gar nicht Passendes ausgedrückt werden: denn weder hat der Angeredete irgendwelche Neigung zu solchem Widerspruch kundgegeben, noch kann dem Redenden im geringsten daran liegen, diesem eingebildeten Widerspruch zu begegnen. Und so wenig wie hier würde in allen mir vorliegenden Beispielen für *puet estre* eine affektvolle rhetorische Frage am Platze sein, um das auszudrücken, was tatsächlich zum Ausdruck gebracht werden soll: eine Milderung der jeweiligen Behauptung. Von der rhetorischen Frage 'kann das nicht sein?' führt keine Brücke zu dem bescheidenen 'es mag sein', so nahe beides auch zu liegen scheint. Aus eben diesem Grunde halte ich auch Ebelings Auffassung von *puet eel estre* = *puet ço el estre* für ganz verfehlt. 'Er wird kämpfen: kann das anders sein?' ist von einem bescheidenen 'er wird vielleicht kämpfen' unvereinbar weit entfernt, und wenn gelegentlich an dieser oder jener Stelle für *puet eel estre* mit der Bedeutung 'gewiß' auszukommen ist, so ist damit das Recht nicht gegeben, diese Bedeutung anzunehmen, solange die sonst allein nach zuweisende 'vielleicht' an diesen Stellen nicht ausgeschlossen ist. Und das ist für keine der beiden von Ebeling für die Bedeutung 'gewiß' in Anspruch genommenen Stellen (*Cligès* 4901, *Julian* 1770) der Fall; mir scheint im Gegenteil an beiden Stellen der Zusammenhang viel mehr für 'vielleicht' als für 'gewiß' zu sprechen. Ich glaube auch nicht, daß *puet e'el estre* bedeuten konnte: kann das anders sein?, sondern nur: kann das etwas anderes sein?, was denn doch keineswegs dasselbe sagen will, während 'kann das anders sein?' afz. *puet ço estre autrement* heißen würde (vgl. *puis qu'autrement estre ne puet, Barisel* 322).

Viel eher, als daß eine rhetorische, keiner Antwort bedürftige Frage vorläge, könnte ich mir denken, daß der Redende sich ursprünglich mit *puet e'estre* wirklich nach der Ansicht dessen, zu dem er spricht, erkundigen wollte, da er selber über die Möglichkeit seiner Aussage im Zweifel ist. 'Er wird kämpfen, hältst du das für möglich?' würde einem *il combattra peut-être* ziemlich gleichwertig sein. Aber solange kein Beispiel nachgewiesen ist, das eine Antwort auf *puet e'estre* aufweist, haben wir zu solcher Auffassung m. E. kein Recht. Zudem begegnet in der *Vie saint Thomas* ein Beispiel, das mir mit aller Deutlichkeit dafür zu sprechen scheint, daß in *puet eel estre* eine Assertion vorliegt. König Heinrich schreibt an Thomas (4528 f.): *A mei et a mun fil nuvele un granment De votre demorance. Puet*

cel estre u l'um ment. Das kann nur heißen: 'Man berichtet mir viel von deinem Zaudern. Das kann sein (beruht auf Wahrheit) oder man lügt.' Eine Frage ist hier ausgeschlossen, und anderseits ist dieses von allen mir bekannten Beispielen für afz. *peut-être* das ursprünglichste, selbständigste, von der Verwendung als reines Adverb am weitesten entfernte. Als Gegenbeispiel führe ich aus der Berliner Hs. der Predigten des h. Bernhard an: *et puecestre si serai fols* (335, 45), wo *si* deutlich die rein adverbielle Natur von *puecestre* schon im 12./13. Jahrhundert erweist, die Ebeling erst für das 14. Jahrhundert nachweist.

Ziehen wir die Summe, so können wir nur in aller Bescheidenheit sagen: ignoramus. Das über *peut-être* schwebende Rätsel bleibt nach wie vor ungelöst.

Königsberg. Alfred Schulze.

Das Sirventes *Honratz es hom per despendre* (*B. Gr.* 242, 38).

(Zu *Archiv* CXXIX, S. 469.)

Adolf Kolsen übersetzt von Strophe III des von ihm edierten Liedes:

Mas per zo no·s deu defendre
Cel qui vol largesa far,
Anz deu largamen estendre
Sa man, donan ses tarzar
E ses trobar ochaizon
[A] qui vol ben dir de non!
Car cel don ten hom plus car,
Quant es pres ses demandar,
Ses afan e ses atendre

die Verse 21—24: 'sondern er soll freigebig seine Hand ausstrecken, indem er, ohne Zögern und ohne eine Gelegenheit zu finden, demjenigen gibt, der durchaus ablehnen will' und kommentiert v. 6: 'Die fehlende Silbe ergänze ich durch *a* (vgl. nfz. z. B. *à qui de droit*) und verstehe: dem, der nein sagen will, also dem verschämten Armen'.

Ich denke, diese Erklärung ist etwas gezwungen; zudem gibt die Übersetzung 'ohne eine Gelegenheit zu finden' keinen rechten Sinn. Daher würde ich *ses trobar ochaizon* mit 'ohne weiteres, ohne Schwierigkeit, ohne Verzögerung' (= sonstigem *ses ochaizon* (vgl. Levy, s. v. *ochaizon* 6), oder wörtlicher 'ohne Ausrede zu finden' (Levy, *ochaizon* 3) fassen und v. 24 statt *A* ein *Ne* ergänzen, endlich statt *qui* : *cui* verstehen: 'indem er gibt, ohne zu zögern und ohne Ausflucht zu finden, noch dem, dem er [ohnehin] wohl will, nein zu sagen! Denn: bis dat qui cito dat ...' Es handelt sich ja um einen, *qui vol largesa far*, in dieser Strophe! —

Zu v. 45 *et al ven s'en anet pendre* und zu dem von Kolsen erwähnten prov. *al ven* 'in freier Luft, unter freiem Himmel' wären afz. Parallelstellen (meist *as fenestres au vent*) bei Rechnitz, *Prolegomena und erster Teil einer kritischen Ausgabe der chançon de Guillelme*, S. 10, zu finden.

Wien. Leo Spitzer.

Den Bemerkungen des Herrn Dr. Leo Spitzer sei mir gestattet an die Seite zu stellen, was mir Herr Prof. Emil Levy zu den vv. 23—24

schreibt: »Der Sinn kann doch nicht sein 'Gebt ohne Grund dem, der nichts haben will', sondern 'gebt ohne Zögern, ohne Gegenleistung, ohne erst gebeten zu sein' (v. 26—27). Ich halte v. 24 für verderbt. Wegen v. 23 siehe *Spl. Wb. ocaizon*, Schluß. Die Deutung 'ohne eine Schuld an demjenigen zu finden, der nein sagt (nichts geben will)' (vgl. *Spl. Wb.* 6), ist doch durch den Zusammenhang ausgeschlossen.«

Dem v. 24 fehlt nach der handschriftlichen Überlieferung eine Silbe; diese wurde von mir durch den einen Buchstaben *a* ergänzt, während Spitzer *ne* einführt und obendrein noch *qui* in *cui* ändern will. Was *ochaison* betrifft, so glaubte ich meinerseits mit der Grundbedeutung auskommen zu können, und wenn ich demnach *ses trobar ochaison* übersetzte 'ohne eine Gelegenheit zu finden', so war damit gemeint 'ohne eine bestimmte Veranlassung abzuwarten, ohne zwingenden äußeren Grund, aus eigenem Antrieb', was ja dem 'ohne weiteres' Spitzers und dem 'ohne erst gebeten zu sein' Levys entspricht. Auch paßt doch der Bedürftige, der sich dem freiwilligen Spender gegenüber zunächst 'ablehnend verhält', der aber schließlich das Geschenk, das er sehr gut brauchen kann, gern annimmt, der 'verschämte Arme' in meiner nach Spitzers Ansicht 'etwas gezwungenen Erklärung', m. E. recht gut zu dem 'ohne Bitten, ohne Mühsal und ohne Warten' Beschenkten der folgenden vv. 25—27.

Nicht unterlassen möchte ich bei dieser Gelegenheit, die übrigen mir von Herrn Prof. E. Levy zugegangenen, für das Verständnis dieses Gedichtes so wertvollen Anmerkungen hier beizufügen:

»34. *pretz*, doppelsinnig, 'geringer Preis' und 'großer Ruhm'.

35—36 kann doch nur bedeuten '[sie irren sich], denn wer wenig leiht oder gibt, bekommt wenig zurück'.

48. *chantar* entspricht *son* 46, *razonar* 49 dem *razon* 47; 'auch die, die den Inhalt verstehen, ziehen die Melodie vor' (die Melodie ist hübsch für alle, der Inhalt vielen unangenehm).

53, 55. Faßt man v. 55 wie Sie, dann ist wohl *lasetz* v. 53 Präs. Conj.; es ist die erbetene Gabe. — Faßt man v. 53 wie Sie, dann würde ich *laisatz* v. 55 als Präs. Indik. ansehen.«

Der Dichter meint hinsichtlich seines Sirventeses, es gebe manchen *qui non enten sa razon* (v. 47). Um so dankbarer bin ich Herrn Dr. Spitzer und Herrn Prof. Levy für ihre freundliche Unterstützung bei meinem Versuche, der unklaren Stellen des Liedes Herr zu werden.

Berlin. Adolf Kolsen.

Darstellung des Lebens Christi und seiner Tätigkeit einschließlich des Jüngsten Gerichts, überliefert unter dem Titel 'Gotes zuokunft', entstanden um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts zu Wien, wo Heinrich als Gelehrter und Arzt lebte.

Mit der Frage nach den Quellen und Vorlagen dieses Gedichtes haben sich schon verschiedene Gelehrte beschäftigt, vor allem Reuschel in seinen *Untersuchungen zu den deutschen Weltgerichtsdichtungen*, Leipzig 1896, Seemüller im III. Bande der *Geschichte der Stadt Wien* (hg. vom Altertumsverein zu Wien, daselbst 1903) und Singer in der Einleitung und den Anmerkungen zu seiner Ausgabe der Werke Heinrichs (*Deutsche Texte des Mittelalters VII*, Berlin 1906). Hatten Reuschel und Seemüller nur die Ausgabe Strobls aus dem Jahre 1775, einen Auszug, benutzen können, so hat Singers vollständige Ausgabe die Benutzung und wissenschaftliche Bearbeitung des Textes erst richtig ermöglicht, und die Verfasserin unternimmt es nun, mit vielem Scharfsinn und großer Belesenheit,[1] zwar mit Benutzung von Vorarbeiten, die Vorlagen Heinrichs näher nachzuweisen, wobei sie weit über die Vorarbeiten hinausgeht, sie auch des öfteren berichtigen kann.

Sie stellt als Quellen und Vorlagen fest: den Anticlaudianus des Alanus de Insulis, jedoch mit Zusätzen aus des gleichen geistlichen Dichters Planctus Naturæ, die Legenda aurea des Jacobus a Voragine, die Vita Mariæ rythmica,[2] die fälschlich dem hl. Bernhard zugeschriebenen Sermo de Vita et Passione Domini, Origines' Homilie de Maria Magdalena, das Compendium theologiæ veritatis, Adso-Alcuins Traktat de 'Antichristo', Honorius Augustodunensis Werk De imagine mundi, die Visio Philiberti. Aber auch sonst muß er sich noch an Quellen angeschlossen haben, die sich nur bis jetzt noch nicht nachweisen lassen.

Heinrich lehnt sich aber durchaus nicht sklavisch an seine Quellen an: er kürzt, er wählt von mehreren Variationen des gleichen Gegenstandes mit kühnem Griffe die ihm am besten geeignete heraus, er variiert andernteils selbst und läßt seine eigene Phantasie schöpferisch walten. Er trägt auch überall seine eigenen Anschauungen hinein, nimmt auch gelegentlich in Streitfragen Partei, so z. B. gegen die unbefleckte Empfängnis Mariae, und weiß seinen Stoff so zu gestalten, wie er für deutsche Leser geeignet ist; frei von dem gelehrten Beiwerk seiner lateinischen Vorlagen, als Laie frei von der Scholastik der Geistlichen weiß er sogar lyrische Töne anzuschlagen.

Verf. meint, durch genaueren Vergleich mit den Vorlagen dürfte auch gelegentlich der handschriftliche Text der 'Zukunft' noch berichtigt werden können, geht aber selbst, außer in einigen wenigen Fällen, nicht darauf ein.

Ihre Arbeit ist ein Beweis dafür, wie das jetzt in erfreulicher Aufnahme begriffene Studium des mittellateinischen Schrifttums auch der deutschen Literaturgeschichte zugute kommt, und ist als Baustein zur Universitas literarum freudig zu begrüßen.

Erlangen. August Gebhardt.

Georg Dinges, Untersuchungen zum Donaueschinger Passionsspiel. (Germanistische Abhandlungen, begr. von K. Weinhold, hg. von Fr. Vogt, Heft 35.) Breslau, M. & H. Marcus, 1910. 156 S. 8.

In seinen 'Schauspielen des Mittelalters' (1846, Bd. II, S. 150—350) hatte F. J. Mone das nach seinem Aufbewahrungsorte so genannte Donaueschinger

[1] Sogar hebräische Zitate weiß sie uns ohne Übersetzung, ja ohne Transcription aufzutischen. 25, Anm. 2.

[2] Daß als Verfasser dieser *VMr* nunmehr Hugo von Trimberg nachgewiesen ist, durch Anton Jäcklein, *H. v. T., Verfasser einer VMr, Programm*

Passionsspiel (DP) nebst einleitenden Ausführungen veröffentlicht. Seitdem hat die Forschung das Spiel wenig berücksichtigt. Wohl ist es öfters in Verbindung mit anderen Spielen genannt worden, Wirth (1889) hat eine unmögliche Verwandtschaft zwischen ihm und dem Alsfelder Spiel beweisen wollen, sein Bühnenplan ist als eins der wenigen Beispiele solcher Pläne mehrfach besprochen und abgebildet worden, im übrigen aber ist man gar zu sehr an dem Spiel vorbeigegangen. Die Schrift von Dinges ist daher, wenn auch in vielen Punkten unbefriedigend, als erste nähere Beschäftigung mit dem Spiel von gewisser Bedeutung.

Nach einer kurzen Beschreibung der Handschrift (Fürstl. Bibl. Hs. 137) und einer Aufzählung der Abweichungen des Moneschen Druckes vom Original untersucht D. eingehend, dabei sorgfältig und zuverlässig, die Sprache des Textes. Es ergibt sich, daß die Heimat der Hs. nicht, wie Mone annahm, im mittelrheinischen Gebiet nahe der französischen Grenze zu suchen ist, sondern in der Nähe des jetzigen Aufbewahrungsortes, in der Gegend von Donaueschingen. Nun enthält eine andere Hs. derselben Bibliothek, Hs. 138, ebenfalls ein Passionsspiel, das nach Baracks Beschreibung dem DP nahe verwandt ist. Bolte (Z. f. d. A. 32, 1) hat auf dieses Spiel wieder hingewiesen, seinen Zusammenhang mit den Aufführungen der Villinger Franziskaner aufgedeckt und es Villinger Passionsspiel (VP) genannt. Ferner ist es nach Chr. Roder (Freiburger Diözesanarchiv, N. F. 5) sehr wahrscheinlich, daß die Hs. 138 früher den Franziskanern in Villingen gehörte und von dort 1794 nach Aufhebung des Klosters mit anderen Schätzen nach Donaueschingen gelangte. Wird schon durch diese Gründe eine enge Verwandtschaft zwischen DP und VP nahegelegt, so zeigt außerdem der Verf. an der in Hs. 137 eingeklebten, aber textlich nicht zu dieser, sondern zu 138 passenden Rolle des Barrabas, daß beide Hss. sich einst, wie er sich ausdrückt, 'in demselben Besitz' befunden haben. Ist dies auch zuviel gesagt, so ergibt sich doch, daß einst beide Hss. durch dieselbe Hand oder wenigstens durch zwei bei derselben Aufführung beschäftigte Hände gegangen sind. Um so größer ist also die Wahrscheinlichkeit, daß auch die Hs. des DP sich in Villingen befunden habe. Durch eine Darstellung der Mundart von Villingen zeigt der Verf. ferner, daß die Hs. wohl auch dort entstanden ist. Was die Zeit ihrer Entstehung betrifft, so stützt D. sich auf die paläographischen Urteile von Fachleuten (gemeint sind wohl Mone und Barack), wonach die zweite Hälfte des 15. Jahrh. in Frage kommt. Er selbst sucht die Früh- und Spätgrenze durch einige sprachliche Beobachtungen zu fixieren, die aber nicht beweiskräftig genug sind, um die paläographische Festlegung noch enger zu ziehen; höchstens die Beobachtungen für die Spätgrenze wären geeignet, die Entstehung eher zwischen 1470 und 1500 als früher anzusetzen.

Um die Heimat des Spiels selbst, nicht der Hs., festzustellen, untersucht D. dann eingehend Reime und Wortschatz (S. 42—55) und gelangt zu dem Ergebnis, daß das Original auf engerem alemannischen Gebiet, also mit Ausschluß von Schwaben (und auch mit Ausschluß des Elsaß) entstanden sein muß. So fleißig auch dieser Teil gearbeitet ist, so erhebt sich doch ein methodisches Bedenken. Der Verf. löst gleichsam das Exempel, ohne die Probe aufs Gegenteil zu machen. Er bringt, um seine Behauptung von der alemannischen Herkunft des Spiels zu stützen, eine Unmenge von Belegen aus alemannischen Schriftwerken des 15. und 16. Jahrh., aber auch nur solche. Wenn das Ergebnis auch richtig ist (das folgt im Verlauf der Arbeit aus weiteren Gründen), so hätte er doch den vielen Übereinstimmungen zwischen DP und alemannischem Sprachgebrauch die entsprechenden Ab-

des K. neuen Gymn. zu Bamberg für das Schuljahr 1900/01, Bamberg 1901, das erwähnt die Verfasserin nicht.

weichungen aus schwäbischen Denkmälern gegenüberstellen müssen. Erst dann war der Beweis voll geführt.

Hier schließt der grammatische Teil des Buches, der anscheinend ursprünglich als einziger geplant war und den Eindruck einer abgeschlossenen Dissertation macht. Der zweite, literarhistorische Teil läßt vermuten, die Anregung dazu sei dem Verf. erst während oder nach der Arbeit am grammatischen Teil gekommen, und als habe er nachträglich die mühsamen Ermittelungen dieses ersten Teils nicht kürzen mögen. Da nämlich das aus grammatischen Beobachtungen gewonnene Ergebnis durch die literarhistorischen Nachweise des zweiten Teils wesentlich enger gefaßt wird und sich statt der allgemeinen Angabe 'alemannisches Gebiet' schließlich Luzern als Heimat (wenn auch vielleicht nicht Urheimat) des Spiels ergibt, so ist ein großer Teil des an sich guten und richtigen grammatischen Abschnitts damit überflüssig geworden.

Eine ausführliche Beschreibung des Aufbaues des DP eröffnet den zweiten Teil. D. vergleicht Szene für Szene den Inhalt des Spiels mit den biblischen Vorlagen und mit der Ausführung der entsprechenden Partien in anderen Passionsspielen. Er ist hier mitunter unnötig eingehend, denn alle oft zufälligen und für die Kenntnis der Spieltechnik und der Textentwicklung unwichtigen Übereinstimmungen bzw. Abweichungen zwischen DP und den übrigen Passionen aufzuzählen, kann in einer allgemeinen Untersuchung über die Passionsspiele allenfalls von Wert sein, aber nicht in einer Sonderbetrachtung des DP. Von diesen überflüssigen Breiten abgesehen ist aber die gewissenhafte Zusammenstellung lehrreich: wohl in keinem anderen Spiel erweist sich der Einfluß der Bibel und der Liturgie auf die Textgestaltung so groß wie im DP. Dieser Abhängigkeit vom biblischen Texte gegenüber ist dem DP wenigstens eine gewisse Selbständigkeit in der Gestaltung der Charaktere nachzurühmen, ganz abgesehen von der schon durch Mone u. a. betonten geschickten Inszenierung.

Den Hauptpunkt des zweiten Teils und zugleich des ganzen Buches bildet die Frage nach den Beziehungen zwischen DP und den Luzerner Osterspielen (S. 105—127). Daß der Verf. bis hierher ganz von den Luzerner Spielen geschwiegen hat, während er in seinen früheren Ausführungen schon manches Mal Hinweise darauf hätte geben können, ist aus Gründen der Stoffverteilung verständlich: er wollte sich den wichtigsten Punkt, den Treffer sozusagen, für zuletzt aufsparen. Aber es wirkt doch etwas befremdend, wenn wir S. 104 noch lesen, daß das DP 'seine eigenen Wege geht und zu keinem anderen Spiel in näherer Beziehung steht', und wenn uns gleich auf der nächsten Seite die mit dem DP engverwandten Luzerner Osterspiele vorgeführt werden.

Die Kenntnis dieser Spiele verdanken wir vor allem R. Brandstetter, der darüber wiederholt, leider allzu wiederholt und daher zerstückelt, gehandelt hat. Durch diese zerstreuten, nur ganz kurze Textproben enthaltenden und zum Teil an schwer zugänglichen Stellen gedruckten Veröffentlichungen Brandstetters ist es gekommen, daß die Luzerner Spiele nicht genügend bekannt geworden sind. Von ihrer Wichtigkeit weiß man freilich sehr wohl, ihre eingehenden Aufführungsberichte sind für Bächtold, Creizenach u. a. willkommene Quellen für die allgemeine Darstellung der mittelalterlichen Spielgebräuche geworden; aber um ihren Text hat man sich, und zumal Brandstetter selbst,[1] auffallend wenig gekümmert. So kommt es, daß man, soviel ich sehe, erst jetzt durch D. erfährt, daß sie mit dem DP

[1] Er schließt sogar seinen Aufsatz im 'Geschichtsfreund' Bd. 48 mit der Bemerkung: 'Mit dieser Abhandlung sind meine Untersuchungen über die Luzerner Osterspiele geschlossen. Die Quellen sind damit vollständig ausgeschöpft.'

ganz eng verwandt sind. Leider hat der Verf. sich hier in einigen Punkten die Sache etwas leicht gemacht, so daß dieser wichtigste Teil der Arbeit nicht überall befriedigt.

D. stützt seine Beobachtungen auf die drei Luzerner Hss. von 1545, 1597, 1616. Wenn wir ihm nicht glauben müßten, er habe die Hss. eingehend mit dem DP verglichen (S. 106), die Art seiner Benutzung würde nicht darauf schließen lassen. Über das Verhältnis der Luzerner Texte zu DP sagt er (S. 108): '1545, der zweite Tag [nur dieser ist aus 1545 überliefert] deckt sich inhaltlich mit DP Szene 13 bis Schluß; er beginnt mit der Auferweckung des Lazarus und repräsentiert eine leichte Überarbeitung des Urspiels X, das auch DP zugrunde liegt; Text und Spielanweisungen stimmen meist wörtlich mit DP überein, so daß sich zahlreiche Textverderbnisse in DP aus dem Luz. O. berichtigen lassen. Die textliche Neugestaltung bezieht sich, soweit sich der Inhalt mit DP deckt, auf Beseitigung der Fremdwörter, bessere Füllung der Verse, Ersatz der ungenauen Reime und Flickverse durch bessere; hie und da wird auch ein Spruch um zwei oder vier Verse vermehrt oder gekürzt.' Das ist im wesentlichen alles, was er über das textliche Verhältnis der Luzerner Spiele zum DP sagt. Er führt dann noch (besonders S. 111—120) Abweichungen beider Textgruppen (Luz. wie DP) vom Urspiel X an, aber er geht mit keinem Worte näher auf die doch vor allem anderen wichtige Frage der Textgestaltung, des Wortlautes, ein. Er sagt freilich S. 111: 'Daneben gebe ich die jüngste Textgestaltung von 1616', aber was er im folgenden gibt, betrifft nicht den Text, sondern den Inhalt. 'Text und Spielanweisungen stimmen meist wörtlich mit DP überein.' Ein derartig kurzes Abtun ist um so weniger gerechtfertigt, als gerade in dem Aufsatz von Brandstetter im 'Geschichtsfreund' Bd. 48, auf den D. sich vorwiegend zu stützen scheint, leider keine der angeführten Textproben datiert ist, sondern die Zitate anscheinend bald aus 1545, bald aus 1597 oder 1616 stammen. Schon eine kurze Vergleichung zwischen DP und diesen Proben zeigt, daß beide Spiele im Dialog allerdings auffallend stark, oft wörtlich übereinstimmen, in den Spielanweisungen dagegen oft ebenso auffallend voneinander abweichen. Man vergleiche z. B. folgende Stellen:

DP V. 1841 ff.:

Uff daz nimpt der Salvator ein schniten brot und dunckt die in den napf und bütet die Judē und spricht.

1841 *Nim das brot uss miner hend,*
und gib bald dinen Sachen end.

Judas entpfacht das brot mit reverentz und spricht.

Raby, du solt mir getrüwen wol,
bin ich, der dich verraten sol?

Jecz sol Judas ein swartzen vogel by den füssen in daz mull nemen, daz es flucke, und denn facht der Salvator an und spricht.

1845 *Ja du hest die warheit geseit* ...
[usw. bis 1850, was in Luz. O. wieder fehlt].

Uff dise red stat Judas uff und gat zů Cayphas und so in Cayphas gesicht, spricht er zů im.

Oder DP 2151 ff.:

Uff dise erste fragverlougnung blipt Petrus stan und facht Annas an und spricht zů den Juden.

Luz. O. Sz. 36 ('Geschichtsfreund' 48, 310 f.):

Da dunckt der Saluator brodt in die schüssel gibts Judae, Johannes entschlafft vff der brust dess Herren. Saluator zu Juda.

Nimm hin dz brodt von miner hand
Vnd gib bald disen sachen end.

Judas empfachts, stat vff, gadt hin weg, Johannes richt sich wider vff, Judas gath gegen Cayphae hoff, Lucifer ist da, streichlet vmb jnn, lasst den Tüffel in jnn. Cayphas vnnd syne bysüsen ersehent Judam.

Luz. O. Sz. 38 (ebd. S. 314):

Annas hört das wüsen der Kommenden, stadt vff, sagt zur schar:

Ir Juden, gand har zů her bas,
ist daz der im tempel sass
und die Juden all wolt leren,
dar zů den jüdischen glouben verkeren?
gen har, ich wil in examinieren
und hofflich mit im disputieren.

Ir Juden füerendt in zuoher bass!
Ist das der jnn dem Tempel sass?
Gend har, ich will inn Examinieren
Vnd höfflich mit jmm disputieren.

Andere Stellen sind auch im Dialog stark abweichend, z. B.:

DP 2295 ff. [Kaiphas spricht]:

Wie wiltu verantwürten disse wort,
die jener von dir redet dort,
oder wiltu schwigen dar zů stil?
ir Juden, welher reden wil,
der tů es yecz zů disser frist,
wann es doch gantz geschwigen ist.

Luz. O. Sz. 39 (ebd. S. 314):

Wie wilt verantworten dise Klag?
Pausa.
Schwigst still? ein Wort doch sag!
Pausa.

oder in derselben Szene (2353):

Blasphemavit er hat gespot
und hie gelestert den waren got,
wir dörfent keiner zügnuß mer.
helfent beschirmen gotes er!
er hat mich bracht in zorn und leid,
dar umb zerriss ich hie min kleid.
ir hand gehört die verschmächte wol,
waz dunckt üch, duz man im tůn sol?

Uff dis fachent die Juden all an mit luter stim zeschreyen.

Man sol in tötten, töta ja töta!

(S. 314 f.):

Blasphemauit; wir hand ein podt,
Ein jeder, der da lestredt Gott,
Den Tod verschuldet nach dem ysatz.
Wir wend im gleggen sin geschwatz.

Sy schryent all:

Töden, töden, töden, töden.

Nach diesen auf den sehr spärlichen Brandstetterschen Zitaten beruhenden Gegenüberstellungen scheinen doch die Abweichungen zwischen beiden Stücken mehr zu sein als nur 'bessere Füllung der Verse, Ersatz der ungenauen Reime und Flickverse durch bessere, hie und da auch Vermehrung oder Kürzung eines Spruches um zwei oder vier Verse'. Über diese Verschiedenheiten hätte eine eingehende Untersuchung doch wohl manches ergeben.

Auch in Einzelheiten sind die Ausführungen des Verf. anfechtbar. Er sagt: '1545 repräsentiert eine leichte Überarbeitung des Urspiels X.' Wie läßt sich das ohne weiteres sagen, da nicht nur bis an diesen Punkt im Laufe der Untersuchung das Urspiel X uns völlig unbekannt geblieben ist, sondern auch weiterhin durch Vergleichung zwischen DP und Luz. O. sich nicht viel mehr erschließen läßt?[1] Die textliche 'Neugestaltung', von der

[1] Beiläufig: Das Erschließen eines 'Urspiels X' ist, wo es sich um einen Passionstext handelt, meines Erachtens ein Unding. Eine Vorstufe läßt sich wohl erschließen, Abzweigungen und Verschmelzungen lassen sich nachweisen, aber ein (allgemein ausgedrückt) Urtext kann doch nur bei dem bestimmten Werk eines bestimmten Verfassers gesucht werden. Für die von Hand zu Hand oder gar von Ort zu Ort wandernden Passionsspiele könnte doch wohl nur die einfachste Form der lateinischen Osterfeier als 'Urspiel' angesehen werden, es sei denn, daß ein Passionstext, was wohl in den seltensten Fällen zutrifft, von einem bestimmten Mitarbeiter so selbständig

D. dann spricht, ist zum wenigsten ein unglücklicher Ausdruck. Ihm schwebt wieder das Urspiel X vor, das er sich in Luz. 1545 'neugestaltet' denkt. Als Merkmal dafür führt er u. a. die Beseitigung der Fremdwörter an. Aber wäre es nicht denkbar, daß gerade das 'Urspiel' die Fremdwörter nicht gehabt, dagegen ein an der Herstellung von DP beteiligter Geistlicher mit gelehrten Neigungen sie hier erst hineingebracht hat? Und ebenso denkbar, daß auch die ungenauen Reime und Flickverse erst auf Rechnung von DP kommen, während im Urspiel schon die besseren Reime und Verse von Luz. 1545 gestanden haben können? So spricht der Verf. hier wie später noch nur Behauptungen aus, vielleicht richtige, aber durch nichts bewiesene. Nur eingehende Textvergleichung, falls das vorhandene Material eine solche überhaupt zuläßt, kann sie beweisen. — Gleich darauf findet sich dann noch zweimal ein recht unklarer Ausdruck, einmal S. 108, wo es heißt: 'Die Summe aller aus DP in den zweiten Tag von 1545 übergegangenen Verse einschließlich des Schlusses beträgt etwa 2900', während der Verf. meint: 'Die Summe aller aus dem Urspiel X in den zweiten Tag von 1545 übergegangenen Verse, soweit sie zugleich in DP anzutreffen sind ...'; das andere Mal S. 109 ähnlich: '1597 wurde [sz. in Luzern] das ganze DP mit Ausnahme von Szene 3 ... gegeben', während es wieder heißen muß: '1597 wurde der dem DP entsprechende Teil des Luz. O. gegeben'.

Was der Verf. (S. 108) über den fehlenden Schluß von DP sagt, ist allem Anschein nach richtig: der Umfang, den die jetzt unvollständige Hs. des DP einst gehabt haben muß, ist nach den Spuren von sechs Blättern, die Mone noch sah und die seitdem in einem neuen Einband verschwunden sind, mit großer Sicherheit auf den von Luz. 1545 zu berechnen. Danach werden beide Texte, DP und Luz. 1545, etwa denselben Schluß gehabt haben. Es ist daher sehr willkommen, daß D. im Anfang den Schluß von Luz. 1545 als Ersatz für die in DP verlorenen Verse 4107 ff. abdruckt.

Das Verhältnis von DP und Luz. O. zum 'Urspiel X' bestimmt der Verf. schließlich (S. 121) dahin, daß nicht etwa die Hs. des DP eine Vorstufe zum Luz. O. darstellt, sondern daß jeder von beiden Texten für sich selbständig auf X zurückgeht. Beweise sind ihm: erstens das Fehlen einiger in DP vorkommender Interpolationen im Luz. O., zweitens die Berichtigung von Textverderbnissen in DP durch Luz. O. Beide Punkte sind wohl nicht unbedingt beweisend, wenn ihnen auch eine sehr große Wahrscheinlichkeit zuzumessen ist. Wenn übrigens durchaus ein Stammbaum (S. 124) das Verhältnis der Texte veranschaulichen soll, was bei dem einstweilen noch sehr einfachen Stande unserer Kenntnis und dem unklaren Begriff vom 'Urspiel X' kaum angebracht ist, so wären wohl besser punktierte Linien gesetzt worden, um anzudeuten, daß zwischen dem Urspiel und seinen Nachkommen noch Raum für etliche Zwischenglieder ist.

Den Schlußabschnitt dieses literarhistorischen Hauptteils (S. 124) überschreibt D. 'Die Heimat des Urspiels' und leitet ihn auch mit der deutlichen Frage ein: 'Wo ist X entstanden?' Auch wenn wir statt des Ausdrucks 'Urspiel X' etwa setzen: 'die älteste mit dem überlieferten Texte im großen und ganzen sich deckende Form', so bringt der ganze Abschnitt keine Antwort auf die gestellte Frage. Zwischen den Zeilen liest man freilich überall, daß dem Verf. Luzern als Heimat außer allem Zweifel steht, und er sagt einmal (S. 126) geradezu: 'In Luzern erweitert man das überkommene, bodenständige Spiel von Aufführung zu Aufführung', aber den zwingenden Beweis für die Bodenständigkeit bleibt er uns schuldig. Auch hier nur Vermutungen, sehr große Wahrscheinlichkeit, aber kein Beweis. Ein solcher läßt sich vielleicht auch in diesem Punkte bei dem Stande der Überlieferung

und umfangreich ausgebaut worden ist, daß er in der Hauptsache als dessen eigenes Werk gelten kann.

gar nicht geben. Hätte D. dann wenigstens den Titel dieses Abschnittes geändert, den ersten Satz gestrichen und damit die Frage nach der Heimat von X gar nicht erst aufgeworfen, so wäre ja alles gut und der Leser nicht enttäuscht. Denn was er sonst in diesem Abschnitt vorbringt, die Entwicklung der vermutlichen Stufen in X, ist recht ansprechend.

Der Schlußabschnitt (S. 127—143), mehr eine Art Anhang, beschäftigt sich mit dem VP. Nach einer kurzen Beschreibung der von 1600 datierten Hs. und nach Mitteilung einer Textprobe aus dem Prolog, wonach das Spiel von einer 1585 gegründeten Brüderschaft aufgeführt wurde, zeigt der Verf. an den Spielanweisungen und der Bühnentechnik überhaupt sowie am Umfang und Aufbau der Handlung, daß VP in Anlage und Einzelheiten von DP abhängig ist. Auch den bekannten Bühnenplan des DP behandelt er in diesem Zusammenhang. Es ist so gut wie sicher, daß der Plan nicht zum DP, sondern zum VP gehörte. Auch hier hätte D. vielleicht ein übriges tun und untersuchen können, ob die Hand, die den Plan aufzeichnete, vielleicht unter den verschiedenen Schreibern des VP wiederzufinden ist. Um so sicherer würde dann der Plan VP zuzusprechen sein.

Noch ein paar Einzelheiten. S. 57 und 94 gibt D. sehr beachtenswerte Hinweise auf die Anordnung der Szenen nach Maßgabe der Fasten- und Passionsperikopen. Was er aber daran anschließt (S. 57), die Einteilung aller bekannten Spiele nach diesem Gesichtspunkte in besondere Typen (Typus A: Spiele mit der einfachen Salbung Magdalenas beginnend; Typus B: Spiele mit der erweiterten Magdalenenszene — *Magdalena in gaudio* — beginnend; Typus C: solche, die die ganze Magdalenenhandlung in die übrigen Leben-Jesu-Szenen einreihen) scheint mir doch recht gezwungen und konstruiert. Eine solche Gruppierung kann Spiele zusammenbringen, die textlich gar nichts miteinander zu tun haben. Auch darf z. B. in dem ohnehin kurzen Benediktbeurer Passionsspiel der Beginn, Vers 2—18, darunter die Berufung der Jünger und die Heilung des Blinden, nicht einfach, wie D. es tut, als 'dürftige Bibelprosa' außer acht gelassen werden. Berücksichtigt man diese Verse aber, wie es sich doch wohl gebührt, so bleibt schon kein reiner Typus B übrig.

S. 84 bemerkt D., daß die sieben Worte am Kreuze, deren Reihenfolge offenbar durch einen liturgischen Kanon bestimmt sei, 'in allen Spielen eingehalten wird außer in Eger, wo das zweite und dritte Wort ihre Plätze getauscht haben'. Das ist nicht ganz richtig. Die übliche Reihenfolge (1. *Pater dimitte illis* ..., 2. *Amen amen dico tibi hodie mecum eris* ..., 3. *Mulier ecce filius tuus* ..., 4. *Deus meus utquid dereliquisti me*, 5. *Sitio*, 6. *Consummatum est*, 7. *In manus tuas* ...) wird auch noch in anderen Spielen als nur im Egerer durchbrochen. Im Benediktbeurer Passionsspiel, wo die beiden ersten und das letzte Wort überhaupt fehlen, ist die Reihenfolge der übrigen: 3, 5, 6, 4; im Frankf. Pass., wo Nr. 1 fehlt, folgen die übrigen wie in Eger: 3, 2, 4, 5, 6, 7; auch im St. Galler Spiel und in der Frankfurter Dirigierrolle fehlt Nr. 1. Übrigens sind außer einem bestimmten Kanon wohl noch andere Vorlagen als Quellen anzunehmen. Wenigstens spricht dafür, daß außer den üblichen sieben sich noch drei weitere Worte am Kreuz finden. Das Alsfelder Spiel hat (vor Vers 5720, zugleich vor den üblichen sieben Worten): *Diviserunt sibi vestimenta mea et super vestem meam miserunt sortem* (Matth. 27, 35 und Joh. 19, 24, nach Psalm 22, 19); sodann vor 6234 bzw. 6242, zwischen dem vierten und fünften Worte: *Vulpes foveas habent et volucres celi nidos, filius autem hominis non habet, ubi caput suum reclinet* (Matth. 8, 20 und Luk. 9, 58) und *O vos omnes qui transitis per viam, attendite et videte, si est dolor sicut dolor meus* (Lament. Jerem. 1, 12). Dieser letzte Ausspruch findet sich auch in der Haller Passion V. 1107 (Wackernell 1897 S. 324, wo *Quos omnes* Lese- oder Druckfehler sein muß), doch hier am Anfang der sieben Worte.

Ein vergleichendes Szenarium für DP und die wichtigsten übrigen Spiele ist dem Buche als Tabelle beigegeben. Abgesehen davon, daß die über alle Spalten reichenden und so auf alle Spiele bezüglichen Überschriften 'Erster Tag' und 'Zweiter Tag' in dieser Form mißverständlich sind, leistet es gute Dienste, auch für Untersuchungen über die Passionsspiele im allgemeinen.

Kassel. Hans Legband.

Ernst Jenny und Virgile Rossel, Geschichte der schweizerischen Literatur. 2 Bände. Bern, A. Francke; Lausanne, Librairie Payot & Cie, 1910. IV, 268 und 368 S. Brosch. M 8, geb. M. 10.

Von diesem Werke, das jeder Freund und Kenner der schönen Literatur in der Schweiz willkommen heißen wird, will ich hier eine allgemeine Anzeige, keine in das einzelne gehende Rezension schreiben. Wie wäre auch das letztere möglich, angesichts einer von langer Hand und mit gutem Bedacht vorbereiteten Versammlung fast unzähliger Literaturerzeugnisse, Dicht- und Schriftwerke. Es gehört wirklich Mut, Rücksicht und Rücksichtslosigkeit zu einem solchen Unternehmen, Eigenschaften, welche die auf ihren Sondergebieten bereits bewährten Verfasser, Jenny und Rossel, auch in der gemeinsamen Arbeit für die vorliegende Literaturgeschichte bewiesen haben. Sie haben glücklich gesammelt und geordnet, gruppiert und charakterisiert, Vereinfachung und Übersichtlichkeit geschaffen. Jeder kann sich jetzt den Rat, den er braucht, leicht und bequem aus dem Werke holen. Den Verfassern gebührt dafür der gerechte Dank des lesenden und des gelehrten Publikums.

Aber auf die Grundansichten, von denen aus sie gearbeitet haben, kommt es an. Die Einleitung führt aus: 'Die Schweiz zählt heute rund 2 320 000 Deutsch sprechende Einwohner, 730 000 reden Französisch, 220 000 Italienisch und 40 000 Romanisch; auf zehn Köpfe gab es 1900 sieben Germanen und drei Angehörige der lateinischen Sprachen.' Man bemerke, 'Deutsche' gibt es nach der Ansicht oder dem Wunsche der Verfasser in der Schweiz nicht, von den übrigen Nationalitäten abgesehen. Vielmehr sie alle zusammen sind 'Eidgenossen', welcher Zunge sie sich auch bedienen, durchdrungen von der einen Idee, daß sie nicht die Bewohner so und so vieler Kantone, sondern 'das eine Schweizervolk' seien. Jacob Bächtold, der wie auch Vetter diese Grundansicht nicht teilte, schrieb vor nun zwanzig Jahren die Geschichte der 'deutschen Literatur in der Schweiz', Jenny und Rossel können oder müssen dagegen die Geschichte der 'schweizerischen Literatur' schreiben. Denn ein 'schweizerisches Volk', wenn es da ist, geistig wirkt und schafft, kann natürlich nur eine 'schweizerische Literatur' hervorbringen. Ihre neue Literaturgeschichte ist also eine 'patriotische' Tat, obschon sie sich dagegen verwahren, daß sie in patriotischer Aufwallung, d. h. wohl aus schweizerischem Chauvinismus, entstanden sei. Sie erklären auch, genau zu wissen, daß es für die Literatur keine Grenzpfähle gibt. Aber sie empfinden doch Freude darüber, zu sehen, wie stattlich und mannhaft das Fähnlein 'ihrer' Dichter und Schriftsteller geworden ist, das sie freudig 'ihren Nachbarn' zeigen wollen.

Zweitens, der Patriotismus der Verfasser geht nun mit einem bewußten Demokratismus protestantischen Einschlages Hand in Hand. Sie geben sich der Hoffnung hin, daß 'ihr Land immer deutlicher zeigen werde, welch hoher Kulturstufe eine reine und geschlossene, aber nicht uniformierte Demokratie entgegenzueilen vermöge,' und sie wünschen, daß 'ihr Volk als Demokratie, als Hort der Freiheit vorbildlich sein möge'. Mit den beiden dargelegten Grundansichten, die an sich außerhalb jeder Diskussion stehen,

muß man in Zustimmung oder Abweichung rechnen, wenn man sich der Lektüre der neuen Literaturgeschichte ergeben will.

Und doch waltet, wie überall, so auch in diesem Werke ein ziemlicher Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Tatsächlich wird bei der Ausführung des Werkes die deutsche Literatur von der französischen und diese von der italienischen, die beinahe wegfällt, streng geschieden. In jeder Epoche geht die deutsche Literatur, der der Löwenanteil gebührt, geschlossen in sich voran; dann folgt geringeren Umfangs, auch geschlossen in sich, die französische nach. Die praktische Ausführung der Verf. raubt mir den Glauben an ihre Theorie, ich traue nicht recht dem dreieinigen Schweizervolk, wiewohl ich weiß, daß sich auch neueste Dichter, wie Gustav Gamper, leidenschaftlich in diese Idee verliebt haben. Ich kann und werde nicht die Auskunft vergessen, die mir ein schweizerischer Truppenmajor vor ein paar Jahren in Hergiswyl auf meine Frage nach der Verwendbarkeit deutscher, französischer, italienischer Truppenkörper im Ernstfalle gegen den Feind gleicher Nationalität gab. Ich vermag Jenny und Rossel auf ihrem Wege nicht zu folgen. Sie haben mich nicht durch die Tat überzeugt, daß es in der Schweiz eine Literatur gebe, die nicht von den Nationalitäten abhänge und nur in den sprachlichen Darstellungsmitteln wechsele. Für meine Auffassung hat sich nach wie vor die deutsche Literatur in der Schweiz im Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Literatur entwickelt, wie es auch bei der französischen daselbst der Fall ist, wobei der deutschen gern eine gewisse provinzielle Eigenart, wie sie sämtliche deutsche Stämme innerhalb und außerhalb des Reiches für sich beanspruchen dürfen, zugestanden werden soll. Das Tessin, sagen einmal die Verfasser, hat den Vorteil gehabt, sich einer Sprache und einer Kultur anzuschließen (nämlich der italienischen), die zu den ältesten und reichsten von Europa zählt; und: ein so kleiner Kanton wie das Tessin vermöge allein keine eigenen Dichter zu ernähren. Ganz richtig; aber dasselbe gilt sinngemäß auch von der deutschen Schweiz. Das ist auch der Grund, warum alle deutsch-schweizerischen Dichter und Schriftsteller von Bedeutung, von Haller und Johannes von Müller an bis Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Ernst Zahn, sich nicht auf ihre paar Kantone beschränkt, sondern den Zugang zu der großen, allgemeinen deutschen Kultur- und Lesewelt gesucht und, der neuesten Entwicklung des Deutschtums gemäß, sehr gern ihre Schriften und Dichtungen in Berlin herausgebracht haben. Und im ganzen Laufe der Geschichte sind der Größte oder die Größten auf deutsch-literarischem Gebiete nicht aus den an- oder abgegliederten Grenzlanden, trotz ihrer achtungswertesten Talente, sondern aus dem innersten Kernlande des Deutschtums hervorgegangen, und wie die italienischen Schweizer mit Vorliebe Dante, Petrarca, Ariost lesen, werden die deutschen Schweizer nicht aufhören können, sich an Lessing, Goethe und Schiller zu wenden.

Der gesamte Stoff des Buches ist nun in der Weise verteilt, daß auf den ersten Band alle Literatur von den Anfängen, Heldengesang, Waltharilied, über die Reformationszeit hinweg bis Haller, Bodmer, Breitinger und Rousseau entfällt. Das ist eine sehr lang gedehnte, aber auch sehr gut bearbeitete Strecke, durch die sichere Wege und Pfade führen, die ein Abirren unmöglich machen. Der zweite, viel stärkere Band nimmt so ungefähr das ganze Schriftenmaterial des letzten Jahrhunderts auf, beginnt mit Johannes von Müller und Pestalozzi, leitet über Salis und Matthisson zu Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Leuthold, Stauffer, Dorer, mustert rascher die Allerneuesten bis Spitteler, Zahn, Lienert und schließt mit kurzen Anhängen über die rätoromanische und die italienisch-tessinische Literatur. Den bedeutenden Männern sind ausführliche Abschnitte gewidmet, wohingegen sich die kleineren, je nachdem, mit kürzeren Betrachtungen, wohl auch mit der bloßen Erwähnung oder Auslassung ihres

Namens zufrieden geben müssen; z. B. Nänny finde ich nicht genannt (Euphorion 19, 234).

Werturteile sind bis zu einem gewissen Grade immer subjektiv; wie könnte es anders bei unsern Verfassern sein. Sie haben nach den besten Quellen gearbeitet, wo sie nicht selbständig sind. Die meisten Abschnitte sind flott geschrieben, manchmal nach Scherers Vorbild, doch noch nicht immer sorgfältig durchgearbeitet und nicht ohne Wiederholungen sprachlicher und sachlicher Art. Jetzt, wo das Werk gedruckt den Verfassern vor Augen liegt, werden sie selbst die auf den ersten Anhieb kaum vermeidbaren Mängel mit Leichtigkeit bemerken und für eine künftige Auflage verbessern. Einiges zu weit Ausgesponnene könnte vielleicht zusammengestrichen, der geringe Rest polemischer Natur ganz beseitigt, hier und da ein etwas zu absichtliches Zitat mitlebender Forscher ausgemerzt werden. Solcher nicht erforderlichen Dinge bedarf das Werk nicht. Es beruht eben sicher auf sich allein, dank der wackeren und fruchtbaren Arbeit, die die Verfasser geleistet haben.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Edmund Rieß, Wilhelm Heinses Romantechnik. Weimar, Duncker, 1911. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Hg. von Franz Muncker. Nr. XXXIX.) 108 S. 8.

Heinse hat die Aufmerksamkeit in den letzten Jahren wieder stark in Anspruch genommen. W. Brecht hat seine Beziehungen zur italienischen Renaissanceliteratur untersucht, C. Schüddekopf seine Dichtungen, Tagebücher und Briefe im Inselverlage neu herausgegeben und mit wertvollen Anmerkungen begleitet. Unter steter Heranziehung dieser Ausgabe beschäftigt sich Edmund Rieß mit einem Spezialgebiet, mit Heinses Romantechnik. Im Gegensatz zu so vielen, die noch immer glauben, man könne auf dem Gebiete des Romans einfach von vorn anfangen, berücksichtigt der junge Forscher gewissenhaft die Schriften Nehrkorns, H. Müllers, R. Rödels, Schobers und Schurigs über Heinse, daneben aber auch zahlreiche Untersuchungen, die sich mit der Romantechnik anderer Dichter beschäftigen. Methodisch hat sich Rieß nach seiner eigenen Angabe (S. 2) im wesentlichen an mein vor zehn Jahren erschienenes Buch über Goethes Romantechnik angeschlossen, dem ich allerdings jetzt recht kritisch gegenüberstehe. Ein großer Teil der darin angestellten Untersuchungen erscheint mir jetzt einfach als zwecklos. Der Grad der aufgewandten Mühe kann niemals als Rechtfertigung ergebnisloser Arbeit dienen. Interessante Bestandteile der Technik sind allerdings die lyrischen Einlagen, die theoretischen Gespräche, auch Einzelheiten wie die Einführung neuer Personen durch Erwähnung im Dialog. Skeptisch betrachte ich dagegen jetzt die Kapiteleinsätze, die mir früher so wichtig waren. Meine Anschauung, daß Goethe dabei sorgfältig zu Werke ging, hat sich durch den Fund der 'Theatralischen Sendung' absolut nicht bestätigt. Die Aufmerksamkeit des Dichters war nicht auf die Gliederung konzentriert, als er die Umwandlung in die 'Lehrjahre' vornahm. Er hat gewissermaßen mit der Schere gearbeitet. Die Anfänge der Absätze wurden zu Kapiteleingängen, dafür gelegentlich ein solcher zum Einsatze eines Buches. Es besteht demnach kein prinzipieller Unterschied zwischen größeren und kleineren Abschnitten; es kommen auch Ruhepunkte innerhalb der Kapitel vor. Die Untersuchung muß die Eingänge aller Absätze, ja möglicherweise die Satzanfänge berücksichtigen. Ein Kapiteleingang Wielands kann den Anfang eines Absatzes bei Goethe beeinflußt haben, ebenso aber auch den eines Buches und umgekehrt. Der stärkere Gebrauch des rekapitulierenden Einsatzes beweist einfach die Neigung zu rekapitu-

lieren. Geschieht das am Anfange eines Kapitels, so kann man allenfalls sagen, daß der Dichter diesmal die mechanische Gliederung in eine organische verwandelt. Insofern bedeutet also die Vorliebe für diesen schärfer gliedernden Einsatz ein bewußteres Arbeiten mit den Kunstmitteln. Personennamen, Ortsbeschreibungen, allgemeine Betrachtungen oder gar kleine Fortschritte der Handlung haben durchaus nicht dieselbe gliedernde Kraft. Rieß konstatiert: 'Bei der relativ geringen Zahl der Einsätze in den größeren Romanen Heinses läßt sich keinerlei Entwicklung hierin beobachten.' Das wundert mich gar nicht. Nur liegt der Grund nicht in der Zahl, sondern in der geringen Bedeutung, die den Einsätzen überhaupt zukommt.

Auch die Tatsache, daß Heinse im Gegensatz zu Goethe nur selten geheimnisvolle Andeutungen einflicht, erklärt sich jetzt sehr leicht. Goethe hat sie größtenteils erst eingefügt, als er die 'Sendung' in die 'Lehrjahre' verwandelte und genau wußte, was später zu kommen hatte. Ihm drängte sich die Erinnerung an die folgenden Partien dazwischen, während er an den ersten arbeitete, und er gab dem Leser durch solche Hinweise Anteil an dieser Stimmung. Heinse liebte dagegen, wie Rieß sich ausdrückt, eine 'aphoristische Arbeitsweise'. Die wenigen Andeutungen, die sich finden, sind wohl erst bei einer letzten Lesung am Rande notiert worden, vielleicht sogar erst während der Korrektur. Jedenfalls sind wir hier noch weit von der Kunst entfernt, mit der etwa Dostojewskij in den 'Brüdern Karamasow' immer wieder betont, auch der jetzt erzählte Umstand sei später einmal sehr wichtig geworden — nämlich im Plädoyer des Staatsanwalts gegen den vermeintlichen Mörder seines Vaters. Das Raffinement, mit dem der moderne Erzähler den Leser auf die Folter spannt, mit dem etwa Hauptmann in der 'Atlantis' den Untergang des Schiffes vorbereitet, ist dem ruhigen 18. Jahrhundert ganz fremd. Der Sturm und Drang, der sich gegen diese Ruhe empörte, war erst recht nicht fähig, feine Spannungsmittel auszuklügeln.

Heinses Titel sind entweder Personennamen oder beziehen sich willkürlich auf ein Stück der Erzählung. In den witzelnden Kapitelüberschriften, Fußnoten und Anmerkungen schließt er sich an Wieland an, dessen Vorbild Sterne ist. Die Gliederung ist unvollkommen, die Handlung im Verhältnis zu den theoretischen Einlagen dürftig; hier reicht Heinse in keiner Weise an Wieland heran. Ihm fehlte also gerade das eigentliche Erzählertalent. Der Einschub der Icherzählungen wird im 'Ardinghello' nicht immer so schlecht motiviert wie in der 'Laidion' und in der 'Hildegard'. Hübsch ist die Beobachtung der naiven dramatischen Einführung der Personen mit der stehenden Wendung: 'Auf einmal sah ich'. Das sind Formeln, die aus der Sprechweise des Dichters im täglichen Leben in seine Dichtungen eindringen. Sehr selten macht Heinse von der Einführung durch die Gruppe Gebrauch, häufiger von der durch Erwähnung im Gespräch, besonders im 'Ardinghello'. Die Motive des Abenteuerromans, die sich auch bei Heinse wie bei Goethe und Wieland finden, will Rieß lieber auf entsprechende Vorbilder bei Boccaccio als auf den griechischen Roman zurückführen. Er gibt zahlreiche Parallelen aus dem 'Dekameron'. Da Heinse auch sonst Beziehungen zur italienischen Renaissanceliteratur hat, dürften wir hier auf dem richtigen Wege sein. Auch Wieland mag bald vom 'Dekameron', bald vom griechischen Roman abhängig sein, nicht von diesem allein, wie man bisher meist angenommen hat.

Etwas Überraschendes hat der von Rieß an verschiedenen Stellen geführte Nachweis, daß Heinse Blankenburgs 'Versuch über den Roman' nicht nur gekannt, sondern sich auch gelegentlich nach den Winken des Theoretikers gerichtet hat. Immerhin war das für ihn nicht Sache des künstlerischen Gewissens, sondern nur eine Spielerei. Sonst wäre seine Komposition weniger salopp. Die geschickte Brieftechnik des 'Ardinghello' hatte ich gerühmt,

ohne ins Detail einzugehen. Rieß zeigt ausführlich, wie hier die Briefe der verschiedenen Personen dem Fortschritt der Handlung dienen. Die Vorliebe für diese Form der Erzählung führt er auf Heinses Wesen zurück: 'Seine Renaissancepersönlichkeit mit all dem Sprunghaften, Intuitiven, Leidenschaftlichen und Impulsiven konnte sich am besten in der Form des Briefes aussprechen, der zudem seiner Art zu arbeiten auf geradem Weg entgegenkam.' Den Wechsel von Prosa und Versen, das Überspringen in die gebundene Rede will Rieß aus Heinses Verkehr mit Gleim, J. G. Jacobi und Wieland erklären. Auch das wird richtig sein; auf den Umstand, daß im Roman zuerst Hermes diese Form gebraucht hat, ist kein Gewicht zu legen. Lieder schiebt Heinse nur in die 'Laidion' ein; später verachtete er den Zwang der Reime. Motiviert werden die lyrischen Einlagen besonders aus der den Sänger anregenden Landschaft und Gesellschaft.

Sehr ausführlich untersucht Rieß Metapher und Beseelung, die bei mir recht schlecht weggekommen waren. Er fußt hier auf den Arbeiten Bieses, Elsters, Albert Malte Wagners und Theodor A. Meyers. Heinse macht gern von der Beseelung Gebrauch, vergleicht sehr selten Geistiges mit Geistigem, häufiger mit Physischem, etwa die Liebe mit dem Feuer. Weitaus am liebsten aber, in 290 von 460 untersuchten Metaphern, vergleicht er Physisches mit Physischem, Blicke mit Blitzen, Ardinghello mit einem Bacchus, den Despoten im Staate mit einem Bandwurm im Leibe. Daran schließt Rieß die zweifellos richtige Bemerkung: 'Diese Tatsache ist nicht etwa für Heinse charakteristisch, sie wurzelt im Wesen der Metapher, die auf Verlebendigung abzielt und der Verlebendigung am besten zu dienen scheint, wenn das jedem verständliche, erreichbare und in seinem Gefühlswert leichter als das Geistige wirksame Körperliche zum Vergleichsobjekt wird.' Immerhin erlaubt das noch den Fall des Überwiegens der Vergleiche des Geistigen mit dem Physischen, wie er in Goethes 'Tasso' vorliegt. Hier tritt fortwährend eine Verlebendigung der abstrakten Begriffe ein, wie das dem Wesen Goethes entsprach. Eine besondere Eigentümlichkeit Heinses sind dagegen die vielen Metaphern aus dem Gebiete der Kunst. Die in den 'Ardinghello' eingelegten Kunstgespräche führt Rieß auf Disputationen mit dem Maler Müller und Klinger in Rom zurück. Die theoretischen Bestandteile überwiegen in Heinses Romanen immer mehr und nehmen schließlich in der 'Anastasia' 90 % des Raumes in Anspruch. So schlimm sieht es allerdings nicht einmal in den doch gewiß reichlich didaktischen 'Wanderjahren' Goethes aus.

Die sittliche Charakteristik geht nicht in die Tiefe. In Ardinghello und in Lockmann hat Heinse sich selbst dargestellt; seine Frauen zeigen Sinnlichkeit und sind frei in ihren Anschauungen. Die somatische Charakteristik ist unzureichend; namentlich in der 'Laidion' und in der 'Hildegard' tritt das Körperliche durchaus zurück. Von den Gesichtszügen hat der Dichter nur eine verschwommene Vorstellung. Die Augen sind meist feurig und schwarz, die Haare gelockt: 'Den übrigen Körper charakterisiert der Dichter bezeichnenderweise nur bei Frauengestalten. Stark entwickelt sind bei diesen Sinnenweibern vor allem die Brüste.' Das Greifen nach ihnen mit der linken Hand stammt aus der antiken Literatur. Rieß hat das nicht angemerkt, und ich würde es nicht nachtragen, wenn solche Reminiszenzen nicht charakteristisch für die blinde Anbetung der Antike wären. Eine durch Arbeit oder Waffengebrauch für Liebkosungen untauglich gewordene Rechte hatte schon Ovid nicht mehr; bei ihm ist die *manus laeva* bereits ein Atavismus, bei Heinse nur noch eine unverstandene literarische Reminiszenz. Den Busen, der den Weisen außer Fassung bringt, verfolgt Rieß nur bis zu Sterne zurück. Er stammt aus Molières 'Tartuffe'. Die Form der Hände spielt bei Heinse keine Rolle, obwohl die Porträtmaler sie doch gern charakteristisch behandeln. So sind seine Charakterisierungsmittel

recht beschränkt. Dieses Resultat mag manchen überraschen, trifft aber nicht nur für Heinse, sondern fast für den gesamten Sturm und Drang zu. Er arbeitet in der Hauptsache nicht für die Anschauung, sondern für das Gefühl und aus ihm heraus.

In der Mimik ist das Küssen, Erröten, Lächeln und Umarmen typisch. Das feine Gebärdenspiel, das ich bei Heinse im Gegensatz zu J. J. Engel vermißte, treibt Rieß doch an einigen Stellen auf. Wenn Lockmann freilich 'die schmachtende Unterlippe an seine feuchte Zunge schlürft', so ist das kein gesehenes, sondern ein sozusagen herbeigefühltes Bild, und nicht einmal ein schönes. Rieß konstatiert schließlich, daß Heinses Romantechnik ein Zeugnis seines Widerwillens gegen jeden Zwang ist: 'Wenn man von Sorgfalt bei ihm sprechen könnte, wäre sie höchstens im "Ardinghello" leise zu bemerken. Seine stärkste Seite, romantechnisch gemeint, ist dort die Verwendung der Briefe und der Metaphern.' Die Komposition ist schlecht, von Charakterentwicklung kann nicht die Rede sein. Heinses Romane bieten eine wenig kunstvolle Verbindung von 'Abenteuern und Didaktik'.

Mancher wird sich angesichts dieses etwas mageren Ergebnisses versucht fühlen, mit Mephisto zu rufen: 'Ein großer Aufwand, schmählich! ist vertan.' Aber das wäre durchaus falsch. Die Sonderstellung Heinses konnte nur scharf gekennzeichnet werden, wenn man zunächst das Schema fand, nach dem seine Zeitgenossen mehr oder weniger bewußt arbeiteten, und es dann auf ihn anwandte. Der erste Teil der Aufgabe ist durch die im letzten Jahrzehnt so zahlreich erschienenen Dissertationen über Wielands, Goethes, Thümmels, Hippels usw. Romantechnik erledigt worden. Rieß hat das von uns gefundene Schema an die Dichtungen Heinses herangebracht, auf die es nicht paßt, und damit ihre Eigenart festgestellt. Der Dichter steht zwischen Sturm und Drang und der Frühromantik, die ebenso formlos arbeitete wie er. Völlig fehlt ihm Goethes Bewußtheit, seine Ruhe, seine planvolle Berechnung, seine plastische Anschaulichkeit und seine Tiefe. Weit eher ist der 'Ardinghello' dem in ähnlicher Weise theoretisch überladenen 'Woldemar' zu vergleichen, namentlich der letzten Fassung dieser wunderlichen Schöpfung, die auch einmal gründlicher untersucht zu werden verdient, als das letzthin durch F. Brüggemann geschehen ist.

Leipzig. Robert Riemann.

Fr. Seiler. Der Gegenwartswert der Hamburgischen Dramaturgie. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912. 87 S. M. 2.

Lessings Hamburgische Dramaturgie gehört seit Jahrzehnten zu dem eisernen Bestande jener deutschen Prosawerke, deren Lektüre für die Oberstufe der höheren Lehranstalten in Betracht kommt. Doch schließt der Umfang des Werkes eine Bewältigung im Unterricht völlig aus, und seine Entstehung, d. h. die Zusammenfassung einer Anzahl von Rezensionen, deren Inhalt durch die zufällige Gestaltung des Hamburger Spielplans bedingt war, würde eine Auswahl, wie sie auch unser Lehrplan vorsieht, in jedem Falle rechtfertigen; um so mehr als die behandelten Gegenstände naturgemäß viel Gleichartiges haben und der Stoff als solcher, vornehmlich Theater und dramatische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, nicht bedeutsam genug ist, um ihm eine so lange Zeit zu widmen, wie die Durcharbeitung der ganzen Dramaturgie erfordern würde.

Dementsprechend hat sich das deutsche Lesebuch der Dramaturgie angenommen. In dem durch Kinzel neu bearbeiteten Hopf und Paulsiek für Prima findet man mehreres aus ihr abgedruckt. Diese Auswahl trachtet danach, die interessantesten Erörterungen und ergiebigsten Fragen heraus-

zuheben. Sie behandelt z. B. das Verhältnis der Geschichte zur Poesie; die Bedeutung von Handlung (Fabel) und Charakteren; das Wesen der drei Einheiten; das Problem der Katharsis (Mitleid und Furcht). Freilich werden diese Themen zumeist eben nur angeschlagen. Denn die betreffenden Stücke der Dramaturgie sind gekürzt und besonders zubereitet; vorzüglich werden diejenigen Abschnitte berücksichtigt, welche allgemeinere Sätze und wichtigere Ergebnisse der Lessingschen Untersuchungen enthalten. Es handelt sich um eine Auslese, für welche der sachliche Gesichtspunkt überwiegt.

Den sachlichen Gesichtspunkt hat auch Seiler in dem vorliegenden anregungsreichen und flott geschriebenen Buche durchaus festgehalten. Er hat sich daran gemacht, die Anschauungen und Ansichten Lessings, welche in den für den Schulunterricht verwendeten Stücken geäußert werden, auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen und nach ihrem Gegenwartswert abzuschätzen. Die Konsequenz seines Standpunktes ist nicht zu verkennen. Wenn man einmal suchend und sichtend Partien auswählte, welche gerade durch ihren Inhalt bedeutsam erschienen, so mußte man schließlich auch dahin gelangen, eben diesen Inhalt kritisch ins Auge zu fassen. Nicht als ob man den Inhalt bisher einfach hingenommen und jede aus dem Widerspruch erwachsende Erörterung darüber vermieden hätte. Allein man glaubte doch im ganzen beizustimmen und nur im einzelnen abzuweichen. Seiler glaubt das nicht mehr. Ihm haben sich so viele Abweichungen im einzelnen ergeben, daß die Zustimmung im ganzen fürderhin nicht möglich ist. Er erhebt sich demnach zur Kritik des Ganzen. Er will über den sachlichen Wert oder Unwert aller fraglichen Lessingschen Auslassungen und Meinungen entscheiden. Er hat es mit aller Bestimmtheit und Sicherheit tun können, da er von der Richtigkeit seiner Auslegung Lessings überzeugt und von der Haltbarkeit seiner eigenen Ansichten durchdrungen ist.

Seiner scharfen kritischen Durchsicht zufolge sind heute nur drei Stellen unbedingt lesenswert, also wenige Seiten (von nahezu 600 etwa 20), nämlich die Ankündigung, die Schlußstücke 101 bis 104 mit einigen Streichungen und der größere Teil von Stück 96. Wer mehr lesen möchte, könnte etwa noch die Behandlung der drei Einheiten (in der Besprechung der Voltaireschen Merope) und Teile der Rodogune-Kritik hinzuziehen. Der Verfasser erklärt aber selbst, daß er auch jene drei Stellen nur gelesen sehen wolle, damit den Schülern eine Vorstellung von 'Geist und Ton' der Lessingschen Dramaturgie erweckt werde. Sonst ist er der Meinung, daß etwaige dramaturgische Belehrungen besser für sich selbst dargeboten würden: es sei zweckmäßiger, das in dieser Richtung Notwendige unabhängig von Lessing zu geben, dessen Ausführungen vielfach anfechtbar seien und zu kritischen Überlegungen negativer Art herausforderten. Die Erarbeitung des neueren Standpunktes, im Anschluß an Lessing vorgenommen, mache viele Umwege und die Wegräumung mancher Schuttmassen nötig.

Mit dem letzten Gedanken begibt sich Seiler augenscheinlich auf ein Gebiet, das er wohl erst erobern will, obgleich wir der geplanten Eroberungen genug haben und einige mehr oder weniger energisch geforderte Dinge wie Kunsterziehung, Bürgerkunde, Moralunterricht, Russisch noch lange nicht unter Dach und Fach sind. Seiler sieht die Lessingsche Dramaturgie im wesentlichen für abgetan an; insofern steht er am Ende einer Entwicklungsreihe, deren vorletzte Konsequenz er gezogen hat, indem er das Werk selbst bis auf einen Bruchteil ausschaltete, Anfang und Schluß aber beibehielt. Er möchte jedoch auch den Anfang einer neuen Entwicklung machen und die für Schullektüre im ganzen unbrauchbar befundene Dramaturgie ersetzen. Er scheint für eine zusammenhängende Unterweisung in dramaturgischen Fragen einzutreten; und es eröffnet sich dem Lehrer des Deutschen, der wahrlich nicht an Stoffmangel leidet, die vielleicht ver-

lockende Aussicht, den Primanern seine Gedanken zur Ästhetik des Dramas und zur Theorie der Schauspielkunst, wenn auch nur kursorisch, darzulegen. Freilich geschieht dies in einer Situation, wo für die gewiß notwendigere philosophische Propädeutik noch keine rechte Stätte hat ausfindig gemacht werden können.

Wenn dramaturgische Fragen bisher außerhalb der Dramenlektüre behandelt wurden, so geschah es in Anlehnung an Lessings Dramaturgie, welche gelesen wurde, weil sie neben seinem Laokoon das bedeutendste Werk des scharfsinnigen Denkers und glänzenden Stilisten ist, weil sie in der Geschichte des neueren deutschen Schrifttums Epoche machte. Manch einer wird es darum als eine Verschiebung des Standpunktes betrachten, wenn er die Dramaturgie, diese außergewöhnliche stilistische Leistung, diese Aneinanderreihung besonders scharfsinniger und doch verhältnismäßig leicht lesbarer Abhandlungen, weniger um der sprachlichen Form und um der logisch-wissenschaftlichen Durchbildung als um des Ideengehaltes willen behandeln soll. Und wenn er sich schon darein ergibt, daß der sachliche Gesichtspunkt, dem die Dramaturgie leider nur an wenigen Stellen genüge, ausschlaggebend sei, so wird er doch zaudern, an Stelle der musterhaften Darstellung Lessings eine noch so korrekte und neuzeitlich orientierte Unterweisung treten zu lassen. Wenn wir von der literargeschichtlichen Stellung und von der formellen Bedeutung der Dramaturgie absehen wollten, wenn wir eingestehen müßten, daß sie sachlich unzureichend sei, so würden wir auch auf einen Ersatz der dramaturgischen Belehrungen Lessings verzichten können; denn diese sind der Schule nicht um ihrer selbst willen, sondern vornehmlich wegen der klassischen Prosa zugekommen, in der sie abgefaßt sind. Fällt die Hamburgische Dramaturgie, so mag auch die Dramaturgie überhaupt für die Schule in Wegfall kommen.

Tatsächlich können wir von den literaturgeschichtlichen und formellen Gesichtspunkten gar nicht abgehen. Seiler selbst wahrt den ersteren wenigstens in etwas. Denn wenn er auch zu Anfang seines Buches ablehnt, die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie aus ihrer literaturgeschichtlichen Bedeutung heraus zu rechtfertigen, so hält er gegen das Ende hin doch für selbstverständlich, daß der Schüler 'Geist und Ton' des Werkes kennen lerne. Von dem formellen Vorzug will er aber nicht zugeben, daß er zur Lektüre bestimmen könne. Lessings Sprache wirke bereits altertümlich auf uns. Gewiß, das tut sie schon seit geraumer Zeit; aber sie funkelt dennoch mit ihrem Gedankengeplänkel und mit der graziösen Führung und Formung der leitenden Ideen in echtem Glanze, gerade wie die Schlagkraft der Lutherischen Wendungen bisher nicht übertroffen ist. Und sollten hier und da veraltete Formen den Schüler stören, so gilt es, sie ihm in sprachgeschichtlicher Erklärung zu assimilieren; meist wird es aber genügen, ihn auf die Bahn verständnisvollen Einfühlens zu leiten.

Es ist gewiß, daß uns bei solchem Einfühlen manches annehmbar wird, was uns zunächst sachlich nicht recht einging. Warum nehmen wir etwa die Lessingschen Worte 'Lehre' oder 'lehrreich' immer in dem engeren Sinne, den wir heute gewöhnlich damit verbinden? Warum fassen wir sie nicht in einem weiteren Sinne? Lessing, ein abgesagter Feind der didaktischen Poesie, dachte sich unter einem 'lehrreichen Stück' gewiß nichts schulmäßig Belehrendes, sondern eine Dichtung, die unsere Vorstellungskreise ausdehnt, unsere Anschauungen erweitert und unsere Erfahrung bereichert. Lessing hatte die Wirkung der Poesie im Auge. Der Dichter mag ja von aller Absicht, den Leser zu belehren oder den Hörer zu bessern, weit entfernt sein; er mag lediglich aus dem Drange seiner Natur heraus 'ein Stück Welt gesehen durch ein Temperament' nachbilden. Wird er verhindern können, daß sein Werk uns in neue Verhältnisse eindringen, uns ungeahnte seelische Vorgänge bewußt werden läßt, daß es uns neue Beziehungen des Daseins

enthüllt, uns zugleich erhebt, veredelt, bessert, indem es uns neue sittliche Werte erschließt? Das Leben ist unser größter Lehrmeister; und die Poesie, ein Abglanz des Lebens, sollte uns leer ausgehen lassen, nichts von den Lehren des Lebens bieten?

Ferner, warum ersetzen wir nicht das Wort 'moralischer Lehrsatz', so wichtig in der Gottschedschen und Lessingschen Poetik und so anrüchig für den Ästhetiker neuesten Schlages, durch den ähnlichen Begriff der Hegelschen Ästhetik 'Idee', der doch bloß noch dem Gedankenscheuen, dem absoluten Stimmungsmenschen verdächtig wäre? In solcher Umformung, welche bei dem durch schnelle Abnutzung bedingten raschen Wechsel der Kunstwörter von Rechts wegen erfolgt, dürfte mancher Lessingsche Gedanke mit manchem recht modern ausschauenden erfreuliche, nur für den Fortschrittsphilister beschämende Ähnlichkeit bekommen. Es sind viele Sprachen, aber e i n Geist, und verschiedene Ausdrucksformen, aber e i n Sinn.

Natürlich finden sich erhebliche Partien in der Dramaturgie, die auch durch Umformung nichts gewinnen, die der Zeit zum Opfer gefallen sind, vielleicht auch ihrer Zeit selbst nichts bedeutet haben. Seilers Buch erbringt mehrfach mit Glück den Nachweis dafür. Allein hin und wieder ist man versucht, sich Lessings anzunehmen. Seiler betont: 'Wir wünschen das Leben auf der Bühne nicht v e r s c h ö n t, sondern v e r d e u t l i c h t zu sehen.' Dieses 'Wir' ist jedenfalls nicht die Summe der Zeitgenossen, deren viele mit Lessing das Leben auf der Bühne weiterhin verschönt und idealisiert sehen wollen, was übrigens öfter zur Verdeutlichung beiträgt. Sie fordern auch vom Schauspieler mehr noch als natürliches ein deutliches und vernehmliches Sprechen. Auf Seite 16 wie auf Seite 24 werden Lessing Widersprüche vorgerückt; es wäre geraten, ihm in solchem Falle so viel nachzugeben, wie er selbst im zweiten Abschnitt des 38. Stückes dem Aristoteles einzuräumen für gut findet. Dagegen könnte man sich die Seilersche Kennzeichnung von Tonart und Stimmung der Lessingschen Kritik völlig zu eigen machen; und angesichts dieser Kennzeichnung wagt sich der Wunsch hervor, es möchte der manchmal kecke, selbstbewußte, auch wohl herausfordernde, ja verletzende Ton Lessings nur 'Vergangenheitsbedeutung', keinen Gegenwartswert mehr besitzen.

Es ist eine wichtige Angelegenheit, die durch Seilers Schrift zwar nicht entschieden, aber der Entscheidung nahegerückt wird. Es handelt sich schließlich um Sein und Nichtsein Lessings im Unterricht, und wenn der Kampf um Lessing, den Seiler voraussieht, eröffnet werden sollte, würde allerdings die Hamburgische Dramaturgie die meisten Angriffsflächen bieten; Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Laokoon stellen ungleich stärkere Positionen dar. Meines Erachtens kann aber auch die Dramaturgie gehalten werden, vor allem in den einzelnen, für sich bestehenden Teilen, welche, möglichst unverkürzt gelesen, einen Einblick in den Gang wissenschaftlicher Untersuchung gewähren und viele fruchtbare Gedanken abwerfen.

Seilers Unternehmen ist dankenswert, und es wird ihm an Zustimmung nicht fehlen. Er hätte seine Geschütze auch dann nicht ohne Erfolg spielen lassen, wenn er nur die Verteidiger der Dramaturgie veranlaßt hätte, auf die Zurückweisung des gewichtigen Angriffs zu denken und in förderlicher Selbstbesinnung wertvolle Stellungen von verlorenen Posten zu unterscheiden.

Charlottenburg. E r i c h B l e i c h.

Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in vierzig Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Generalregister

versehen von Karl Alt in Verbindung mit Emil Ermatinger, S. Kalischer, Wilhelm Niemeyer, Rudolf Pechel, Robert Riemann, Eduard Scheidemantel und Christian Waas. Teil 11—13, 23—24, 25—26, 32, 33—35, 36—38 (= Band 5, 9, 10, 14, 15, 16). (Goldene Klassiker-Bibliothek.) Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Ko. Geb. pro Band M. 2.

Von der Goethe-Ausgabe der Goldenen Klassiker-Bibliothek, von der schon drei Bände in dieser Zeitschrift angezeigt sind, liegen sechs weitere Bände vor. Die alte Gewöhnung an andere Ausgaben, an die Anordnung und den Inhalt der Ausgabe letzter Hand, der alten Hempelschen und der Weimarer Ausgabe, lege ich gern ab, um Goethes Werke in der neuen Ordnung dieser hübschen Ausgabe wieder zu lesen. So fest in den verschiedenen Ausgaben die einzelnen Bücher der Bibel aufeinander folgen, so verschieden stehen die einzelnen Werke Goethes in den Ausgaben hintereinander; und so fest in der Bibel der Kanon ist, so verschieden sind die Ausgaben von Goethes Werken in bezug auf den Inhalt. Die Anordnung dieser neuen Hempelschen Ausgabe ist sachlich und in den sachlichen Gruppen chronologisch, und Vollständigkeit ist soweit erstrebt, daß der Inhalt der Ausgabe letzter Hand vollständig und aus dem Nachlaß das in den Text aufgenommen ist, was selbständige Bedeutung hat. So enthält der 13. Teil zum Beispiel die unvollendeten Dramen, Bruchstücke und Entwürfe in chronologischer Folge, allerdings nicht alle. Ich habe hier besonders den Urfaust vermißt, an den mich ein paar Stellen im Mahomet erinnerten: ihn wird man später in einem anderen Teile unter den Dramen in ursprünglicher Gestalt finden. Nicht alles, was hier schön beisammensteht, ist in jeder Goethe-Ausgabe zu lesen. Ein paar Stücke dieses Teiles sind zuerst in der Weimarer Ausgabe gedruckt, und es sei dem Herausgeber des 13. Teiles, Rudolf Pechel, gedankt, daß er sie einem größeren Publikum zugänglich gemacht hat. Denn die hier vereinigten Bruchstücke und Fragmente gehören zu dem Größten, das Goethe geschaffen hat. Wie aber 'die Deutschen immer gegen früh abgeschiedene, Gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben' (Goethe über Liscow), so erweisen wir auch dieselbe Frömmigkeit gegen unvollendete Werke, die Großes versprechen, obgleich oder gerade weil wenig von ihnen ausgeführt ist. Der unvollendete Prometheus erweckt in uns unendliche Sehnsucht, ebenso wie die paar Zeilen, die vom Cäsar und die paar Verse, die von der Nausikaa erhalten sind. Nausikaas Worte: 'Du bist nicht einer von den Trüglichen ... Du bist ein Mann, ein zuverlässiger Mann', und die Worte des Alkinoos: 'So werde jener Tag, der wieder dich Mit deinem edlen Sohn zum Feste bringt, Der feierlichste Tag des Lebens mir' lassen, wenn man die anderen Äußerungen Goethes über dieses Drama hinzunimmt — man findet sie in Pechels Einleitung —, ahnen, wie Goethe sich die Nausikaa gedacht hat. Hier vor allem zeigt sich der Vorzug einer Ausgabe, die Einleitungen vor den einzelnen Teilen hat, vor anderen Ausgaben, die auf diese Beigaben der Herausgeber von vornherein verzichten. Daß Pechel den Ur-Meister, aus dem wir manches über die frühesten Stücke Goethes erfahren, hat benutzen können, ist für seine Einleitung ein Gewinn gewesen.

Die Einleitungen der Herausgeber halten sich in mäßigen Grenzen. Nur S. Kalischers Einleitungen zu den naturwissenschaftlichen Schriften (Teil 36—38) machen davon eine Ausnahme. Mit Recht. Denn in Goethes 'Dichtung und Wahrheit' kann der Leser, auch wenn er philologisch nicht geschult ist, durch die 20 Seiten, die Karl Alt dem Texte (Teil 23—24) vorausschickt, eingeführt werden, um aber der großen Zahl der nicht naturwissen-

schaftlich gebildeten Leser Goethes naturwissenschaftliche Schriften verständlich zu machen, mußte weiter ausgeholt werden. Und wenn Kalischer dazu achtmal mehr Raum als Alt gebraucht, so dachte er wohl in erster Linie an die, die mit den Naturwissenschaften weniger vertraut an diese Schriften herantreten. Er dachte, als er diese Einleitungen schrieb, aber auch wohl daran, daß Goethe sein ganzes Leben hindurch zu klagen hatte, daß diese Seite seiner Tätigkeit nicht die gebührende, und gerade bei den Zünftigen die wenigste Anerkennung fand.

Den noch ausstehenden Band der Anmerkungen habe ich besonders beim Anfang des 32. Teiles, bei den Rezensionen aus den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' vermißt. Denn es ist bekannt, daß Goethe in die Ausgabe letzter Hand auch Rezensionen aufgenommen hat, die nachweislich nicht von ihm sind, während er anderseits Stücke ausgelassen hat, die er sicher verfaßt hat. Ermatinger, der Herausgeber dieses Teiles, deutet in seiner Einleitung dies nur an, den Nachweis im einzelnen und die Stellungnahme zu dem Buche von Morris bleibt er uns für die Anmerkungen noch schuldig.

Noch ein paar Worte über die bildlichen Beigaben. Schön steht, gleichsam um die Worte 'Vom Vater hab' ich die Statur ...' zu illustrieren, vor 'Dichtung und Wahrheit' eine Reproduktion von Joh. Peter Melchiors Gipsmedaillons von Goethes Eltern, und ebenso schön steht vor der Italienischen Reise Goethes Handzeichnung 'Blick auf St. Peter'; wie aber kommt Goethes Handzeichnung von Christiane vor Band 5, das heißt vor die Singspiele, Festspiele und unvollendeten Dramen? Ich hätte Christiane lieber vor dem Bande gesehen, der die Römischen Elegien, die Venetianischen Epigramme, Morgenklage, Besuch, Gefunden, Metamorphose der Pflanzen bringen wird, also vor den Gedichten. Der Italienischen Reise ist eine Karte von Italien mit eingezeichneter Reiseroute beigegeben, zwei Karten enthält die Kampagne von Frankreich, eine Karte die Belagerung von Mainz.

Die Herausgeber der neuen Hempelschen Goethe-Ausgabe, die oben genannten wie die hier nicht genannten, haben in der Auswahl der Werke und in ihren Einleitungen redliche Arbeit geleistet, so daß die, welche diese Ausgabe zu dem sehr billigen Preise von 2 Mark für den gebundenen Band erwerben, nicht betrogen sein werden.

Halensee-Berlin. W. Niekel.

Die schöne Seele. Bekenntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Katharina von Klettenberg. Hg. von Heinrich Funck. Leipzig, Insel-Verlag, 1911. 372 S. 8.

Unterschiede der Titel die 'Schriften' noch schärfer in 'Schriften und Lieder', so gäbe er genau den gesamten Inhalt des Buches an, dem er zum Schilde zu dienen hat. Denn es bietet eine Sammlung der Bekenntnisse, kleinen Aufsätze, Lieder und Briefe, die uns von dem Frankfurter Fräulein von Klettenberg übrig sind, wozu noch die sorgfältige Einleitung die sonstwie erhältlichen oder erschließbaren Lebensumstände hinzufügt.

Das Buch darf aus mehr als einem Gesichtspunkte willkommen geheißen werden. Erstens um Goethes willen. Denn eine Persönlichkeit wie die Klettenberg, die auf seine Jugend tief und wohltätig eingewirkt hat, die in seine Briefe und Freundschaften verflochten ist, die seine Mutter bewundernd zu ihren Freundinnen zählte, deren unvergängliches Denkmal die 'Bekenntnisse einer schönen Seele' im Wilhelm Meister bilden, empfängt in dem neuen Buche, zwar nicht zum erstenmal, aber doch so vollständig und gesichert wie möglich, eine Art scheinbar auf sich selbst beruhenden Nachlebens in unserer Literatur, worauf sie auch in der Tat mehr als

manche andere flüchtige Erscheinung auf Goethes Bahn Anspruch hat. Sodann aber um der christselig-religiösen Strömungen willen, die das 18. Jahrhundert durchziehend in gewissen Gesellschaftsschichten wirksam wurden, die Gemüter erfüllten, den Umgangs- und Briefton bestimmten: innerhalb deren die Herrnhuter, die Hallenser, die Schweizer ihre Stellung einnahmen, aber auch Fräulein von Klettenberg ihre in kein System gefangene, fromme Eigenart behauptete.

In der Frage nach dem Ursprunge der 'Bekenntnisse einer schönen Seele' entscheidet sich der Herausgeber dahin, daß sie Goethe zum Verfasser haben, der indessen unter Anwendung geeigneter Mittel absichtlich den Leser in die Illusion versetze, nichts als die bloße Wiedergabe eines Originalmanuskriptes des Fräulein von Klettenberg vor Augen zu haben. Die Streitfrage an sich, gleichgültig wie man sich entscheide, bedeutet eine ungewöhnliche Anerkennung der sprachlichen Kunst der Klettenberg. Unsere Vorstellung davon darf wirklich eine ungemeine sein, wenn man den durchgebildeten Stil in Betracht zieht, in dem eine Reihe ihrer religiös-philosophischen Aufsätze geschrieben sind. Die Lieder fallen dagegen etwas ab, ebenso ein Teil ihrer Briefe, während andere hingegen den Adel ihres Stiles bewähren. Außer ihr hat es im 18. Jahrhundert nur wenige Schriftsteller gegeben, wie Lenz, Moritz, kaum Herder, die sich, was Behandlung der Sprache angeht, Goethe an die Seite stellen dürften.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Schiller-Literatur.

Schillers sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in 20 Bänden. Unter Mitwirkung von K. Berger, E. Brandenburg, Th. Engert, A. Köster, A. Leitzmann, F. Muncker hg. von Otto Güntter und Georg Witkowski. Leipzig, Hesse & Becker. M. 15, in 10 Leinenbänden M. 20.

Schillers sämtliche Werke in 16 Bänden ('Horen-Ausgabe'). Bd. I—IX (bis 1793). München, Georg Müller. Kartoniert jeder Band M. 4,50, geb. M. 6.

Schillers Werke. Vollständige Ausgabe in 15 Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu hg., mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Arthur Kutscher. ('Goldene Klassiker-Ausgabe'.) Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Ko. 15 Teile in 8 Leinenbänden M. 14.

Willy Rosalewsky, Schillers Ästhetik im Verhältnis zur Kantischen. (Beiträge zur Philosophie, 1.) Heidelberg, Winter, 1912. VIII, 129 S. M. 3,60.

Die Weimarer Goethe-Gesellschaft hat den Plan einer monumentalen Schiller-Ausgabe einstweilen noch hinausgeschoben; so wird denn auch die Forschung inzwischen nach diesen billigen und schönen Ausgaben greifen, deren jede ihre besonderen Vorzüge besitzt. Die Güntter-Witkowskische Ausgabe vor allem, die unseren Lesern nicht mehr fremd ist (vgl. Bd. CXXV, S. 172), dürfte sich auch im akademischen Unterricht bewähren, da die große Ausgabe Goedekes und jedenfalls auch die künftige Weimarische dem Studenten meist unerschwinglich sein werden; bringt sie doch einen zwar nicht vollständigen, aber doch für den literarhistorischen Unterricht und besonders für die Entstehungsgeschichte der Werke ausreichenden Varianten-

apparat und ist dabei zu billigem Preise zu haben. In Kutschers Schiller spielen diese philologischen Beigaben bei weitem nicht die gleiche Rolle, in der Horen-Ausgabe fehlen sie durchaus. Die ausgezeichneten erläuternden Beigaben der 'Meisterwerke der deutschen Bühne' sind Schillers Dramen in der Hesseschen Ausgabe zugute gekommen, leider ohne die hier und da doch erwünschte vereinheitlichende Bearbeitung. Endlich bringt die Ausgabe eine Reihe wertvoller Register, die ihren Besitz neben jeder anderen Edition wünschenswert machen: C. Höfer und R. Schuhmann buchen alle Erwähnungen von Schillers Werken innerhalb der Ausgabe, alle Personennamen und endlich die Bücher und Aufsätze, die Schiller erwähnt — soweit möglich mit Angabe der Verfasser. Witkowski endlich fügt ein Verzeichnis der geflügelten Worte aus den Werken des Dichters hinzu. So kann die Ausgabe bei ihrer textlichen Vollständigkeit und Korrektheit und bei ihrer gefälligen Ausstattung als rechte Ausgabe für den Haus- und Studiengebrauch auf das wärmste empfohlen werden. Freilich kann sie sich an Schönheit mit der 'Horen-Ausgabe' nicht messen, die an äußerer Pracht und innerer Gediegenheit ein würdiges Gegenstück zu der 'Propyläen-Ausgabe' der Werke Goethes zu werden verspricht; wie diese, soll auch die Horen-Ausgabe einen Bilderanhang (in zwei Bänden) erhalten; wie in den anderen Editionen des Verlages, wird auch hier die chronologische Anordnung innegehalten werden; in diese Anordnung sind die wichtigsten Briefe mit eingeschlossen, so daß die Ausgabe, wie keine andere, ein eindrucksvolles Bild von der Entwicklung des Dichters zu geben vermag. Dabei haben die Herausgeber (Conrad Höfer u. a.) Pedanterie glücklich vermieden und das Zusammengehörige auch beisammen gelassen; so bringt redaktionelle Notizen aus den Jahren 1786—1790 der 7. Band im Zusammenhang, auch die Briefe erscheinen als geschlossene Masse. Hoffentlich wird aber später durch ein umfassendes Register für die Verbindung zwischen Text und Briefen gesorgt. Ein ausgiebiges Sach- und Schlagwortregister, wie es für Goethe die Jubiläumsausgabe gebracht hat und die Goldene Klassikerausgabe wohl auch bringen wird, besteht ja leider für Schillers Werke noch gar nicht. Auch die Bongsche Ausgabe (Nr. 3), die an die Stelle der alten Hempelschen treten soll, läßt es schmerzlich vermissen. Doch bringt sie einen vollständigen, zwar nicht buchstäblich, aber lautlich getreuen und sehr sorgfältigen Text und eine Fülle von erläuternden Beigaben. Diese rühren zum größten Teil von Kutscher her (nur die Übersetzungen und die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges sind von Zisseler bearbeitet), während sich K. Alt für die treffliche Goethe-Ausgabe desselben Verlages mit einem großen Mitarbeiterstab umgeben hat; was damit an individueller Vertiefung verloren ging, wird an Einheitlichkeit gewonnen. K. denkt vor allem an die Bedürfnisse eines gebildeten Laienpublikums, dem er auf Grund ausgebreiteter, aber nicht aufdringlicher Belesenheit und mit energischer Ausnutzung der Äußerungen Schillers und seiner Freunde ein Lebensbild des Dichters, Einleitungen und reiche Anmerkungen zubereitet. Der erläuternde Anhang bietet mehr Worterklärungen als die meisten anderen Ausgaben; er schöpft auch Schillers Quellen aus (wobei z. B. die Lukrezstelle, Bd. XV, S. 169, gerade in dieser Ausgabe hätte übersetzt werden sollen!), und zieht die ursprünglichen Fassungen in einer verständigen Weise heran.

Während diese Ausgaben in ihren erläuternden Beigaben die gesicherten Ergebnisse der Schillerphilologie treulich buchen, geht die Einzelforschung ihren eigenen, steilen Weg. Wir haben unseren Lesern heute nur eine, aber eine besonders wertvolle Monographie vorzulegen, das Buch Rosalewskys über Schillers Ästhetik und ihr Verhältnis zur Kantischen.

Der Verfasser dieser förderlichen und tiefgreifenden Schrift stammt aus der Marburger Schule, der er alle Ehre macht. Seine Arbeit verrät in

stilistischer Hinsicht gelegentlich noch den Anfänger, sie darf aber die Beachtung der Fachleute verlangen. Den Schüler H. Cohens erkennt man gleich an seiner kritischen Musterung der 'Grundmomente in Kants Begründung der Ästhetik'; er sucht nachzuweisen, an welchen Punkten Kants Ästhetik eine Fortführung im Sinne des Systems erforderte, um dann vom rein kritischen Standpunkt aus zu untersuchen, inwieweit Schiller diese Forderungen etwa erfüllt hat.

Der Inhalt des ästhetischen Gefühls ist nach Kant die Harmonie zwischen Verstand und Vernunft; diese Einheit nennt Kant wohl gelegentlich 'das übersinnliche Substrat der Menschheit', arbeitet aber ihre Beziehung zum ethischen Ideal nicht eigentlich heraus. R. weist nun nach, daß im ästhetischen Gefühl, wie Kant es auffaßt, das ethische Ideal des 'heiligen Willens' oder die vollendete 'Humanität' als verwirklicht gefühlt wird; natürlich handelt es sich um nichts mehr als eine gefühlsmäßige Analogie. Auch in der ästhetischen Auffassung kann das sittliche Ideal nicht zum empirischen Zustand werden. Die ästhetische Idee selbst führt auf ein anderes Ideal, auf die Erfüllung der Aufgabe, die nach Kant in dieser Idee beschlossen liegt: Kant verwendet hier den Ausdruck 'Gemeinsinn' und deutet damit auf eine von dem Genießenden geahnte ideelle Gemeinschaft hin, deren Glieder dem ästhetischen Imperativ unterliegen, d. h. die nur das Gefühl der Humanität als schön empfinden; denn da das ästhetische Gefühl als Gefühl der Humanität erkannt wurde, so muß die ästhetische Idee der ('formalen, subjektiven') Zweckmäßigkeit zum Ideal des Gemeinsinnes für das Gefühl der Humanität werden. Hier der Ausgangspunkt für Schillers Theorie der ästhetischen Erziehung der Menschheit zum idealen Staate.

Kant hat diese Folgerungen nicht gezogen, wie er denn überhaupt die Mitteilbarkeit des ästhetischen Gefühls zunächst nur auf die Proportion zwischen Einbildungskraft und Verstand begründet, also die Bedeutung des praktischen Stoffes außer acht läßt. Erst in § 59 der 'Kritik der Urteilskraft' bezieht er das Geschmacksurteil auf ein Übersinnliches, wo das theoretische Vermögen mit dem praktischen zur Einheit verbunden ist. Das gilt aber eigentlich nur für das Schöne. Viel weniger ist R. von Kants Erklärung des Erhabenen befriedigt. Nach Cohen ('Kants Begründung der Ästhetik', S. 295) ist es 'die Lösung der Aufgabe des Schönen unter Präponderanz des Bewußtseins der Bewegung und des Willens'; richtig betont auch R. (S. 22) das 'starke Sehnen nach der harmonischen Vereinigung beider Naturen im Gefühl der Humanität'. Kant hat dies Element übersehen; er hält das Teilgefühl der Freiheit (unserer moralischen Natur von der Gewalt der Sinnlichkeit) bereits für das Gesamtgefühl des Erhabenen; so läßt er das Gefühl in seiner Zerrissenheit, ohne eine höhere Einigung der streitenden Mächte anzubahnen. Die einseitige Vorkehrung des moralischen Stoffes aber verleitet ihn zu einer wenigstens terminologischen Verwirrung. Er definiert das ästhetische Gefühl des Erhabenen auch als das Gefühl der Achtung und legt somit eine Verwechselung nahe mit jenem moralischen Gefühl der Achtung, das wir (nach der 'Kritik der praktischen Vernunft') dem Sittengesetz entgegenbringen; da Kant dann weiterhin bei der Betrachtung des Erhabenen in der Natur sich über gewisse Hindernisse der Sinnlichkeit durch moralische Grundsätze emporgehoben fühlt, so identifiziert er das ästhetisch Erhabene einerseits mit dem Gefühl der Achtung, anderseits mit der ästhetischen Beurteilung des moralisch Guten. R. ist sich bewußt, wie eng die genannten Erlebnisformen untereinander tatsächlich zusammenhängen und wie nahe sich das ästhetisch Erhabene bei Kant mit dem Ethischen berührt: ist es doch die gefühlsmäßige Auflösung des ethischen Stoffes. Dennoch tritt er vom kritischen Standpunkt aus für genaue Scheidung ein und sucht zu zeigen, daß Kants ter-

minologische Verwirrung z. B. bei Schiller zu schwerer Schädigung der ästhetischen Reflexion geführt habe.

Als Systematiker kümmert sich R. verhältnismäßig wenig um historische Studien und setzt sich z. B. mit Walzels ausgezeichneter Einleitung zu Schillers philosophischen Schriften nicht so gründlich auseinander, als vielleicht gerade unsere Leser gewünscht hätten. Doch weiß er wohl, daß Schiller, schon ehe er Kant kennen lernte, Berührungspunkte mit seiner Lehre hatte. Von jeher war Schiller davon überzeugt, daß der Künstler die Menschheit zu bilden habe; faßte er auch die ästhetische Erziehung zunächst mehr als eine Nebenwirkung des 'Vergnügens' auf, so sah er doch wieder das 'Vergnügen' im höchsten Sinne in dem Ausgleich zwischen Sinnlichkeit und Verstand im Gefühl — worauf er denn auch später den Gedanken der ästhetischen Erziehung begründen sollte. Zunächst aber regte ihn die 'Kritik der Urteilskraft' zu dem Versuche an, das von Kant aufgestellte subjektive Prinzip des Geschmacks durch ein objektives zu ersetzen. Nach R. ist nun jedes Bemühen von vornherein aussichtslos, ein objektives Prinzip des Geschmacksurteils in einem Begriff zu finden, da die Objekte dem ästhetischen Betrachter eben in das Sein des Gefühls aufgehen, welches jeder Gesetzgebung der Begriffe spottet; tatsächlich sei auch Schiller, der sich in den 'Kalliasbriefen' von 1793—94 so emsig um das 'objektive Prinzip' bemüht, schließlich (mit dem Brief an Körner vom 25. Oktober 1794) zum Kantischen Standpunkt zurückgekehrt, zu dessen wahrer Meinung er eben erst allmählich durchgedrungen war. Das Schöne erscheint da nur insofern als objektiv, als es 'eine notwendige Aufgabe für die sinnliche vernünftige Natur ist'.

R. geht also scharf mit allen denen ins Gericht, die daran festhalten, Schiller habe (über Kant hinaus) ein objektives Merkmal des Schönen festgestellt, er habe (um mit Windelband zu reden), gezeigt, 'wie die Stoffe der Erfahrung beschaffen sein müssen, um solche Formung zu ästhetischen Gegenständen im künstlerisch gestimmten Gemüte hervorrufen zu können'. In Wahrheit ist nach R. die 'Freiheit in der Erscheinung' oder (worauf Walzel den Nachdruck legt) 'das Organische' nur eine bildliche Bezeichnung dafür, daß wir in dem schönen Gegenstande ein Symbol der selbstgefühlten Freiheit sehen; d. h. 'weil und nachdem ich mich frei fühle, hinsichtlich des beurteilten Objekts, wird mir dieses zum Symbol meiner Freiheit, wird so beurteilt, als ob ich selbst frei wäre' (S. 46). Dennoch bleibt die Frage offen, warum sich nicht jeder Gegenstand in dieser Weise betrachten läßt, warum nicht alles 'schön' ist, d. h. ohne Begriff gefällt. Ich meine, daß Schiller auf dem rechten Wege war, wenn er darauf hinwies, daß der schöne Gegenstand selbst, wie wir ihn mit unseren Sinnen wahrnehmen, irgendwie auf organische Einheit hindeuten müsse, damit wir in die Lage kommen, ihm unseren Freiheitsbegriff zu leihen. Ich verweise hier auf Volkelts Kritik der Kantischen Theorie in seiner Lehre von den Bedeutungsvorstellungen:[1] 'der Umstand, daß für das Wohlgefallen an einer Blume der wissenschaftliche Begriff von ihr nicht nötig ist, hat Kant irregeführt und ihn bei Blume, Papagei, Muschel jedweden Begriff verneinen lassen'. Auch Lipps ist sich der Bedeutung dieses objektiven Faktors bewußt: 'Sukzessive Apperzeption und Zusammenfassung können wir willkürlich üben ... Aber ich kann auch anderseits zu einer solchen Apperzeption und Zusammenfassung durch das Objekt genötigt sein. Dies ist immer der Fall, wenn die Teile eines Objekts irgendwie zusammengehören. Und ist dies nun der Fall, so habe ich zugleich ein Gefühl der Nötigung. Und dann scheint, ebenso wie bei jenen Fällen der "kausalen Apperzeption", mein inneres Tun an das Objekt gebunden, darinliegend, dazugehörig, kurz

[1] Volkelt, *System der Ästhetik*, Bd. I, bes. S. 126 ff.

es erscheint als ein Tun des Objektes: ich fühle mein Tun in das Objekt ein.'[1]

Einen Fortschritt über Kant hinaus erkennt Rosalewsky in Schillers Ideal der Schönheit, wie er es in der Abhandlung 'Über Anmut und Würde' entwickelt hat. Auch die höchste Schönheit ist danach ein Ausdruck der Sittlichkeit, aber das rein ästhetische Urteil läßt die moralische Reflexion überhaupt nicht aufkommen; wenn aber Schiller sein Schönheitsideal der Anmut durch die Würde ergänzen zu müssen glaube, so sei das geradeso irrig, als wenn er die 'schöne Seele' durch die 'erhabene' ergänzen und verbessern wolle. R. beleuchtet sehr scharf das Verhältnis der 'schönen Seele' zu Kants 'heiligem Willen': Kants sittliche Idee hat reinen Aufgabencharakter, und einen solchen hat natürlich auch, wie jedes Ideal, der Gedanke der Humanität.[2] Die Harmonie zwischen Pflicht und Neigung soll durch die Menschheit verwirklicht werden; Schiller aber wollte der Neigung schon im Diesseits, in der Erfahrung eine Bedeutung beilegen, die Kant nicht anerkennen konnte. Schiller meint, daß der Mensch einen Zustand zu erreichen vermöge, wo 'beide Prinzipien sich schon in derjenigen Übereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer schönen Seele versteht'. Den von mir gesperrten Worten nach scheint Schiller an das sittliche Ideal zu denken, das also auf Erden erreichbar sein müßte. Freilich, wenn wir in dem gleichen Absatz lesen, daß der Mensch, der unsere Hochachtung verdient, 'mit einer gewissen Sicherheit' seinem Triebe vertrauen dürfe, so macht uns das stutzig, da doch jedes Ideal absolute Geltung beansprucht. Noch bezeichnender ist eine Stelle in der Abhandlung 'Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen': 'Sicherer ist es für die Moralität des Charakters, wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt'. Schillers Ideal der 'schönen Seele' hat also unversehens den Charakter einer diesseitigen Harmonie des Zufalls angenommen, deren Möglichkeit auch Kant nicht geleugnet hätte, die aber nimmermehr als Ausdruck des heiligen Willens gelten kann. Wenn die 'schöne Seele' nach Schillers Meinung wirklich das sittliche Ideal verkörperte, so müßte sie auch im Affekt standhalten, während Schiller es für nötig befindet, ihr den Korrektivbegriff der 'erhabenen Seele' beizugesellen. R. wird wohl damit recht behalten, daß das lebhafte pädagogische Interesse, das Schiller schon als Dichter der 'Künstler' bewiesen hatte, die Umbiegung des reinen Idealbegriffs in die Forderung einer gewohnheitsmäßigen Harmonisierung der Menschenseele verschuldet habe.

Doch müssen wir gerechterweise darauf hinweisen, daß Schiller mit seiner Lehre vom Idealschönen einen Ersatz für das gegeben hat, was er dem Begriff der schönen Seele abbrach. Er fordert die Freiheit, den Gedanken so weit zu treiben, daß ihm 'keine bestimmte Erfahrung mehr entsprechen kann'; bis dahin 'dürfe und müsse das Idealschöne gehen'.[3] Dem entspricht die 4. und 5. Strophe des großen Bekenntnisgedichtes 'Das Ideal und das Leben'; im 'Reich der Schatten' schwebt das vollendete 'Götterbild

[1] Lipps, *Ästhetik*, Bd. I, S. 186 f.

[2] E. Spranger, *W. v. Humboldt und die Humanitätsidee* (1909), S. 7, gibt die wertvolle Definition: 'Das Humanitätsideal ist die anschauliche Phantasievorstellung von einem Menschen, in dem die allgemein menschlichen Merkmale so verwirklicht sind, daß nicht nur das Normale, sondern auch das teleologisch Wertvolle derselben in der höchsten denkbaren Form darin ausgeprägt ist'.

[3] *Schillers Werke*, Säkularausgabe, Bd. XII, S. 240.

der Menschheit'; der Dichter aber zeigt dem Menschen, dessen Los nun einmal nicht die Vollendung, sondern der Kampf ist, 'von der Schönheit Hügel das erflogen Ziel'. So gibt die Kunst Ziel und Mittel der Menschheitsbildung zugleich. Man wird bei der Besprechung von Schillers kulturphilosophischen Schriften das nicht übersehen, ebensowenig aber an den geschichtlichen Grundlagen seines kühnen Baues vorübergehen dürfen, deren Betrachtung freilich nicht auf R.s Wege liegt.

Hier laufen die verschiedenartigsten Fäden zusammen: die Geschichtskonstruktionen der Renaissance und der Aufklärung auf Grund des natürlichen Systems der Geisteswissenschaften, ferner Lessings Erneuerung der joachimitischen Lehre von den drei Weltreichen, die christliche Urstands- und Erlösungslehre in Rousseaus weltlicher Umprägung u. a., womit sich Kant und Schiller in ihren Ausführungen über den mutmaßlichen Anfang und über das Ziel der Menschheitsentwicklung beschäftigt hatten. Aus dem Ineinanderwirken aller dieser Faktoren erklärt sich die auffallende Tatsache, daß die künstlerische Kultur sowohl in den 'Künstlern' als in den Briefen über die ästhetische Erziehung einmal als bloße Durchgangsstufe, dann wieder als höchstes Ziel der Entwicklung erscheint. Mit tierischer Roheit beginnt die Entwicklung; auf der zweiten Stufe erscheint die Sinnlichkeit gebunden durch den Formtrieb: die Menschheit gelangt zu einer unbewußten Humanität, die wieder dem Begriff des Vernunftwesens nicht entspricht. Die Vernunft emanzipiert sich und führt zunächst einen Zustand der Zerrissenheit herbei. Dieser Zustand kann und soll nicht von Dauer sein; unsere hochentwickelte geistige und sittliche Kultur soll sich wieder zu einem organischen Ganzen zusammenschließen, und das kann die Vernunft allein nicht leisten. 'Hebt die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie notwendig muß, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenngleich moralisch notwendiges) Ideal von Gesellschaft' (3. Brief über ästhetische Erziehung). Auch der Vernunftstaat ist also für Schiller nichts unmittelbar vor der Tür Liegendes, überhaupt nichts auf Erden vollkommen Erreichbares, sondern ein Jenseitsideal, dem wir uns annähern, ohne es je zu verwirklichen. In jenem Jenseitsreiche ist der heilige Wille zu Hause, dem der ästhetische Begriff des Idealschönen entspricht. Da dies Idealschöne auf Erden so unerreichbar ist wie der Vernunftstaat, so müssen wir uns im Erdenleben schon mit der 'Zufallsharmonie' der 'schönen Seele' begnügen, die sich im Notfall in die erhabene Seele verwandelt.

Rosalewskys Ausführungen gipfeln in dem (5.) Kapitel über 'die Theorie der Tragödie'; ihr Wert liegt vor allem in dem Nachweis der Selbständigkeit, Geschlossenheit und geschichtlichen Bedeutung der oft unterschätzten Abhandlung 'Über die tragische Kunst'; wichtig ist auch der nicht ganz neue, aber hier besonders scharf betonte Hinweis auf die großen Verschiedenheiten zwischen dieser Schrift und dem ihr unmittelbar vorangehenden Aufsatz 'Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen'; nicht ganz einverstanden dagegen sind wir mit Rosalewsky, wenn er auch einen Wertunterschied zwischen beiden Arbeiten annimmt, als hätte Schiller einen folgenschweren Irrtum der ersten in der zweiten überwunden und verbessert, ohne mit einem Wort darauf einzugehen; das ist von vornherein nicht recht wahrscheinlich: beide Aufsätze gingen mit ganz geringfügigen Änderungen später auch in seine Schriften über; beide zusammen stellen wohl die Arbeit dar, die Schiller am 22. Februar 1791[1] seinem Körner als die 'Theorie der Tragödie' ankündigte, die sich 'zur Thalia qualifiziere'. Die Teilung mag zunächst durch äußerliche Rücksichten hervorgerufen

[1] *Schillers Briefe*, hg. von Jonas, Band III, S. 135.

worden sein;[1] daß dann Schillers Gedanken sich unter der Arbeit entwickelten und klärten, ist damit nicht ausgeschlossen, aber ich glaube kaum, daß ein so scharfer Gegensatz nachzuweisen ist, wie ihn Rosalewsky formuliert: 'In der ersten Abhandlung ('Über den Grund' usw.) wird irrtümlicherweise das reine Freiheitsgefühl durch ästhetische Betrachtung des Moralischen ersetzt; in der zweiten ('Über die tragische Kunst') wird, vermittelst des Mitleids als Mitleiden, das tragische Vergnügen in die Erregung des reinen Freiheitsgefühls gesetzt; in der dritten ('Vom Erhabenen') wird durch die Bezeichnung 'pathetisch-erhaben', noch deutlicher als in der zweiten Abhandlung, der Zweck der tragischen Kunst in die Erregung des Ästhetisch-Erhabenen, d. h., im Sinne Schillers, des reinen Freiheitsgefühls, gesetzt.' Ich glaube, wenn Schiller in der ersten Abhandlung vom 'Grunde des Vergnügens an tragischen Gegenständen' spricht, so meint er mehr die *ratio fiendi* als die *ratio essendi*. Er ordnet die tragische Lust in einen größeren Zusammenhang ein: in die Lust des Menschen am sinnlich Unzweckmäßigen überhaupt; hier schließt er sich an Kants Theorie vom Erhabenen an und muß demgemäß die moralische Zweckmäßigkeit stark betonen, zumal die rein ästhetischen Gegenstände bloß einen Teil der Phänomene darstellen, von denen er handeln muß; aber auch Volkelt nennt gerade die Tragödie als Beispiel dafür, 'daß in dem Eindruck, den manche Gattungen von Kunstwerken hervorbringen, stets moralische Erregungen enthalten sind';[2] solange wir uns freilich nur moralisch zu den Dingen verhalten, solange wir mit dem Erhabenen nicht ästhetisch spielen, solange wir die moralische Handlung noch als solche und nicht bloß als ein menschliches Erlebnis betrachten, das auch eine moralische Seite, d. h. Beziehung auf unsere Freiheit hat, so lange sind wir noch nicht ästhetisch gestimmt; jene Betrachtungsweise ist die oder doch eine Voraussetzung der ästhetischen Wirkung, aber sie ist nicht diese selbst. Schiller sagt: 'Diejenige Dichtungsart, welche uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muß sich eben deswegen der gemischten Empfindungen bedienen und uns durch den Schmerz ergötzen. Dies tut vorzugsweise die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle möglichen Fälle, in denen eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit der anderen, die höher ist, aufgeopfert wird.'[3] Damit ist nur der Kreis von Empfindungen abgegrenzt, deren die Tragödie sich bedient (worauf ich den Nachdruck zu legen bitte), um durch ihre ästhetische Verarbeitung den eigentlich tragischen Eindruck hervorzurufen. Dieser ist von Moralität im engeren Sinne so weit verschieden, daß Schiller bereits in diesem ersten Aufsatze (was Rosalewksy S. 101 übersieht) die Möglichkeit zugesteht, die Handlungsweise eines Bösewichts ästhetisch erfreulich zu gestalten: 'Die höchste Konsequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschine ergötzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserem moralischen Gefühl widerstreiten.'[4] Hier 'ergötzt uns die Naturzweckmäßigkeit selbst auf Unkosten der moralischen', d. h. das Moralische selbst berührt uns nicht mehr um seines sittlichen Wertes willen, sondern nur noch als Äußerung der Zweckmäßigkeit überhaupt. Wir verhalten uns ästhetisch, wir erinnern uns der sittlichen Zweckmäßigkeit als solcher nicht, wir zittern für die Pläne des 'erhabenen Verbrechers', welches Schillersche Wort hier doch wohl angeführt werden darf, d. h. wir leiden mit ihm. Jede Dichtungsart hat

[1] Daß bei Schiller öfters zwei Arbeiten einander ergänzen, zeigt K. Berger, *Die Entwicklung von Schillers Ästhetik*, S. 98, Anm. 1.

[2] Volkelt, *Kunst und Moral*. In den 'Ästhetischen Zeitfragen' (1895) S. 28.

[3] *Schillers Werke*, Säkularausgabe, Band XI, S. 146.

[4] A. a. O., S. 152.

besondere Mittel, um die Wirklichkeit ins Gebiet des Ästhetischen zu erheben, und das besondere Mittel der Tragödie ist das Mitleid; dies faßt Schiller (wie Rosalewsky richtig betont) als ein Mit-Leiden, und er entwickelt nun die besondere Lehre von der Tragödie, das heißt von der Art, wie sie Lust, und zwar ästhetische Lust, an schmerzlichen Eindrücken bereitet, in dem zweiten Aufsatze.

Rosalewsky meint nun, daß Schiller die Bedeutung dieses Mitleidens nicht richtig angegeben habe und daß sich zwischen seinem zweiten und dritten Aufsatze wiederum Widersprüche finden, indem die 'Verwechselung' des Zuschauers mit dem Helden in jener als möglich, in dieser als notwendig hingestellt werde. Das ist m. E. nicht richtig; in der Schrift 'Über die tragische Kunst'[1] sagt Schiller allerdings: 'Wir müssen, ohne uns Zwang anzutun, die Person mit ihm zu wechseln fähig sein'; aber aus dem Zusammenhange geht klar hervor, daß es sich hier nicht um eine subjektive, sondern objektive Befähigung handelt: der Autor muß seine tragische Person so 'ähnlich' zeichnen, daß wir 'uns in diesem anderen' wiederfinden. Ist aber die Ähnlichkeit vorhanden, so erfolgt die 'Verwechselung' mit der Notwendigkeit, die Schiller in der Schrift vom Erhabenen hervorhebt: 'Die Sympathie oder der teilnehmende (mitgeteilte) Affekt ist keine freie Äußerung unseres Gemüts, die wir erst selbsttätig in uns hervorbringen müßten, sondern eine unwillkürliche, durch das Naturgesetz bestimmte Affektion des Gefühlsvermögens. Sobald wir eine Vorstellung davon haben, müssen wir es.'[2] Daß wir damit unserer ästhetischen Gemütsfreiheit beraubt würden, kann ich nicht einsehen; die notwendige 'Verwechselung' tritt zunächst und in jedem Falle ein, wo wir einen anderen leiden sehen; ob wir von dieser pathologischen Erfahrung zum ästhetischen Erlebnis aufsteigen, hängt von der Kunst des tragischen Dichters ab. Und für diese hat Schiller m. E. die wesentlichen Bedingungen festgestellt. Rosalewsky freilich gibt das nicht zu; er sieht in Schillers Forderungen der 'Wahrheit' und 'Lebhaftigkeit' freilich wichtige Faktoren für die 'Möglichkeit des Mitleidens', ebenso in der 'Größe des tragischen Menschen' (Volkelt) und in der Begründung der Sympathie mit dem Helden auf das Gute oder auf die Kraft in ihm (Lipps) — aber er sieht in dem allem nichts, was ein notwendiges Eintreten des Mitleidens verbürgte; er fürchtet sogar, daß eine wirkliche Ermittelung solcher objektiven Bedingungen des tragischen Eindrucks die tragische Kunst erlernbar machen würde, und meint, daß es 'vielmehr eine vom tragischen Dichter ewig neu zu lösende Aufgabe sei, seinen Helden so auszustatten, daß wir uns mit ihm verwechseln und daher mit ihm mitleiden können' (S. 110—112). Aber seine eigene Formulierung, der Held solle 'sympathisch' sein, damit wir mit ihm 'sympathisieren, d. h. mitleiden' können, läuft, wie er selber fühlt, doch bloß auf einen identischen Satz hinaus und fördert uns nicht.

Zutreffend würdigt Rosalewsky Schillers großen Fortschritt über Lessings moralisierende Theorie der Tragödie hinaus. Bei ihm besteht das tragische Vergnügen nicht in der Erregung zweier Affekte, die dann auf das richtige Maß zurückzuführen sind, sondern der Affekt wird zum bloßen Mittel, der das reine Freiheitsgefühl erzeugen soll. Aber freilich, bei diesem reinen Freiheitsgefühl ist Schiller im ganzen stehengeblieben. Rosalewskys eindringende logische und terminologische Darlegungen zeigen, wie sehr er hier von Kant abhängig war; Persönliches kam hinzu. Was Rosalewsky das 'ästhetisch Erhabene' im eigentlichen Sinne nennt (wovon das 'reine Freiheitsgefühl' nur ein Teilgefühl ist), d. h. die freie 'Erhebung über allen Konflikt, über die Kluft zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit', das konnte Schiller in einer dichterischen Verarbeitung geschichtlicher oder

[1] A. a. O., S. 969. [2] Ebenda, Band XII, S. 317.

überhaupt empirischer Vorgänge nicht zur Darstellung bringen; das bezeichnete er in einem berühmten Abschnitt seiner Schrift über 'Naive und sentimentalische Dichtung'[1] als die höchste, letzte Aufgabe der Idylle, und in diesem Sinne hat er selbst in seinem 'Reich der Schatten' die Gestalt des 'Alciden' gefeiert — nicht aber in einer Tragödie. Und sein Beispiel beweist, daß das Ästhetisch-Erhabene in dem eben beschriebenen Sinne in die Tragödie vielleicht eintreten kann, aber nicht muß, wenn anders wir den Begriff dieser Dichtungsgattung nicht deduktorisch konstruieren, sondern auf induktivem Wege studieren wollen, wie es Volkelt in seiner klassischen 'Ästhetik des Tragischen' getan hat.

Liverpool. Robert Petsch.

Ludwig Sadée, Schiller als Realist. Eine literarisch-psychologische Studie. Leipzig u. Asch (Deutschböhmen), Camillo Schneider, 1909. XI, 189 S. 8°.

Die vorliegende Arbeit stellt sich die Aufgabe, entgegen der wohl bereits im Schwinden begriffenen, jedoch noch nicht völlig verschwundenen Auffassung, die in dem großen Idealisten Schiller den Realisten vermißt, darzutun, daß dem Schillerschen Idealismus in Wahrheit eine kräftige Befestigung und Begründung in der Wirklichkeitswelt durchaus nicht abgehe, daß sowohl die klassischen Dramen des vollendeten Künstlers (S. 11 ff.) wie schon die ersten 'reifenden Früchte' (S. 121 ff.) des Realismus keineswegs entbehrten. Der Verfasser schließt sich im wesentlichen den stets erhellend wirkenden Urteilen Goethes an, und es gelingt ihm, mit origineller Feinheit und Schärfe die Schaffensart beider Dichter zu durchdringen und im Vergleiche zueinander darzustellen (S. 7 ff., 167 ff.). Er weiß Goethes lyrischen Realismus gegenüber dem pragmatischen Realismus Schillers klar herauszuarbeiten. Dabei ist es ihm besonders auch darum zu tun, jene 'Großmacht realen Geistes', die wir in Schiller verehren, über die Schranken engherziger und rhetorischer Parteiausnützung in leuchtende Höhe zu erheben (S. 173, etwas unfrei einseitig S. 93). Es hätte hier nahegelegen, die theoretisch-philosophische Bildung Schillers mit in den Umkreis der Untersuchung hineinzuziehen. Als eine Vorarbeit hierzu wäre wohl die Abhandlung Eugen Kühnemanns: 'Die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des "Wallenstein"' (1889) als bedeutend zu empfehlen gewesen, ferner die schönen Erörterungen Friedrich Albert Langes zu Schillers Gedichten. Allein auch im Rahmen des so begrenzten Untersuchungsfeldes, wie es der Verfasser sich gewählt hat, kann, meine ich, sollten sich auch Einzelheiten und allgemeine Fragen gelegentlich besser ausdrücken lassen, ein philosophischer Gewinn bei der Würdigung des idealistischen Dichterphilosophen unter dem Gesichtspunkte des Realismus nicht ausbleiben.

Der Mensch, der der Welt als reiner Zuschauer gegenüberzutreten glaubt, wird gewöhnlich eher für einen Realisten gehalten als der, dem es in sittlichem Lebensernste sogleich und vor allem darauf ankommt, ihrem Anblicke ohne Umschweife die Erkenntnis praktischer Aufgaben zu entnehmen. Wir nennen den Standpunkt des Menschen, dem Aufgaben anerkennen und erleben Religion und Sittlichkeit bedeutet, nicht mit Unrecht den idealen Standpunkt, denn er wird nicht durch ein bloßes Hinnehmen des Wirklichen bestimmt, sondern durch die aus den realen Gegebenheiten schöpferisch herausgearbeitete Idee des pflichtgemäßen Sollens. Dem Idealismus kommt es darauf an, was wir aus dem Gegebenen machen, und zwar formal zunächst schon darauf, daß wir überhaupt etwas daraus

[1] A. a. O., Band XII, S. 228 f.

sehen. Doch der Realismus des unentstellten Wirklichkeitserfassens ist m mindesten eine unerläßliche Vorbedingung des gesunden Idealismus. urch den Realismus erlangt der Mensch die Einstellung des Gemüts, die n gefühlvollen Willen zur Handlung in das richtige Strombett der best-lichen Wirksamkeit leiten kann. Wohl wird die Güte des Willens nicht ch den äußeren Erfolg beglaubigt, aber ein Wille, der etwas unterließe, s zum richtigen Erfolge beitragen kann, wäre schwach und unvollkommen. ier ist echter Idealismus nie ohne die unerschütterlichen Grundlagen er stichhaltig realistischen Weltanschauung möglich. Der Inhalt des alen Wollens wird durch reale Erfahrung gespeist.

Leopold Sadée versucht das allgemeine Problem mit Bezug auf Schiller n der literarisch-psychologischen Seite aus zu behandeln. Er unter-eidet innerhalb des Realismus drei Stufen, die sich, wie man es auch drücken könnte, schrittweise aus dem Realismus heraus zum eigentlichen ndpunkte der Idee erheben. Mit Anspielung auf eine Einteilung, die r Verfasser den Lehren der Psychologie verdankt, werden von ihm im rstellenden Subjekte drei Schichten von Phänomenen angenommen, die darstellen als die sinnlichen Wahrnehmungen an der Peripherie des elenlebens, zweitens die bereits tiefer ins Innere tauchenden Erinnerungs-knüpfungen und Vorstellungen weiterer Realitätskomplexe, endlich die einen gemeinsamen Mittelpunkt bezogenen einheitlichen Wirklichkeits-n des Dichters (S. 3 ff.). Der Poet auf dem Standpunkte des ideever-senen Naturalismus scheint ihm gleichsam auf der ersten Stufe einer zu-mmenhanglosen Atomistik von Einzelheiten stehenzubleiben. Verfährt so wahllos gegenüber den zufälligen Eingebungen der Natur, dann haben r keinen Realismus, sondern, nach des Verfassers starkem Ausdruck: ein 'Kehrichthaufen von Realien'. Die zunehmende Selbständigkeit bei Verarbeitung des Gegebenen zu künstlerischen Ausschnitten läßt die öpferische Persönlichkeit, als das Zentrum, durch das die Realitäten ihre rm erhalten, zu wachsender Bedeutung gelangen. So bringt nun der fasser an die Schillerschen Dichtungen ein kleines System von fruchtb-n Fragen heran. Er untersucht, was Schiller durch direkte Schilderung an Wirklichkeiten zu bieten vermochte neben der indirekten Darstellung fernerer Zusammenhängen des Wirklichen, ähnlich wie man etwa an em Gemälde die Mittel studiert, durch die es dem Künstler gelang, auf zweidimensionalen Fläche den Eindruck des dreidimensionalen Raumes rtäuschen. Die Perspektive, die uns die Tiefe des Räumlichen durch aue Richtigkeit in der Wiedergabe des Gesehenen vor das geistig lebende ge zaubert, wird auch dem Dichtwerke nicht fehlen dürfen. Man er-re sich der geistvollen Untersuchungen Riehls, der das Hildebrandsche oblem der Form (in der 'Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Phil. 21 (1897) 83 ff. u. 22 (1898) S. 96 ff.) so glücklich auf die Dichtung zu übertragen te. Sadée hat zunächst das weite Gebiet der von ihm so genannten sentialrealistik' im Auge (S. 14 ff., 43). Damit meint er den nur für die malende Phantasie angeregten historischen Hintergrund von nicht sicht- nicht greifbar dargestellten Realitäten. Er spricht von einer 'Realistik Intervalle' (z. B. S. 5, 20 f., 54, 126, 148). 'Für einen wahlfähigen ichter der Wirklichkeit', heißt es (S. 14), 'kommt es nicht darauf an, die ividuen des täglichen Lebens zu reproduzieren, sondern vielmehr die chen diesen Individuen des Lebens wirklich vorhandenen Intervalle Darstellung zu bringen.' Unter 'Realisierung der Intervalle' versteht Autor die unterscheidende Charakteristik, der er tadelnd überflüssige helgaben in Sentenzen als bloße Ausschmückung (S. 21) gegenüberstellt. ufgabe des Dichters sei es, wie Goethe sagt, 'Epitomator der Natur' zu sein. Die Frage nach dem Zentrum der Wirklichkeitsausschnitte muß als die wichtigste und entscheidende gelten. Sadée findet den Mittelpunkt des-

großen Bezirks von Wirklichkeiten, die uns z. B. Schillers 'Wallenstein' erblicken läßt, in Wallensteins Ehrgeiz. Durch den Ehrgeiz läßt sich Wallenstein mit einer ihm innerlich fremden Partei ein. Der Ehrgeiz treibt ihn weiter auch zum äußeren Abfall von denen, an die er vorher sich nur äußerlich angeschlossen hatte (S. 24). Wallenstein ist in seiner Art mithin ein Realist, der untergeht, weil er nicht Idealist genug ist, um seinen Ideen höhere Wirklichkeitsgesichte einzusetzen (wie Max Piccolomini). Die höchsten Realitäten sind dem Menschen allerdings nicht als Wirklichkeiten gegeben, sondern in der Idee aufgegeben. Wallenstein sinkt so weit in die Tiefe des Nicht-Idealen, wie er sein Herz mit irdischem Ehrgeiz belastete und nun die Stärke der idealen Schwungkraft nicht besitzt, um sich dahin zu erheben, wo er jene nur in der Idee zu erschauenden, nichtsdestoweniger aber allerrealsten rationalen Wirklichkeiten gewahr wird. Auf diese Sterne verstand er sich nicht. Schillers eigene Klarheit als Idealist tritt also gerade hier am deutlichsten hervor, wo wir ihn zugleich am meisten als Realisten bewundern müssen; denn der Deutlichkeit seines Bildes verdanken wir die geläuterte Einsicht in das innere Wirklichkeitsgefüge des Lebens, der Geschichte.

Den Begriff der 'Filiation' als eines 'Stammbaumgesetzes der Gegenstände' wendet der Verfasser namentlich auf den ruhigen Rückblick der Goethischen Muse an, um für Schiller im Gegensatze hierzu nicht unbegründet das in einer Idee verankerte 'mit dem Nebeneinander umzugehen wissen' in Anspruch zu nehmen. Goethes 'stilles Entwickeln aus dem Innern' kommt so gegenüber der Schillerschen Schaffensart zu ihrem eigentümlichen Rechte, und es wird nicht ein Genius mit dem anderen totgeschlagen (wogegen sich, wenn es in höherem Geiste geschieht, sogar auch nichts einwenden ließe), sondern im Gegenteil der besonderen Wesensart und Tiefe eines jeden liebevoll nachgeforscht und mit sorgfältiger Bemühung das Moment der wechselseitigen Ergänzung festzustellen und in positive Beleuchtung zu rücken gesucht.

Gelegentlich läßt der Verfasser eigene philosophische Anschauungen durchblicken, die auf eine dem unendlichen Siege des Guten gläubig zugewandte, platonisch fromme Seelenhaltung schließen lassen (S. 49 f.). An ihnen wäre vielleicht der große philosophische Realist, in dessen Dienste er sich so treu zu betätigen suchte, nicht ohne kritische Forderung ihrer theoretischen Grundlegung vorübergegangen. Doch ich sage: vielleicht, denn ich möchte mich selbst nicht getrauen, einen Glauben als überschwenglich abzulehnen, wie ihn der Verfasser in der vertrauensvollen Anheimstellung an das Unerforschliche ausspricht. Auch Goethe schrieb in den 'Wanderjahren': 'Von drückenden Pflichten kann uns nur die gewissenhafteste Ausübung befreien, und was gar nicht aufzulösen ist, überlassen wir zuletzt Gott als dem allbedingenden und allbefreienden Wesen.'

Charlottenburg. Hans Lindau.

Rudolf Buchmann, Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens. Beiträge zu einer Motiv- und Stilparallele. (Walzels Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. N. F. 6.) XVI, 236 S. Leipzig, Haessel, 1910. M. 4,60.

Nach eigenem Geständnis durch Walzel, R. M. Meyer und Minor angeregt, sucht Buchmann seinem hochklingenden Thema durch umfängliche, beispiel- und probenreiche Untersuchungen des Stiles und der Motive gerecht zu werden. Er gliedert seinen Stoff, dem Titel entsprechend, in zwei Hauptteile, behandelt aber unter A (der Held des romantischen Kunstmärchens) sehr verschiedenartige Dinge unter wechselnden Gesichtspunkten. Er liefert

keine allgemeine Charakteristik des typischen Märchenhelden, er führt nicht die individuellen Abweichungen vom Typus und die besonderen Einzelzüge vor Augen, sondern er bemüht sich, bestimmte Seiten und Zustände der Hauptcharaktere durch reichliche Zusammenstellung ausgewählter Sätze, durch mannigfache syntaktische Beispiele, durch viele Proben der dichterischen Ausdrucksweise ins rechte Licht zu rücken. So faßt er unter I (Motive und Stil des Zwiespalts) folgende allgemein menschliche Seelenzustände und charakteristische Stilmittel zusammen: Zwiespalt der Seele, Wehmut, Unentschlossenheit, das Oxymoron, die Einsamkeit. Ferner beschäftigt er sich unter III mit dem Traumleben und unter VI, noch ausführlicher, mit der Liebe, obgleich man beide, zumal die letztere, auch wohl unter B (die Mächte des romantischen Kunstmärchens) hätte suchen dürfen. Unter der Überschrift B werden lediglich die 'mystischen' Gestalten (Feen, Hexen, Zauberer, Kobolde) und die Elementargeister behandelt.

Buchmann bringt in seiner mit großem Fleiße angefertigten Arbeit eine Masse von Beobachtungen zusammen. Auch die Wörterstatistik hat ihre in mühsamem Zählen gewonnenen Reihen geliefert: auf S. 29—32 wird uns übersichtlich vor Augen geführt, wie oft einige kennzeichnende Ausdrücke (wunder-, sonderbar; zauber-, rätselhaft; unbegreiflich usw.) in den einzelnen Märchen verwendet werden; auf S. 99—100, welch starker Gebrauch von dem grammatischen Superlativ gemacht wird. Indem der Verf. bedauert, daß 'Vergleichswerte aus anderen Dichtungsgattungen fehlen', macht er selbst auf die zunächst geringe Beweiskraft solcher statistischen Aufstellungen aufmerksam, welche, meines Erachtens, wenigstens was den grammatischen Superlativ angeht, auch in der Folge eine Stärkung schwerlich erfahren dürfte.

Der Verf. bemerkt außerdem sehr richtig, es sei ein Kunststück, in einem Kunstwerk richtig zu zählen. Ist das Zählen aber wirklich nötig oder auch nur angebracht? Täuscht sich der Verf. nicht über die Verwendbarkeit und Ergiebigkeit dieses Verfahrens? Von welcher Tragweite können derartige Stiluntersuchungen überhaupt sein? Ist es möglich, das bloße Zählen für ein geisteswissenschaftliches Gebiet fruchtbar zu machen? Wird die einzige exakte Methode nicht nach wie vor darin liegen, zunächst das einzelne Kunstwerk in seinem gedanklichen Gefüge bloßzulegen, in seinem Stimmungsgehalt zu erfassen und etwaige Anregungen äußerlicher oder innerlicher Art festzustellen, die für den Dichter wirksam geworden sind? Würde hiermit nicht ein induktives Verfahren angewendet, das in weiterer Ausdehnung allmählich vielleicht zur Herausarbeitung typischer Züge zu führen vermöchte?

Es erscheint fraglich, ob so bedeutsame Probleme, wie sie der Verf. sich gestellt hat, durch Stiluntersuchungen zu lösen sind. Der Stil bleibt etwas Äußeres, um nicht zu sagen Äußerliches. Er spricht ein Inneres aus, das ist gewiß; aber es bleibt ungewiß, ob dieses Innere sich in äußeren Merkmalen mit voller Bestimmtheit ausprägt, ob das Innere in dem einzelnen Worte sichtbar wird, ob Gefühlsmomente und Stimmungswerte im einzelnen Satz völlig wahrnehmbar werden. Schweben sie nicht vielmehr wie ein geistiger Hauch über dem Ganzen? Beleben sie nicht unsichtbar ganze Satzreihen? Schaffen sie nicht gerade Zusammenhänge, die kaum in Worte zu fassen sind? Steht denn bloß da, was geschrieben ist? Lesen wir nicht zwischen den Zeilen?

Auch das menschliche Antlitz und die menschliche Schädelform mag der Ausdruck eines Inneren sein; aber es war ein kühnes Unterfangen der Physiognomiker, diese allgemeinen, nur in leisen Schattierungen und Abänderungen sich bewegenden Züge auf bestimmte Eigenschaften zu deuten. Der Stil mag etwas Bestimmtes sein und Buffons Wort: *le style c'est l'homme* zu Recht bestehen. Aber wie sich Buffons Wort auf den Stil im

ganzen bezieht, so müßte sich auch die Stiluntersuchung auf ein Ganzes, hier in unserem Fall auf ganze Kunstwerke richten, um Ergebnisse zu erzielen, wie man sie dem Fleiße des Verf. gern gewünscht hätte. Es ist schade, daß ihm Andeutungen von Meistern bloß das Ziel zeigten, daß keine von ihnen aufgestellten Muster ihm gangbare Wege wiesen.

Übrigens hat sich der Verf. selber in jenen Teilen seines Buches, die sich mit der Aneinanderreihung und Vergleichung der Motive beschäftigen, immer wieder zum Vorteil seiner Darstellung an die einzelnen Werke gehalten, zumal an solche von E. Th. A. Hoffmann, von Brentano, von Tieck. Arnim ist nur wenig verwertet, obgleich seine Märchen (z. B. 'Isabella von Ägypten') in eigenartigen Beziehungen zu einem sehr disparaten Gebiete, zur Geschichte, stehen und insofern manche interessante Seite aufweisen. Kerner, Mosen, Gaudy sind nicht berücksichtigt, dagegen Otto Ludwig und Hebbel, Storm und Keller, Ibsen ('Peer Gynt') und Sudermann ('Die drei Reiherfedern'). Goethe ist nicht nur mit dem einzigartigen 'Märchen', sondern auch mit der 'Neuen Melusine' und dem 'Neuen Paris' vertreten.

Buchmann hat keine Definition des romantischen Märchens, er hat auch keine Begründung dafür gegeben, daß er gerade diese Märchen in die Reihe aufnahm, jene anderen wegließ. Seine Ausführungen leiden nicht selten darunter, daß das etwas willkürlich abgesteckte Feld der Beobachtung dem Urteil Schranken setzt. Wenn er (S. 11, auch S. 163) meint, das romantische Kunstmärchen gehe im Gegensatz zum Volksmärchen vom Innenleben seiner Helden aus, so ist diese Behauptung zu eng gefaßt. Was hier dem romantischen Kunstmärchen als Vorzug zugesprochen wird, zeichnet das Kunstmärchen überhaupt aus. Wenn Buchmann auf S. 2 mit Arnim in den Erzählungen des Musäus eine Voraussetzung der romantischen Märchendichtung sieht, so wird das immer ganz wesentlich von der reichlichen psychologischen Motivierung, also von der ausgiebigen Darstellung des Innenlebens zu gelten haben. Wenn er (S. 35) erklärt, Märchennovelle scheine die beste Bezeichnung für die meisten romantischen Märchen zu sein, so möchte die Erinnerung am Platze sein, daß von dem Musäusbiographen Moritz Müller diese Bezeichnung für Musäussche Märchen verwendet worden ist, lange bevor Sakheim daran dachte, sie für Hoffmannsche Märchen zu gebrauchen. Auch der Sagencharakter ist dem romantischen Märchen nicht eigentümlich, sondern, um nicht wieder auf Musäus hinzuweisen, ebenso vorherrschend in vielen Märchen der Benedikte Naubert. Dasselbe gilt von der Märcheneinlage, die gleichfalls kein spezifisch romantisches Kunstmittel ist, wie die beiden Episoden von Heinrich dem Löwen und der heiligen Elisabeth in Musäus' 'Melechsala' beweisen.

In einem Falle hat Buchmann selber seine Behauptung ausgedehnt, aber doch nicht ausreichend; denn wenn er sagt: 'das Motiv der Einsamkeit läßt sich auch in später entstandenen Märchen nachweisen', so muß der Vollständigkeit halber hinzugesetzt werden, auch in früher entstandenen, also im Märchen überhaupt.

In anderen Fällen ist die Enge der Behauptungen noch offensichtlicher. Denn hier handelt es sich um Aussagen, die sich auf das romantische Kunstmärchen beziehen sollen, in Wahrheit aber nicht bloß vom Kunstmärchen schlechthin, sondern von ganzen poetischen Gattungen gelten. So wird dem Märchenhelden Zwiespalt der Seele, Unentschlossenheit, Wehmut zugeschrieben. Als ob das nicht allgemein menschliche Grundstimmungen wären, welche dem Helden im Roman oder im Drama gerade so gut eignen können! Webt nicht ein guter, vielleicht sagt jemand der beste, Teil aller Poesie in der Schilderung von Konflikten? Und nun die Offenbarungen der Liebe! Sie sind der poetische Gemeinplatz, und die Liebe ist die Sonne der Poesie. Buchmann erklärt selbst (S. 106, Anmerkung 2): 'So sonderbar es auch klingen mag, deuten die romantischen Märchenhelden verschiedentlich

auf den Goetheschen Werther.' Nur klingt es uns gar nicht sonderbar! — Nicht einmal rätselhafte und unbegreifliche Vorgänge sind auf das Märchen beschränkt. Allerdings mögen sich seelische Zustände und Verhältnisse solcher Art nicht leicht auf so engem Raume in solcher Fülle und Abwechslung zusammendrängen wie im romantischen Märchen; und es ist ein Verdienst der Buchmannschen Arbeit, darauf hingewiesen und den Nachweis dafür erbracht zu haben.

Von großem Interesse würde es sein, das Verhältnis von Traum, Träumerei und Wirklichkeit, wie es in den romantischen Märchen hervortritt, in voller Klarheit dargestellt zu sehen. Freilich scheint manches Märchen, etwa Hoffmanns 'Goldener Topf' oder sein 'Nußknacker und Mausekönig', geradezu darauf angelegt zu sein, eine völlig klare Vorstellung über die Herrschaft und die Grenzmarken dieser Zustände nicht aufkommen zu lassen; und es würde insofern nicht unter die Bemühungen einer nachschaffenden Ästhetik, sondern in das Gebiet des forschenden Psychologen fallen, dasjenige in seine Bestandteile aufzulösen, was eben in seinem Zusammensein wirkt und wirken soll. Auch würden damit, wenn überhaupt etwas, so doch nur einzelne Teile gewonnen, welche beziehungslos nebeneinander lägen, weil das geistige Bindemittel, der durch die Kunst hervorgebrachte Zusammenhalt verloren ging. Jedenfalls müßte man bei dieser Untersuchung jene Bewußtseinszustände vor allem auch für sich selber sauber auseinanderhalten und scharf zwischen Traumleben und dem Leben in der Phantasie scheiden.

Buchmann stellt (S. 42) den Satz auf: 'Die romantischen Märchen kennen meistens keine anderen Wunder als die des Traumes, dessen Gesetzmäßigkeiten sie zu folgen sich bestreben.' Abgesehen davon, daß diese Behauptung nicht bewiesen ist, bleibt auch die Bedeutung des Wortes Traum unsicher. Denn Buchmann spricht zwar im folgenden davon, daß die Romantiker das Traumleben studiert hätten, daß ihnen der Traum die wunderbarste Erscheinung im menschlichen Organismus bedeute (womit augenscheinlich der Traum im eigentlichsten Sinne gemeint ist); aber nachher heißt es (S. 43) in demselben Zusammenhange: 'Für den Romantiker, so auch für Hoffmann, gibt es eben noch eine höhere Art zu träumen' (womit doch nur Träumerei und das Leben in einer Phantasiewelt gemeint sein kann). Ebensowenig sind Träumerei und Traum in den angeführten Beispielen voneinander geschieden; und man möchte glauben, Buchmann mache es hier wie Hoffmann. Auch wenn er weiterhin (S. 50) von dem 'häufigen Übergang von Wirklichkeit zu Traum und umgekehrt' spricht, ohne einen Beleg beizufügen, wird man sich vornehmlich an Hoffmann zu denken veranlaßt sehen. Endlich tritt uns in steigender Fassung eine allgemeinste und am wenigsten begründete Charakterisierung des Märchens entgegen; sie liegt in den Worten (S. 54): 'Die Traumdichtungen der Romantiker, d. h. ihre Märchen.'

Auch sonst ist Hoffmann (und neben ihm Tieck) verhältnismäßig recht häufig herangezogen; und es sind fast durchaus nur s e i n e Märchen, welche für die Schilderung des 'auserlesenen Märchenhelden' zugrunde gelegt werden (in dem Kapitel: 'Der Held und seine Alltagsumgebung'): der Märchenheld finde sich unter Kindern, Phantasten und Dichtern, er stehe ganz außerhalb der Philisterwelt.

Noch wäre auf jene Teile des Buches zu verweisen, wo spezifisch romantische Stimmungen und Seelenzustände aus den Märchen zusammengestellt werden, so auf den Abschnitt über Mondscheinromantik und die Mondallegorien Novalis', Brentanos, Immermanns, oder auf das Kapitel, welches 'Fluchtrondo der Sehnsucht' überschrieben ist, manches Sehnsuchtsmotiv aus romantischen Märchen erklingen läßt, aber auch wiederum über diesen Kreis hinauszugehen genötigt wird. Denn ein Sehnsuchtsmotiv wird, wenn auch

in aller Kürze, für Wielands 'Don Sylvio von Rosalva' wie für J. G. Jacobis 'Nessir und Zulima' festgestellt. In Jacobis Märchen hat Buchmann vielfache Beziehungen zur Romantik, insbesondere zu dem Märchen Novalis' aus dem 'Ofterdingen' (von Leo Berg in seine Sammlung als 'Der Sänger' aufgenommen) nachweisen zu können geglaubt. Er findet dieses Märchen romantischer als irgendein Haufisches; und er mag darin von seinem Standpunkt aus völlig recht haben. Allein dem Leser ist mit diesem Ausdruck eines ästhetischen Gefühles wenig gedient: er sieht Goethe aufgenommen und Arnim kaum verwertet; er findet Ibsens 'Peer Gynt' berücksichtigt, aber nicht Hauptmanns 'Versunkene Glocke'; er wundert sich deshalb nicht, wenn Hauff gestrichen und Jacobis 'Nessir' dafür eingesetzt werden soll. Allein er weiß nicht, warum das geschieht oder nicht geschieht. Er vermißt Definitionen, die den Begriff umschreiben, sowie Erklärungen über Umfang und Bestandteile des behandelten Gebietes. Er schätzt vielleicht die Art des Verfassers, möglichst schnell in medias res zu gehen; aber er wird bedauern, daß er das Ziel der Untersuchung nicht schärfer vor sich sieht, daß ihm vor den zahlreichen, oft auch förderlichen Einzeluntersuchungen die Größe und Bedeutsamkeit der Aufgabe aus den Augen schwindet. Wenn der Verf. dem Leser in der Vorrede die Aussicht eröffnet, 'später von anderen Gesichtspunkten aus die begonnene Motiv- und Stilparallele fortzusetzen', so drängt sich dem Leser der Wunsch auf, die Gesichtspunkte möchten ihm alsdann in fest umrissener Gestaltung vorweg entwickelt werden. Erst dann wird er in der Lage sein, die Ergebnisse der Detailarbeit des Verfassers zu übersehen und für sich eine Zusammenfassung vorzunehmen, die der Verf. in der vorliegenden Arbeit nicht gegeben hat und vielleicht, aus einer gewissen Scheu vor Verallgemeinerungen, auch in der nächsten Abhandlung nicht geben wird.

Charlottenburg. Erich Bleich.

Gustav Grau, Quellen und Verwandtschaften der älteren germanischen Darstellungen des jüngsten Gerichts. (Studien zur englischen Philologie, hg. von Lorenz Morsbach, XXXI.) Halle, 1908. XIII, 288 S. M. 10.

Zunächst ein Wort *pro domo*. Es ist nicht die Schuld des Referenten, wenn diese Besprechung des Grauschen Buches nicht vor dem fünften Jahre seit seinem Erscheinen zutage tritt. Erst vor kurzem wandte sich der Leiter der anglistischen Abteilung dieser Zeitschrift mit dem Wunsche an mich, das Werk anzuzeigen, damit es im *Archiv* nicht ganz ohne die sachliche Kritik bliebe, die seiner Bedeutung jedenfalls zukomme. Brandls eigene kurze Notiz im *Archiv* CXXI, S. 474, erschien ihm für diesen Zweck nicht ausreichend. So entstand eine Verspätung, durch die wir wenigstens in die Lage gesetzt werden, die Wirkung der Grauschen Forschungen auf die Wissenschaft beobachten zu können: *there is some soul of goodness in things evil!* — Es sind mir bis jetzt folgende, z. T. recht lehrreiche, Auseinandersetzungen mit Graus Quellenstudien zu Gesicht gekommen: K. Helm, *Jahresbericht* XXX (für 1908), S. 131—132; ders., *Literaturblatt* XXXIV (1913), Sp. 57—59; K. Guntermann, *Z. f. d. Ph.* 41, 401—415; G. Ehrismann, *A. f. d. A.* XXXV, 184—196; ferner ein kurzes, lobendes Referat, gezeichnet *-tz-* im *L. C. Bl.*, 1910, Sp. 1649—50. Wichtig sind außerdem die folgenden beiden Aufsätze: K. Strecker, *Dies irae*, *Z. f. d. A.* 51, 227—255, und Fr. Klaeber, *Die christlichen Elemente im Beowulf*, *Anglia* 35, 111—136, 249—270, 453—482 und 36, 169—199, insbesondere der Abschnitt über das große Gericht 35, 263—65, und über Hrodgars Mahnrede, ebenda S. 474—480.

Graus Ausgangspunkt bildete seine Beschäftigung mit dem ahd. Muspilli-Fragment. Da die isolierte Betrachtung des Werkes zur Lösung der mit seiner Erklärung verbundenen quellenkritischen Fragen nicht ausreichte, erweiterte sich ihm sein Forschungskreis zu einer vergleichenden Betrachtung der anderen frühgermanischen Darstellungen des Jüngsten Gerichts bis zum Jahre 1000 und ihrer Quellen. Unter diesen Quellen weist er der Bibel und der einheimischen (lateinischen oder germanischen) Tradition geringere Bedeutung zu als den vermittelnden theologischen Werken des täglichen Gebrauchs, wie Homilien, Evangelienharmonien, Sündenklagen und poetischen Bearbeitungen geistlicher Stoffe. 'Im ganzen', sagt Grau S. 8, 'folgen die geistlichen Dichter jener Zeit durchaus nicht dieser Tradition, die sie freilich nebenher immer wieder — mehr im Detail — verwerten, sondern sie wählen für ihre Darstellungen abseits stehende, etwas Besonderes bietende Vorlagen — apokryphe, mit volkstümlichen Mitteln arbeitende, poetische —, ein begreifliches Streben nach literarischer Eigenart.' Diese Erkenntnis ist in ihrem positiven Teil aufs lebhafteste zu begrüßen, in ihrem negativen, der Zurückschiebung von Bibel und Tradition, hat Grau im Eifer des Entdeckens sein Ziel bisweilen überschossen, eine Tatsache, die ihm vorübergehend, so in dem eben zitierten Satze, selbst zum Bewußtsein kommt und seiner Darstellung nicht selten ein ungeklärtes Element des Selbstwiderspruchs beimengt. Zu berücksichtigen sind die außergewöhnlichen Schwierigkeiten bei der Auswahl und Verwertung des zum Teil mangelhaft edierten Materials. Hierbei konnte sich Grau der Unterstützung W. Meyers (Göttingen) erfreuen. Endlich ist er sich darüber nicht im Zweifel, daß der Einzelarbeit noch vieles zu tun übrigbleibt: sie wird in jedem Falle die Grauschen Quellennachweise nachzuprüfen und die von ihm gezogenen Schlüsse auf die ihnen tatsächlich innewohnende Bedeutung zu untersuchen haben. Vieles, insbesondere zur ags. Poesie, stellt Grau selbst für spätere Zeit in Aussicht. In der vorliegenden Arbeit solle nur der erste Weg durch den bisherigen Urwald gebahnt werden. —

Die Verbreitung der Darstellungen des Jüngsten Gerichts in den westgerm. Literaturen — vom Norden ist einstweilen nicht die Rede — gab Anlaß zu einer naturgemäßen Zweiteilung der Stoffmasse. Grau handelt, nach einleitenden und methodologischen Bemerkungen, auf S. 15—198 über angelsächsische, auf S. 199—260 über deutsche Literatur. Drei Anhänge und ein etwas pompöses Nachwort folgen. Ein Index fehlt bedauerlicherweise. Der Abschnitt über deutsche Literatur enthält neben einer kurzen, nach des Verfassers eigenem Urteil noch nicht genügend ausgereiften Notiz über Otfrid Quellenuntersuchungen zum Heliand, insbesondere zu den Versen 1032—1048 und 3592—3619 in Heynes Ausgabe, die eine direkte stoffliche und wörtliche Übernahme aus dem ags. Gudlac 791—844 und Phönix 393—423 — beide kontaminiert — darstellen sollen, und, hauptsächlich, die Forschungen des Verfassers zum Muspilli, die, wie gesagt, den Anstoß zur Abfassung des ganzen Werkes gegeben haben. Was den Heliand anbetrifft, so vermag ich bei der Landläufigkeit der beiden Stellen — das Unglück, das durch Satans Tücke und den Sündenfall über die Menschheit gekommen ist, wird durch die Entsendung des Gottessohnes und sein Heilswerk wieder aufgehoben — das Zwingende der Entlehnung aus ags. Quellen nicht einzusehen und kann deshalb auch den daraus gezogenen Folgerungen nicht zustimmen, ohne jedoch die Möglichkeit der Beeinflussung kontinentaler Poesie durch die Angelsachsen irgendwie bestreiten zu wollen. Für Muspilli 1—30 soll des Ephraem Syrus *Sermo in eos qui in Christo obdormierunt*, für 31—103 desselben Ephraem Predigt *De cruce* die Quelle sein. Hier enthalte ich mich unter Hinweis auf die ausführlichen Besprechungen von Guntermann und Ehrismann des Urteils. Beide verhalten sich insofern skeptisch, als sie die beiden Predigten des Ephraem jedenfalls nicht

als die unmittelbare Vorlage des Muspilli-Dichters anerkennen, sondern auf Zwischenglieder hinweisen, so auf die von Grau zu gering veranschlagten traditionellen Vorstellungskreise, oder auf jüngere Homileten wie Eligius von Noyon und Cæsarius von Arles.[1] Mit der Unmittelbarkeit des Quellenverhältnisses steht und fällt aber vieles bei Grau, nicht alles: es bleibt das Verdienst des Hinweises auf die frühe Predigtliteratur und die Anregung zu erneuter Durchforschung dieses für die germanische Dichtung fraglos bedeutungsvollen Stoffgebietes, die, vorsichtig gehandhabt, sicher wertvolle Ergebnisse zutage fördern wird. So kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Werke des Syrers Ephraem (gest. 373),[2] seine Predigten, Traktate, Lamentationen u. a., die sich nicht erschöpfen können in leidenschaftlich-poetischen Schilderungen der Vorzeichen, Schrecken und Seligkeiten des Jüngsten Gerichts als Vermittler zwischen Bibel und den abendländischen Darstellungen des Weltendes gedient haben. Frühzeitige Übersetzungen in alle Kultursprachen beförderten ihre Verbreitung, und daß nicht nur die Literatur, sondern auch die bildende Kunst des frühen Mittelalters von ihnen beeinflußt war, hat schon Georg Voß in einer interessanten Abhandlung glaubhaft gemacht.[3] Es ist also durchaus berechtigt, wenn Grau immer wieder auf Ephraem zurückgreift und die Darstellungen des Jüngsten Gerichts, mit denen er sich beschäftigt, mit denen bei Ephraem aufs eingehendste vergleicht. Nur hätte ihn gerade die seit Jahrhunderten andauernde Berühmtheit des Mannes vor allzu weitgehenden Schlüssen hinsichtlich des direkten Quellenverhältnisses warnen müssen. Hier aber hat Grau nicht genügenden Widerstand zu leisten vermocht und ist wie bei den ahd. und as. so auch bei den ags. Dichtungen zu Folgerungen gelangt, die ruhiger Prüfung nicht standhalten können.

Bei Graus Untersuchungen zur ags. Literatur trägt die erste und bei weitem wichtigste Gruppe der behandelten Texte die Gesamtüberschrift Cynewulf. Durch diesen Dichternamen hebt sie sich von der zweiten und dritten ags. Gruppe, in der 'kleinere Stellen und Dichtungen' besprochen werden, und von der kontinentalen Gruppe ab. In ihr vereinigt Grau die für ihn bedeutungsvollsten Ergebnisse seiner Forschungen. Die Untersuchung des Verhältnisses einer Reihe ags. Dichtungen zu ihren wirklichen oder vermeintlichen Quellen ermutigt Grau zu sehr weitgehenden, mit großer Sicherheit vorgetragenen Behauptungen über die Persönlichkeit und die künstlerische Entwicklung Cynewulfs sowie über den Kanon und die Chronologie seiner Werke (S. 163—173). Es werden ihm zugesprochen: Elene, Crist 2 und 3, Gudlac, Phönix, Andreas (mit Fata apostolorum), Beowulf und Juliana. Crist 3 und Gudlac (und zwar Gu. A und B) sei als homiletisch-episches Sammelwerk einheitlich gedichtet, in direktem Anschluß an Cr. 2 (S. 98). Elene gehe, wie Entlehnungen bewiesen, voraus. Phönix, Andreas, Beowulf, Juliana gelten als die späteren Arbeiten des Dichters, die eine widerspruchslose Entwicklungsreihe bilden (ebenda). Der Identitätsnachweis stützt sich im wesentlichen auf das, was Grau 'unmögliche Zufälle' bei der Benutzung der Vorlagen nennt. 'Gelingt mir', heißt es S. 12—13, 'der Nachweis, daß in einem echten und einem möglicherweise Cynewulfischen Werke nicht nur dieselbe Quelle benutzt ist, sondern eine ganz bestimmte Fassung, und daß in beiden Gedichten der gleiche Fehler des Übersetzers

[1] Siehe *Jahresbericht* XXXI, S. 86—87.

[2] Vgl. H. Jordan, *Geschichte der altchristlichen Literatur*, Leipzig, 1911, S. 59, Anm. 4 und passim; Herzog-Haucks *Realencyplopädie für protest. Theologie*[3] 5, 406—409.

[3] G. Voß, *Das jüngste Gericht in der bildenden Kunst des frühen Mittelalters*. Diss., Leipzig 1884, S. 64—75. — Ich verdanke diesen Hinweis der obengenannten Abhandlung Streckers.

vorliegt, daß ferner in beiden Gedichten eine zweite, sonst ziemlich unbekannte These benutzt ist, dann ist allerdings Identität des Verfassers bewiesen' usf. Das Endergebnis wird (auf S. 288) so zusammengefaßt: 'Welch ein neuer Reichtum von Problemen hat sich mit der Lösung vieler der bisherigen Cynewulffragen aufgetan! Und wieviel kostbarer ist der Schatz literarhistorischer Erkenntnis der sich vor unseren Augen abspielenden Entwicklung eines einzigen namhaften Dichters als der, welchen zahlreiche Einzelwerke vieler bilden! Wir sind tatsächlich in dem erstaunlichen Besitze eines solchen, bisher nicht geahnten Schatzes. Cynewulf, welch guten Klang hat dieser Name jetzt für uns! Der älteste germanische Dichter von Rang in einer Güte und Reichhaltigkeit überliefert, wie kaum ein Autor der ältesten Literatur eines Volkes! Seine bisher recht und schlecht geachtete Lebensarbeit offenbart sich in der Morgendämmerung anbrechender Erkenntnis nicht mehr als freundlicher Hügel des nahen Horizontes, sondern als stolzer Gebirgskamm, der in der Ferne schon aufzuleuchten beginnt, zu dem die Menschen aufsteigen mögen, um auf seinen Höhen die reine Luft einer höheren Welt zu atmen.' Demgegenüber wird der ruhigere Betrachter doch die Pflicht haben, vor einem allzu hastigen Aufstieg zu diesen lockenden Höhen zu warnen, damit der Wagemutige nicht plötzlich den festen Boden unter den Füßen verliere und ins Grundlose versinke. Was nützt ihm dann die reine Luft der höheren Welt? Unbildlich gesprochen: Überschätzung des tatsächlich Erwiesenen und Überspannung der darauf aufgebauten Folgerungen sind die größten Schwächen des Grauschen Buches. Den zitierten Schlußsätzen gegenüber müssen wir, ohne hier in weiterem Umfange auf die Nachprüfung von Einzelheiten einzugehen, folgende Fragen aufwerfen: Ist der Beweis als gelungen anzusehen, daß den von Grau herangezogenen Quellen der Wert u n m i t t e l b a r e r Vorlagen für die von ihm damit verglichenen Dichtungen zukommt? Bleibt, wie Grau auf S. 197 ausdrücklich behauptet, die Möglichkeit einer anderen Vermittlung des in diesen Dichtungen verarbeiteten Stoffes tatsächlich ausgeschlossen? Ich bin der Ansicht, daß beide Fragen zu v e r n e i n e n sind; daß uns vielmehr Grau weniger auf direkte Quellen als auf immerhin recht bemerkenswerte Parallelen hinweist, daß insbesondere eine vorcynewulfische ags. Tradition der Darstellung des Jüngsten Gerichts ohne jeden Zweifel bestanden hat, und daß infolgedessen die Grauschen Folgerungen auf unzureichender Basis aufgebaut sind.

Folgendes Material zieht Grau in der Hauptsache, neben den allgemein anerkannten Quellen, für Cynewulf heran: für die Runenschlüsse Lamentationen und Predigten des E p h r a e m S y r u s, dessen Einfluß als eines der Lieblingsschriftsteller Cynewulfs auch in anderen Teilen seiner Werke immer wieder verspürt werde; für die Schilderungen der Himmelfahrt Christi, des Jüngsten Gerichts und des Sündenfalles neben Ephraem ein anonymes *Carmen de resurrectione mortuorum* (Migne, Patr. Lat. 2, 1147 ff.; 4, 1053 ff.; 89, 297 ff., kritischer Text von Hartel, 1871); für Cr.3 in erster Linie eine nur in griechischer Sprache nachweisbare Homilie des P s e u d o - C h r y s o s t o m o s (Migne, Pat. Graec. 61, 775 ff.), die neben einem bunten Mosaik von Nebenquellen 'im ganzen die Führung übernimmt'; für den Schluß von Cr.3 und für Gud. B außerdem das letzte Kapitel aus L a c t a n z, *Divinae Institutiones*, daneben noch eine beträchtliche Anzahl minder wichtiger Werke, so die dem H i l a r i u s v o n A r l e s zugeschriebene sogenannte kurze Genesis, Ambrosius, das vierte Buch Esra, den Pseudo-Johannes u. a. Das Quellenverhältnis erscheint mitunter so verwickelt, daß schon allein die Vielgestaltigkeit der Vorlagen Bedenken wachruft, die eine Betrachtung im einzelnen keineswegs zerstreut. Liegen den Runenstellen, insbesondere dem Eleneschluß, tatsächlich bestimmte Sündenklagen des Ephraem zugrunde, so daß die autobiographische Bedeutung des Abschnittes eine erhebliche Ein-

buße erleidet? Ehrismann hat a. a. O. S. 185—186 deutlich die Schwäche der Grauschen Parallelen dargetan. Grau traut ihnen selbst nicht. Während er auf S. 16 behauptet, daß wir in den Versen 1237 ff. keinen spontanen Herzenserguß Cynewulfs vor uns haben, kommt er auf S. 28 zu dem Schluß, daß wir ihn hier eben doch an unverkennbaren persönlichen Zügen erfassen können. Es ist Grau daran gelegen, in der Elene, die er an die Spitze der gesamten Produktion Cynewulfs stellt, kein Alterswerk des Dichters zu sehen. Nun heißt es aber in 1266—68:

[Ur] wæs geara
geogodhades glæm. Nu synt geardagas
æfter fyrstmearce ford gewitene etc.

Wie hilft sich Grau? Er verweist zunächst auf den Ausruf Ephraems *Hei mihi, defecerunt dies mei,* der das Wichtigste, die Gegenüberstellung von Jugend und Alter (geogodhad — nu) nicht enthält, und legt im übrigen die Stelle als Bescheidenheit des Autors Gott gegenüber aus: 'die kleine dem Menschen zukommende Frist hat er schon gelebt, er fühlt sich daher gegenüber Gott nicht mehr berechtigt weiter zu leben und wird den Tod ohne Murren auf sich nehmen. Jedenfalls steht nichts der Annahme entgegen, daß wir einen Mann in den besten Jahren vor uns haben' (S. 22). Nichts, außer dem Wortlaut des Textes! — Eine weitere Probe entnehme ich den Bemerkungen zum Gudlac. Um die Einheitlichkeit von Gu. A und B festzustellen, ist es wesentlich, daß beiden Teilen dieselben Quellen zugrundeliegen, nämlich Lactanz und das *Carmen de resurrectione.* Auf diese Weise entsteht 'eine Brücke zwischen Gu. A und Gu. B' (S. 94). Die deutliche Benutzung von Lactanz beginne nun mit Gu. A 762, die des *Carmen* mit 788 (S. 92). Lactanz hat: *exhortemur omnes ad suscipiendam cum vera religione sapientiam, cujus vis et officium in eo vertitur, ut contemptis terrestribus et abjectis erroribus ... ad aeterna coelestis thesauri praemia dirigamur* etc. (7, 27). Damit vergleicht Grau die Verse Gudlac A 768b—773:

Pæt beod husel-weras,[1]
cempan gecorene, Criste leofe;
berad in breostum beorhtne geleafan,
haligne hyht, heortan clæne,
weordiad waldend; habbad wisne gepoht,
fusne on fordweg to fæderedle.

Es ist aber unmöglich, auf Grund der in ganz anderem rhetorischen Zusammenhang gebrauchten Begriffe beorht geleafa = veritas und wis gepoht = sapienta hier ein Quellenverhältnis zu konstruieren. Ebensowenig überzeugend ist die Gleichstellung der *Carmen*-Verse VII, 15 ff.

(Deus jubet justos ...)
Degere perpetuam præclaro in corpore vitam

mit Gudlac 788b—790:

Pær heo sod wunad
wlitig wuldorfæst ealne widan ferh
on lifgendra londes wynne —

ein rein formelhafter Schluß, mit dem Crist 1, 437—439 fast wörtlich übereinstimmt. Von einer 'genauen Übertragung' aus dem *Carmen* (S. 93) kann gar nicht die Rede sein. Die Brücke trägt nicht. — Mit besonderem Interesse wenden wir uns endlich dem Exkurs über den Beowulf zu (S. 35 und 145—156). Wenige Verse (1724—68: die Erbauungspredigt, die Hrodgar

[1] scl. die in den Zeilen 762 ff. geschilderten Gottesfürchtigen.

dem Abschied nehmenden Helden zukommen läßt) genügen Grau, um das Gedicht Cynewulf zuzuschreiben. Das Vorhandensein älterer ags. Lieder, die durch einen Redaktor zusammengeschmolzen sein könnten, wird kurzer hand geleugnet. Man habe vielmehr ein einheitliches Werk eines Dichters anzunehmen. Dieser Dichter sei Cynewulf, denn es diene bei der bezeichneten Stelle wiederum das oft genannte *Carmen*, daneben die Genesis des Hilarius als Vorlage. Selten ist eine so bedeutsame These mit schwächeren Beweisgründen vertreten worden. Selbst wenn die Benutzung a. a. O. des *Carmen* feststünde, wäre damit für das ganze Werk noch wenig genug dargetan. Das Abhängigkeitsverhältnis ist aber ebenso fragwürdig, wie bei den früher besprochenen Dichtungen. Ich verweise auf Guntermann, a. a. O. S. 407, und auf Klaebers vortreffliche Kommentierung der Stelle, *Anglia* 35, S. 476—479. Die Stichhaltigkeit der Grauschen Argumentation fällt dahin, sobald die Ausschließlichkeit seiner Quellen sich nicht halten läßt. Und diesem Ergebnis stehen wir fraglos gegenüber. Ich kann mich leider dem Eindruck nicht verschließen, daß das von Grau gezeichnete Bild von der künstlerischen Persönlichkeit Cynewulfs und von der Chronologie seiner Werke trotz allen Aufgebotes an Belesenheit und Phantasie auf Glaubwürdigkeit im wissenschaftlichen Sinne keinen Anspruch erheben kann. Für so weitgehende Schlüsse, wie er sie gezogen hat, ist das uns zur Verfügung stehende Material weder vollständig noch eindeutig genug.

Die zweite Frage wird sich mit dem Satze zu beschäftigen haben, daß die Existenz einer vorcynewulfischen ags. Tradition über das Jüngste Gericht zu bestreiten sei. 'Cynewulfs von breitem Erfolge getragene Dichtungen bilden das erste Glied und die Vorbedingung dieser neuen Entwicklung' (S. 197). Es fehlt hier, wie in dem ganzen Buche, ein Hinweis auf Cædmon (ca. 680), der, nach Beda, *Hist. Eccl.* IV, 24, unter anderem *de terrore futuri judicii, et horrore poenae gehennalis, ac dulcedine regni caelestis multa carmina faciebat.* Die Berühmtheit der Werke Cædmons könnte nicht besser dargetan werden, als durch ihre Erwähnung eben bei Beda. Cædmon schöpfte sein Wissen aus dem Unterricht der Mönche von Whitby, denen dieser Vorstellungskreis neben der Bibel vor allem durch die Schriften Gregors des Großen vermittelt worden war.[1] Zwischen Cædmon und Cynewulf steht die große und einflußreiche Gestalt Bedas selbst, der in seiner Sterbestunde dem Gedanken an das bevorstehende Gericht in gebundener Form Ausdruck zu verleihen vermochte und dessen Leben und Lehren die große Stunde der ewigen Erhöhung oder Verwerfung unablässig aufs ernsteste in Betracht zog.[2] Daß neben Gregor und Beda auch die von Grau verwerteten Quellen für die Ausbildung der Tradition über das Jüngste Gericht von Belang waren, soll nicht bestritten werden. Neben Dichtung und Predigt vermittelte schon vor Cynewulf die bildende Kunst in sinnfälligster Weise die gewaltige Kunde von dem letzten Ende aller Dinge. Beda erzählt von dem Gründer von Wearmouth, Benedict, in der *Historia Abbatum* § 6, er habe von Rom zur Ausstattung seines Klosters nicht nur eine wertvolle Büchersammlung, Reliquien, einen Erzkantor und einen päpstlichen Freibrief mitgebracht, sondern auch Gemälde, und zwar sowohl Heiligenbilder wie auch Darstellungen aus der biblischen Geschichte, z. B. *imagines visionum apocalipsis beati Johannis, quibus septentrionalem aeque parietem ornaret, quatinus intrantes ecclesiam omnes etium litterarum ignari, quaquaversum intenderent, vel semper amabilem Christi sanctorumque eius, quamvis in imagine, contemplarentur aspectum; vel dominicae incarnationis gratiam*

[1] Siehe F. H. Dudden, *Gregory the Great*, London, 1905, II, 430—437.

[2] Siehe Plummer, Einleitung zu Bedas *Opera Historica* I, S. LXVI—LXVIII mit zahlreichen Stellennachweisen, und Klaeber, *Anglia* 35, S. 264.

vigilantiore mente recolerent; vel extremi discrimen examinis, quasi coram oculis habentes, districtius se ipsi examinare meminissent —[1] ein sprechendes Zeugnis für den Einfluß der Malerei auf die Popularisierung der kirchlichen Lehren. Die Präzedenz Cynewulfs fällt damit dahin. Er schafft augenscheinlich, im Gegensatz zu der Auffassung Graus, bereits auf den Schultern einer starken, weitverzweigten Tradition, wahrscheinlich als Mitglied einer Dichterschule, so daß die Zuweisung von Dichtungen, die er nicht mit seinem Namen gezeichnet hat, stets mehr oder weniger individuellem Ermessen anheimgestellt, die Frage nach seiner inneren Entwicklung nach dem heutigen Stande der Überlieferung einstweilen noch ungelöst bleiben wird.

Vieles, das meiste in Graus Buch, dürfte, nach des Rezensenten Meinung, wenigstens in der vorliegenden Fassung, keinen Bestand haben. Aber trotz aller Übertreibungen liegt in der Fragestellung und in der Intensität der Bearbeitung des schwierigen Gebietes ein lebensfähiger Kern und in dem Hinweis auf manches wenig beachtete Werk, insbesondere auf die Schriften des Syrers Ephraem, ein tatsächliches Verdienst des Verfassers. In dieser Richtung ist noch eine reiche Ernte zu erwarten, und falls Grau, wie er uns verspricht, seine Forschungen selbst in weiterem Umfange fortsetzt, kann er des lebhaftesten Interesses an seiner Arbeit gewärtig sein. Nur versuche er nicht, das Unmögliche zu erreichen. Auch die lauteste Behauptung und die regste Phantasie genügen nicht, um uns über die heutzutage leider so oft mißachteten Grenzen des philologisch Beweisbaren hinwegzuführen.

Basel. Hans Hecht.

Carl Richter, Chronologische Studien zur angelsächsischen Literatur auf Grund sprachlich-metrischer Kriterien. (Studien zur englischen Philologie, hg. von Lorenz Morsbach, XXXIII.) Halle 1910. XI, 101 S. M. 3.

Die Voraussetzungen für Richters klare und besonnene Arbeit finden sich in Sievers' metrischen Studien (Beitr. X und XII, 'Altgermanische Metrik', 1893), in Morsbachs Aufsatz *Zur Datierung des Beowulfepos* ('Nachrichten der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen', 1906) und in Sarrazins Untersuchung *Zur Chronologie und Verfasserfrage angelsächsischer Dichtungen* (E. St. 38, S. 145—195), 1907. Insbesondere folgt er Morsbach, der a. a. O. S. 267 bereits den Wunsch geäußert hat, es möchten einmal alle ae. poetischen Denkmäler auf die von ihm zur Altersbestimmung des Beowulf herangezogenen Kriterien durchgesehen werden. Die vier von Richter angewandten Kriterien sind: 1) Schwinden des *-u* nach langer Tonsilbe (erfolgt, nach Morsbach und Bülbring, gegen Ende des 7. Jahrhunderts); 2) Verstummen des nachkonsonantischen *h* vor Vokal (nach Morsbach und Bülbring etwas später, um 700); hier trat nach Verstummen des *h* zunächst Dehnung ein, daneben erscheinen aber schon sehr bald, unter dem Einfluß der unflektierten Formen mit erhaltenem *h* (nom. acc. sg.), Kürzen, also *fēores, mēares* neben *feores, meares* zu *feorh, mearh*; 3) Ein- oder Zweisilbigkeit von Wörtern mit auslautendem silbischen *l, r, m, n*; 4) Behandlung der durch Kontraktion entstandenen langen Vokale oder Diphthonge in Wörtern wie *frēa, gesĕon, dōn, gān*, die in den ältesten Texten noch oft zweisilbig, mit Auflösung der Kontraktion, in den jüngeren in fortschreitender Proportion häufiger einsilbig gemessen werden. Zwei Einschränkungen werden gemacht: a) zu 3: einzelne Wörter erscheinen auch in den ältesten Denkmälern nur zweisilbig, nämlich: *tempel, adel, candel, caecen, westen,*

[1] Beda, u. s. I, 369—70.

wolcen, togor, modor, timber (S. 75). Sie sind bei der Statistik den anderen nicht gleichwertig gegenüberzustellen und werden deshalb von R. in Klammern eingeschlossen; b) zu 4: zweisilbiger Gebrauch der Präsensformen von *dōn* beweist nichts für Altertümlichkeit, da diese Formen im Nordhumbrischen noch in späterer Zeit zweisilbig vorkommen (vgl. Sarrazin a. a. O. S. 173). Der Opt. *sīe*, zweisilbig, wird ebenfalls in jüngeren Denkmälern häufig gebraucht. Einsilbige und zweisilbige Formen scheinen bei dieser Form fast beliebig zu wechseln (S. 79). — Richter bringt nun im ersten Kapitel seiner Arbeit die Belege für die einzelnen Kriterien in sorgfältiger Sammlung und vorsichtiger Beurteilung (S. 6—70); das zweite Kapitel enthält allgemeine Bemerkungen und tabellarische Zusammenstellungen zu diesen Kriterien (S. 71—83); im dritten Kapitel werden die statistischen Ergebnisse auf die Datierung der ags. poetischen Denkmäler angewandt (S. 84—101). Das Schlußresultat ist dieses: um 700: Genesis A, Daniel A, Leidener Rätsel; zwischen 700 und 730: Beowulf; ferner stammen nach R. aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts: Crist I und III, Traumgesicht vom heiligen Kreuze, Exodus, Widsith, die Mehrzahl der Rätsel, Finnfragment, Waldere, Klage, Botschaft, Seefahrer, Ruine, Deor, Zaubersprüche, Der Menschen Gaben, Geschicke und Gemüt, Vaters Lehren, Daniel B.; um 750: Guthlac A; aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts: Cynewulfs Werke, Physiologus, Phönix, Guthlac B, Christ und Satan, Wanderer; 9. Jahrhundert: Metra des Boethius und Psalmenübersetzung; 10. Jahrhundert: Genesis B, Rede der Seele an den Leichnam, Judith, Salomon und Saturn, Reimlied, Menologium und Chronikgedichte (bis Anfang 11. Jahrh.). Für eine große Anzahl der Denkmäler ist das Beweismaterial zu gering, um eine sichere Beurteilung und Einreihung zu ermöglichen.[1] Richter hat sie durch Sternchen gekennzeichnet. Auch bei den übrigen gibt er sich keinem Zweifel darüber hin, daß seine Resultate nur auf ungefähre Richtigkeit Anspruch erheben können, und daß von Fall zu Fall auf Grund unzweideutigeren Materials, insbesondere durch geschichtliche Zeugnisse, eine andere chronologische Anordnung durchaus im Bereich des zu Erwartenden liegt. Er urteilt zurückhaltend und mit wohltuender Bescheidenheit: 'Es ist nicht zu leugnen, daß der Wert unserer Kriterien oft überschätzt und übertrieben worden ist. Auf Grund dieser Kriterien allein feste Daten zu geben und eine sichere Chronologie festzusetzen, ist unmöglich, zumal für manche, namentlich kürzere Denkmäler nur wenig Beweismaterial vorliegt. Aber wir können doch mit ihrer Hilfe gewisse Wahrscheinlichkeiten aussprechen, frühere Annahmen und Datierungen stützen oder widerlegen. Bei maßvoller Anwendung ... scheinen mir die Kriterien zuverlässig und bis zu einem gewissen Grade unanfechtbar zu sein' (S. 83). Man kann dieser Selbstkritik seine Zustimmung nicht versagen und darf wohl hinzufügen, daß Richters Kriterien vor den Lichtenheld-Barnouwschen den Vorzug verdienen, die, nach Sarrazins berechtigtem Urteil, nur sehr *cum grano salis* und mit großer Vorsicht angewendet werden dürfen (*E. St.* 38, 145—149). Ein paar Einzelheiten seien noch angemerkt resp. hervorgehoben. Das Kriterium 1 (*-u*-Abfall nach langer Silbe) hat nur negativen Wert. Die ags. poetische Literatur kennt keine Texte mehr, in denen die Einsetzung dieses auslautenden *u* metrisch erforderlich wäre. Die Frage, ob die Sievers'sche Rhythmik fest genug steht, um eine so weitgehende Behauptung zuzulassen, muß auf Grund der Belege in diesem Falle bejaht werden: Einsetzung des *-u* hat regelmäßig die Umwandlung des Typus B in einen Typus A mit mehrsilbigem Auftakt zur Folge, der im Ags. jedenfalls im zweiten Halb-

[1] Vgl. auch die Besprechungen von Binz, *Anglia Beiblatt* 22, 78—80, Imelmann, *D. L. Z.* 31, 2986—87 und die Ausführungen von R. W. Chambers, *Widsith*, S. 171—174.

verse gemieden wird.[1] Damit ist der Beweis erbracht, daß von den uns erhaltenen Denkmälern keines über Cædmon zurückdatiert werden kann, und es wird Bedas Bericht gestützt, der Cædmon als den Begründer und stärksten Förderer der (geistlichen) Epik bei den Angelsachsen darstellt. Auch der Beowulf-Dichter oder -Kompilator gehört zu seiner Schule: Genesis A (wahrscheinlich von Cædmon) geht dem Beowulf voraus,[2] für dessen Abfassungszeit die untere Grenze aber immer noch weniger gesichert erscheint, als die obere. Von den übrigen Kriterien möchte ich der dritten (Behandlung von silbischen Liquiden und Nasalen) den geringsten Wert beimessen. Hier dürfte sich aus der Tabelle nur so viel ergeben, daß Texte mit nur zweisilbiger Messung der Belege nicht zu der ältesten Gruppe gehören. Im übrigen herrscht offenbar weitgehende Freiheit. Bei den Kriterien 2 und 4 ist zwar die Spannung zwischen der Zahl der Längen und Kürzen, resp. der einsilbig und zweisilbig gemessenen Formen, eine etwas geringe, ihre Brauchbarkeit dürfte sich aber dessenungeachtet nicht bestreiten lassen. In der Cynewulf-Frage nimmt Richter einen konservativen Standpunkt ein. Nur die mit Runen gezeichneten Gedichte gelten ihm als echt. Fata Apostolorum (mit Runenschluß) betrachtet er als zum Andreas gehörend, der infolgedessen ebenfalls Cynewulf zuzuteilen sei. Graus Quellenstudien werden, als in ihren Folgerungen zu weitgehend, abgelehnt; nur im Hinblick auf den Phönix neigt sich R. der Grauschen Anschauung zu. Ein Beweis für die Verfasserschaft Cynewulfs konnte aber auch von ihm nicht erbracht werden. Daß er Cynewulf den Beowulf abspricht, nimmt nicht wunder: die Theorie ist fundamental verfehlt. Auffallend ist dagegen, daß Richter auch den Christ III in die vorcynewulfische Generation versetzt. Doch führen seine Kriterien eine deutliche Sprache: in der *h*-Frage 5 Längen und 2 Kürzen, 20 aufzulösende gegenüber 18 kontrahierten Formen, 11 Fälle von Einsilbigkeit bei *l*, *r*, *m*, *n* gegenüber 6 zweisilbigen. Die Quellenforschung ist zu anderen Ergebnissen gelangt,[3] ob mit besserem Recht, wage ich nicht zu entscheiden. Endgültigkeit der Erkenntnisse ist in der Mehrzahl dieser Fragen noch nicht zu erreichen gewesen, und je bestechender die Resultate im einzelnen erschienen, um so weniger haben sie allgemeine Anerkennung zu finden vermocht.

Basel. Hans Hecht.

Paul Hoffmann, Das grammatische Genus in Lazamons Brut. (Morsbachs Stud. z. engl. Phil., XXXVI.) Halle, Niemeyer, 1909. 71 S. M. 2.

Der Verfasser reiht an die Arbeiten von Ausbüttel, Das persönliche Geschlecht unpersönlicher Substantiva, Diss., Halle 1904, Diehn, Die Pronomina im Frühmittelenglischen, Heidelberg 1901, Körner, Beiträge zur Geschichte des Geschlechtswechsels der englischen Substantiva, Diss., Greifswald 1888, die Untersuchung, inwieweit das grammatische Geschlecht bei Lazamon sich erhalten, bzw. geschwunden ist, und kommt auf S. 68 f. zu dem Ergebnis, daß trotz der teilweisen Zerrüttung der Pronominal- und noch mehr der Adjektivflexion das grammatische Genus noch gefühlt wurde, daß in manchen Fällen ein Wechsel (nicht Schwund) des grammatischen Genus stattgefunden, und daß endlich schon Anzeichen dafür vorhanden sind, welche den vollständigen Verfall des grammatischen Geschlechts für spätere Zeiten voraussehen lassen. Zu diesem Schlusse kommt er durch

[1] Siehe auch Morsbach, *Datierung* usw., S. 272.
[2] Vgl. Klaeber, *Die ältere Genesis und der Beowulf*, E. St. 42, 321—338.
[3] Siehe L. Mason, *Archiv* CXXIX, S. 447—449.

Untersuchung der Pronominal- und der Adjektivflexion, die schon zum Teil ins Schwanken geraten sind; namentlich letztere ist durch Vermengung der starken und schwachen Biegung schon sehr verwischt. Nur hätte der Verfasser nicht außer acht lassen sollen, die Fälle durchaus zu zählen, um ein Verhältnisresultat zu bekommen. Auf S. 50 ff. beschreibt er die Schreibereigentümlichkeiten und die Überlieferung, wobei er zum größten Teil auf Luhmann, Die Überlieferung von Lazamons Brut, Halle 1906, fußt. (Dieser Abschnitt wäre besser vor die eigentliche Untersuchung gesetzt worden.) Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Frage aufwerfen, ob es angezeigt ist, die schlechte Überlieferung der Handschrift A den Schreibern in die Schuhe zu schieben, oder ob sich vielleicht nicht mundartliche Sprachcigentümlichkeiten unter dieser scheinbar regellosen Schreibung verbergen.

Abgesehen von Einzelheiten, wo man anderer Meinung sein kann, darf dem Verfasser das Verdienst nicht entzogen werden, zur Aufhellung über den Schwund des grammatischen Geschlechts sein Scherflein beigetragen zu haben; nur hätte er zuerst die Untersuchung führen sollen, inwieweit der Schwund des End-*e* schon eingetreten war, was namentlich für die Adjektivflexion von größter Bedeutung ist. Eine größere Übersichtlichkeit und strafferer Zusammenhang hätten den Wert der Arbeit noch mehr erhöht.

Wiener-Neustadt. J. Mařik.

O. Jespersen, Growth and structure of the English language, 2nd ed. revised. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. 359 S. M. 3,60.

Laut Angabe des Verfassers in der Einleitung sind nur geringfügige Änderungen in der zweiten Auflage vorgenommen worden. Daher gelten dieselben Licht- und Schattenseiten, die schon bei der Besprechung der ersten Ausgabe von der Kritik aufgedeckt wurden. Wenn man auch nicht mit allen Einzelheiten des Buches und Ansichten des Verfassers einverstanden sein kann, so ist das Werk doch vorzüglich in seinem Aufbau, seiner Sprache, seinem wohldurchdachten Inhalt, so daß es sowohl Fachleuten wie gebildeten Laien aufs wärmste zu empfehlen ist. Es ist ein Gegenstück auf grammatischem Gebiete zu A. Schröers wohlbekanntem Göschenbüchlein.

Wiener-Neustadt. J. Mařik.

Pompejanische Wandinschriften und Verwandtes, ausgewählt von Ernst Diehl, ord. Prof. f. klass. Philol. a. d. Univ. Innsbruck. (Kleine Texte für theologische und philologische Vorlesungen und Übungen, hg. von Hans Lietzmann, Nr. 56.) Bonn, A. Marcus & E. Weber, 1910. 60 S. 8°. M. 1.80.

Die pompejanischen Wandinschriften, über 7000 an der Zahl, liegen im 4. Bande des *Corpus inscript. Latinarum* in der trefflichen Bearbeitung von Zangemeister und Mau (1871 bzw. 1909) zwar vor, aber ihre Benutzung ist naturgemäß bei dem großen, gelehrten Sammelwerk sehr erschwert. Eine Auswahl mit knappen Erläuterungen zu wohlfeilem Preise werden daher weitere Kreise mit Freuden begrüßen. Diehls Auswahl, 830 Nummern umfassend, gibt in der Tat, was er erstrebte, ein ziemlich erschöpfendes Bild 'von all dem Geschreibsel, eigenen und fremden Gedanken, die hoch und niedrig, jung und alt, für sich und die lieben Nächsten, in Scherz und Ernst, in Lust und Leid, auf die Innen- und Außenwände sakraler oder profaner öffentlicher und privater Bauten malten und kritzelten'. Man findet da alles wichtigere Material in Prosa und Poesie beisammen und übersichtlich geordnet: Wahlempfehlungen, Gladiatoreninschriften, Verlustanzeigen, Woh-

nungsanzeigen, Geschäftsempfehlungen, Briefe, Grüße, Wünsche, Liebesergüsse, Beschimpfungen, Straßenverbote, literarische Zitate, Schulreminiszenzen, um nur die Hauptrubriken zu nennen, die schon genügend die Bedeutung dieser merkwürdigen Überbleibsel für die römische und die allgemeine Kulturgeschichte erkennen lassen. Aber nicht geringer ist ihr Wert für den Sprachforscher, nicht zum wenigsten für den Romanisten. Bilden doch diese durch das Jahr des Untergangs Pompejis, 79 n. Chr., zeitlich begrenzten Reste zusammen mit den Gesprächen der Freigelassenen in Petrons wenig früherem 'Gastmahl des Trimalchio' die älteste Quelle für unsere Kenntnis des Vulgärlateins. Da lesen wir z. B. *balneus, lutus, cadaver mortus* (sic) statt der schriftlateinischen Neutralformen, wir finden die volkstümliche Vermischung des Akkusativs und Ablativs in *pro ferrum, cum sodales, cum discentes* ('mit seine Lehrlinge'), *ad luna, ad porta,* den Übergang aus der 4. in die 2. Deklination in *passi* für *passus,* Indikativ statt des Imperativs und Aktiv statt des Deponens in *itis, foras rixatis* ('geht, zankt euch draußen'), um nur einiges herauszuheben. Sprachliche Indizes ergänzen passend die Fußnoten, die sich naturgemäß auf das Wichtigste beschränken. Übrigens ist in die Sammlung auch verwandtes Material aus den anderen Inschriftenbänden, insbesondere die wichtigen römischen Graffiti, eingearbeitet: diese bieten z. B. das interessante *lucinium,* das Meyer-Lübke bei Besprechung des ital. *lucignolo* in den 'Wiener Studien' XXV, 101, nicht entgangen ist. So wird das billige Heftchen manche Belehrung und Anregung geben und sei hiermit bestens empfohlen.

Offenbach a. M. Wilhelm Heraeus.

Luther Herbert Alexander, Participial substantives of the *-ata*-type in the Romance languages with special reference to French. New-York, The Columbia University Press, 1912. XII, 163 S.

Die Arbeit zerfällt in einen kleinen prinzipiellen und einen ziemlich umfangreichen lexikalischen Teil, in dem der Verfasser sämtliche ihm erreichbare Substantive vorführt, deren Endungen primär oder sekundär dem lateinischen *-ata* entsprechen, und zwar in zwei Gruppen gesondert, je nachdem sie *-ée (-ie, -iée)* oder *-ade* aufweisen. Schon diese Grundeinteilung zeigt uns, daß die Arbeit — gerade umgekehrt zu dem im Titel Gesagten — sich der Hauptsache nach auf französischem Sprachgebiete bewegt mit nur gelegentlichen Ausblicken nach den anderen romanischen Sprachen. Diese Einschränkung ergab sich wohl unausweichlich aus dem Mangel an lexikalischen Vorarbeiten für die alte Zeit der nichtfranzösischen Romania.

Der Verfasser beleuchtet zunächst die Schwierigkeiten des Problems. Woher kommen die *-ata*-Wörter? Einige entsprechen lateinischen Partizipien, wie allenfalls *armata*; wie aber verhält es sich mit *entrée* it. *intrata* sp. *entrada,* die aus dem Stamme intransitiver Verben gebildet sind? Oder *journée, soldée* u. ä.? Befremdend ist auch bei der Massenhaftigkeit der *-ata*-Vertreter im Romanischen — A. zählt im Altfranzösischen 1290 vom Typus *-ée,* von denen noch jetzt 300, und 340 vom Typus *-ade,* von denen im Neufranzösischen noch 290 erhalten sind — die ungemein kleine Zahl der lateinischen Belege, sowohl im früheren als im späten und mittelalterlichen Vulgärlatein. Sie sind S. 20/21 zusammengestellt.

Der Verfasser beleuchtet kritisch die Erklärungsversuche seiner Vorgänger in der Untersuchung der *-ata*-Wörter (Diez, Meyer-Lübke, Collin,[1]

[1] ALL 1904.

Olcott[1]) und kommt zu dem Endergebnis, daß einzelne adjektivisch gebrauchte Adjektiva konkreter Bedeutung als Ausgangspunkt der Bildung anzusehen sind; schon bei den Kirchenvätern kommen welche mit abstrakter Bedeutung vor. Daneben ist eine andere Quelle anzunehmen: das Nebeneinander von Wörtern *-(a)tus* und *-tum* resp. *-ta (cogitatus — cogitatum)*. Die Auseinandersetzungen des Verfassers entlassen den Leser so unbefriedigt wie ihn selbst; er gesteht, daß die Entwicklung sowie die Spezialisierung auf weibliches Genus ihm nicht klar geworden.

Verläuft also der genetische Teil der Untersuchung resultatlos, so wird man um so gerechtere Hoffnung in die Gruppierung und Erklärung des Materials setzen.

Der Verfasser steckt zunächst die Grenzen ab. Es gibt *-ata*-Wörter, die mit *-eta*-Wörtern zusammenfallen: *arbrée, espinée*; *-iata* > *-iée* und weiter zu *-ie* vermischt sich mit Wörtern aus *-ia* und *-ita: mesnie* = *mesnee, oublie* (wie *bandie* < *-ita*).

Mit *-ata*-Wörtern konkurrieren Derivata aus *itate* = *eé*, die unter Umständen in feminine Endung übergehen: *deintiée, plentée*.

Botanische Namen *-ča (-ža)* ergeben *-ée: cimolée*, afz. *chimolée*, wofür Alexander keine Erklärung möglich scheint. Es dürften aber doch halbgelehrte Bildungen sein, wie sie in der Gärtnersprache so häufig sind.

Endlich Wörter wie *épée, fée* usw., die tatsächlich gar nicht hergehören, aber, nach A.s Voraussetzung, in der Volkssprache als zugehörig betrachtet wurden. Diese Vermutung ist nicht zu unterschreiben. Zu *épée* und *fée* hat man jedenfalls keine *-ata*-Wörter bezogen, deren Charakteristikum doch eben darin besteht, daß zu einem deutlich verständlichen Stamm *-ée* als Suffix gefügt wird. Die Wörter mit stammhaftem *-ée* müssen daher ganz ausgeschieden werden.

Für die *-ade*-Wörter skizziert der Verfasser eine Gruppierung nach Zeit und Gegend der Übernahme. Es wäre weit zweckentsprechender gewesen, diese Gruppierung der Darstellung zugrunde zu legen, da man von der alphabetischen Aufzählung eigentlich keinen Nutzen hat. Allerdings gesteht A., daß die Bestimmung der einzelnen Wörter sehr schwierig sei. Gewiß, aber wenn er die Probleme nicht bearbeiten wollte, was veranlaßte ihn, sie aufzurollen? So, wie sie vorliegt, ist die Arbeit im Stadium einer ungruppierten Materialsammlung steckengeblieben, aus der die wissenschaftliche Ausbeute noch zu holen ist.

Sah der Verfasser von der historischen Gruppierung ab, so konnte er die semantische dem Aufbau des Stoffes zugrunde legen. Er stellt auch ein Prinzip semantischer Einteilung auf. Danach ergeben sich aus Partizipialbildungen auf *-ata* folgende Substantiv- und Adjektiv-Bedeutungen:

A. Abstrakte: Sie drücken entweder nur eine Handlung aus (*arrivée, aprochiée*) oder haben noch außerdem eine konkrete Bedeutung (*assemblée, avalée*).

B. Konkrete, I. Passive: a) allgemeiner Verwendung (*achatée, avanciée*), b) spezieller Verwendung (*accouchée, amourée*), c) das Resultat der Handlung ausdrückend (*ahanée, anuitiée*). II. Aktive: Das im Stamm ausgedrückte Nomen ist der Täter der Handlung (*ceinturée, crolée*).

C. Einfache Konkrete, bei denen keine Vorstellung einer Handlung vorschwebt. Je nach der Bedeutung des Stammes drücken sie aus:

I. [= B I] a) Ursprung oder Beschaffenheit (*ansée, crocodillée*), b) Dauer oder Maß (*année, âuée*), c) Besitz, Macht (*ainsnée, eveschiée*), d) Intensiva oder Kollektiva (*amistiée, betumée*);

II. den Inhalt des im Stamm Bezeichneten (*baschoée, cherpigniée*).

---

[1] *Studies in the word-formation of the Latin inscriptions. Substantives and adjectives.* Leipzig 1898.

Wie man sieht, sind gleiche Bildungen in verschiedene Gruppen zerrissen; so ist C II nicht zu trennen von C I b, C I a ist gleich B I usw. Der Verfasser betont, daß keine Einteilung gefunden werden kann, die allen Rücksichten genügen könnte. Es wäre aber doch vielleicht möglich gewesen, übersichtlicher nach der Entwicklung der Bedeutungen etwa so zu gruppieren:

I. Kollektivische Bedeutung. Sie entwickelt sich:

A. rein passivisch: die Gesamtheit desjenigen, an dem die Handlung vollzogen ist, *armée, assemblée*;

B. passivisch in adjektivischem Sinne: *durée, arée*; von hier aus löst sich das Suffix *-ata* für den Ausdruck der Dauer und des Maßes los, daher dann auch an Nominalstämme gesetzt: *année, ânée, baschoée, ainsnée* (Erstgeburtsrecht), *chambrée, amistiée, ajornée, fournée* (backofenvoll);

C. aktiv: das im Stamme Ausgedrückte ist Täter: *ecinturée, sabrée.*

II. Nicht kollektivische Bedeutung:

A¹ Resultat einer Handlung: *araisonnée, famée.*

A² Beschaffenheit, als Resultat einer Handlung: *ansée.*

A³ Zustand, als Resultat einer Handlung: *ahanée, diffamée.*

A⁴ Zustand (rein passiv): *amourée, accouchée.*

B. Erleiden einer Handlung (medial-passive Bedeutung, die unter Umständen durch die Bedeutung des Stammes selbst bedingt ist): *acolée, agrée* = das Angenehm-empfunden-werden, Gefallen, *desgainée* = das Herausgezogen-werden aus der Scheide, *contrestée* = Widerstand usw.

C. Ausüben einer Handlung: *montée* = Besteigung und Steigung.

D. Die Handlung selbst: *dossée* = Schlag auf den Rücken, *doutée* = Zweifel, *achetée* = Kauf, *arrivée* = Ankunft.

Entsprechend den Ausdrücken für Beschaffenheit, die als Resultat einer Handlung aufzufassen ist (: *ansée* < *anser* = mit Henkeln versehen), haben wir nun auch Bildungen auf *-ata* für den Ausdruck der Beschaffenheit, die nicht auf eine Handlung zurückgeht, vielmehr durch das im Stamme Bezeichnete unmittelbar hervorgebracht oder -gerufen oder von ihm her bezeichnet wird: *crocodillée.*

Wörter wie *eveschiée* sind eher als feminine Gegenstücke zu den *-atus*-Substantiven zu betrachten (*évechié*).

Es ist klar, daß zahllose Wörter nur analogisch zu erklären sind. Die Gleichstellung von primären und sekundären Bildungen mußte prinzipiell vermieden werden. So wird z. B. *douetée* = Abzugsgraben zu *douet* = *duit* überhaupt in der Grundeinteilung nicht zu erscheinen haben.

Mit entwaffnender Bescheidenheit macht der Verfasser immer auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die zu überwinden er sich nicht geeignet fühlt. Aber der Grund, den er angibt: daß er dann ein langes Werk hätte schreiben müssen, kann uns nicht genügen. Denn gewiß zöge jeder, der sich überhaupt für die Frage interessiert, vor, in längerer Auseinandersetzung wenigstens einen Lösungsversuch zu erhalten, als — eine alphabetische Aufzählung ohne alle Durcharbeitung. Der Verfasser hätte seiner Kraft mehr zumuten sollen; auch in bezug auf seine Etymologien, in denen er sich zu sehr auf Körting verläßt, z. B. *contrester*<*contro*+*stare*, oder *duit*<**ductium* u. a.

Wien. Elise Richter.

Das altfranzösische Eustachiusleben (L'Estoire d'Eustachius) der Pariser Handschrift Nat.-Bibl. fr. 1374 zum ersten Male mit Einleitung, den lateinischen Texten der 'Acta Sanctorum' und

der 'Bibliotheca Casinensis', Anmerkungen und Glossar hg. von Andreas C. Ott. Erlangen 1912.

Il poema francese che l'Ott pubblica è fra i testi medievali della leggenda di S. Eustachio uno dei più interessanti, e non solo in sè, ma anche pel motivo che diede a una libera ampia traduzione poetica trecentesca del veneto Franceschino Grioni.[1] All'Ott bisogna dunque essere grati della pubblicazione, anzi, per dirla subito, della bella e dotta pubblicazione. Un testo di notevole importanza letteraria e linguistica è fatto, per opera sua, noto agli studiosi con l'aiuto d'una critica sopra non piccole e non poche difficoltà acuta e sagace.

Un'ampia introduzione (p. VI—XXXIX) parla anzitutto dell'unico manoscritto, dice poi del modo tenuto nell'edizione del testo, delle fonti del poema, dell'ignoto autore e dei rapporti tra la sua opera e le fonti, della metrica del poema, della lingua del poeta, della lingua della redazione a noi pervenuta: ottima introduzione nel complesso, alla quale tuttavia mi permetto di fare qualche appunto particolare.

Sulle fonti dell'Estoire d'Eustachius io affermai altra volta ch'essa 'certamente si riporta in ultimo alla versione letterale latina', cioè al testo pubblicato nel *Sanctuarium* del Mombrizio e negli *Acta Sanctorum* e indicato brevemente dall'Ott col nome di Vita. Ma l'Ott contro la mia opinione crede di dover ammettere (p. VIII) che il poeta conobbe anche la versione libera latina, cioè il testo pubblicato nella *Bibliotheca Casinensis* e dall'Ott brevemente indicato col nome di Passio. Generalmente quei vecchi poeti si contentavano d'una sola 'scrittura', e se se ne allontanavano talora, era per compiacere alla lor timida fantasia o per seguire date deviazioni tradizionali. Ma io non mi so imaginare l'ignoto poeta francese stendere l'Estoire d'Eustachius coi due testi latini di fronte e abbandonar di tratto in tratto la Vita per pescare qualche inezia nella Passio. Esaminiamo infatti i punti di contatto che l'Ott segnala tra l'Estoire e la Passio. Ecco:

1. Manca in entrambe l'accenno della Vita all'asina di Balaam (p. X).

2. Manca in entrambe la menzione ch'è nella Vita dell'imagine di Cristo fra le corna del cervo (p. X). Questo non è vero, perchè la Passio dice, p. 351, col. 2, non altrimenti dalla Vita: *ostendit Deus magnum miraculum super cornua eiusdem cervi, et apparuit signum sanctae crucis super claritatem solis illustrans cum, et vidit inter media cornua eius imaginem salvatoris.*

3. Manca nell'Estoire e nella Passio la risposta di Placida alla domanda che Cristo gli fa, come narra la Vita, nelle seconda apparizione, se voglia le tentazioni e le sofferenze subito o in fine di vita (p. XI). Bisognava aggiungere che nella Passio manca anche la domanda; mentre nell'Estoire, sebbene modificata, la domanda c'è (v. 373—80), e che non ci sia la risposta potrebbe anche dipendere da una lacuna del ms., se il Grioni ha domanda e risposta insieme (f. 14v).

4. L'Estoire e la Passio conoscono solo un'unica partenza di Eustachio dalla patria: manca ad entrambe la prima partenza della Vita (p. XI).

5. L'Estoire e la Passio conoscon solo due inviati alla ricerca d'Eustachio; il comando imperiale della Vita *unicuique militum, ut inquirerent Placidam* manca ad entrambe (p. XII). Sarebbe giusto avvertire che mentre

[1] Tutto ciò è mostrato nella mia rassegna de *I testi della leggenda di S. Eustachio*, in *Studi medievali*, III, 1910, p. 430—7 e 459 sgg. Pubblicata ora l'*Estoire d'Eustachius* sarebbe assai opportuna anche un'edizione del rifacimento poetico veneto e mi propongo, quando che sia, di provvedervi.

la Passio dice: *et misit imperator duos milites ... ad inquirendum eum*; l'Estoire non dice niente di quel che faccia l'imperatore e racconta senz'altro, come fan poi concordemente e Passio e Vita, l'arrivo di due inviati al villaggio d'Eustachio.

6. Manca nell'Estoire e nella Passio la preghiera d'Eustachio e la risposta divina mentre arrivano i due inviati, com'è narrato nella Vita (p. XII).

7. Manca nell'Estoire e nella Passio il pianto segreto d'Eustachio durante la cena degli inviati, com'è narrato nella Vita (p. XII).

8. Mancano nell'Estoire e nella Passio le confidenze d'Eustachio, durante il ritorno, ai due inviati sulla sua conversione, com'è narrato nella Vita (p. XII).

9. Manca nell'Estoire e nella Passio il convito imperiale dopo il finale vittorioso ritorno d'Eustachio, com'è narrato nella Vita (p. XIII).

Noto qui che in questi incontri tra l'Estoire e la Passio (e neppur tutti sono esatti, v. num. 2, 3, 5) si tratta sempre di omissioni, anzi di omissioni di particolari assai piccoli, i quali furono anche or l'uno, or l'altro, or molti insieme, se non tutti, omessi da vari altri testi latini e volgari della leggenda eustachiana, pur derivati sicuramente dalla Vita. Si tratta dunque di incontri meramente negativi, epperò, se soli, di nessun valore. Passiamo agli incontri positivi.

10. 'Il contenuto delle str. 120—2 dell'Estoire (Placida si lagna con Dio) manca nella Vita. La Passio ha, p. 352, col. 1, un breve lamento di Placida che in qualche modo risponde alla str. 120' (p. XI). Questo è inesattissimo. La str. 120 dell'Estoire dice:

> Biax sire Dex, moult ai grant aventure,
> Or m'est avis que de moi n'avez cure.
> Ha mi anfant, belle gente faiture,
> Moult vos amoit li miens cuers par nature.

Ma nella Passio, p. 352, col. 1, non c'è se non questo lamento d'Eustachio: *Ve vobis, filii mei, quia mater vestra derelicta est viro alienigenae et irrationabili homini*; il quale è fatto, come ognun vede, per la perdita della moglie e non per la perdita dei figliuoli, ed è d'altra parte similissimo a quel che si legge nella Vita, p. 127, § 10, principio. Dopo il rapimento dei figliuoli, Eustachio è così dipinto nella Passio, p. 352, col. 2: *truhens capillos suos, et plorabat amarissime filios suos, et cogitabat semetipsum in aquam praecipitare.* Ma non ci son lamenti in forma diretta; proprio come nella Vita, p. 127, § 10, metà: *coepit evellere capillos capitis sui, plangens et ululans voluit se projicere in aquam.* Nessun incontro dunque tra l'Estoire e la Passio.

11. Il colloquio tra i due figliuoli d'Eustachio, donde dipende il mutuo riconoscimento di tutti i membri della famiglia, avviene secondo l'Estoire e la Passio, nell'orto di Teopista: non così nella Vita (p. XIII).

12. Nell'Estoire e nella Passio gli angeli trasportano in cielo le anime dei santi, di che tace la Vita (p. 96, giunta alla p. XIV).

Ecco gli unici due certi e veri incontri positivi. Ma si noti: 11. La Vita non dice che il colloquio dei fratelli avvenga nell'orto di Teopista; ma dice poco innanzi che Teopista *sola habitabat in hortulo alicuius ex indigenis, cuius gerebat curam, ubique structo tabernaculo fructus custodiebat,* e che le tende dell'esercito d'Eustachio furon poste *prope hortulum illum* e che i fratelli *hospitaverunt in tabernaculo matris suae,* e che un giorno in presenza della madre, *facto meridie, sedentes exponebant sibi invicem de infantia sua.* Dove? nel *tabernaculum,* nell'*hortulus?* Non si sa: ma senza grande sforzo di fantasia un lettore della Vita poteva bene imaginare che i fratelli si trovassero seduti a meriggiare nell'orto. — 12. Il particolare

delle anime sante portate in cielo dagli angeli è un luogo piuttosto comune della letteratura agiografica.

Ma si neghi, e mi par difficile, che il *vergier* dell'Estoire possa venire dall'*hortulus* della Vita e che il trasporto angelico sia un luogo comune: si potrà su questi soli nè molto significanti elementi fondar l'asserzione che l'autor dell'Estoire dovette conoscere la Passio? — È ben meglio non vederci un caso — dice l'Ott (p. VIII). Facciamo dunque un esempio. In un altro poema eustachiano, nel poema francese di Pierre, quando il santo, perdutii figliuoli, vuol affogarsi nel fiume, un angelo lo trattiene. Questo particolare, altrove ignoto, si ritrova in un testo prosastico italiano e nella sacra rappresentazione che ne deriva.[1] Orbene, per la ragione che è meglio non veder casi, si dovranno asserire rapporti fra il poema francese e le versioni italiane, totalmente diversi d'origine e di storia? Sarebbe irragionevole. Dunque? Dunque, riassumendo, l'Estoire proviene dalla Vita. Molte cose che son nella Vita e mancan nella Passio non mancano nell'Estoire: per contro i tratti caratteristici per cui la Passio si distingue dalla Vita, tutti, tranne quei due non molto concludenti notati dall'Ott, mancano nell'Estoire. L'Ott ammette che l'Estoire derivi anche dalla Vita, anzi principalmente dalla Vita: io, per me, dissi e ripeto che ne deriva unicamente.

Il capitolo che esamina diligentemente la metrica del poema ha in principio un lieve errore nel computo dei versi del ms. che sono 1549 non 1548, e dei versi mancanti complessivamente al compimento delle strofe che son 29 non 30. Minuzie. Ma la cesura lirica, oltre che nei versi rammentati dall'Ott si nota anche nel v. 532: *Ne pëumes trover en nulle guise*. L'Ott a evitarla propone ai v. 98, 106, 823, 919, 1095 ottime correzioni. Analoghe correzioni si potrebbero proporre anche nei casi seguenti:[2] v. 205, *C'est chose que* [*nos*] *vos avons promise* (con un *nos* non superfluo); v. 564, *Ne autres nuls qui vos poïst secorre* (invece che *Ne nuls autres*); v. 1389, *Estes estont de jëuner et ivre* (invece che *Estout estes*); v. 532, *Ne* [*la*] *pëumes trover en nulle guise* (con un *la* che avvantaggia il senso).

Nello stesso capitolo sulla metrica, pel *devicz* bisillabo di p. XVI, r. 12—3, vedi più avanti la mia osservazione al v. 1068, e pel *douze* di p. XVIII, r. 4 e 11—4, vedi pure più avanti la mia osservazione al v. 536. A p. XIX, r. 5, la sconcordanza delle rime non è forse del poeta e non è certo del ms., è dell'editore che doveva almeno stampare: v. 1389—92, *ivre* : [*arive*] : *delivre* : *vivre*.[3] Rima ricca (p. XIX) è anche nella str. 368: *misericorde, acorde, acorde, corde*. Tra le rime identiche indicate nelle ultime righe di p. XIX e nelle prime di p. XX l'avvertimento: (*event. zu emendieren*) doveva esser posto, oltre che ai v. 826 : 8, anche ai v. 494 : 6, 581 : 4 (che si trovano nello stesso caso dei v. 826 : 8; cfr. p. 74, annotazione al v. 494), 721 : 2 (l'eventuale emendazione è indicata nelle giunte e correzioni, p. 96), 930 : 2 (cfr. p. 76, annotazione al v. 930); mentre l'avvertimento: (*emendiert*) doveva essere posto anche ai v. 1321 : 3. Tra le rime omonime (p. XX) l'Ott ha dimenti-

[1] Cfr. il mio studio citato, p. 425, 451, 483.

[2] Negli altri casi, v. 313, 373, 1401, 1477, la cesura lirica sarebbe formata dalla parola *Eustache*, a che l'Ott avanza, p. XV, supposizioni improbabili. È da ammettere invece, come osserva giustamente il Långfors nella sua recensione sul libro dell'Ott, in *Romania*, XLI, 1912, p. 424—25, la forma *Eüstache* quadrisillaba accanto alla forma trisillaba *Eustache*. Al qual proposito accetto pel v. 1570 (e pel titolo del poema) la lezione del Långfors: *Ci est l'estoire d'Eüstache faillie*, anzichè la lezione dell'Ott, troppo lontana da quella del ms.: *Ci est l'estoire d'Eustachius faillie*.

[3] L'emendazione proposta del Långfors nella citata recensione, p. 425, al v. 1390: *Vien t'en a moi et si te rendi livre*, mi sembra ottima.

cato quella che il suo testo reca nei v. 5 : 8: *aporte* (*adportet*) : *aporte* (*adportat*); ma vedi la mia osservazione al v. 5, dove io leggo altrimenti.

Nel capitolo sulla lingua del poeta, colta assai attentamente nelle rime o sull'osservazione del numero invariabile delle sillabe del verso, noto a p. XXI, r. 22, che tra le strofe ch'hanno rima in *-ant* fu dimenticata la str. 218, e che la str. 32 che v'è citata, se veramente è quale l'Ott la legge, avrebbe, unica, la confusione della rima *-ant* con la rima *-ent: talent, enfant, riant, vignant*; a meno che, dato che la strofe ha per sovrabbondanza due versi spuri, ravvisati dall'Ott in quelli ch'hanno per rima *menant* e *grant*, tra i versi spuri non fosse invece da mettere quello che rima in *talent*.[1] Tra le strofe sovrabbondanti citate a p. XXI, r. 31, bisogna ricordare anche la str. 326, e bisogna rimandare (r. 36) anche all'annotazione ai v. 1304 a-b. La n. 1 a p. XXIV, è inutile, giacchè si sa che la forma *Eustathius* fu assolutamente ignota nel medio-evo, e l'unica forma nota fu *Eustachius*. A p. XXV, r. 10 potevasi aggiungere *citez*, v. 1535; r. 19, *mortel*, v. 161. Per il possessivo *no* di p. XXV, r. 26-28[2], è da notare che il v. 530 ove si trova è irrimediabilmente corrotto, e che la forma *no* non è del ms., bensì dell'editore. Per la forma congiuntiva eccezionale *aporte* di p. XXV, r. 36,[3] vedi più avanti la mia osservazione al v. 5. La forma cong. pres. sing. 3a pers. la coniug. senza *-e* si nota in rima anche nei versi 724, 1022; e degli esempi citati nell'interno del verso, solo quelli dei v. 488, 859, 1497, 1553 posson contare, giacchè gli altri son tutti avanti a vocale oppure in cesura. Le conclusioni del capitolo, che il poeta fu probabilmente un piccardo scrivente alla fine del sec. XII o nei primi anni del sec. XIII, sono certamente da accettare, purchè si insista sulla riserva che le precede (p. XXVI).

Il capitolo sulla lingua della redazione attuale dell'Estoire (nel quale assai opportuna appare sul principio la rassegna delle forme dovute all'ultimo copista meridionale) è fatto con grande diligenza, benchè vi si notino qua e là alcune inesattezze di poca importanza. Per esempio, a p. XXX, r. 32, è erroneo che la forma *consoit* si legga nel v. 742. A p. XXXI, r. quartultima, è erroneo che la forma *iax* si legga nel v. 471. A p. XXXIII, r. 13—4, la forma *voudrai* è giustamente segnalata nei v. 26, 27, 325, ma non nei v. 332, 333, 453—54, 985 (nel quale ultimo è la forma *voudroie*) e la forma *vondra* è giustamente segnalata nei v. 28, 332, 453, 996 (e sarebbe da segnalare anche nel v. 454), ma non nel v. 333. A p. XXXIII, r. 17, è inesatto che il ms. abbia al v. 1207 *troner*; ha *trouer* (= *trover*) e si tratta dunque certamente d'un errore di scrittura e di senso. A p. XXXIII, r. 29, è erroneo che il ms. abbia al v. 960 *pove*; ha regolarmente *poure*(=*povre*). A p. XXXIII, r. ultima, la forma *semblant* è giustamente segnalata nei v. 1160, 1278, ma non nei v. 1166 (ov'è la forma *rescmblent*) e 1369. A p. XXXV, r. 15, è erroneo che il ms. abbia al v. 690 *senechauz*, ha regolarmente *seneschauz*. A p. XXXVI, r. 4, non è solo *vengance* del v. 757, ma anche *gant* del v. 856 da pronunziare con *ǧ*: al qual proposito vien fatto di chiedere perchè l'Ott non abbia stampato senz'altro nei due casi *ǧ*, dato ch'egli ha ben messo la sediglia, contrariamente all'uso del ms., in tutti i casi ove la pronuncia la richiedeva: v. 4, *ço*, ecc. ecc. A p. XXXVI, r. 23—24, tra i versi ove il ms. ha scorrettamente un accusativo al posto d'un nominativo, appaion per errore i v. 425 e 752, che devono essere citati più giù, con l'aggiunta anche del v. 909, tra i versi ove il ms. ha scorrettamente un nominativo al posto d'un accusativo, nonchè il v. 429, ove il ms. ha un accusativo regolarissimo. Quanto a certi nominativi in vece d'accusativi del ms., quali *cers*, v. 278,

[1] Vi s'opporrebbe tuttavia il confronto col passo corrispondente del Grioni riportato dall'Ott, p. 71. annotazione ai versi 126 a-b.

[2] Vi si accenna anche a p. XXXVIII, r. 9—10.

[3] Vi si accenna anche a p. XXVII, r. 34, e a p. XXXIX, r. 14.

bries, v. 706, 711, 860, *lous*, v. 909, 931, 1151, *tres* v. 969, invece di *cerf*, *brief*, *louf*, *tref* si possono benissimo spiegare (come talora fa l'Ott nelle note marginali al testo, p. 24, 29, 32) con la dimenticanza della linecta che distingue le lettere f e f. A p. XXXVI, r. 33, tra i versi ov'è il vocativo *sire* si può aggiungere il v. 737 ma si deve togliere il v. 814. A p. XXXVII, r. 18, è erroneo che la forma *lo* per *le* si legga nel v. 1400. Per la forma possessiva *soie* di p. XXXVIII, r. 13, vedi la mia osservazione al v. 687. A p. XXXVIII, r. 19, è erroneo che la forma *tuit* si legga nel v. 627. A p. XXXVIII, r. 24, è erroneo che il v. 964 offra eccezionalmente nel ms. la forma *sais;* vi si legge invece la forma consueta *sai*. A p. XXXIX, r. 1, è erroneo che la forma *pristrent* si legga nel v. 1163. A p. XXXIX, r. 14-8, si potrebbe notare che la forma congiuntiva *lait* si legge anche nei v. 258, 260, *aut* anche nel v. 178, *doint* anche nei v. 207, 1108, e che altre forme analoghe oltre alle citate sono *gart*, v. 148 e *panst*, v. 488. Le conclusioni del capitolo, che lo scrivano settentrionale, che copiò prima dell'ultimo scrivano meridionale il poema, fu probabilmente un piccardo della fine del sec. XIII, sono veramente un po'problematiche : più sicuro era dire che nella redazione attuale si confermano in complesso i caratteri piccardi di quella che potè e dovè essere la redazione originaria, e vi compare tuttavia qualche altro influsso dialettale esteriore, e vi si afferma soprattutto un'età più recente (fine del sec. XIII).

Alla introduzione, segue la pubblicazione del testo (p. 1—50), fatta secondo le norme più ragionevoli e discrete (vedile dichiarate a p. VII), e compiuta attraverso molte difficoltà, giacchè il ms. unico che contiene il poema è pieno d'errori e di lacune. Noto qui sotto i luoghi dov'io leggerei diversamente dall'Ott.

v. 5. Ott: *Qui vuelt el ciel entrer, force est l'aporte;* ms.: *forz ẽ laporte.* Io leggerei: *foiz est la porte.* L'Ott intende tutto il passo così: — Fede senz'opera non val nulla. Chi vuol entrare nel cielo forz'è che l'apporti; ma con le buone opere, giacchè altrimenti è morta — Io intendo invece, e mi par meglio: — Fede senz'opera non val nulla. Chi vuol entrare nel cielo, fede ne è la porta; ma con le buone opere, giacchè altrimenti è morta — La metafora della porta è consentita, anzi suggerita dal verbo precedente entrare. E s'eviterebbe così il ritorno per due volte in rima della parola *aporte* (v. 5 e 8); e si toglierebbe così l'unico caso in tutto il poema d'una 3ª pers. sing. pres. cong. I coniug. in *-e* (cfr. p. XXV, r. 36 e p. XXXIX, r. 14).[1]

v. 175—6. *Se vos tenez en ço desqu'a xii anz, / Vos les feroiz povres et pain queranz.* Bisognerebbe forse correggere *xii* in *ii;* cfr. Grioni, f. 6r, v. 294 sgg: *Se plu tegny questa charitade / Vuy non vedery passà(do) do anny / Che a vostri fijoli mancherà panny*, ecc. / *Sì che lly convegnerà andar çerchando del pan.* Del resto due è ben più naturale di dodici, se il diavolo nella sua perorazione deve esagerare; e cfr. inoltre anche il v. 370.

v. 222—4. *A .i. matin prist brachez et levriers, / Ensemble .iiii. de ses bons chevaliers, / De ses donziauz et de ses bons archiers.* Cfr. Grioni, f. 7v, v. 380—2: *Un dy el prexe brachi e levrieri / E pluxor mior di suoi arçiery, / Soy chavalieri e soy serventi.* C' è una bella differenza tra quei quattro e queste parecchie migliaia. Veramente nel ms., assai più facilmente che *.iiii.* si legge *lui.* E il verso sarebbe: *Ensemble lui de ses bons chevaliers;* il quale se paresse duro, e se d'altronde si esigesse proprio un numero, si potrebbe anche leggere: *Ensemble mil de ses bons chevaliers* (?).

v. 312. Si parla del battesimo, e dei due figli d'Eustachio, che l'uno fu chiamato Agapitus, l'altro Theophitus: *Cil fu qui ot xv anz apres et plus*

[1] Son lieto di vedere il mio parere condiviso dal Lângfors, loc. cit., p. 425; la recensione del quale conobbi quando la mia era già scritta.

(ms.: *Ce fu cel cęl quiot xv anz apres et plus*). Non capisco. I due figli sono entrambi piccini come la leggenda vuole e il poema altrove ammette (v. 422—3, 519—20, ecc.), così quei quindici anni sono veramente troppi. E poi che vuol dire quell'*apres*? D'altronde correggere non è facile; forse: *Ce fu celui qui ot .iii. anz au plus* (metto il numero *.iii.*, pensando al v. 422)?

v. 536. *.XII. anz fu ainz n'an fu nuls reclains.* Nell'annotazione a questo verso, p. 74, l'Ott dice: *Die Zahl xii der Hs. entspricht nicht der benötigten Silbenzahl: für Hiatus liegt kein ersichtlicher Grund vor. Grioni ... bietet die Zahl vierzehn, die wohl auch unserem Dichter gehören dürfte.* E citati i versi del Grioni, rimanda anche ai v. 981, 1087, 1090, 1105, 1321 del poema francese, dove la durata della separazione e dell'esilio è sempre fissata in quattordici anni. Perchè dunque l'Ott non corregge qui senz'altro: *.XIIII. anz fu ainz n'an fu nuls reclains?* Certo il fatto dei versi 545, 581, 978, 1005, dove si ha sempre il numero dodici, dovette farlo esitare. Al v. 545, *De cest mestier servit plus de .xii. anz,* l'annotazione, p. 74, cita un verso del Grioni dove gli anni son quattordici; esso tuttavia corrisponde ad altro passo dove non più si parla d'Eustachio, bensì di Teopista. Il v. 545 del resto, in considerazione di quel *plus* si potrebbe lasciare com'è, benchè non vi sia difficoltà a correggere: *De cest mestier i servit .xiiii. anz.* Il v. 581, *.XII. anz i fu einsi en celle entente,* si può correggere: *.XIIII. anz fu einsi en celle entente.* Al v. 978, *Qui .xii. anz ai esté an ceste rive,* dice l'annotazione, p. 77: *Hier spricht Theopiste von einem zwölfjährigen Aufenthalt an dieser Küste, und* v. 981 *sagt sie, seit 14 Jahren von ihrer Heimat weg zu sein, so daß sie für unseren Dichter, wenn er bei diesem Zahlenwechsel überhaupt an etwas anderes als an die benötigte Silbenzahl gedacht hat, 2 Jahre beim Schiffer geblieben wäre.* Mi pare una supposizione assai poco naturale. Il Grioni una prima volta dice di Teopista, come l'Ott cita nell'annotazione al v. 545, p. 74: *Quatordexe anny cossì stete* (nel giardino), e una seconda volta, f. 54r, v. 2914—6, le fa dire: *Londe io sum stada poveramente | In gran dollor et in gran stente | In queste contrade xjiij anny:* passo che corrisponde press'a poco a quello del v. 978 del poema francese. Inoltre l'artifiziosa supposizione dell'Ott potrebbe giustificare i dodici anni del v. 978 e del v. 1005, non varrebbe pei v. 536, 545, 581, dove non è quistione di Teopista, bensì dei figliuoli o d'Eustachio. Si può dunque correggere, che non è difficile, il v. 978 così: *.XIIII. anz ai esté an ceste rive.* Il v. 1005, *Dame, or avez isi esté .xii. anz,* si può correggere: *Dame, or avez ci esté .xiiii. anz.* Con queste lievi correzioni è ristabilita l'eguaglianza, dappertutto, degli anni nel numero di quattordici, ch'è il solo conosciuto dal Grioni e il solo giusto. Della gran confusione dei numeri nel ms. son prova anche i versi 175, 223, 312, 1528.

v. 538. Nell'annotazione a questo verso, p. 74, l'Ott respinge la mia ipotesi che il codice qui sia 'forse difettoso'.[1] Io non alludevo ad una corruzione (*Verderbtheit*) del testo come intende l'Ott, ma ad una lacuna d'una o più strofe, alla quale mi faceva pensare, oltre all'oscurità del poema francese, anche l'importante passo del Grioni, f. 25r-v, sulle avventure di Teopista.[2] Del resto non insisto. Ma la timida ipotesi dell'Ott sulla derivazione del *par nuit embler* dell'Estoire dall'*obumbrare* della Vita mi pare addirittura inammissibile.

v. 687. Ott: *Plus vos amoit li rois que soe destre;* ms.: *que soi moiime.* Non c'è nessuna ragione pel possessivo assoluto *soe,* cosicchè io leggerei: *que sa main destre,* ciò che farebbe meglio comprendere l'errore del ms., e corrisponderebbe anche più esattamente al verso del Grioni, citato nell'annotazione, p. 75: *Che la sua destra man tutor.*

[1] Vedi il mio studio citato, p. 433.

[2] Il passo è riassunto nel mio studio citato, p. 464.

v. 694. *Et portïez l'escu.* L'Ott ha letto male il ms. che non ha l'abbreviazione dell'*et*, ma un V col segno dell'*us* sovrapposto. Bisogna leggere dunque: *Vos portïez.* Dal *vos* ripetuto tutta la strofe acquista forza retorica.

v. 747. Ott: *Qu'a Rome perde ce que je ai conquis;* ms.: *Que a Rome.* Si legga: *Que Rome,* e il senso ci guadagnerà.

v. 796. *Tot son servise, amor et sa proiere.* Si deve leggere: *s'amor.* Il ms. ha sull'*a* un f sovrapposto.

v. 909. Il ms. aveva *lous* e l'Ott ha scritto *lou.* Non si capisce perchè non abbia scritto *louf,* quando nei v. 278, 706, 711, 860, 969 ha pure corretto *cers, bries, tres* in *cerf, brief, tref.* La stessa osservazione è da fare ai v. 931 e 1151.

v. 930. Nell'annotazione a questo verso, p. 76, l'Ott osserva la ripetizione in rima, nella stessa strofe, di *escoutoit,* e propone qui di mettere *esgardoit.* A ciò cerca appoggio in un luogo della Passio: inutile appoggio; e del resto anche la Vita, a un certo punto, p. 133, § 17, ha: *audiens ... videns.*

v. 1068. Ott: *Mais esgarder a mes plaies deviez*; ms.: *Mais est gardee a mes plaies deuiez.* Se si pensa al v. 671, *El chief avoit une plaie de viez,* si scriverà anche qui: *Mais esgardez a mes plaies de viez.*

v. 1069. *Benëoiz soit Dex qui vos m'a renduc.* Bisognava scrivere, come indica chiaramente il ms.: *Benoiz soit Dex qui moi vos a renduc,* qualunque fosse la conseguenza da trarne per la lingua del poema.

v. 1071. Ott: *Ja nul jor ne vos ëusse crëue*; ms.: *ia auul ior ne fui si mais creue.* Non si potrebbe leggere: *Ja a nul jor ne fuissiez mais crëue?*

str. 321. L'Ott propone di ordinare i versi della strofe così:

1. A joie va encontre son baron,
4. Tot droit au temple Apolin et Noiron,
2. Recëu l'a a grant processïon,
3. Mais en son cuer dote la traïson.

Ma si noti che l'ultimo verso della strofe precedente dice che l'imperatore per incontrare Eustachio si dirige alla flotta: *O ses barons s'an va a la navie*; come andrebbe dunque direttamente al tempio pagano? Anche: richiamato il quarto verso al posto del secondo manca l'epica rispondenza tra l'ultimo verso della nostra strofe e il primo della strofe seguente. Un ordine assai migliore sarebbe:

1. A joie va encontre son baron,
3. Mais en son cuer dote la traïson.
2. Recëu l'a a grant processïon
4. Tot droit au temple Apolin et Noiron.

Se non che il passo del Grioni, f. 70v, v. 3830—1: *Encontra lo çentil baron / Se'n va a grande preçesion,* sembrerebbe richiedere l'immediata successione del secondo al primo verso della strofe; sicchè, tutto sommato, la strofe potrebbe rimanere com'è nel ms., ma con una punteggiatura appropriata:

1. A joie va encontre son baron.
2. Recëu l'a a grant processïon
3. (Mais en son cuer dote la traïson)
4. Tot droit au temple Apolin et Noiron.

v. 1503. Ms.: *Granz úluz q lauertez est close.* L'Ott legge: *Granz vertez est que sa vertuz est close* (= È gran verità che la sua potenza — del leone — è domata), ma nell'annotazione a questo verso, p. 80, propone anche un'altra lezione: *Granz vertuz est que la vertez n'est close* (= È un gran miracolo, e il vero significato non n'è occulto). Io leggerei addirittura: *Granz vertuz est que la vertez est close* (= È un gran miracolo, e il vero

significato, o meglio la vera causa n'è occulta). È la lezione più vicina al ms. e insieme la meglio adatta al senso generale della strofe: *la vertez est close* risponde benissimo all'*estrange chose* del v. 1501.

v. 1528. ... *lo chant novel | Des .iii. enfanz, qui est en Daniel.* Si corregga: *Des .iii. enfanz*: i fanciulli di Babilonia che cantan nella fornace ardente (Dan., c. III) son tre, non quattro.

str. 388. L'ordine dei versi offerto dal ms. potrebbe anche accettarsi con una conveniente punteggiatura:

1. Et por toz ceuz qui avront desconfort,
2. S'il sont en mer, que Dex les mete a port;
3. De quelque guisse que Jhesus les acort,
4. S'il sont en guerre dont om lor face tort.

Certo l'ordine proposto dall'Ott sarebbe assai migliore, e per l'immediata successione dei versi comincianti *S'il sont* (anche il primo verso della strofe seguente dice: *S'il sont malede, que Dex lor doint santé*) e per l'integrazione che il verso primo riceverebbe dal terzo:

1. Et por toz ceuz qui avront desconfort,
3. De quelque guisse que Jhesus les acort:
2. S'il sont en mer, que Dex les mete a port,
4. S'il sont en guerre dont om lor face tort.

Solo il quarto verso, così, non si capisce: che cosa dovrà avvenire a coloro che sono in guerra in cui lor fatto è torto? Il ms. ha: *Sil sont en guerre dom om lorface tort*; e io leggerei: *S'il sont en guerre, qu'om ne lor face tort.* E tutto riuscirebbe scorrevole.

Immediatamente dopo l'Estoire l'Ott ripubblica dagli *Acta Sanctorum* la Vita (p. 51—63) e dalla *Bibliotheca Casinensis* la Passio (p. 64—9). Non fu felice per la Vita la scelta del testo degli *Acta Sanctorum*: testo riveduto, corretto, aumentato dai Bollandisti secondo le esigenze del testo greco originale, e irrimediabilmente diverso dunque da quello eh'ebbe corso nel medio-evo e che fu noto all'autore dell'Estoire. L'Ott avrebbe dovuto pubblicare il testo della Vita secondo la lezione di qualche ms., o, a difetto di mss., secondo la lezione del Mombrizio.[1] Pubblicando il testo degli *Acta Sanctorum* avrebbe dovuto almeno conservare molte note importanti (l'unica conservata, p. 57, è invece inutile) anzi che contentarsi di porre l'insufficiente e non interamente esatta n. 2 a p. 51.

Seguono (p. 70—80) le annotazioni al poema francese, delle quali toccai in particolare, quando m'accadde, nelle mie osservazioni sull'edizione. In generale son molto appropriate ed utili e v'è fatto un savio e ponderato uso del testo veneto del Grioni.

Il glossario (p. 81—94) è l'unica parte dell'opera di cui non si possa schiettamente dir bene: molte inesattezze e molte lacune. Nè si capisce con quale criterio sia avvenuta la scelta delle parole, e con quale criterio compiuta la disposizione delle voci. Per quale capriccio per esempio sotto la voce *voloir* unicamente son raccolte tutte le forme di quel verbo, mentre le forme del verbo *toldre* appaiono anche disperse sotto le voci *tollu, toloite, tolue, tot, toudra*? Esempi simili si potrebbero moltiplicare. Lo stesso capriccioso disordine si nota nella lista dei nomi propri (p. 95), tra i quali non si sa perchè compaian le voci *Damadeu, Damedé, Damedeu, Damedex* e *Dé, Deu, Dex.* Anche vi si vorrebbero vedere raccolte sotto singole voci le diverse forme dei nomi *Eustache, Juhan, Placidas, Theophite*, e soppressi certi avvertimenti inutili come quello che si legge accanto a *Bar*, e che

[1] Mombritii, *Sanctuarium*, edizione milanese del 1479, I, f. 262v sgg.

dovrebbe leggersi conseguentemente anche accanto a *Pise* e a *Rome*. Si aggiunga anche il dimenticato *Trangien*, v. 45, 1341, 1513.

Tutti questi appunti non tolgono che la pubblicazione dell'Ott, se anche non perfetta, sia, come dissi, molto opportuna e pregevole.

Cremona. Angelo Monteverdi.

J. Loth, Contributions à l'étude des romans de la Table Ronde, avec une carte. Paris 1912. 8°. 126 S.

Der hervorragende Keltologe und Hauptkenner der britischen Sprachen und Literaturen, auf deren Gebiet er zurzeit der einzige Forscher im größeren Stil ist, beschenkt uns hier mit Studien zur Geschichte der Artursage, wie sie von gleicher Bedeutung seit Zimmers epochemachenden Aufsätzen im Jahre 1890 nicht erschienen sind. Bekanntlich war Loth einer der ersten, der die Zimmersche Ansicht, nach welcher die *matière de Bretagne* den französischen Dichtern fast ausschließlich aus der Bretagne zugekommen sei, Verwahrung einlegte (*Revue Celtique* XIII, S. 475 ff.), indem er von neuem betonte, daß die Franzosen auch aus geschriebenen Quellen geschöpft haben müssen, die in verloren gegangenen anglo-romanischen Bearbeitungen kymrischer Erzählungen zu suchen seien. Diese Ansicht hat seitdem durch manches ihre Bestätigung erhalten; ja, auch normannische Quellen, die direkt auf zweisprachige Kymren zurückgehen, muß man jetzt gelten lassen, nachdem wir über den 'famosus fabulator Bledherieus' Galfrids so gut unterrichtet sind. Aber ein neues Moment tritt hinzu. Während man bisher nur die Ansprüche von Wales und der Bretagne gegeneinander abwog, hatte man ein drittes Land britischer Zunge ganz übersehen, Kornwallis, das nach allem, was wir darüber wissen, ein höchst geeigneter Boden für die Ausbildung und Übermittelung keltischer Sagenstoffe war. Hier waren über die seit dem 8. Jahrhundert stark anglisierte Bevölkerung Normannen und Bretonen gekommen; es war ein dreisprachiges Land geworden, wo das Volk kornisch, die oberen Klassen englisch und französisch redeten. Hierbei ist es interessant, sich daran zu erinnern, daß nach Bédier z. B. die Tristansage, so wie sie uns überliefert ist, die Bekanntschaft mit diesen drei Sprachen voraussetzt. Mit dieser Sage beschäftigt sich denn auch Loth vor allem und sucht nachzuweisen, daß mit wenigen Ausnahmen alle Orts- und Personennamen, ob sie nun französisch, englisch oder bretonisch sind, in Kornwallis heimisch sind.

Aus der Fülle des Gebotenen kann ich hier nur einiges herausheben. Zunächst hat Loth leichtes Spiel, die Behauptung Bédiers zu widerlegen, daß die '*conception centrale*' der Tristandichtung, der Konflikt zwischen der Liebe und dem Gesetz, nicht keltischen Ursprungs sein könne. Gerade bei den Kelten, die ja so fest an Gesetz und Herkommen hingen, daß sogar zur Zeit der Elisabeth noch englische Staatsmänner die Iren als '*the most law-abiding of nations*' rühmen konnten, werden solche Konflikte zwischen Pflicht und Neigung, Sitte und Freiheit, den Ansprüchen des Gemeinwesens, den Forderungen der Religion und der Selbstbestimmung des Individuums immer wieder zum Gegenstande dichterischer Behandlung. Hätte Loth gewollt, so hätte er noch manches derart besonders aus der altirischen Literatur anführen können. Auch den Liebestrank hält Loth mit Recht für ein keltisches Motiv. So sendet z. B. Moer dem Finn Nüsse mit einem Liebeszauber (*co n-upthaib scirce*) zu.

Ein besonderes Kapitel ist den Namen Tristan und Isent gewidmet. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß in den keltischen Sprachen zwei Namensformen nebeneinanderliegen, das kymrische *Drystan*, welches auf *Drustānos* zurückgeht, und ein ir. **Drostān*, welches inschriftlich in der

älteren Form *Drustagnos* bezeugt ist. Ebenso steht dem kymr. *Brychan* und *Cynan* ir. *Broccān* und *Conān* gegenüber, und auch in gewöhnlichen Wörtern finden wir dieselbe Erscheinung, z. B. kymr. *cryman* 'Sichel', irisch *crommān* usw. Wie ich schon durch den Stern angedeutet habe, scheint ein ir. *Drostān* freilich nicht belegt zu sein. Doch mag das Zufall sein; denn der Kurzname *Drust*, gen. *Drosto*, kommt *LU* 126 a 13 vor. Dagegen hat das von Loth angeführte *Trostansfjord* des Landnámabóc zunächst nichts mit unserem Namen zu tun. Es gibt das ir. *Ath Truisten* wieder, worin wir den Gen. eines weiblichen *Truistiu* haben. Dafür ist dann allerdings im Nordischen der bekanntere Name eingesetzt. Die entsprechenden piktischen Namen sind ohne Zweifel entlehnt. Die Pikten nahmen ja unter dem Einfluß der höheren Kultur der Briten und Gälen, von welch letzteren sie das Christentum empfingen, zahlreiche Eigennamen aus diesen Sprachen an, u. a. auch den Namen Artur, wie ich 'Zur keltischen Wortkunde' II, S. 1156 gezeigt habe. Das französische *Tristan* ist dagegen eine kornische Form und beruht mit seinem *i* auf schriftlicher, nicht mündlicher Überlieferung, wie Loth das genauer nachweist. *Iseut* belegt er in der altkornischen Form *Eselt* (dem kymr. *Essyllt* entsprechend) schon in Urkunden des 10. Jahrhunderts, während der Name in der Bretagne nur in der französischen Form *Iseut* erscheint, und zwar schon im 12. Jahrhundert. Die Etymologie des Namens bleibt nach wie vor unerklärt.

Morgan Tud deutet Loth ohne Zweifel richtig als *Morgan le Fé*, woraus dann mit einem Übergange ins Weibliche, der uns ja auch im Deutschen naheliegen würde, *M. la Fée* geworden ist. Das kymr. *tud* 'Zauberer' wird dem ir. *túath* (*ban-túath* 'Zauberin') gleichgesetzt. Davon ist das Abstraktum *túathe* f., das Loth nicht erwähnt, abgeleitet. Es kommt z. B. *LL* 277b 15, *Aisl. M.*, S. 5, 24 u. 26 vor.

Aber von allem, was der Verfasser uns an Neuem bietet, beanspruchen zwei frühkymrische Fragmente aus der Tristansage das weiteste Interesse. Sie sind bisher ganz unbeachtet geblieben, obgleich sie in einer der bekanntesten kymrischen Handschriften, dem *Black Book of Caermarthen*, stehen. Es sind zwei metrisch verschiedene, nicht zueinandergehörige Gedichte, je von 16 und 6 Zeilen, offenbar Verse, wie sie, in die Prosa eingelegt, so oft in kymrischen und irischen Sagenerzählungen vorkommen, die darin der französischen *cantefable* gleichen. Loth datiert sie in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts. Sie setzen mit ihren Anspielungen, die er zu deuten versucht, eine vollständige kymrische Version der Sage voraus, von der uns sonst nichts erhalten ist.

Es wird gut sein, noch zu bemerken, daß dieses Buch ein Wiederabdruck mit eigener Paginierung von mehreren im 32. und 33. Bande der *Revue Celtique* verstreuten Artikeln ist. Dadurch stimmen die Hinweise auf die Seiten nicht. So ist z. B. auf S. 95, Z. 16 statt *Contrib.* 111 (soll heißen 411) zu lesen p. 20.

Berlin. Kuno Meyer.

Wilhelm Weigand, Stendhal und Balzac. Essays. Leipzig, Inselverlag, 1911. 396 S.

Weigands Kritik ist wesentlich psychologistisch, unästhetisch und sogar anti-ästhetisch. In Frankreich würde man sagen, das Buch stammt von einem *moraliste*. Wie sehr er sich manchmal gegen Taine sträubt, er kann bei aller Selbständigkeit nicht verleugnen, daß er durch seine Schule gegangen und von seiner Art, die Literatur zu betrachten, tief beeinflußt ist. Was ihn am Schriftsteller interessiert, das ist vor allem der Mensch, die ganze Erscheinung in ihrer kulturellen und sozialen Bedingtheit, im Ein-

klang oder im Widerspruch mit den großen Strömungen ihrer Zeit, nicht der Künstler an sich und das Werk als Kunstwerk von bestimmter Form, sondern das Werk als Niederschlag einer Weltanschauung, als Spiegelbild einer Persönlichkeit, jener Stendhals oder Balzacs und darüber hinaus als Spiegelbild französischen und romanischen Wesens, mit dem Weigand sich als Deutscher, der es aus der Ferne schätzt, auseinanderzusetzen liebt.

Es ist bezeichnend, daß *Le rouge et le noir* und *La Chartreuse* auf nicht ganz 30 Seiten von fast 200 behandelt werden. Der weitaus größte Raum bleibt in den Essays der Biographie und der Analyse der Persönlichkeit vorbehalten, und diese Teile sind auch weitaus die wertvollsten des Buches, da Weigand es ausgezeichnet versteht, aus einer Fülle von geschickt ausgewählten Einzelheiten, kleinen Zügen und Anekdoten ein Bild von erstaunlicher Echtheit und Anschaulichkeit aufzubauen, in dem die Menschen Stendhal und Balzac bis in ihre verborgenen Besonderheiten wieder lebendig werden.

Daß die literarische Würdigung absichtlich in den Hintergrund gedrängt ist, fällt natürlich am zweiten Essay stärker und störender auf als am ersten. Man möchte ihm auch mehr Durchsichtigkeit in der Anordnung wünschen. Es ist wohl sehr schwierig, von einem so reichen und verworrenen Werk wie dem Balzacs zu sprechen, ohne sich zu verlieren. Weigand sagt gelegentlich vom Essay Taines, daß er glänzend, aber höchst einseitig sei und dem Gegenstande nicht gerecht werde. Der Vorwurf mag gelten. Aber die willkürliche Vereinfachung und Isolierung, die Taine vornimmt, bringt wenigstens ein paar Seiten (und es sind zweifellos die wichtigsten) klar und äußerst eindringlich heraus. Wenn man dagegen Weigands Essay aus der Hand legt, hat man den Eindruck, daß vieles und mannigfaltiges an einem vorübergerauscht ist, daß man sehr kluge Beobachtungen und feinsinnige Glossen gehört hat, man hat einen allgemeinen Eindruck. Aber, was er sagt, fügt sich nicht recht zu geschlossenen, abgerundeten Kapiteln zusammen, in denen dieser oder jener Roman, diese oder jene Eigenart der *Comédie humaine* geschildert und beleuchtet wäre.

Auch Weigand wird dem Dichter nicht gerecht. Was Taine vielleicht zuviel an Begeisterung hat, hat er zuwenig. Er ist zu sehr Kenner, um nicht sofort die Mängel Balzacs herauszufinden und von ihnen unangenehm berührt zu werden. Und auf der anderen Seite liebt er Balzacs Kunst offenbar zu sehr mit Vorbehalten, sie ist ihm zu fremd, seinem eigenen Empfinden zu unverwandt, stößt in ihm auf zu viel Widerstände, als daß er über den großen Eigenschaften, die er sieht, die Mängel vergessen könnte. Es fallen wohl schöne Worte der Bewunderung für das Werk. Weigand ist bewegt von der Tragik dieses Kämpferdaseins, das sich vor der Zeit in riesenhafter Arbeit verzehrt hat. Aber hinter seiner kühlen kritischen Zurückhaltung fühlt man nirgend überwältigte Ergriffenheit vor dem Schauspiel der unheimlichen und unbändigen Schöpferkraft, die in Balzac glüht und die Menschen wie Philippe Brideau oder den Baron Hulot gestaltet hat.

Die beiden Essays sind umrahmt und durchflochten von historischen Ausblicken und allgemeinen Betrachtungen über Dinge der Kunst. Und da hier jemand von reicher Bildung und Erfahrung spricht, der selbst Künstler ist, lauscht man seinen Worten gerne, auch wenn man auf einem grundsätzlich anderen Boden steht, und obwohl manche Urteile in ihrer zugespitzten Prägung nicht weniger einseitig und schief klingen als manches geschmähte Urteil Taines (ich denke an das Wort vom 'langfingerigen' Ästhetentum, an die Bemerkungen über die klassische Tragödie der Franzosen, über V. Hugo, über Zola, um nur ein paar herauszugreifen).

Bonn. Hanns Heiss.

F. K. Mann, Mémoire inédit adressé à Monseigneur le duc d'Orléans par Charles de Secondat, Baron de Montesquieu. Extrait de la Revue économique de Bordeaux, Janvier-Février 1911.

Seit die Familie Montesquieus dem Juristen H. Barckhausen die Archive von La Brède zur Verfügung gestellt hat (vgl. *Roman. Jahresbericht* XI, II, S. 177), ist schon allerhand Wertvolles zutage gekommen. Hierunter befindet sich ein *Mémoire sur les dettes de l'Etat* als Abschrift eines verlorenen Originals, an den Herzog von Orleans gerichtet; es wurde herausgegeben in den *Mélanges inédits de Montesquieu, publiés par le baron de Montesquieu*, Bordeaux-Paris 1892, S. 235—245.

Mann fand nun vor zwei Jahren in der Pariser *Bibliothèque Nationale* eine zweite Denkschrift, obiger verwandt, wie jene an den Herzog von Orleans gerichtet, doch ohne Namen und Datum. Aber durch die handschriftliche Vergleichung mit Originalen Montesquieus, bei der M. Barckhausen und M. Céleste, Konservator der Städtischen Bibliothek von Bordeaux, mitwirkten, konnte konstatiert werden: *que le mémoire est en entier de la main de Montesquieu.* Das eigenhändige *Mémoire* ist älter als das von La Brède, etwa um die Wende der Jahre 1715, 1716 entstanden. Es setzt eine dritte, älteste Denkschrift voraus, die aber verloren ist: *Les deux premiers, qui sans aucun doute ont été soumis au Régent ou au conseil des finances, contiennent des propositions indépendantes et en quelque sorte opposées. C'est ce que Montesquieu avoue à la fin au deuxième projet: »J'avois donné precedament un mémoire pour retrancher les rentes qui sont sur le clergé, les etats et les communautés, il faut prendre garde que ce mémoire et celuj cy sont en quelque façon incompatibles et ne peuvent guerre s'executer touts les deux.«*

Le troisième mémoire, par contre, publié sous le titre: Mémoires sur les dettes de l'Etat, a une importance secondaire: c'est une synthèse des deux premiers ou plutôt une adaptation de leurs propositions à un plan commun. Nous ignorons s'il a jamais quitté le château de La Brède pour accomplir sa mission.

Die Zusammenhänge der drei Denkschriften hat Mann in einem Aufsatze: *Montesquieu als Staatsmann* im *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft* (Leipzig 1910, Heft 4, S. 61) studiert.

Die von ihm entdeckte Schrift schlägt eine progressive Reduktion der Staatsschuld, der Renten, Gehälter und Pensionen vor, die kompensiert würden durch Auflassen der drückendsten Steuern: so der *gabelle*, über die sehr interessante Angaben gemacht werden und von der die Gemeinden sich mit der Rückgabe von Staatspapieren (*effets royaux*) loskaufen könnten; sie empfiehlt ein Herabsetzen auf ein Viertel des Stadtzolls der Pariser Douane, wodurch der Konsum sich verdoppeln würde. Wenn dies mit anderen Maßnahmen verbunden würde, *'on verroit bientost paris reffleurir et oublier les grosses pertes qu'il a faittes'*.

Für die Provinz redet Montesquieu einer Art Dezentralisation von Paris aus das Wort, an welchem Vorschlag wohl das ganze Projekt scheiterte.

München. Leo Jordan.

Henri Ghéon, Nos Directions. (Réalisme et poésie. Notes sur le drame poétique. Du classicisme. Sur le vers libre.) Éditions de la Nouvelle Revue Française (Marcel Rivière et Cie) 1911. 239 S.

Das Buch von Henri Ghéon enthält eine Reihe anregender, aber durchaus tendenziös gehaltener Gelegenheitsstudien, die alle demselben Zweck dienen

sollen, der französischen Dichtung die klassische Reinheit und Vollendung wiederzugeben. Diese Aufgabe, die in der Hauptsache in der Gewinnung des richtigen Verhältnisses zwischen Stoff und Form, Kunst und Leben, Überlieferung und Neuschöpfung besteht, findet nach Ghéons Ansicht durch die Neubelebung der Lyrik ihre beste Lösung. Die Anfänge dazu erblickt er in dem Symbolismus. Trotz mancherlei Verirrungen liegen in den hervorragenden Leistungen der Symbolisten die vielverheißenden Anzeichen einer Neugeburt der Dichtung. Die Romantik und mit ihr Rostand finden vor seinen Augen keine Gnade. Auch Racine wird einseitig beurteilt. Ghéon greift aus der neueren Racineliteratur eben nur das heraus, was ihm für seine Zwecke gerade paßt. Hier wie auch sonst in Ghéons Buch vermögen treffende Bemerkungen im einzelnen nicht für die Verfehlungen im großen zu entschädigen. Objektivität ist überhaupt nicht seine Stärke. Er liebt es, seine vorgefaßten Ideen über eine exakte Wertung der Tatsachen zu stellen und seine Anschauungen und Gedanken mit einer selbstgefälligen Überlegenheit vorzutragen, die sich besonders in seinen Urteilen über moderne dramatische Leistungen bemerkbar macht. Die Blüte des Dramas knüpft nach seiner Ansicht an Namen an wie Maurice de Faramond, Verhaeren, Vielé-Griffin, Paul Claudel. Sie sind die Bahnbrecher der kommenden klassischen Blüte des Dramas. Der *vers libre* ist der Vers der Zukunft.[1]

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Ludwig Geyer, Der französische Aufsatz. Ein Wegweiser für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen der neueren Sprachen. Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1911. 64 S. M. 0,80 = K. 1.

Der Verfasser, der nach einer Periode ausschließlichen Übersetzungsbetriebes zum Aufsatzunterricht übergegangen ist, veröffentlicht hier in einem trotz seiner Kürze außerordentlich reichhaltigen Buche seine Erfahrungen und behandelt dabei die gesamte Frage der schriftlichen Arbeiten in ihrer weitesten Bedeutung für den Unterricht und den Lehrer. Wenn der französische Aufsatz 'als Aschenbrödel ein freudeloses Dasein führt', so sind nach den temperamentvollen Ausführungen Geyers die Gleichgültigkeit im konservativen Lager, die maßlosen Forderungen von seiten fortschrittlicher Heißsporne, ungenügende Vorbildung der Lehrerschaft, die beschauliche Ruhe des Unterrichtsbetriebes, die Unklarheit der Lehrpläne und schließlich der Glaube an das unfehlbare Dogma der Übersetzung schuld. Aus diesen Anklagen ergibt sich schon die vielseitige Behandlung, die der Frage zuteil wird. Nach einer scharfen Kritik der Übersetzung wendet sich der Verfasser dem positiven Teil seiner Aufgabe zu. Charakteristisch ist vor allem die Auffassung vom französischen Aufsaz in der Schule: 'Pädagogisch kann kein verhängnisvollerer Fehler gemacht werden, als wenn man für den Aufsatz das Ziel zu hoch steckt' (S. 18), und die Art, wie er vorbereitet werden soll: 'mit dem aus dem Unterricht erwachsenden Inhalt muß zugleich die diesem Inhalt entsprechende Form bis in jede Einzelheit vermittelt sein' (S. 20). Möglich sei er überhaupt nur in einem Unterricht, in dem die Fremdsprache selbst Unterrichtssprache sei und wo der Aufsatz als alleinige schriftliche Übung herrsche; da aber hänge von der Qualität des mündlichen Unterrichts zum großen Teil das Niveau der schriftlichen Arbeiten ab. Für den Verfasser

[1] Hier wiederholt Ghéon noch einmal das Urteil, das er bei früherer Gelegenheit im Verein mit anderen *vers-libristes* gefällt hat. Vgl. die *Enquête internationale sur le vers libre et manifeste du futurisme* par F. T. Marinetti. Editions de 'Poesia'. Mailand 1909. S. 68 ff.

ist der Aufsatz ein Nachbilden von Stilmustern; um den Schüler vor dem schlimmsten Fehler, dem Übersetzen, zu bewahren, dürfe Selbständigkeit im Ausdruck nicht einmal gestattet werden. Daß dabei nicht ein mechanisches, gedankenloses Nachschreiben von auswendig Gelerntem herauskomme, wird als eine der wichtigsten Aufgaben des Unterrichts bezeichnet.

Es werden dann, nach Unter-, Mittel- und Oberstufe getrennt, die verschiedenen Arten einsprachiger Übungen behandelt; dabei werden bezeichnenderweise in das Gebiet des bloßen Experimentierens alle die Arbeiten verwiesen, wo sich der Schüler freier bewegen kann, während in der Regel der Aufsatz 'die krönende Zusammenfassung des im Unterricht mündlich Behandelten' sei und vor seiner schriftlichen Fixierung in der Klasse stufenweise zu Hause ausgearbeitet und im Unterricht besprochen sein müsse. Im Anschluß daran werden eine Reihe von Themen aus der literarisch-ästhetischen Lektüre angeführt, die der Verfasser selbst gestellt hat. Er glaubt diese Art besonders pflegen zu müssen, weil sie der geistigen Reife der Schüler am meisten entspreche und die 'Fähigkeit des künstlerischen Genießens wie der kritischen Würdigung des Literaturwerkes zum Ausdruck gebracht werden kann'. Ich verkenne nicht, daß mit Schülern, von denen solche Themen glücklich gelöst sind, im Unterricht in der intensivsten Weise gearbeitet worden ist, daß den Problemen eines Literaturwerkes mit großer Gründlichkeit nachgegangen worden ist, allerdings scheinen sie nur möglich nach einer Vorbereitung, wie sie oben geschildert ist. Daneben möchte ich den Arbeiten, die von Geyer in das Gebiet des Experimentierens verwiesen werden, einen größeren Spielraum gönnen. Der Schüler muß geübt werden, in einfacher Darstellung auch Unvorbereitetes darzustellen, will man die praktischen Zwecke, die auch der Verfasser betont, nicht aus dem Auge lassen. Denn nach dem Verlassen der Schule fehlt ihm die intensive Vorbereitung und die verbessernde Hand des Lehrers, und er wird bei der leichtesten Aufgabe vielleicht zu wenig Mut und Selbstvertrauen haben; und deren bedarf es, will man sich mündlich oder schriftlich einer fremden Sprache bedienen. Ich weiß wohl, daß die angeführten Themen nur ein Teil der vom Verfasser gestellten sind, doch hätte es auch interessiert, wie er sich die Verteilung für eine Klasse gedacht hat.

Mit den Erörterungen, wie der Aufsatz zu schreiben und wie nur er möglich ist, begnügt sich der Verfasser nicht, er verfolgt sein Schicksal weiter bis in die Hand des Lehrers und gibt beachtenswerte Winke für die Korrektur und Zensur. Damit kommt er auf das Verhältnis von Aufsatz und Lehrer zu sprechen und weist nach, daß der französische Aufsatz in der Schule abhängig ist von der Art der praktischen Vor- und Weiterbildung des Lehrers, dem Grad seiner beruflichen Inanspruchnahme und der Stellung, die er seiner Fachwissenschaft gegenüber einnimmt. Mehr als auf der Universität und mehr als durch einen Auslandsaufenthalt müsse der Lehrer gerade während seiner Lehrtätigkeit sich in die Sprache vertiefen, er sei daher auch mehr als andere Lehrer in Anspruch genommen; und mit warmem Appell wendet sich der Verfasser an die Behörden mit der Bitte, die Lebensfähigkeit des Aufsatzes auch von dieser Seite zu betrachten.

Ich möchte wünschen, daß durch dieses Buch sich viele überzeugen lassen möchten, daß 'der Aufsatzunterricht nicht ein Privilegium einer verschwindend kleinen Zahl von Elitelehrern oder, richtiger gesagt, von Elitetechnikern' sein dürfe, sondern als 'eine notwendige, von allen erfüllbare Schulaufgabe' müsse betrachtet werden. Doch scheint der Weg bis dahin noch weit; denn wie schon die Wahl der Lehrbücher ergibt, ist heute unter den gegebenen Verhältnissen die Mehrzahl der Neuphilologen nicht geneigt, den empfohlenen Weg zu gehen.

Frankfurt a. M. Th. Zeiger.

G. Bielefeldt, Methodische Wortkunde der französischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Grammatik, Phraseologie, Synonymik und Etymologie. Eine Grundlage für das Studium der französischen Sprache, ein Korrektiv für den französischen Hilfsunterricht. Berlin, Friedberg & Mode, 1912. 304 S. gr. 8. M. 6.

Als Referent, um sich über den Inhalt dieses Buches zu orientieren, es zu durchblättern begann, fiel sein Blick auf die Kapitelüberschrift Wechsel der lateinischen Buchstaben (S. 135). Die böse Ahnung, die ihn beim Lesen dieser Zeile beschlich, ging alsbald in Erfüllung: ein weiterer Blick zeigte, daß das Kapitel mit der verdächtigen Überschrift nichts mit der lateinischen Schrift zu tun hatte, sondern von der Umbildung der lateinischen Laute zu französischen handelte. Etwas befremdet, daß der Verfasser seine eigene Mahnung: *Die Begriffe Laut und Buchstabe sind streng auseinander zu halten* (S. 73), so wenig beachtete, las Referent weiter und sein Erstaunen wuchs. Daß unter den Beispielen des Wandels ā>e neben *tel* [talem], *clef* [clavem] etc. auch *cheval* [caballus] aufgeführt ist, möchte man zunächst einem bloßen Versehen zur Last legen. In dieser Auffassung wird man aber bedenklich erschüttert, wenn es ein paar Zeilen weiter heißt: 'ē wird zu i: cire [cera], merci [mercedem], prix [pretium], pis [peius], pris [prensus], emplir [implere], fleurir [florere].' Zwar gegen cera > *eire* und mercedem > *merei* ist nichts einzuwenden, aber *pretium* wie *peius* haben ĕ und nicht ē; *pris* kann nicht gleich *prensus* sein, das ja hätte *preis, prois* ergeben müssen (vgl. mensem > *mesc* > *meis* > *mois*), sondern beruht auf Analogie und Umlaut; ebensowenig können *emplir* und *fleurir* auf *implere* und *florere* zurückgehen, setzen vielmehr vulgärlat. *implire* und *florire* voraus. Unter sieben Beispielen für ē > i sind also fünf falsch gewählte! Ähnliche Beweise mangelhafter Vertrautheit mit der historischen Grammatik der französischen Sprache finden sich in Menge: so wird als Beispiel für den Ausfall eines *s* (S. 23) *'otage (obses)'* angeführt; afz. *oïl* wird noch aus *hoc* + *illud* erklärt (S. 128), *poids* noch von *pondus* abgeleitet (S. 149) u. dgl. m. Kurzum: als eine zuverlässige 'Grundlage für das Studium der französischen Sprache' vermag Referent das Buch des Herrn Bielefeldt nicht zu empfehlen.

Berlin. Eugène Pariselle.

J. Haas, Grundlagen der französischen Syntax, Halle a. S., Niemeyer, 1912. 34 S.

Das vorliegende Heftchen behandelt theoretische Fragen, die der Verf. in seiner *Neufranzösischen Syntax* (vgl. die Einleitung dieses Werkes) zu behandeln nicht Raum fand, und soll der Vorbote einer nun nicht mehr nur psychologischen, sondern auch historischen und nicht nur neufranzösischen, sondern französischen Syntax sein, deren Erscheinen uns für 1914 versprochen wird. In lapidarer Gedrängtheit, ohne Detaildiskussionen und bibliographischen Ballast, hin und wieder mit Hinweisen auf franz. syntaktische Erscheinungen trägt der Verfasser seine syntaktische Prinzipienlehre vor.

Die Syntax untersucht den Satz (und dessen Teile) als 'das sprachliche Korrelat für eine vom Sprechenden apperzipierte Gesamtvorstellung', das der Sprecher für geeignet hält, im Hörer dieselbe Gesamtvorstellung zu erwecken, aber nicht die variabeln Elemente des Satzes, die (der Semasiologie zufallenden) Wörter des Satzes, sondern nur deren Verknüpfung (§ 1), um so mehr als die Ergebnisse der pathologischen Forschung zu beweisen scheinen,

daß die Verknüpfung der semantischen Einheiten von der Anwendung dieser selbst verschieden und eine besondere Lokalisation der Verknüpfung im motorischen Sprechzentrum der Großhirnrinde möglich ist[1] (§ 2). Da intellektuelle und ästhetische Momente beim Sprachausdruck in separaten Gehirnzentren lokalisiert werden, so ist die mit diesen intellektuellen und ästhetischen Momenten sich beschäftigende Stilistik von der Syntax zu trennen: die Stilistik ist 'die Lehre des Sprachgebrauchs und der Sprachkunst', die Syntax 'die Lehre der durch Verständlichkeit und Sprachgebrauch begrenzten Sprachmöglichkeit' (§ 3). Zum Satz gehören auch unvollständige sprachliche Ausdrücke (§ 6), die Teile des Satzes sind nicht starre morphologische Kategorien, sondern 'Korrelate der einzelnen Vorstellungseinheiten', und durch diese ist die Gliederung des Satzes bestimmt (§ 7). Die Verschiedenheit der Stärke des Expirationsstroms, also des dynamischen Akzents, innerhalb des Satzes gibt ein Bild des Gliederungsprozesses innerhalb der apperzipierten Gesamtvorstellung (§ 8). Der Satztakt ist also das sprachliche Korrelat einer logisch-begrifflichen Einheit innerhalb der Gesamtvorstellung (§ 9). Durch häufigen Gebrauch bestimmter Verbindungen entstehen 'usuelle rhythmische Gebilde', so daß die Satztakte etwas Variables darstellen (§ 10): so ist die sog. 'syntaktische Komposition' nichts als die Erscheinung, daß mehrere Wörter, die erst Korrelate von besonderen Vorstellungen waren, zum sprachlichen Ausdruck einer einzigen Vorstellung werden. Die syntaktischen Komposita sind nicht qualitativ, sondern nur quantitativ von den Wortkomposita verschieden (§ 11). Nach den variabeln Satztakten kann praktisch die Syntax nicht behandelt werden, man wird daher nach Gegenstands- und Merkmalvorstellungen einteilen: dieser Gegensatz (und nicht der erst sekundäre von Subjekt und Prädikat) wird als der primäre von pathologischer Seite her nachgewiesen (§ 12). Aber auch ungegliederte Sätze haben Anspruch, in der Syntax behandelt zu werden (§ 13). Die gegliederten Sätze bestehen aus Subjekt und Prädikat, letzteres als Korrelat der Merkmalsvorstellung kann verbal oder nominal ausgedrückt sein: daher ergibt sich die schon in der *Neufranz. Syntax* durchgeführte schöne Einteilung: I. a) ungegliederte Nominalsätze, b) ungegliederte Verbalsätze; II. a) gegliederte Nominalsätze, b) gegliederte Verbalsätze (§ 14). Es gibt außerdem mehr als zweitaktige Sätze, wenn Korrelate von Begleitvorstellungen zu den Gegenstands- und Merkmalsvorstellungen hinzutreten (§ 15). Die Beziehungen zwischen dem Vorstellungsprozeß und dem Sprachausdruck sind in der Sprache der Gegenwart am klarsten, Rückschlüsse auf eine frühere Sprachperiode immer mehr oder weniger willkürlich: es muß also zur historischen die deskriptive (psychologische) Syntax hinzutreten (§ 16). So weist Verfasser ja schon überzeugend in § 14 nach, daß in Fällen wie afz. *tant mieux vault* neben *tant mieux, pres va que, pres sui que* neben *pres que* nicht nachzuweisen ist, ob in den averbalen Satzformen ursprünglich Ellipse oder eine vollständige Gestalt vorliegt.[2]

[1] Wenn ein Vergleich erlaubt ist, so ähnelt Haas' Syntax einer Harmoniclehre, mit der die Lehre von der Tonbildung (vgl. die Bildung der Elemente des Satzes) sowie die Geschichte des musikalischen Stils (vgl. die Stilistik) nichts zu tun haben.

[2] Verfasser stellt dabei den Grundsatz auf, daß die als älter belegte Form bei syntaktischen Erscheinungen nicht auch die tatsächlich ältere sein muß: also, um mit Ausdrücken zu reden, die Ettmayer jüngst aufs Lautliche anwendete: 'chronologische' Geschichtsforschung allein genügt nicht, es muß auch das 'Pragmatische' berücksichtigt werden. Beide Betrachtungsweisen traten kürzlich auf syntaktischem Gebiet gegeneinander auf in den Diskussionen über *la ville de Paris*: Meyer-Lübke stellte sich auf den Stand-

An diesem meisterhaft bündigen und klaren Gedankengang wird wohl kaum etwas zu rütteln sein. Nur an zwei Punkten erlaube ich mir, Zweifel zu äußern: ich finde, die Einteilung des Satzes nach Satztakten ist fürs Französische (abgesehen von dem Faktor der Variabilität) überhaupt nicht brauchbar, nicht nur weil der im Französischen vorherrschende musikalische Akzent für die Gliederung des Satzes nicht in Betracht kommt, wie der Autor selbst S. 17 zugibt, sondern weil der dynamische Akzent, wo er im Französischen auftritt, etwa in Kadenzen wie *c'est la question de laquelle nous avons parlé* (mit dem Akzent auf *avóns*) nicht etwa auf die Silbe fällt, die der Sprecher in einem Vorstellungskomplex möglichst hervorheben will: die stärkere Muskelinnervation bei der Aussprache der Silbe ist also nicht 'die Folge eines stärkeren Reizes in dem Vorgang der Apperzeption', auch kommt das natürliche Sprechtempo, das in einer Sprache üblich ist, für das Zustandekommen von Satztakten in Betracht: *j'ai vu arriver le père* wird zum Beispiel in einem Atem gesprochen, trotzdem mehrere begrifflich-logische Einheiten vorhanden sind. Die rhythmische Zweiteilung des Satzes wird also nicht nur in dem S. 32 erwähnten Fall des unbetonten Pronominalsubjekts unterbleiben. Daß natürlich diese Verhältnisse dem Verfasser nicht unbekannt sind, sieht man aus seiner Charakteristik des dynamischen Akzents auf S. 17. — Zweitens leuchtet mir der auf S. 33 aufgestellte Unterschied zwischen syntaktischen und lautlichen Sprachveränderungen nicht ein: 'Die Übertragung der Methode der Laut- und der Formenlehre [auf die Syntax] ist ungenügend. Einmal ist, wie gesagt, das überlieferte Material unzureichend. Denn noch mehr als lautliche Veränderungen kommen Übergangsformen des syntaktischen Wandels in der Schrift selten zum Ausdruck. Syntaktische Sprachveränderungen finden sich, nachdem sie einigermaßen üblich geworden sind [ich denke, gerade in Frankreich ist in lautlicher Beziehung seit Jahrhunderten eine viel steifere Konservativität in der Schrift bewahrt worden als in syntaktischen Dingen! Die Lückenhaftigkeit des syntaktischen Materials ist z. B. bei einer volkstümliche Allüren annehmenden Literatur viel geringer als die des lautlichen]. Dann geschieht ein Lautwandel ausnahmslos und ist nach einiger Zeit wieder zu Ende. Mit dem erreichten Resultat ist aber die Ursache des Vorgangs beseitigt; ein ähnlicher eintretender Wandel ist ein neuer, von dem früheren unabhängiger Vorgang. Anders mit den syntaktischen Verschiebungen! Ein eintretender syntaktischer Wandel oder Vorgang braucht die Ursache des Vorgangs nicht zu beseitigen; es kann wohl der Fall sein; aber meistens ist dem nicht so.' Als Beispiel wird die Bedeutung *mort* 'getötet' in der afz. Wendung *avoir mort* angeführt, die von der Doppelbedeutung von *mort* 'gestorben' und 'tot' aus zu jeder Zeit erklärlich ist, im Afz. wie etwa, wenn die Wendung in moderner Zeit aufträte, oder die 'Zerlegung von Funktion und Bedeutung des Relativpronomens', die ebenso afz. wie nfz. sich ausbilden konnte. In bezug auf das erste Beispiel muß ich bemerken, daß ein nfz. **avoir mort* doch unmöglich ist, nicht etwa wegen des Partizips, sondern wegen dessen Konstruktion beim Verb: *avoir* kann nfz. nicht mehr heißen (wie es afz. und urromanisch hieß) 'haben als',[1] daher *avoir mort* nie 'getötet haben' bedeuten: gerade

punkt des 'Chronologen', der für eine Erscheinung, die in einer bestimmten Zeit belegt ist, eine nur für diese Zeit gültige historische Erklärung suchte, während Schuchardt in einer später belegten Erscheinung nicht auch eine pragmatisch jüngere erkennen wollte und daher für die auf vielen Gebieten belegbare Erscheinung eine polygenetische ('elementarverwandte') Erklärung suchte.

[1] Mindestens bewirkt die Stellung des Partizips, daß, wenn solche (nach Herzogs Ausdruck 'situationelle') Konstruktionen im Nfz. vorkommen, sie

dieses Beispiel würde gegen die vom Verfasser betonte Polygenesie syntaktischer Erscheinungen, vielmehr für ausschließlich historische Erklärungsmöglichkeiten sprechen. Von der Ausnahmslosigkeit der 'Lautgesetze' werden nicht alle Gelehrten überzeugt sein. Ferner, warum soll durch einen syntaktischen Vorgang die Ursache desselben nicht beseitigt sein? Ist *avoir mort* 'getötet haben' nicht ein ebenso abgeschlossener Vorgang wie lat. *a*>fz. *e*? Und wenn in moderner Zeit *avoir mort* dieselbe Bedeutung nochmals bekäme, wäre dies von Entwicklungen wie nfz. *Madame* > nfz. *mędęm* verschieden? Bemerkenswert ist höchstens, daß die besondere Bedeutung von *avoir mort* sich im Nfz. verloren hat — aber gibt es nicht auch lautliche Erscheinungen, die 'zurückgebildet' werden? Ich finde, die Syntax hat hier genau ebenso mit der Polygenesie zu rechnen wie die Semantik: in den allgemein gültigen Denkbedingungen liegt die Erklärung dafür, daß die gleichen Bedeutungsentwicklungen, die gleichen syntaktischen Wandlungen in den verschiedensten Zeiten auftauchen.

Wien. Leo Spitzer.

Kurt Glaser, Le sens péjoratif du suffixe *-ard* en français. (S.-A. aus 'Romanische Forschungen' XXVII, p. 932—983.)

Der Zweck der vorliegenden Studie ist, 'möglichst vollständig die mit dem Suffix *-ard* versehenen Substantiva und Adjektiva zu vereinigen, die aus dem einen oder dem anderen Grunde pejorative Bedeutung angenommen haben' (p. 933).

Der Verfasser ist der Ansicht, daß die pejorative Kraft dieses Suffixes daraus zu erklären sei, daß es zunächst in augmentativem Sinne an Wortstämme trat, die an sich etwas Tadelnswertes bezeichnen und dadurch selbst pejorative Bedeutung erhielt. Es ist von allen pejorativen Suffixen, die G. zum Vergleich mit Beispielen (p. 937) aufzählt, und die mit Ausnahme von *-âtre* ebenfalls auch andere Funktionen haben, von jeher das fruchtbarste gewesen und es bis auf den heutigen Tag geblieben (ein kurzer historischer Überblick findet sich p. 936). Es gehört vorzugsweise der Volkssprache, der familiären Redeweise (p.934), dem Argot (p. 942) und den Patois (p. 947) an, und nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl solcher volkstümlichen pejorativen Wortformen auf *-ard* hat in die 'regelmäßige' Sprache Eingang gefunden. Den Begriff pejorativ, für den er p. 933 verschiedene Definitionen anführt, faßt G. im weitesten Sinne, nicht nur zum Ausdruck des Tadels, des Mißfallens und der Geringschätzung, sondern auch des Spottes und des Scherzes (p. 942). Man kann noch weiter gehen und sagen, daß sämtliche von ihm aufgezählten (ca. 370) pejorativen Bildungen auf *-ard* karikierende, spöttische oder scherzhafte Bezeichnungen sind. Nur verhältnismäßig wenige dieser Wörter, wie *soudard* und *bâtard*, haben rein pejorativen Sinn. Oft, und zwar immer bei den von einem selbst einen Tadel enthaltenden Begriffe gebildeten, schimmert die augmentative Kraft des Suffixes mehr oder weniger durch. Das zeigt am besten ein Vergleich mit anderen Suffixen am gleichen Wortstamm, besonders mit dem indifferenten Suffix *-eux* (bzw. *ant*), dem quantitativen *-eux*, dem qualitativen *u* oder *é*, dem diminutiven *et, ot* oder *on*, z. B. *traînard : traîneur, fuyard : fuyant, boitard : boiteux, têtard : têtu, mouillard : mouillé, douillard : douillet, ciboulard : ciboulot.* Man vergleiche ferner: *niard : niais, pudibard : pudibond, jaunard : jaunâtre, rougeard : rougeaud, deputart : deputaire, vénard : vénal,*

von dem zusammengesetzten Perfekt wohl unterschieden sind: vgl. bei Gaufinez, *La langue de Zola dans le 'docteur Pascal'* S. 44: *elle avait sa chaise placée contre le mur même* (gegenüber: *elle avait placé sa chaise*).

bonard : bonasse, camard : camus, parmesard : parmesan, cyclard : cycliste, conscrard : conscrit. Überhaupt hätte eine systematische Heranziehung der Wortbildungslehre in dieser Weise zur Klärung der semasiologischen Frage gute Dienste geleistet. — Nachdem G. zunächst an zwanzig gut gewählten Beispielen (p. 934) eine allgemeine Vorstellung von der Vielseitigkeit des pejorativen Begriffes des Suffixes gegeben hat, zeigt er weiterhin, daß gewisse Wörter, wie *campagnard* und *vieillard*, nur unter gewissen Umständen pejorative Bedeutung haben, vereinzelt sogar, wie *grognard*, in lobendem Sinne oder, wie *gueusard*, als Kosewort gebraucht werden. Als einen schlagenden Beweis dafür, wie lebendig im Volke das Gefühl von der pejorativen Bedeutung des Suffixes ist, führt er die Tatsache an, daß die Bewohner von Savoyen sich schon lange *Savoisiens* oder *Savoyens* nennen, weil mit dem Begriff *Savoyard* der eines Schornsteinfegerjungen oder Stiefelputzers verbunden ist.

Im zweiten Teil seiner Arbeit ordnet G. die Wörter auf *-ard* nach sachlichen Gesichtspunkten, indem er in historischer Reihenfolge (1. Wörter, die auf das Altfranzösische zurückgehen, 2. Bildungen des 15. und 16. Jahrhunderts, 3. Wörter neueren Ursprungs) Beispiele für allerhand tadelnswerte Eigenschaften aufführt, und dann insbesondere die Ausdrücke aufzählt, die Geschwätzigkeit, Feigheit, Weinen, Schreien, Unzufriedenheit, Trunksucht, Spott, Dummheit, Hinterlist, Faulheit, physische Mängel und unsittlichen Lebenswandel bezeichnen. Dann gibt er eine Reihe herabsetzender Personalbezeichnungen, besonders für den Henker, an und zum Schluß eine Menge von Eigennamen und Parteibezeichnungen mit pejorativer Bedeutung. Ein ziemlich vollständiges Verzeichnis der behandelten Wörter (ich vermisse: *botzard* 959, *canulard* 974, *goulard* 961, *ponnard* 975, *reniflard* 948) ist eine willkommene Beigabe. Für diejenigen, die etwa bekannte Wörter in der Abhandlung vermissen sollten, sei bemerkt, daß G. grundsätzlich von seiner Betrachtung diejenigen Wörter ausschließt, in denen *-ard* nicht Suffix ist, ferner die, deren Etymologie nicht feststeht, und endlich alle, in denen *-ard* nicht als pejorativ gedeutet werden kann.

Die in elegantem Französisch geschriebene Arbeit, die von einer erstaunlichen Belesenheit des Verfassers, seiner gründlichen Kenntnis aller Arten und Zeiten der französischen Sprache und der einschlägigen Literatur, sowie von feiner Beobachtung und scharfsinniger Beurteilung zeugt, kann für derartige Monographien als mustergültig hingestellt werden.

Marburg. W. Schumann.

Martin Rühlemann, Etymologie des Wortes *harlequin* und verwandter Wörter. Dissertation. Halle 1912.

Mit Recht sagt der Verfasser in den Vorbemerkungen: 'Wohl selten ist über die Etymologie eines Wortes so viel geschrieben und gestritten worden, wie über die des Wortes *harlequin* ...'. Um so gespannter ist man auf neue Vorschläge. Rühlemann geht der Reihe nach alle bisher ernstlich verfochtenen 17 Etymologien durch (Herodias, König Herla, Graf Hernequin von Boulogne, den Herlechinus des Ordericus Vitalis, Charles-Quint, Harlequino, Arlecamp, Arlotto e cocchino, Arlotto, Ar Lecchino, Alichino, Hèle-chien, Henno = Gott des Todes, Erlkönig, Hell's king, Hellekin = Schar der Hölle, Hellekint = Kind der Hölle), widerlegt sie gründlich und entscheidet sich für die alte Hypothese von Grimm (Deutsche Mythologie, 1844, Band II, S. 894), wonach das germanische Wort *hellequin* = kleine Hölle, persönlich und männlich gefaßt, das Ursprungswort sein soll. Die Richtigkeit dieser Deutung beruht nach Rühlemann auf zwei Voraussetzungen: einmal, daß das moderne *arlequin* nichts anderes sein kann als das altfranzösische *herle-*

quin. Diesen Nachweis erachtet Rühlemann als endgültig erbracht durch meine Arbeit 'Der Ursprung des Harlekin, ein kulturgeschichtliches Problem', 1904. Zweitens, daß die älteste Form des Wortes lautet *hellequin*, und daß dessen älteste Bedeutung ist kleine Hölle. Auch diese zweite Voraussetzung hält Rühlemann für erwiesen, und zwar auf Grund seiner eigenen Untersuchung. Er bringt Material aus dem vlämischen Sprachgebiet und geht in dieser Beziehung über Grimm hinaus, der sich darauf beschränkt hatte, im Rahmen der mythologischen Darstellung kurz seine Hypothese einfach auszusprechen. Jedoch die Einwendungen, die schon Gaston Paris gegen Grimms Erklärungsversuch erhoben hatte (*Jahrb. f. rom. u. engl. Lit.* XI, S. 156), müssen auch Rühlemann gegenüber aufrechterhalten bleiben:

Nichts berechtigt dazu, die Bedeutung des Wortes 'Herlequin' (Herlechinus) bei Ordericus Vitalis als ursprünglich, die Form jedoch als verändert hinzustellen. Gerade die Unsicherheit der Überlieferung ist es ja, die bis jetzt jeden Erklärungsversuch verhindert hat, sich durchzusetzen. Die Unsicherheit der Überlieferung ist es auch, die mich veranlaßt hat, die Frage nach dem Ursprung des Harlekin in zwei getrennten Arbeiten zu behandeln. Die erste, die bis auf das Altfranzösische zurückgeht, liegt seit 1904 vor. Die zweite, die den Ursprung des altfranzösischen Teufels 'Herlequin' aufhellen soll, habe ich im Vorwort der ersten angekündigt. (Seite VI der Buchausgabe.)

Unerwartete Funde, die mich auf nichtgeahnte, weitläufige Zusammenhänge brachten, haben es veranlaßt, daß diese zweite Arbeit über den Rahmen einer rein etymologischen Untersuchung hinausgehen muß und infolgedessen noch nicht abgeschlossen werden konnte. Doch hoffe ich, sie in nicht allzu ferner Zeit erscheinen lassen zu können. Dann werde ich mich nicht darauf beschränken, meine Stellung zu Rühlemanns in fleißiger, gewissenhafter Arbeit gewonnener Ansicht nur verneinend auszudrücken.

Charlottenburg. Otto Driesen.

Verzeichnis

der von Anfang März bis Ende Mai 1913 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Vox. Internationales Zentralblatt für experimentelle Phonetik. Gegründet mit Unterstützung der hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung und hg. von Prof. Dr. H. Gutzmann und Dr. Panconcelli-Calzia. Berlin, Fischers Medizin. Buchhandlung, 1913. 1. Heft, S. 1—80. [Der erste Jahrgang dieser neuen Zeitschrift bildet zugleich den 23. Jahrgang der von A. und H. Gutzmann begründeten *Mediz.-pädagog. Monatsschrift für die gesamte Sprachheilkunde*, deren Fortsetzung sie darstellt und deren Forschungsgebiet sie besonders nach der Seite der Phonetik erweitern will. Sie wendet sich also mehr als bisher an linguistische Leser und Mitarbeiter. Das kommt in diesem 1. Heft zu glücklichem Ausdruck: Zwaardemaker handelt 'Über den dynamischen Silbenakzent'; Meinhof über 'Die Bedeutung der experim. Phonetik für die Erforschung der afrikanischen Sprachen'; Gutzmann über 'Graphische Darstellung des musikalischen Akzents' und über 'Ergänzungen zum Lioretgraphen'. Die *Bibliogr. phonetica* und die *Annotationes phoneticae* von Panconcelli-Calzia bilden die sehr willkommene Ergänzung auch dieser neuen Zeitschrift, die der Aufmerksamkeit der Fachgenossen nachdrücklichst empfohlen sei.]

Passy, P., Petite phonétique comparée des principales langues européunes. Deuxième édition revue et complétée. Leipzig, Teubner, 1913. IV, 145 S. Geh. M. 2, geb. M. 2,40. [Die Ergänzungen sind vorzüglich den Texten zugute gekommen. Auf die Verbesserungen haben die Bemerkungen, die hier CXVIII 260 zur ersten Auflage gemacht worden sind, keinen Einfluß gehabt.]

Deutsch.

Burdach, K, Vom Mittelalter zur Reformation, Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung, im Auftrage der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften hg. Zweiter Band, Briefwechsel des Cola di Rienzo, hg. von K. Burdach u. P. Piur. Berlin, Weidmann, 1912. Dritter Teil: Kritischer Text, Lesarten und Anmerkungen, XIX, 471 S. M. 16. Vierter Teil, Anhang: Urkundliche Quellen zur Geschichte Rienzos; Oraculum angelicum Cyrilli nebst dem Kommentar des Pseudojoachim, XV, 354 S. M. 12. [Von dem vorläufig auf fünf Vollbände berechneten Werke, das die Grundlagen der deutschen Bildung nachweisen und den Aufbau der neuhochdeutschen Schriftsprache sichtbar machen will, indem es deren Zusammenhänge mit der lateinischen Brief- und Urkundensprache aufweist, wie sie in dem vom Mittelalter sich losringenden Italien gebildet haben — von diesem großen Werke liegen vorläufig diese beiden Teile des zweiten Bandes hier vor: 1) Colas Briefwechsel in kritischem Text (80 echte und 9 unbeglaubigte Schreiben von ihm und an ihn) mit Kommentar, Registern und drei Faksimile, und 2) eine Sammlung von 76 kommentierten und kritisch durchgearbeiteten Urkunden (meist Briefen) zur Geschichte Colas sowie die joachimitische Prophezeiung des 13. Jahrhunderts, die angeblich den Karmeliter Cyrill von Konstantinopel zum Verfasser hat und die wichtig ist für das Verständnis nicht nur Colas, sondern der ganzen religiösen Stimmung und Bewegung der Zeit. Ein umfangreiches hs. Material ist dabei kritisch verarbeitet worden. — Auf der Grundlage dieser beiden Teile soll sich dann

ein erster Teil erheben, dem man mit besonderer Spannung entgegensieht, der Cola und die geistige Wandlung seiner Zeit darstellen wird. Er ist für das laufende Jahr zugesagt. Eine Arbeit über Sprache und Stil der Colaschen Briefe, die dabei auch im einzelnen geschichtlich und literarisch erklärt werden sollen, wird als fünfter Teil den Schluß des zweiten Vollbandes bilden. Germanisten, Romanisten und Historiker sind an dem raschen Fortschreiten des monumentalen Werkes in gleicher Weise interessiert.]

Bohnenberger, K., Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außenorten. Mit 1 Karte der Walliser Mundart. Frauenfeld, Huber & Co., 1913. XVI, 280 S. (Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik, hg. v. A. Bachmann.) [Diese vortreffliche Arbeit, die ein räumlich weitzerstreutes und nicht leicht zugängliches Sprachmaterial umfaßt, das jenem alemannischen Süden angehört, wo Germanisch und Romanisch sich ineinanderschieben, hat auch für den Romanisten großes Interesse.]

Minckwitz, M. J., Encore le *Willehalm* de Wolfram d'Eschenbach. S.-A. aus der *Revue germanique* IX, p. 36—65, 1913.

Romanisch.

Romania p. p. M. Roques, No 164, octobre 1912 [E. Faral, Les débats du clerc et du chevalier dans la littérature des XIIe et XIIIe siècles. — G. Huet, Le *Lancelot* en prose et *Méraugis de Portlesguez*. — E. Philipon, Les parlers du duché de Bourgogne aux XIIIe et XIVe siècles: II. La Bourgogne occidentale. — Mélanges: G. L. Hamilton, Un manuscrit perdu de l'*Histoire de Guillaume le Maréchal*. — E. Langlois, $i < k$ après *o, au*. — M. Roques, Anc. franç. *estuper, a estupons*. — A. Thomas, Un manuscrit provençal retrouvé. — Notes complémentaires sur les manuscrits des dues de Milan. — Bonaventure de Demena, traducteur du *De consolatione* de Boèce. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique. — Table]. No 165, janvier 1913 [Borland et Ritchie, Fragments d'une traduction française en vers de la *Chronique en prose* de Guillaume le Breton. — A. Dauzat, Notes sur la palatalisation des consonnes. — A. Parducci, La *Istoria di Susanna e Daniello*, poemetto popolare italiano antico. — Mélanges: C. de Boer, A propos, d'un fragment publié de l'*Ovide moralisé*. — A. Jeanroy, Prov. *far col e cais*. — A. Thomas, Le *De claustro anime* et le *Roman de Troie*; A propos de Jehan de Brie: sur la date de la chute du *d* intervocalique en Gaule. — Comptes rendus. — Correspondance. — Périodiques. — Chronique].

Revue des langues romanes. LV, nov.-décembre 1912 [G. Pitré, La démopsychologie. Traduct. p. L.-G. Pélissier. — C. Pitollet, Un épisode inédit de la carrière scientifique de J.-B. Muñoz. — Bibliographie]. LVI, janv.-mars 1913 [I. Bertoni, Noterelle provenzali. — P. Mandonnet, Laurent d'Orléans, auteur de la *Somme le roi*. — C. Pitollet, A propos d'Aubanel de Nîmes, de Jean Reboul et de Pierquin dit 'de Dembloux'. — Bibliographie. — Man ist verwundert, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift wie der *Revue des langues romanes* Rohrbachs Buch 'Der deutsche Gedanke in der Welt' — zwischen Vianeys Buch über das *Théâtre classique* und A. Benoists *Théâtre d'aujourd'hui* — besprochen und zum Gegenstand eines politischen Hetzartikels gemacht zu sehen. Es ist dem Verfasser dieses Artikels vorbehalten gewesen, diesen Ton in das Studiengebiet der romanischen Philologie hineinzutragen, das bisher Romanen und Germanen in gemeinsamer Arbeit geeint hat].

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller. XXVIII, ausgeg. im Oktober 1912 [K. Vollmöller, Drittes Beiheft zu 'Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichts. — Bibliographie des Rom. Jahresberichts. XVI, 476 S.]. XXXI, 3, ausgeg. im Dezember 1912 [Helene Meyer, Die Predigten in den 'Miracles de Notre Dame par personnages'. — A. Barth, 'Le lai du conseil', ein afz. Minnegedicht. — W. Heise, Zur historischen Syn-

tax des adverbial gebrauchten Adjektivs im Französischen]. XXXII, 3, ausgegeben im Februar 1913 (J. Fourman, Über die Sprache des Mystère de saint Bernard de Menthon mit einer Einleitung über seine Überlieferung. — F. Danne, Das afz. Ebrulfusleben. Eine Dichtung aus dem 12. Jahrh. nach dem Ms. 19 867 der Nationalbibliothek zu Paris mit Einleitung und Anmerkungen neu hg. — G. Baist, Zum 'Stamm' *barr*. — W. Becker, Die Sage von der Höllenfahrt Christi in der afz. Literatur. — C. Bardola, Sonets]. XXXIII, 1, ausgeg. im April 1913 [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, I. Ergänzungsband: Surselvisch, Subselvisch: La passiun da Somvitg, la passiun da Lumbrein; la dertgira nauscha. — G. Lote: Napoléon et le romantisme français].

The Romanic Review .., ed. by H. A. Todd and R. Weeks. III, 4, october—december 1912 [A. F. Emerson, Chaucer's first military service, a study of Edward Third's invasion of France in 1359—60. — C. Searles, Italian influences as seen in the Sentiments of the French Academy on the *Cid*. — J. M. Burnam, Becerro de Benevivere, III. — A. Livingstone, The jocose testament of G. Contarini and a group of Venetian Revellers of the Seicento. — H. R. Lang, A passage in the *Danza de la muerte*. — Old. port. *brou*. — E. H. Tuttle, *Colligere* in Spanish. — Reviews of books. — Notes and News]. IV, 1, jan.—march 1913 [O. Moore, The young King, Henry Plantagenet (1155—83) in Provençal and Italian literature. — J. L. Gerig, Barthélemy Aneau. — J. P. Wick. Crawford, The seven liberal arts in the *Vision Delectable* of Alfonso de la Torre. — K. Young, La procession des Trois Rois at Besançon. — H. A. Smith, The composition of the *Chanson de Willame*, 1: The refrain. — Fr. B. Luquiens, The reconstruction of the original *Chanson de Roland*. — M. Kinney, Notes on the geography of *Huon de Bordeaux*. — Reviews. — Obituary (Marc. Menéndez y Pelayo). — Notes and News].

Società filologica romana: Studi romanzi editi a cura di E. Monaci. IX. In Roma presso la Società, 1912 [G. Longa, Vocabolaria Bormino]. 350 S. L. 25.

Bibliotheca romanica. Straßburg, Heitz & Mündel (o. D.). Die Nummer, etwa 5 Druckbogen, M. 0,40 [cf. *Archiv* CXXIX, 526]:

No 162—64. Giordano Bruno, Candelaio. Mit Einleitung (29 S.) und Anmerkungen (21 S.) von E. Sicardi. 197 S.

No 165—67. Le Théâtre d'Alfred Musset, Fortsetzung zu No 26—28 (cf. *Archiv* CXXI, 228): Barberine—Lorenzaccio. Mit Einleitung (13 S.) von H. Gillot. 188 S.

Testi romanzi per uso delle scuole a cura di E. Monaci. Roma, E. Loescher & Co., 1913. No 29: *L'Assedio di Zamora* nella *Primera Crónica general de España*. Estratti e Glossario a cura di M. Pelaez. 31 S. L. 1. [Daß ein alter *cantar de gesta* über die Belagerung von Zamora vorhanden gewesen ist, dürfen wir vermuten, und seinen Inhalt können wir erschließen aus dem Bericht der *Crónica general*, deren Text R. Menéndez Pidal 1906 herausgegeben hat. Nach ihm gibt M. Pelaez die *Estratti* der §§ 813 ff. auf 26 Seiten wieder, und ein kleines Glossar macht die eindrucksvolle epische Erzählung auch dem Anfänger zugänglich.]

Sammlung mittellateinischer Texte, hg. von A. Hilka. Heidelberg, Winter, 1913:

No 5. Historia septem sapientum, II. Johannis de Alta Silva Dolopathos sive De rege et septem sapientibus, nach den festländischen Handschriften kritisch hg. v. A. Hilka. XIV, 112 S. M. 2,20. [Der im vorigen Jahre erschienenen Ausgabe einer bisher unbekannten Latinisierung der 'Sieben weisen Meister' nach dem hebräischen *Mischle Sendabar*, cf. *Archiv* CXXIX 277, läßt Hilka hier den Text des Johannes de Alta Silva folgen, den er nach den fünf festländischen Hss. bearbeitet hat. Damit ersetzt er Oesterleys verdienstliche, aber eben doch mangelhafte Edition (1873) und erfüllt so ein

Versprechen, das ein anderer, Gaston Paris, einst gegeben. Es war keine mühelose Arbeit, der er sich damit unterzogen; aber sie lohnte die Mühe und verpflichtet uns zu großem Danke. — Eine andere abendländische Version hat Hilka gleichzeitig in der *Festschrift für Alfr. Hillebrandt* 1913, p. 54 bis 80, veröffentlicht: 'Die Fassung der *Scala coeli* des Johannes Gobii iunior', von der er ebenfalls einen kritischen Text gibt.]

No 6. Der Alexanderroman des Archipresbyters Leo, untersucht und hg. v. Dr. F. Pfister. IX, 141 S. M. 3.

Scritti varii di erudizione e di critica in onore di Rodolfo Renier. Con XX tavole fuori testo. Torino, Fratelli Bocca, 1912. XXXI, 1157 S. fol. [Dieser gewichtige Band, den siebzig Mitarbeiter und eine nach Hunderten zählende Schar von Gratulanten dem unermüdlichen Forscher und Redakteur des trefflichen *Giornale storico della letteratura italiana* darbringen, wird durch eine *Bibliografia degli scritti di R. Renier* eingeleitet, die einige sechshundert Nummern umfaßt und die schon für sich ein stolzes Denkmal ist. In alphabetischer Anordnung ist folgendes der Inhalt: Barbi, M., Giordani o Gherardini contro Madama di Staël? — Bartoli, M. G., Románia e *Ρωμανία*. — Baudi di Vesme, A., Paralipomeni Tiepoleschi (con tre tavole). — Bellorini, E., Il 'Conciliatore' e la censura austriaca (Spigolature d'archivio). — Benedetto, L. F., Jean-Jacques Rousseau tassofilo. — Bertana, E., Intorno a 'La Ginestra'. — Bertoni, G., Il 'pianto' in morte di Raimondo Berengario IV, conte di Provenza (1245). — Bettazzi, E., Appunti biografici e bibliografici intorno a Federico Nomi. — Biàdego, G., Ippolito Pindemonte intimo. — Carrara, E., 'Aridulum Rus'. — Cessi, R., Di alcune relazioni familiari di Gasparino Barzizza. — Cian, V., Per l'inconografia di Leone X, appunti (con cinque tavole). — Cipolla, C., Il processo ecclesiastico contro Rinaldo Bonacolsi dal 1323 al 1326. — Cochin, H., Sur un manuscrit du 'Bucolicum carmen' de Pétrarque à la Bibliothèque Royale de Belgique (avec un fac-simile). — Cosmo, U., Intorno alla metafora. — Counson, A., Louis Guichardin et la Belgique. — Croce, B., La teoria dell'arte come pura visibilità (Marées, Fiedler, Hildebrand). — Crocioni, G., Giacinto Campana poeta e dantista dello scorcio del Cinquecento. — D'Ancona, A., Chi è l'abate Mario in 'Guerra e pace' del Tolstoi? — Debenedetti, S., Spunti e motivi boccacceschi in un antico novelliere umbro. — Della Torre, A., Per una nuova interpretazione dei 'Trionfi'. — Di Francia, L., Una fonte di Giovanni Sercambi. — Farinelli, A., Il 'Giudizio' di Michelangelo e l'ispirazione dantesca. — Fassò, L., Dal carteggio di un ignoto lirico fiorentino (Lettere inedite di F. Testi, G. B. Marino, C. Achillini, ecc.). — Fedele, P., Teodora nella liturgia (con due tavole). — Gallavresi, G., Fra Stendhal e Cousin. — Galletti, A., La 'ragione poetica' di Abertino Mussato ed i poeti-teologi. — Gentile, G., 'Veritas filia temporis' (Postilla bruniana). — Gorra, E., Ancora del ritornello dell'alba bilingue. — Graf, A., Perchè diletta la tragedia? — Lang, H. R., The Original Meaning of the Metrical Terms estrabot, strambotto, estribote, estrambote. — Levi, E., Frammenti inediti di poesia trecentesca. — Luzio, A., La prammatica del Cardinal Ercole Gonzaga contro il lusso (1551). — Manacorda, G., Postille Gunzoniane. — Manacorda, G., Frammenti di un ricettario medio-olandese del sec. XV (con glossario). — Mazzoni, G., Fioretti di San Francesco tra le mani di un gesuita. — Medin, A., Per la storia della seconda ambascieria di Lodovico Ariosto a Roma. — Merlo, C., La Carta 1093 dell''Atlas linguistique de la France' (*Printemps*). — Michaëlis de Vasconcellos, C., Historia de uma Cancão peninsular: 'Ven muerte, tan escondida'. — Momigliano, A., I limiti dell'arte goldoniana. — Neri, F., Le 'moralità' di Fabio Glissenti. — Nicolini, F., Spigolature vichiane, sul testo delle 'Vindiciae'. — Novati, F., Contributo alla storia della lirica musicale italiana popolare e popolareggiante dei secoli XV, XVI, XVII (con una tavola). — Pélissier, Léon-G., Au temps de Louis XV (Quel-

ques documents inédits tirés d'un recueil arlésien). — Pellegrini, F., Canzone inedita di Matteo Paterino. — Piccioni, L., Fra abati e mangiapreti (Due lettere inedite di Giuseppe Baretti). — Picco, F., I viaggi e la dimora del Bandello in Francia. — Proto, E., La dottrina dantesca delle macchie lunari. — Rajna, P., Le origini del Certame Coronario. — Restori, A., Un elenco di 'comedias' del 1628. — Rossi, G., Alcune poesie medioevali latine sulla guerra di Troia. — Rossi, V., Un aneddoto della storia della Riforma a Venezia (con una tavola). — Sabbadini, R., Tre autografi di Angelo Decembrio. — Salvioni, C., Gli scrittori greci e latini nelle versioni, parafrasi e parodie dialettali italiane a stampa (Saggiuolo bibliografico). — Salza Abd-el-kader, I 'lamenti' di Pasquino. — Sanesi, I., Sul ritmo bellunese. — Savj-Lopez, P., Una cavalcata con Don Chisciotte. — Segarizzi, A., Antonio Baldana. — Segrè, C., Alcuni cenni su le memorie del dottor Bozzi. — Sforza, G., Alberico Cybo Malaspina, Principe di Massa, e il suo carteggio letterario. — Soldati, B., Esperimenti foscoliani di versione da Omero. — Solmi, E., La politica di Lodovico il Moro nei simboli di Leonardo da Vinci (1489—1499). — Toesca, P., Le miniature dell'Entrée de Spagne' della Biblioteca Marciana (cod. fr. XXI, con tre tavole). — Toldo, P., Quello che la Signora di Sévigné scrive delle cose nostre. — Toynbee, P., Chronological list, with notes, of paintings and drawings from Dante by Dante Gabriel Rossetti. — Venturi, A., Luca Signorelli interprete di Dante (con quattro tavole). — Wiese, B., Zur Satire auf die Bauern. — Zippel, G., Un cliente mediceo. — Ich gehöre zu denen, die an dem mannigfaltigen Inhalt solcher festlicher Gaben ihre Freude haben und zu solchen Büchern gern zurückkehren. Aber auch der, der kein Gegner solcher Sammelbände ist, kann sich mit dem unhandlichen Format nicht befreunden, das man diesem Huldigungsband glaubte geben zu sollen. Es kann eine Gabe festlich sein, ohne dem Beglückten schwerfällig wie ein erratischer Block in seine Bibliothek zu rollen. Und nicht verschwiegen soll werden, daß der Einband, den die Verlagshandlung — gegen besonders erbetene Entschädigung — geliefert hat, in Material und Ausführung minderwertig ist und dem Riesenbuch, das er kaum zusammenhält, schlecht ansteht. Von einem großen Verlag ist man hierzulande besseres gewöhnt.]

Windisch, E., Das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur. Leipzig, Teubner, 1912. 301 S. Des XXIX. Bandes der Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der K. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften No VI. M. 9. [Ein eingehenderes Referat über dieses bedeutende Werk wird folgen.]

Manualetti elementari di filologia romanza, raccolti da E. Monaci. Città di Castello, S. Lapi, 1913:

No 2. A. Camilli, Il sistema Ascoliano di grafia fonetica. 25 S. und 1 Tabelle. 50 cent. [Programmatische Bemerkungen sind leider den Heften dieser neuen Sammlung von 'Elementarbüchern', die im Format von Monacis *Testi romanzi* erscheinen, nicht beigegeben, und der Verleger benutzt merkwürdigerweise den leeren Raum des Umschlags nicht einmal dazu, uns zu sagen, was denn No 1 der *Manualetti* gebracht hat. — Was Camilli hier bietet, ist verdienstlich. Die Qualitäten der Ascolischen Umschrift sind gewiß nicht zu verkennen; entschieden unglücklich sind die Benennungen *'gutturali'* und *'linguali'*: als ob z. B. bei *k* wirklich das guttur beteiligt wäre und nicht Gaumen und Zunge, und als ob *k* und *k'* nicht ebensogut 'Zungenlaute' wären wie *t*! 'Zungenlaute' sind alle Laute, die nicht labial, pharyngal oder laryngal sind. Die 'Zungenlaute' sind einheitlich nach den festen Stellen (dental, alveolar, palatal, velar) zu benennen: das bringt Klarheit in die lautlichen Vorstellungen. — Zu dem, was Camilli über die Affrikaten sagt, verweise ich auf *Archiv* CXXVI 484 f. und auf *Zur sprachl. Gliederung Frankreichs*, p. 11 ff. Es wäre erwünscht, daß er diesem phonetischen Heftchen weitere hinzufügte, die — vom speziell romanisti-

schen Standpunkt aus — das System der *Association phonétique*, das Böhmersche und das Gilliéron-Rousselots darstellten und mit dem Ascolischen in einer vergleichenden Tabelle vereinigten. Das Berliner roman. Seminar besitzt eine solche — handschriftliche — Tabelle, die ein Studierender angefertigt hat und die gute Dienste leistet.]

Brüch, J., Der Einfluß der germanischen Sprachen auf das Vulgärlatein. Heidelberg, Winter, 1913. XII, 203 S. M. 5, geb. M. 6 [Sammlung roman. Elementar- und Handbücher, hg. v. W. Meyer-Lübke. V. Reihe. Untersuchungen und Texte, I].

Meyer-Lübke, W., Romanisches etymologisches Wörterbuch. Lief. 6. No 5478 melimēlum bis No 6462 pharmacum. Heidelberg, Winter, 1913. S. 401—480.

Diehl, E., Lateinische altchristliche Inschriften, mit einem Anhang jüdischer Inschriften, ausgewählt und erklärt. 2. Auflage. Aus 'Kleine Texte f. Vorl. u. Übungen, hg. v. H. Lietzmann', No 26—28. Bonn, Marcus & Weber, 1913. M. 2,20. [In dieser neuen Auflage ist nicht nur die Zahl der Inschriften ganz erheblich vermehrt worden (von rund 240 auf 340) und eine besondere Abteilung 'Gedichte' hinzugekommen, sondern der Herausgeber hat einen ganzen Bogen Indices angefügt, die in der copia verborum (auch der Eigennamen), in den vulgärsprachlichen Erscheinungen sowie in den Realien orientieren und so nicht nur dem Anfänger die Benutzung des Materials erleichtern. Man möchte das Heft in der Hand recht vieler romanistischer Studierender wissen.]

Französisch.

Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur, hg. v. D. Behrens. XL, 2 u. 4. Der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft. — XL, 5 u. 7. Der Abhandlungen drittes und viertes Heft [P. Toldo, Voltaire conteur et romancier. R. Zenker, Nochmals *Erec-Geraint*. — E. Herzog, Noch einmal *soif*. — A. Franz, Studien zur wallonischen Dialektsyntax].

Revue de philologie française et de littérature p. p. L. Clédat. XXVI, 4 [L. Clédat, La famille du verbe *battre*. — A. Jourjon, Remarques lexicografiques. — R. Michalias, Glossaire du patois d'Ambert, Puy-de-Dôme (suite et fin). — G. Esnault, *Colibri*. — Livres et articles signalés. — Chronique: La prononciation du latin].

Revue du dix-huitième siècle, publiée par la Société du XVIIIe siècle. Paris, Hachette, Ire année, No 1, janvier—mars 1913, 120 S. [Es ist zu Paris eine *Société du XVIIIe siècle* gegründet worden, die der Erforschung der Aufklärungszeit dienen, die über die Länder zerstreuten Bearbeiter dieses Gebiets zusammenschließen und ihnen ein eigenes periodisches Organ bereitstellen will. Die Mitgliedschaft erfordert einen Jahresbeitrag von 12 Franken, einschließlich des Abonnements auf die *Revue*. Ein Sonderabonnement (ohne Mitgliedschaft) kostet 18 Franken, das einzelne Heft 4,50 Franken. Das erste Heft dieser Zeitschrift, die in vornehmster Ausstattung viermal im Jahre erscheinen soll, liegt hier vor. Es enthält: A. Morize, Le *Candide* de Voltaire. — M. Marion, Un essai de politique sociale en 1724. — G. Cucuel, La musique et les musiciens dans les mémoires de Casanova. — Mme de Belvo, Quelques lettres écrites en 1743 et 44 par une jeune veuve au chevalier de Luzeincour. — S. Rocheblave, Pigalle sculpteur officiel, ses grands travaux. — L. Delavaud, Une grande dame au XVIIIe siècle: Marguerite-Thérèse Colbert de Croissy, duchesse de St-Pierre. — Chroniques: Publications italiennes; Histoire de la musique. — Man sieht, daß die *Revue* nicht nur der Literaturgeschichte, sondern der Kulturhistorie im weitesten Sinne dienen will. In ihren *Chroniques* soll der Forschungsarbeit des Auslandes, und besonders den Wechselwirkungen französischer und deutscher Kultur, ausgiebig Rechnung getragen werden. So wird diese

neue Zeitschrift auch im deutschen Sprachgebiet lebhaftes Interesse erwecken.]

Annales de la Société J.-J. Rousseau. Tome huitième, 1912. Genève, A. Jullien. 391 S. [Ausgegeben im Februar 1913. Über die früheren Bände cf. *Archiv* CXXVIII 466. Diesen Band schmückt La Tours Pastellbild Rousseaus aus dem Genfer Museum. — G. Lanson, L'unité de la pensée de J.-J. R., verteidigt die von ihm in seiner Literaturgeschichte vorgetragene Ansicht, die hier S. 207 von Sakmann besprochen worden ist. — D. Mornet, L'influence de J.-J. R. au XVIIIe siècle. — H. Höffding, R. et le XIXe siècle. — J. Benrubi, R. et le mouvement philosophique et pédagogique en Allemagne (cf. oben p. 220). — E. Gosse, R. en Angleterre au XIXe siècle. — G. de Reynold, R. et la Suisse. R. et les écrivains du XVIIIe siècle helvétique. — P. Seippel, La personnalité religieuse de J.-J. R. (cf. oben p. 212 ff.) — L. Favre, Le manuscrit Favre de l'*Emile*. Aus den 215 von Rousseaus Hand beschriebenen Textblättern, die P. Moultou Sohn an G. Favre (1825) geschenkt hat, werden interessante Varianten und unbekannte Stücke mitgeteilt, die, von 9 Faksimile-Tafeln unterstützt, uns Rousseau an der Arbeit zeigen. — Die sehr sorgfältige *bibliographie*, die ein unentbehrlicher Führer geworden ist, füllt 50 Seiten. An sie schließt sich die *chronique* mit dem mannigfachen Echo, das der Klang von Rousseaus Namen heute in Leben und Literatur weckt.]

Glossaire des patois de la Suisse romande. Quatorzième rapport annuel de la rédaction, 1912. Neuchâtel, Attinger, 1913. 11 S.

Chrestomathie de l'ancien français (VIIIe—XVe siècles) accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire par K. Bartsch. Onzième édition entièrement revue et corrigée par L. Wiese. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1913. XII, 543 S. [Das bewährte Buch (cf. *Archiv* CXXVI 291) erscheint hier neu, im einzelnen verbessert, im wesentlichen unverändert. Daß zu den beiden tabellarischen Übersichten, die in der vorigen Auflage hinzugekommen sind, nun auch noch die dritte, welche die Texte dialektisch gruppiert, sich füge (cf. *Archiv* CXX 479), ist ein Wunsch, den uns wohl die zwölfte Auflage erfüllen wird.]

Sheldon, E. S., Saint Peter and the minstrel. S.-A. aus den Studies in the history of religions, presented to Crawford Howell Toy by pupils, colleagues and friends. New York, The Macmillan Company, 1912. S. 131—42. [Die Übersetzung des Fabliau *De saint Piere et du jongleur, Rec. gén.* V. 65.]

Schmidt, J., Le jugement d'Amours. Textausgabe mit Anmerkungen und vollständigem Glossar. Jenenser Dissertation. Borna-Leipzig, R. Noske, 1913. 63 S. [Die altfranzösischen *débats d'Amours* haben kein Glück. Oulmont hat eine unzureichende Ausgabe geliefert (*Archiv* CXXVIII 455), und hier wird uns auch etwas Unfertiges vorgelegt — Unfertiges, weil für den Verfasser, wie er in der Vorrede erklärt, 'Eile geboten war'. Zeit aber hatte er, zu den 800 Versen ein 'vollständiges Glossar' zu liefern, das gegen 30 Spalten füllt und Mitteilungen wie: *porte* s. f. 'Türe'; *mereredi* s. m. 'Mittwoch' usw. usw. mit den Belegstellen enthält!]

Aucassin et Nicolette. Texte critique accompagné de paradigmes et d'un lexique par H. Suchier. Huitième édition avec une table contenant la notation musicale. Paderborn, Schœningh, 1913. XIII, 136. [In dieser neuen Auflage hat das längst klassisch gewordene Buch eine Reihe von Verbesserungen erfahren, wobei auch einige der hier CXX 249 geäußerten Wünsche Berücksichtigung gefunden haben.]

Li dis dou vrai aniel. Die Parabel von dem echten Ringe, französische Dichtung des 13. Jahrhunderts, aus einer Pariser Handschrift zum ersten Male hg. v. Adolf Tobler. Dritte Auflage. Leipzig, S. Hirzel, 1913. XXXVIII, 38 S. M. 1,60. [Das Büchlein erlebt mehr als vierzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen (1871) diese dritte Auflage, welche die pietät-

volle Hand Rudolf Toblers uns schenkt. Daß es in allem Wesentlichen das alte hat bleiben können, legt von neuem Zeugnis ab für die überlegene Sicherheit und den divinatorischen Scharfblick, mit denen der 35jährige Adolf Tobler sich im Altfranzösischen bewegte zu einer Zeit, da noch alle die großen Hilfsmittel fehlten, die wir heute zur Verfügung haben. Einige der Anmerkungen zum *Vrai aniel* sind Grund- und Ecksteine der altfranz. Grammatik geworden und geblieben.]

Marie de France. Six lais d'amour modernisés en regard de l'original avec une notice historique sur l'auteur et ses ouvrages par P h. L e b e s g u e. Paris, Sansot & Cie, 1913. 302 S. Fr. 3,50. [Der Band gehört zu der *Collection rétrospective*, in welcher vom nämlichen Herausgeber auch Raouls *Songe d'Enfer* ediert worden ist, wozu *Archiv* CXXII 460 zu vergleichen ist. Die sechs Lais sind *Lanval — Chèvrefeuille — Eliduc — Guigemar — Laustic — Yonet.*]

Kristian von Troyes, Yvain (Der Löwenritter). Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung, erklärenden Anmerkungen und vollständigem Glossar hg. v. W. F o e r s t e r. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, Niemeyer, 1912. LXVI, 292 S. M. 6. [Der nämliche Text ist nun auch ('Textausgabe mit Einleitung', Halle, Niemeyer, 1913, XXXI, 185 S.) in einer billigeren Ausgabe (zu 2 Mark) bereitgestellt. Wörterbuch und Anmerkungen fehlen, und die Einleitung ist reduziert. Diese Form des *Yvain* ist für Übungszwecke sehr willkommen.]

Œuvres complètes de S t e n d h a l publiées sous la direction d'E d o u a r d C h a m p i o n, Tome I et II. Paris, Champion, 1913. XLVIII, 318 S., 420 S. zu Fr. 7,50. [Stendhal hat seinem Herausgeber die Sache nicht leicht gemacht. Er liebt das Versteckspielen bis in seine Handschrift hinein. Es bedarf großer Übung und Geduld, sie zu entziffern, auch wenn er nicht, wie er gelegentlich bemerkt, *écrit absolument de nuit*. Die beiden vorliegenden Bände geben vier Faksimile dieser *pieds de mouches*, deren Rätsel noch durch schlechte Interpunktion, durch Anagramme, Fremdwörter usw. vermehrt werden. Rom nennt Stendhal *Mero* — Fontenelle machte einst *Mreo* daraus —, den König heißt er *le king, tejésui* den Jesuiten, *votdé* den Frommen (*dévot*), *sraip* die Pairs usw. Die Entzifferung der langen Reihe Stendhalscher Manuskripte (72 Bände), die in Grenoble aufbewahrt werden, hat H. Debraye, der Archivar der Stadt, übernommen. Seiner Sachkunde und Sorgfalt verdanken wir diese beiden ersten Bände, welche die *Vie de Henri Brulard* enthalten. Es ist die erste vollständige Ausgabe dieser Autobiographie, die Stendhal im Winter 1835/36 zu Cività Vecchia niedergeschrieben hat. C. Stryienski hatte 1890 an dem Text mancherlei Kürzungen vorgenommen: reichlich hundert Seiten des vorliegenden Neudruckes waren bisher noch nicht bekannt. Und noch manches Ineditum werden diese *Œuvres complètes* bringen, so daß das Bild, das wir uns von Stendhal machen, einige Veränderungen erleiden mag. — Jährlich sollen vier Bände erscheinen. Das Ganze ist auf 35 Bände berechnet. Den Anfang macht das Autobiographische (ed. H. Debraye); die Briefe werden mit einem eingehenden Index den Schluß bilden. Dazwischen folgen die Inedita und die bekannten Werke in chronologischer Folge. Wenn Stendhals Autograph noch vorhanden ist, wird dieses wiedergegeben; sonst gilt der Text der letzten vom Autor besorgten Auflage als maßgebend (mit den Varianten der früheren Drucke). Die Varianten folgen mit den Anmerkungen immer am Schluß jedes Werkes. Jeder Band soll bildliche Beigaben enthalten; die *Vie de H. Brulard* bringt außer den vier Faksimile in schöner Phototypie die Porträte des jüngeren Stendhal und seines Großvaters Gagnon, Bilder aus dem großelterlichen Hause, einen Plan des alten Grenoble (1793). Der Text der *Vie* füllt $1^1/_2$ Bände; der Rest des zweiten Bandes gehört den Varianten, den trefflichen Anmerkungen und acht biographischen Appen-

dices — alles in sorgfältigster Ausführung. Es ist eine Freude, sich in diesen Bänden zu ergehen, da auch die Ausstattung sehr vornehm ist. Das Papier — *un impérissable papier pur chiffon* — ist eigens geschöpft und trägt als Wasserzeichen den Namenszug *Beyle*. Der Druck zeigt beste französische Buchkunst. Wenn Stendhal lange auf eine Gesamtausgabe hat warten müssen, so wird ihm hier nun auch durch Edouard Champion ein Denkmal ersten Ranges errichtet, so daß das alte Wort sich bewahrheitet: *Qui bien aient, ne souratent.*]

Voretzsch, K., Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur im Anschluß an die Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache. Zweite Auflage. Halle, Niemeyer, 1913. XIX, 575 S. M. 7. [Das Buch ist zum ersten Male 1905 erschienen und von der Kritik sehr günstig aufgenommen worden; cf. hier CXV 478. Es hat seinen Weg gemacht und liegt nun in zweiter Auflage vor. Der Verfasser hat manches gekürzt, manches kompresser gedruckt, doch haben unumgängliche Ergänzungen den Band auf der alten Seitenzahl erhalten. Daß der Verleger trotzdem den Preis erheblich herabgesetzt hat, ist zu begrüßen, da es wünschenswert ist, daß dem Studierenden dieser Führer leichter zugänglich gemacht sei. — Wie gewissenhaft und kundig V. die Forschungsarbeit der letzten sieben Jahre in diesem Neudruck seines Handbuches verwertet hat, das zeigt z. B. der Abschnitt über das Epos. Man braucht im einzelnen seine Auffassung nicht zu teilen, aber man muß anerkennen, daß er in sorgfältigster Abwägung der widerstreitenden Meinungen Stellung nimmt. — Daß die Bibliographie eines solchen Handbuches knapp sein muß, ist einleuchtend. Doch vermisse ich ungern den Hinweis auf: Dottin, *Manuel pour servir à l'étude de l'antiquité celtique*, 1906 (p. 19); Langlois, *Man. de bibliographie historique*, 1901—04 (p. 16); G. Paris, *Lettre à M. L. Gautier sur la versification latine rhythmique*, 1866 (p. 35); Nordens Darstellung der 'latein. Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter' in der 'Kult. d. Gegenwart' (p. 37); Ausgabe des Haager Fragments im 'Altfranz. Übungsbuch' Foersters (p. 97); Ausgabe des *Un samedi par nuit* durch Varnhagen, 1890 (p. 149); Parduccis Artikel über die *Mal-mariée* in *Romania* XXXVIII 286 (p. 168); Novati, *La canzone popolare in Francia ed in Italia nel più alto medio evo* in den *Mélanges Wilmotte*, 1910 (p. 173). In den nämlichen *Mélanges* ist gezeigt (p. 730), daß die *Congés* Bodels nicht jünger als 1200 sind (zu p. 361). P. 153 ist keine Notiz genommen von der Ansicht, daß Marie de France eine Halbschwester König Heinrichs II. und Äbtissin von Shafterbury gewesen sei (cf. *Archiv* CXXVI 439). Zu p. 146, 'Lapidarien', ist *Romania* XXXVIII 484 übersehen.[1] Die Darstellung des Hermann von Valenciennes (p. 131, 135) bedarf der Ergänzung: Hermann hat nicht die Genesis in Versen bearbeitet, sondern er hat den Inhalt der Heiligen Schrift, Alten und Neuen Testamentes, wenn auch ungleich — die Genesis besonders ausführlich — und mit viel legendärer Zutat, erzählt (cf. wie G. Paris, *Manuel*, die ursprünglichen §§ 137 und 138 hierin umgestaltet hat). Er hat diese *Bible* erst nach 1189 geschrieben, da er den Tod Heinrichs II. darin erwähnt: die betreffende Stelle ist von Meyer wiederholt abgedruckt worden, z. B. *Bulletin de la Soc. d. Anc. Textes*, 1889, 86; 1899, 42. Daß Hermann ein 'Marienleben' geschrieben, ist wohl nicht zutreffend gesagt, obschon sein so häufig in den Hss. begegnendes

[1] Zu p. 160 ist zu bemerken, daß die hs. Lesart des Refrains *E. Raynaut amis!* nicht in *Raynauz* zu korrigieren ist. *Raynaut!* ist ein tadelloser Vokativ, ebenso wie *amis* (*amice*). Die Formenlehre des altfranz. und altprovenz. Vokativs wird einst anders aussehen, wenn wir sie auf die sprachliche Überlieferung gründen und darauf verzichtet haben werden, die alten Texte nach Regeln, die wir erfunden haben, zu korrigieren und zu uniformieren.

Gedicht auch den Titel *La vie N. D.* trägt. Es ist richtiger, das Gedicht mit Meyer *L'assomption N. D.* zu nennen. Es handelt sich bei beiden Werken um äußerst erfolgreiche Schöpfungen; die *Bible* ist ein viel gelesenes, vorgetragenes, umredigiertes Werk geworden, worauf mit einem Wort hingewiesen werden konnte. — Trotz solch kleiner Ausstellungen, die bei keinem Werke fehlen können, das einen so mächtigen Stoff auf wenig Raum meistern will, muß man sowohl die Genauigkeit des Détails als die Klarheit der Übersicht loben. Das Buch besitzt in hohem Maße die Qualitäten eines trefflichen Lehrbuches.]

Lommatzsch, E., Gautier de Coincy als Satiriker. Halle, Niemeyer, 1913. X, 123 S.

Gutersohn, C., Die Balduin-Episode des afz. Ogier-Epos. Verhältnis der Handschriften untereinander und Charakteristik der einzelnen Handschriften und Bearbeitungen. Kieler Dissertation. Düsseldorf, Bagel, 1912. [Der Verfasser baut seine Untersuchung auf der Arbeit seines Lehrers, die hier CXXIV 441 verzeichnet worden ist, auf, gibt eine überzeugende Darstellung der *Ogier*-Überlieferung.]

Wiedenhofen, A., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der französischen Farce. Dissertation Münster. Münster i. W., Westfälische Vereinsdruckerei, 1913. 87 S. [Die Arbeit ist von einigem Nutzen als Materialzusammenstellung. Entwicklungsgeschichtlich ist sie völlig wertlos: Man sehe z. B. was der Verfasser als 'Etymologie des Wortes *farce*' vorträgt! Vom Zusammenhang der *farce* und dem religösen Theater ist, soviel ich sehe, nirgend die Rede. Die Diskussionen, die sich darüber entsponnen haben, sind ihm nicht bekannt. Von Cohens Arbeit über *L'aveugle et son valet* (*Romania* XLI 345) weiß er nichts. Das Buch Farals *Les jongleurs en France*, 1910 (cf. *Archiv* CXXIV 442, CXXV 258) kennt er nicht. Er ist von einer durch keine Sachkenntnis getrübten Unbefangenheit. Seine Methode ist die des Hin- und Herredens. Diese 'Entwicklungsgeschichte der *farce*' ist nicht Forschung, sondern leeres Gerede.]

Lanson, G., Manuel bibliographique de la littérature française moderne (1500—1900), IV: Révolution et dix-neuvième siècle. Paris, Hachette, 1912. S. 925—1526, samt *Avertissement* und *Index des abréviations*, XX S., sowie einer unpaginierten *Table des matières*. Fr. 8. [Bildet den Abschluß des für die Literaturforschung — und nicht nur die französische — unentbehrlichen Hilfsmittels, das mit seinen 23 130 Nummern in dem kurzen Zeitraum von kaum vier Jahren herausgebracht worden ist; cf. zu den früheren Bänden *Archiv* CXXII 464, CXXIV 229, CXXVI 293.]

La revue critique des idées et des livres. Paris, Boulevard St-Germain 155. Tome XX; No 118, p. 513—656; 10 mars 1913. Le numéro: un franc. [Dieses Heft ist vollständig Stendhal gewidmet. Es enthält einige Inedita aus seinem *Journal*. H. Cordier erzählt, wie er *stendhalien* geworden, A. Paupe spricht von Stendhals Finanzen, andere von seiner Sensibilität, seinem Stil, seiner Politik, seiner Autobiographie (*Henri Brulard*), von der Stellung seiner Erzählungskunst in der *tradition du roman psychologiques*. Die Miszellen, die sich anschließen, sind von sehr ungleichem Wert. Man vernimmt mancherlei über die Grenobler Manuskripte, über Stendhals schwierige 'geniale' Handschrift, über die Ausgabe seiner Werke, die Ed. Champion leitet (cf. S. 464). Die *Revue* teilt mit, daß sie einen Jahrespreis — *prix Stendhal* — von 2000 (500) Fr. für den besten psychologischen Roman (Novelle) aussetzt. — Jedes Heft dieser interessanten Zeitschrift bringt literarische Aufsätze, jedes aber legt auch Zeugnis ab für den leidenschaftlichen Nationalismus, in welchen alle Gedankengänge der *Revue* münden. Solcher Nationalismus meint für Gesittung zu kämpfen und sieht nicht *que ceci tuera cela*.]

Nyrop, Kr., Grammaire historique de la langue française, tome quatrième: Semantique. Copenhague, Gyldendal; Leipzig, Harrassowitz, 1913. VIII,

496 S. M. 8. [Man wird diese Fortsetzung des großen Werkes nicht nur deshalb mit Freuden begrüßen, weil sie zum ersten Male das Gebiet des Bedeutungswandels für das Französische umfassend darstellt, sondern auch deshalb, weil dieser vierte Band neues Zeugnis ablegt von der ungeschwächten Arbeitskraft des Verfassers, der immer noch am Lesen und Schreiben verhindert ist und das ganze Buch hat diktieren müssen, wie man ihm auch die zudienenden Texte hat vorlesen müssen; cf. *Archiv* CXXI 489. Das reiche Material, das von einer erstaunlichen Belesenheit zeugt und in dem auch das Sprachleben der Gegenwart pulsiert, ist in 544 Paragraphen untergebracht, die zu zehn Gruppen zusammengeschlossen sind. Diese Gruppierung bedeutet nicht eine streng logisch-systematische Einteilung — die übrigens noch zu finden wäre —, sondern beruht mehr auf praktischen Erwägungen und dient lehrhaften Zielen. Und darin hat sie ihr gutes Recht. Das Wort der Vorrede: *Le développement sémantique est plein de surprises* wird für den Leser gerade bei dieser Darbietung des Stoffes sich besonders erwahren. Es ist nicht nur ein gelehrtes, sondern auch ein fesselndes und ein geistvolles Buch entstanden, zu dem alle, die Anfänger und *color che sanno*, mit Lust greifen werden, ein Buch, das man nicht nur nachschlägt, sondern das man liest.]

Schwan-Behrens, Grammaire de l'ancien français. Traduction française par O. Bloch. Leipzig, Reisland, 1913. Première et deuxième parties: Phonétique et morphologie; deuxième édition d'après la neuvième édition allemande. VIII, 308 S. — Troisième partie: Matériaux pour servir d'introduction à l'étude des dialects de l'ancien français, publiés par D. Behrens (avec carte). VI, 119 S. [Diese Übersetzung der Behrensschen Grammatik kommt einer Neuauflage gleich: nicht nur hat der grammatische Teil Verbesserungen und Zusätze erfahren, sondern die urkundlichen 'Materialien zur Einführung in das Studium der altfranz. Mundarten' sind um die Hälfte vermehrt worden (80 Stück statt 51 der neunten deutschen Auflage, cf. *Arch.* CXXVII 493). Eine tabellarische Übersicht und eine Karte erleichtern die Orientierung in diesem ansehnlichen Stoff, und man wird es begrüßen, daß dieser Teil des Werkes nun auch äußerlich selbständig gemacht und gesondert gedruckt ist.]

Gröhler, H., Über Ursprung und Bedeutung der französischen Ortsnamen. I. Teil: Ligurische, iberische, phönizische, griechische, gallische, lateinische Namen. Heidelberg, Winter, 1913. XXIII, 377 S. M. 10. — Aus der 'Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher', hg. von W. Meyer-Lübke. V. Reihe: Untersuchungen und Texte, No 2.

Urtel, H., Autour du rhume. Extrait du *Bulletin des patois de la Suisse romande*, XIIe année (1913). 32 S. [Diese Studie über die romanischen, spez. die französischen Bezeichnungen des 'Schnupfens' ist reich an Material und an Belehrung und zeigt von neuem die üppige Fülle der Wortschöpfung, die sich hinter dem einförmigen Wörterbuch der Schriftsprachen verbirgt. Es ist ein interessantes Zusammentreffen, daß zur nämlichen Zeit das *Bulletin du Dictionnaire général de la langue wallone*, 7e année, 1912, p. 77, einen Aufsatz von J. Feller über 'Schnupfen' im Wallonischen bringt (*mucèhené* usw.). Urtel führt p. 24 eine entsprechende lothringische Form an. Er denkt dabei an *masse, massue*; Feller an deutsches 'morsch'.]

Clédat, L., Dictionnaire étymologique de la langue française. Deuxième édition revue, corrigée. Paris, Hachette, 1913. IX, 620 S. Fr. 4. [Dieses 'Etymologische Wörterbuch' hat es weniger auf etymologisch-phonetische Belehrung abgesehen, als darauf, dem Leser hinter den phonetischen Zusammenhängen der Wörter deren semantische Beziehungen zum Bewußtsein zu bringen: Zu *cul* < culu werden *culot*; *culotte, culotter, culottier, culier*; *culée, culasse, culbuter, bousculer, basculer* usw. gestellt und im einzelnen

Fall nach Bedürfnis durch knappe Bemerkungen über Bedeutung oder Form erklärt. — Zu *cure* < c u r a werden die Bedeutungsverengerungen die in *curable* (gesundheitliche Sorge), *curé* (geistliche Sorge), *curage* (Reinlichkeitssorge), *curateur* (rechtliche Sorge) vorliegen, aufgezählt, die Ableitungen und Zusammensetzungen *curieux, incurie, sécurité, sûr* (s e - c u r u), *sûreté, sinécure, procurer* usw. mit mancherlei Erklärungen angeschlossen. — Clédats *Dictionnaire* ist ein Schulbuch. Es soll zum etymologischen Beobachten und Denken anleiten. Es wird in französischen Schulen sicherlich Nutzen stiften und auch bei uns manchem Schüler nützlich und manchem Lehrer bequem sein.]

Sammlung Göschen, Berlin u. Leipzig:

F r a n c i l l o n, C., Französisch-deutsches Gesprächsbuch. 1912. 120 S. Geb. M. 0,80.

F r a n c i l l o n, C., Französisches Lesebuch mit Wörterverzeichnis. 1913. 130 S. Geb. M. 0,80.

H e r b e r t, F., Anecdotes, recueil de morceaux choisis. Französisch-deutsche Ausgabe. Gießen, E. Roth. 3. Aufl. XV, 244 S. M. 2.

H e r b e r t, F., L'Habitation. Leçons de Conversation française d'après le tableau de Hölzel. Gießen, E. Roth. 2. Aufl. 72 S. M. 0,80.

C o m b e s, L., Versions allemandes à l'usage des élèves de première (Realabteilung) et des candidats au professorat. Hannover u. Leipzig, Hahnsche Buchhandlung, 1913. XII, 82 S. M. 2.

S t i e r, G., Causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache für höhere Lehranstalten, Fortbildungsschulen, Pensionate sowie zum Selbststudium. Cöthen, O. Schulze, 9. durchgesehene und vermehrte Auflage. VIII, 332 S. M. 3.

B o r n e c q u e, H., et R ö t t g e r s, B., avec la collaboration de R i e h m, Th., Livre de lecture pour servir à la connaissance inductive des principaux auteurs de langue française des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles. Tome I: XVIIe et XVIIIe siècles (textes). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912. IX, 374 S. Notes. 85 S. (in Tasche). M. 4.

W e r n e c k e, H., Französisches Lesebuch der Oberstufe. Düsseldorf, L. Kinet, 1913. 283 S.

Provenzalisch.

A p p e l, C., Provenzalische Chrestomathie mit Abriß der Formenlehre und Glossar. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig, Reisland, 1912. XLI, 544 S. [In der Vorrede zu dieser so rasch notwendig gewordenen neuen Auflage verspricht der Verfasser die 'Lautlehre', die so viele dankbare Benutzer in seinem Buche vermissen, bald — als besonderes Heft — folgen zu lassen, und auch ein Abriß der provenzalischen Syntax wird in Aussicht gestellt. Das alles wird dann zusammen mit der Formenlehre, die ja schon vorliegt, das Handbuch der provenz. Grammatik, das uns fehlt.]

Poésies de U c d e S a i n t - C i r c, publiées avec une introduction, une traduction et des notes par A. J e a n r o y et J.-J. S a l v e r d a d e G r a v e. Toulouse, E. Privat, 1913. Der *Bibliothèque méridionale, publiée sous les auspices de la Faculté des Lettres de Toulouse, 1re série*, fünfzehnter Band. XL, 225 S. Fr. 6. [Uc de Saint-Circ gehört nicht nur zu den Troubadours, die mit einem ansehnlichen Liederbuche (über 40 *Chansos, sirventes, tensos, partimen* [1] und *salut* [1]) auf uns gekommen sind, sondern er zählt auch zu den interssanten Gestalten der Zunft. Er ist gegen 1200 geboren, und sein Lebensweg führte ihn aus seiner Heimat in der Gegend von Rocamadour (Lot) nach dem Languedoc, nach der Provence, nach der Gascogne und Spanien — wenn wir seiner Biographie glauben — und schließlich nach Italien, wo wir seine Spur verlieren. Die in Italien geschriebenen Verse fallen in den Zeitraum zwischen 1220 und 53. Er mischt sich in den Wider-

streit der Meinungen dieses Landes, das eine zweite Heimat für ihn geworden zu sein scheint, und schmäht in berühmten Dienstgedichten Friedrich II., der Faenza belagert (1240) und Ezzelino den Grausamen (1239). Daß dieser streitbare Poet auch den Stil der Minne leicht und nicht ohne Anmut beherrscht, zeigen besonders die vier Lieder über *huoills* und *cor*, welche die Herausgeber vor zwei Jahren in den *Studi dedicati a P. Rajna* (cf. *Archiv* CXXVII 488) ediert haben, und die nun am Anfang ihres Buches stehen. — Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, mit welcher Sachkenntnis und welchem Erfolg sich Jeanroy und Salverda de Grave in der Einleitung, in der Textgestaltung, in Übersetzung und Anmerkungen um das Verständnis der 44 Gedichte bemüht haben und wie sehr man sich dieser Ausgabe freuen darf. Schade, daß nicht einige zusammenfassende Seiten hinzugefügt worden sind, in denen das Bild des Dichters und seines Werkes auf dem Hintergrund seiner bewegten Zeit gezeichnet und so das im Buche zerstreute reiche Material in einer Synthese resümiert und verlebendigt worden wäre. Solcher Monographien bedürfen wir gerade für eine Zeit, in der die Künstler verhältnismäßig wenig differenziert sind.]

Jeanroy, A., Les *coblas* de Bertran Carbonel publiées d'après tous les manuscrits connus. Toulouse, Privat, 1913. 52 S. S.-A. aus den *Annales du Midi* XXV, avril 1913.

Les classiques français du moyen âge publiés sous la direction de M. Roques: Les Chansons de Guillaume IX, duc d'Aquitaine (1071 à 1127) éditées par A. Jeanroy. Paris, Champion, 1913. XIX, 46 S. Fr. 1,50. [Zu dem hier früher verzeichneten Bändchen dieser so sehr willkommenen Sammlung (cf. *Archiv* CXXIX 278) fügt A. Jeanroy eine neue Bearbeitung seiner Ausgabe der elf Lieder des ältesten Troubadours, die 1905 im siebzehnten Bande der *Annales du Midi* erschienen ist. Diese mustergültige Ausgabe ist hinreichend bekannt, und jeder wird sich freuen, sie nun so leicht zugänglich gemacht zu sehen.]

Bergert, F., Die von den Trobadors genannten oder gefeierten Damen. Halle, Niemeyer, 1913. XII, 143 S. Aus den *Beiheften z. ZfrPh.* No 46. Abonnementspreis M. 4; Einzelpreis M. 4,80.

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana, dir. e red. da Fr. Novati e R. Renier. Anno XXXI. Fasc. 181—83 = Vol. LXI [C. Frati, 'Flore de parlare' o 'Somma d'arengare' attribuita a Ser Giovanni Fiorentino da Vignano in un codice Marciano. — A. Momigliano, La comicità e l'ilarità del Goldoni. — A. Monteverdi, Gli esempi dello *Specchio di vera penitenza*. — Varietà: Fr. Maggini, Ancora a proposito del *Ninfale Fiesolano*. — G. Bertoni, 'Mariazo a la fachinesca'. — G. Ferretti, Intorno al verso minturniano. — G. Surra, Impronte giustiane nella poesia di G. Carducci. — E. Levi, Cantilene e baruffe chioggiotte nel Trecento. — A. F. Massèra, Sonetti del Boccacci contro ignoti detrattori. — E. Solmi, Di Vincenzo Gioberti verseggiatore. — Rassegna bibl. — Bulletino bibl. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca.]

Bulletin italien. XII, 4, oct.—décembre 1912 [P. Duhem, La dialectique d'Oxford et la scolastique italienne (4e art.). — J. Dubled, L'*Orlando Furioso* et la *Pucelle* de Voltaire (3e art.). — C. Déjob, Trois Italiens professeurs en France sous le gouvernement de Juillet: P. Rossi, G. Libri, G. Ferrari (3e art.). — A. Jeanroy, Carducci et la Renaissance italienne. Etude sur les sources du quatrième discours *Dello svolgimento della letteratura italiana*. — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique]. — XIII, 1, janvier—mars 1913 [P. Toynbee, 'Sorenus et Deognidus' in Boccaccios *De genealogia deorum*. — I. Kons, Dante en Hongrie. —

P. Duhem, La dialectique d'Oxford et la scolastique italienne (5e art.). — J. Dubled, L'*Orlando Furioso* et la *Pucelle* de Voltaire (4e et dernier art.). — A. Morel-Fatio, Caduta del conte d'Olivares l'anno 1643 par le P. Ipp. Cam. Guido, ministre de Modène en Espagne (2e et dernier art.). — A. Jeanroy, Carducci et la Renaissance italienne (2e et dernier art.). — C. Pitollet, Quelques notes sur Jean Reboul et l'Italie (1er art.). — Bibliographie. — Chronique. — Necrologie: L.-G. Pélissier]. XIII, 2, avril—juin 1913 [R. Cessi, La congiura di Stefano Porcari. — J. Mathorez, Les Italiens à Nantes et dans le pays nantais. — P. Duhem, La dialectique d'Oxford et scolastique italienne (6e article). — C. Déjob, Trois Italiens, ecc. (4e article). — C. Pitollet, Jean Reboul (2e art.). — Questions d'enseignement. — Bibliographie].

Mignon, M., Etudes de littérature italienne: Catherine de Sienne. — Les lettres et les arts à Florence. La comédie italienne de la Renaissance. — C. Goldoni. — Musset et l'Italie. — G. Carducci. — G. Pascoli. Paris, Hachette, 1913. VI, 306 S. Fr. 3,50.

Monteverdi, A., Gli esempi dello *Specchio di vera penitenza*. S.-A. aus dem *Giornale stor. di lett. italiana* LXI, 1913. 80 S. [Interessante sagengeschichtliche Nachweise zu den vier Dutzend Exempeln des Predigtbuches des Frate Jacopo Passavanti.]

Torraca, Fr., Per la biografia di Giovanni Boccaccio, appunti con ricordi autobiografici e documenti inediti. Milano-Roma-Napoli, Albrighi, Segati e C., 1912. 432 S. Lire 4,50.

Gröber, G., Über die Quellen von Boccaccios Dekameron. Mit einem Porträt G. Gröbers und einer Einleitung von F. Ed. Schneegans. Straßburg, Heitz & Mündel, 1913. XII, 92 S. [Bildet das erste Heft einer Sammlung, die den Titel 'Einführung in die romanischen Klassiker' führt. Der Text ist Gröbers Vorreden zu seiner Ausgabe des *Decameron* in der *Bibl. romanica* entnommen. Schneegans hat einen kurzen Nachruf auf den Autor vorangestellt.]

Reinhold, J., Dyalekt franko-włoskich poematów rękopisu weneckiego (Cod. gall. XIII). Studyum lingwistyczne (I. Fonetyka) = Das dialektische Element im Cod. marc. XIII. Linguistische Studie (I. Lautlehre). W. Krakowie, 1912. S.-A. aus den Abhandlungen der Akademie zu Krakau. [Beigefügt ist ein *Extrait du Bulletin de l'Academie des Sciences de Cracovie*, nov.—déc. 1912, der den Inhalt der Lautlehre in deutscher Sprache resümiert, derzufolge Ms. XIII 'zur östlichen Gruppe der nordital. Dialekte gehört'.]

Jeanroy, A., Carducci et la Renaissance italienne. Etude sur les sources du quatrième discours *Dello svolgimento della letteratura nazionale*. 27 S. S.-A. aus dem *Bulletin italien* XII und XIII, 1912/13. [Eine Studie von großer Feinheit und Tiefe. Sie zeigt, wie Carducci die leitenden kulturkämpferischen Gedanken seiner Synthese bei den Franzosen, besonders bei Quinet, gefunden hat und wie er, der Feind der romantischen Poesie, in seinen fünf *Discorsi* ein romantischer Literarhistoriker ward. G. Paris' *Hist. poétique de Charlemagne* hat in Carduccis Darstellung des Epos einige Spuren hinterlassen. Die deutschen Werke von Voigt und Burckardt hat er sich nicht erschlossen. Wie er sonst im einzelnen sich dokumentiert (z. B. aus Tiraboschi) wird an interessanten Beispielen gezeigt.]

Violets Sammlung von Sprachplatten-Texten zum Unterricht mit Hilfe der Sprechmaschine: Italienisch. Erstes Heft. Stuttgart, Violet, o. D. VIII, 128 S. M. 1.

Salvioni, C., Relazione sull'andamento dell'opera del Vocabolario nell'anno 1912. Estr. del Conto-reso governativo del Dipartimento della Pubblica Educazione del 1912. [Es handelt sich um das *Vocabolario della Svizzera italiana* (cf. hier CXIX 422), über dessen günstig sich entwickelnde Vorarbeiten hier der tessiner Regierung Bericht erstattet wird. So liegen

für 1912 denn nun drei Parallelberichte über die romanischen Idiotica der Schweiz vor: das französische (S. 463), rätoromanische (S. 472) und italienische, und zeugen von der Tätigkeit der drei Redaktionen.]

Spanisch.

Bulletin hispanique. XV, 1, janvier—mars 1913 [P. Paris, L'archéologie en Espagne et en Portugal. — G. Cirot, Chronique latine des rois de Castille jusqu'en 1236 (suite). — G. Daumet, Louis de la Cerda ou d'Espagne. — J. Mathorez, Notes sur les rapport de Nantes avec l'Espagne (suite). — Nécrologie. — Bibliographie. — Chronique]. — XV, 2, avril—juin 1913 [P. Paris, L'archéologie etc. (suite et fin). — H. de La Ville de Mirmont, Les déclamateurs espagnols au temps d'Auguste et de Tibère (suite). — G. Cirot, Chronique latine etc. (suite). — J. Mathorez, Notes sur les rapports etc. (suite). — A. Morel-Fatio, L'espagnol langue universelle. — Universités et enseignement. — Bibliographie. — Chronique].

Las burlas veras, comedia famosa de Lope de Vega Carpio, edited with an introduction and notes by S. L. Millard Rosenberg, Philadelphia, 1912. XLII, 94 S. Aus den Publications of the University of Pennsylvania, Department of Romanic languages and literatures, Extra Series No 2. [Gibt in vornehmer Ausstattung den Text der *suelta* des Brit. Museums — deren Titelblatt faksimiliert wird — wieder, mit einigen Emendationen und Lesebeihilfen (Interpunktion, Akzente). Die Veröffentlichung dieses von M. Rosenberg aufgefundenen Stückes ist ein Beitrag zur Lösung der Frage der *Española de Florencia*, die den Untertitel *Burlas veras* trägt, wie denn dieser Titel noch bei zwei anderen *comedias* der Zeit erscheint (Faksimile bei Rosenberg). Mir scheint, daß Lopes Autorschaft für die *Española de Florencia* sicherlich abzulehnen ist. Auch Stiefel verteidigt sie nur noch mit Vorbehalt. Die Verfasserschaft des jungen Calderón, an der Rosenberg festhält, scheint mir durchaus möglich. Zum Stande der Frage cf. *ZfrPh.* XXXVI, 631 f.]

Jünemann, G., Historia de la literatura española y antología de la misma. Con 27 retratos y una lámina-frontispicio. Freiburg i. B., Herder, 1913. XI, 268 S. M. 3,60, geb. M. 4,40.

Lehmann-Nitsche, R., Folklore argentino. I: Advinanzas rioplatenses coleccionadas y publicadas. Buenos Aires, Imprenta de Coni Hermanos, 1911. 495 S. [Dieser starke, vornehm ausgestattete Band gehört zum *tomo VI de la biblioteca centenaria* der Universität von La Plata, an welcher — wie an der Universität von Buenos Aires — der Verfasser als *Catedrático titular* Anthropologie lehrt. Über 1000 Volksrätsel — z. T. auch in *guaraní* und in *quichua* — finden sich hier vereinigt, nach einem sinnreichen System geordnet und mit Literaturnachweisen und Parallelen versehen. Indices erleichtern die Orientierung in dem folkloristischen und sprachlichen Reichtum der Sammlung, für die man dem Bearbeiter sehr dankbar sein darf und der man Nachfolge wünscht.]

Hanssen, F., La *pasiva* castellana. S.-A. aus den *Anales de la Universidad de Chile*. Santiago de Chile, 1912. 28 S.

Octavio Méndez Pereira, Significado peyorativo de los nombres formados con terminaciones que presentan la letra *u*. Ensayo filológico. Santiago de Chile, 1912. 70 S.

Portugiesisch.

Revista lusitana dirigida por J. Leite de Vasconcellos. Vol. XV, 1912 [cf. *Archiv* CXXIX 536. — F. A. Coelho, O estudo das tradições populares nos paises romanicos. — Cl. Basto, Falas e tradições do distrito de Viana-do-Castelo. — Th. Pires, Vocabulario alemtejano. — P. d'Azevedo, Costumes e festas populares dos seculos XV e XVI (documentos). — M. An-

gelica Furtado de Mendonça, Cantigas dos 'setes' (Lieder von der Siebenzahl). — In der Chronica wird mitgeteilt, daß Frau Dr. Carolina Michaelis nach der Neuordnung der Fakultäten zum Professor der romanischen Philologie der Universität Coimbra ernannt worden ist. — J. J. Nunes, Textos antigos portugueses. — Th. Pires, Investigações ethnographicas. — Sobre un verso de Gil Vicente: Briefwechsel Verschiedener über Deutung oder Emendation des dunklen Verses *Ora venha a caro a ré (Auto da Barca do Inferno)*. — P.e Cunha Brito, Ethnografia minhota. — O. de Pratt, Locuções petrificadas. — B. Barlosa, Contos populares de Évora. — A. G. Pereira, Vocabularios de varios concelhos do distrito de Vila Real. — Miscellanea. — Bibliographia. — Necrologia (O. Nobiling)].

Rätisch.

Vellemann, Dr. A., Alchünas remarchas davart l'ortografia e la grammatica della lingua ladina. Duos referats salvos al Liceo da Zuoz als 28 e 30 avuost 1912. Samedan, S. Tanner, 1912. 81 S.

Melcher, F., Gesamtbericht über den Gang der Arbeiten für das rätoromanische Idiotikon während der Zeit vom 1. Dez. 1904 bis zum 31. Dez. 1912. Chur, Bischofberger und Hotzenköcherle, 1913. 19 S. [Ist auch in rätischer Form *Rapport generel davart las lavuors per l'Idioticon retoru-mauntsch* vorhanden, 14 S.]

Hartmann, G., Reformation und Literatur in Graubünden. S.-A. aus S. 85—94.

Rumänisch.

Densusianu, O., Păstoritul la popoarele romanice. Însemnătatea lui linguistică şi etnografică. Bucureşti, editura 'Vieţei nouă', 1913. 34 S. Separatum aus 'Viața nouă'.

Academia Română. Dicționarul limbii române întocmit şi publicat după îndemnul şi cu cheltuiala Maiestății sale regelui Carol I. Bucuresti, Libr. Socec & comp. şi C. Sfetea, 1913. Tomul I, fasc. IX: *brânișor—buzurluí*. — Tomul II, fasc. IV: *gazdă—grozav*. [Cf. *Archiv* CXXVI 304. Jenes Faszikel bringt den Schluß des ersten Halbbandes von zusammen 716 doppelspaltigen Seiten. Der zweite Vollband (F—P) steht jetzt bei der vierten Lieferung, cf. hier CXXIX 288. Das ganze Werk schreitet also nunmehr in gutem Tempo vor.]

Varia.

Manuali Hoepli. Milano, Hoepli, 1913:

Nallino, C. A., L'Aarabo parlato in Egitto. Grammatica, dialoghi e raccolta di vocaboli. Seconda edizione modificata ed ampliata. XXVI, 531 S. Geb. Lire 7,50.

Griffini, E., L'Arabo parlato della Libia. Cenni grammaticali e repertorio di oltre 10 000 vocaboli, frasi e modi di dire raccolti in Tripolitania. Con appendice: Primo saggio di un elenco alfabetico di tribù della Libia italiana. LI, 378 S. Geb. Lire 5.

Sammlung Göschen. Berlin u. Leipzig, 1913:

Nr. 638. Corović, Dr. V., Serbokroatische Grammatik. 100 S. M. 0,90.

Weigand, G., Albanesische Grammatik im südgegischen Dialekt (Durazzo, Elbassan, Tirana). Mit zwei Tafeln. Leipzig, J. A. Barth, 1913. XIV, 189 S.

R. Brandstetters Monographien zur indonesischen Sprachforschung, X: Der Artikel des Indonesischen verglichen mit dem des Indogermanischen. Luzern, E. Haas, 1913. 56 S.

PB
3
A5
Bd.130

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY